Google

This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/

Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

doch eigentlich todmüde ſein müſſe, und ſie wirft ſich in eine Ecke des Sophas.

„Denk', Mamachen, die Ulrich'ſchen Muſikanten ſind ſchon da — ach, wie herrlich wird es ſein, wieder einmal ordentlich zu tanzen, und ich werde es Werner ſchon ſtecken, daß es keine zu langen Pauſen geben darf. Entrain *muß* ſein, ſagt Papa immer, und entrain *ſoll* ſein," wiederholt ſie energiſch, den Kopf aufwerfend. „Und wir ſind wirklich fertig geworden," erzählt ſie weiter — „ich hätte es garnicht für möglich gehalten, nur denk', Mama, die Seife hat Erica richtig vergeſſen, obgleich der Haufen ſchon wochenlang in der Schafferei bereit lag — natürlich, eine Braut darf ja zerſtreut ſein! — da bin ich denn noch einmal durch alle Zimmern gelaufen, auch hinunter in die Herberge, und habe die 40 Stück — meine ganze Schürze voll — richtig vertheilt."

Die Landräthin iſt es ſchon gewohnt zu leſen und zuzuhören, wenn ihre Inga ſchwatzt; ihr Zeitungsblatt überfliegend, ſchaut ſie nur dazwiſchen mit freundlichen Blicken auf ihr vor Eifer und Erregung glühendes Töchterchen. Dieſe iſt ſchon wieder auf den Füßen. „Aber die Fahne," ſchreit ſie, „die Fahne iſt noch nicht aufgezogen, die ſchöne Fahne, auf die ich mit ſo vieler Mühe unſer Wappen gemalt habe!"

„Doch, doch, ſie iſt aufgezogen, Jahn hat es bereits gethan," beruhigt die Mutter, deren Geſicht ein gütiges Lächeln überfliegt bei dem Ungeſtüm des jungen Mädchens.

Trotz ihrer 48 Jahre hat ſich Frau von Rehburg ein junges Herz erhalten, fühlt und empfindet mit der Jugend, freut ſich mit ihrer Tochter, der die heiße Ungeduld und Erwartung aus den ſtrahlenden blauen Augen leuchtet.

„Wer wohl zuerſt kommen wird?" plaudert dieſe weiter — „ah, ich glaube, da rollt ſchon ein Wagen" —

Digitized by Google

Digitized by Google

Wirr hängen ihr die goldigen Stirnlöckchen in das erhitzte Gesichtchen — eine große Leinwandschürze hat sie sich vorgebunden. Doch sogar so, in dem einfachen Hauskleide, ist sie so frisch, so reizend, seine Maus, daß es zärtlich aufleuchtet in des Vaters Augen — ihren hübschen Kopf zwischen die Hände nehmend, drückt er einen langen Kuß auf die klare Stirn.

„Ach richtig, ich muß mich schnell umkleiden, lasse mich los, Papa! — aber da rollt es ja wirklich.“ Wie ein Blitz ist sie am Fenster.

„Werner, Axel,“ ruft sie freudig und will den Vettern entgegeneilen, doch sie besinnt sich, sie muß sich wirklich ein bischen hübsch machen! Nur einen Fensterflügel reißt sie los, ruft den Aussteigenden ein fröhliches „Willkommen, Willkommen!“ zu, dann ist sie rasch durch eine Tapetenthüre verschwunden.

Der Landrath geht seinen Gästen entgegen. Obgleich beinahe 10 Jahr älter als seine Frau, hat auch ihn das Alter nur grau gemacht, nicht gebeugt. Seine stattliche Haltung, sein elastischer Gang, seine Arbeitskraft und Energie dienen Vielen zum Vorbild. Seine Liebenswürdigkeit ist sprichwörtlich — „so liebenswürdig wie der Derbiten'sche Rehburg“, sagt man im Lande, „wie Onkel Eberhard“ — in der Familie, und besonders die Jugend, für die er immer eine Neckerei, einen Witz bereit hat, schwärmt für ihn.

Seine Frau hört die Begrüßung im Vorhause — lautes Gelächter — sich nähernde Schritte — und empfängt herzlich und freundlich Trostberg und die Neffen, die ihr ehrerbietig die Hand küssen. Gleich darauf — Inga's Toilette erfordert nie viel Zeit! — erscheinen die jungen Damen, und mit einem Freudenschrei fliegt sich das Brautpaar in die Arme. Axel ist boshaft genug, Werner und Inga zu beobachten, doch diese begrüßt unbefangen, mit kräftigem Händeschütteln, die Vettern und den künftigen Schwager und schwingt sich

Digitized by Google

aufs Fenſterbrett, „um die Anfahrt beſſer überſehen zu können.“ Mitten im luſtigen Neckkrieg horcht ſie eifrig auf jedes Geräuſch draußen, und vor den Anderen unterſcheidet ihr ſcharfes Ohr in der Ferne das Getön von Poſtglocken und das Rollen eines ſich raſch nähernden Wagens.

„Das ſind vielleicht ſchon Martha und Thildchen, kommt, wir wollen auf die Terraſſe hinaus, ſie mit Jubelgeſchrei empfangen.“ Leichtfüßig eilt ſie voraus — die Anderen folgen.

Es iſt wirklich die uns ſchon bekannte Reiſekutſche und ihr folgen in kurzen Zwiſchenräumen bald andere, oft eine ganze Reihe Wagen hintereinander, wenn ſich Nachbarn zuſammengethan, um die langen Strecken in Geſellſchaft zurückzulegen. Bald herrſcht ein unbeſchreibliches Durcheinander in der Halle, die Begrüßungen nehmen kein Ende, das Stimmengewirr wird immer lauter — „der reine Markt,“ meint Gebhard, der das zum erſten Mal erlebt.

„Wo haſt Du den hübſchen Viererzug her?“

„Himmel, ich bin ganz ausgekocht.“ — „Scheußlicher Weg über die X'ſchen Berge,“ hört man hier. — „Denkt Euch, unſer Rad fing an zu brennen.“ „Ja, und bei uns brennt der Wald — aber auch welche Dürre!“ — „Ah, Alfons auch da, wie geht es?“ tönt es dort, ſchwirrt und lärmt es ohrbetäubend durcheinander. Allmählich legen ſich die hochgehenden Wogen der Wiederſehensfreude — man geleitet die Angekommenen in ihre Zimmer, um ſich zu ſäubern, die Toilette zu wechſeln oder auszuruhen, bis um 5½ Uhr die Mittagsglocke wieder alle zuſammenruft und die große Geſellſchaft in den Salon und um die mit Delicateſſen aller Art bedeckten Imbißtiſche verſammelt.

Bis auf Erica's Bräutigam ſind es lauter Rehburgs, mehr als ſechzig erwachſene Glieder der Familie,

Digitized by Google

die, alter Tradition treu, jährlich einmal, bald hier, bald dort, ihren ſogenannten Familientag veranſtalten.

Dieſes Mal iſt es das Derbitenſche Haus, welches die Schaar der Verwandten aufnimmt: ſeine Bewohner

hübſcheren Speiſeſaal als den Derbitenſchen, — ſieh Dir mal dieſe geſchnitzten Buffets an — wahre Prachtſtücke, was?!“

„Und bei ſolcher Beleuchtung macht er ſich beſonders gut,“ ergänzt Troſtberg. Durch vier große Bogenfenſter fluthet in breiten Strömen ſonnige Helle in den behaglichen Raum und wirft ſchimmernde Lichtreflexe auf die koſtbaren alten Eichenmöbel, auf die dunkel getäfelten Wände, an denen die ſtattliche Reihe der Ahnenbilder hängt.

Ein ausgezeichnetes Diner wird aufgetragen, — der Derbitenſche Koch iſt ebenſo berühmt wie Onkel Eberhard's Weinkeller — und bald iſt die Unterhaltung ſo lebhaft und ſo laut, daß man ſein eigenes Wort nicht mehr verſteht, Hausfrau und Hausherr aber ſehen ſich befriedigt an und ihr Blick ſcheint zu ſagen: „Es läßt ſich gut an, es iſt Alles im beſten Gange.“ — Und der Widerſchein des im prächtigſten Farbenſpiel erglühenden Abendhimmels taucht das lebensvolle Bild in goldigen Lichtglanz.

Nach Tiſch verfügen ſich die meiſten Herren natürlich ins Rauchzimmer, die übrigen promeniren mit den Damen auf der Terraſſe und im Garten, bis die Ulrichſche Capelle ihre munteren Weiſen ertönen läßt und eine Polonaiſe, „Familientagspolonaiſe“ — natürlich von einem Rehburg componirt — die Geſellſchaft in dem eigens zu dieſer Gelegenheit erbauten Tanzſaal verſammelt.

„Nur bis Mitternacht ſoll etwas geſprungen werden,“ hat der Landrath geſagt und luſtig drehen ſich die Paare. Es iſt ein hübſcher Anblick, alle dieſe jugendlichen, von Frohſinn und Lebensfreude glühenden Menſchenkinder — die Alten, die im Anfang bloß zuſchauten, werden ſelbſt jung mit den Jungen, und viel ſpäter, als beabſichtigt, begiebt man ſich zur Ruhe!

* * *

Digitized by Google

ſie das herrliche, goldblonde Haar -- ein geſchmackvolles roſa Zephirkleid bringt ihren ſchlanken Wuchs zu beſter Geltung und Alles freut ſich an ihrer ſtrahlenden Jugendfriſche, an ihrer prächtigen Natürlichkeit. Von den Vettern wird ſie unbarmherzig geneckt, aber ſie wehrt ſich mit ſprudelndem Humor und bleibt keine Antwort ſchuldig.

Bis nach 10 Uhr ſteht der Frühſtückstiſch, aber endlich ſind auch die Langſchläfer erſchienen und die Hausfrau und ihre Gäſte zerſtreuen ſich in Garten und Hof, wo es ſoviel zu ſehen und zu bewundern giebt.

Unter Führung des Hausherrn beſichtigen die Herren eingehend die Wirthſchaft, — die mit ihren großen Betrieben, Brauerei, Meierei, Deſtillatur, ihrer Vieh- und Schafzucht zu einer der größten des Kreiſes gehört, — und all die praktiſchen Bauten und Neuerungen werden von dieſen alten und jungen Landwirthen aufmerkſam geprüft und lebhaft beſprochen.

Die Damen intereſſiren ſich mehr für die Pferdekoppel, den Hühnerhof, die Treibereien, den ausgedehnten Gemüſe- und Obſtgarten, und im Park, unten am Waſſer, im Schatten hundertjähriger Linden amüſirt ſich die Jugend mit allerlei Spielen — arrangirt Preisſchießen — Wettfahrten auf dem See. Wer aber die Hitze fürchtet, der flüchtet in die köſtlich kühlen Zimmer, wo immer einige alte Tanten zuſammenſitzen, in eifrigſter Unterhaltung allerlei Familiengeſchichten beſprechend. So vergehen die Stunden zwangloſen Beiſammenſeins in angenehmſter Weiſe!

Was thut es da, daß Onkel Heribert und Onkel Dagobert bei dem geringfügigſten Anlaß in Streit gerathen — daß Tante Clementine über die Putz- und Verſchwendungsſucht ihrer jungen Schwägerin entrüſtet iſt — die Iltishoffſchen Couſinen die Birkenthalſchen „einfach gräßlich langweilig“ finden, und dieſe wieder

Digitized by Google

verſchiedenſten, ganz allerliebſt gebundenen Sträußchen liegen, da begreift er ihren Wink, faßt ohne Zögern raſch nach einem Bouquetchen Nüſſe, das etwas verſteckt unter den anderen liegt, befeſtigt es an ſeinem Knopfloch und tritt zu Inga. In dem Gürtel ihres weißen Kleides ſteckt ein gleiches Sträußchen, — fröhlich kichernd hängt ſie ſich an ſeinen Arm und läßt ſich zu Tiſch führen.

„Ach, Du ſchlaue Maus, Du!“ — flüſtert er, und als ſie voll köſtlicher Schelmerei zu ihm aufſieht, da trifft ſie aus den dunklen Augen ein Blick, der ſie befangen macht; doch tapfer ſucht ſie ſich dieſer Regung zu erwehren und iſt bald wieder im heiterſten Wortgefecht mit der ganzen Tafelrunde, die aus den Fröhlichſten der Fröhlichen beſteht, aber auch aus den Amüſanteſten, den Hübſcheſten, den Klügſten, den Luſtigſten, den Tüchtigſten, — kurz, die Auserwählten haben ſich hier zuſammengefunden. Da iſt Oswald, der älteſte Sohn aus dem Illamoisſchen Hauſe, ein Muſterkind, ein Muſterſchüler, ein Muſtermenſch — neben ihm ſitzt Helga, die reiche Erbin von Kürrapäh, weiterhin Martha und Emmerich, Aſta und Axel — natürlich auch Thildchen und Gebhard, Erica und ihr Verlobter, Inga und als ihr Nachbar Werner, der Liebling, der Stolz der Familie. Dreißig Jahre alt, eine männliche Erſcheinung mit blondem Bart und kurzgelocktem Haar, Freimuth und Güte im Ausdruck des ſympathiſchen Geſichts und im Blick der dunkelgrauen Augen, reich, ſelbſtändig — gerade geſcheit genug, um den Klugen nicht zu dumm und den Dummen nicht zu klug zu erſcheinen — hat ſeine Perſönlichkeit, die durch ihre äußeren und inneren Vorzüge berufen ſcheint, im Lande und in der Familie eine Rolle zu ſpielen, einen Reiz, dem ſich wenige entziehen, und es iſt begreiflich, daß die Onkel „Teufelsjunge“ von ihm ſagen, die Vettern „ein Prachtmenſch“ — die Tanten „ein echter Rehburg“ und daß die Cou-

Google

ihr gilt mein Hoch!“ Er macht eine Pauſe, erwartungsvoll ſchaut Alles zu ihm hin, als er fortfährt: „Zwar keine irdiſchen Roſen ſchmücken ſie“ (mit einem Blick auf ſeine Tafelrunde), „Himmelsglanz umwebt ihre Lichtgeſtalt, ſchimmernde Flügel tragen ſie zu den glücklichen Sterblichen, denen ihre Huld ſich zugewandt! Frau Chance iſt's!“ — „bravo,“ „ſehr gut“ applaudirt man — „die Fee des Gelingens — die Göttin des Erfolges! Hier ſchlang ſie ſchon zu Urgroßvaters Zeiten die goldigen Schleier um unſer ſtolzes Wappenſchild; über Generationen, mit vollen Händen ſtreute ſie die Gaben ihres Füllhorns aus, bis in die Gegenwart hat ſie gewaltet, gab ihr lächelnder Blick Gedeihen, und aus goldenen Rahmen ſchauen die Ahnen auf ihr blühendes Geſchlecht, auf unſeren fröhlichen Kreis, der wieder einmal im lieben, alten Derbiten vereinigt iſt. Und eingedenk altväterlicher Sitte, wollen wir auch in Zukunft keine Entfernung, keine Reiſemühen ſcheuen, um uns in liebgewordner Weiſe alljährlich zuſammenzufinden, aber nicht nur zu gemütlich-heiterem Beiſammenſein, neue Beziehungen knüpfend, alte wieder feſtigend, nein! — wie ein unlösliches Band ſchlinge ſich um uns Alle das Bewußtſein der Zuſammengehörigkeit. — Unſere Familientage, ſie ſeien der Boden, aus dem das Familiengefühl erwächſt, wo er geweckt, gepflegt, erhalten wird und erſtarken ſoll, der Familienſinn, der unſere Freude, unſer Stolz, aber auch unſere Kraft iſt! Und ſo feſtgewurzelt in alter Tradition, umſtrahlt von der Sonne des Glücks, wachſe, gedeihe und grüne in Livlands Gauen, der geliebten Heimat zum Nutzen und zur Zierde, dem Namen zu Ruhm und Ehre, der Rehburg edler Stamm — gegen den vernichtenden Sturm aber, der aus Weſten heranbrauſt, rüttelnd an allen Ueberlieferungen, lockernd die heiligſten Bande, und gegen zerſchmetternde Blitze eines dunkeln Verhängniſſes ſchirme ihn mit glänzendem Schild, nach Jahrhunderte lang,

die lächelnde Tochter des Schickſals — die Chance!! — ihr leere ich dies Glas!"

„Bravo!" „Ausgezeichnet!" „Famos." — Er hat mit Schwung und Feuer geſprochen, und Alles klatſcht Beifall!

„Das haſt Du brav gemacht Werner, biſt doch ein Teufelsjunge," ſchreit Onkel Dagobert, „hoch die Rehburgſche Chance, hoch, hoch!"

„Ja, hoch die Rehburgſche Chance!" —

Werner beugt ſich zu Inga und während ihre Gläſer zuſammenklingen, ſagt er halblaut, nur ihr verſtändlich: „Und auch mir ſtehe ſie bei."

Sie blickt zu ihm auf, während ein helles Roth in ihre Wangen ſteigt. „Ah, das war hübſch, und wie ſchön, daß Du nicht ſtecken bliebſt! Weißt Du noch, wie auf Berthas Hochzeit der arme Eberhard plötzlich den Faden ſeiner Rede verloren hatte, und nur an's Ende kam, weil ſeine Brautſchweſter ihm half."

„Und nicht wahr, Du hätteſt mir gegebenen Falls auch geholfen, das Nöthige geſpickt — was? — wir haben uns ja doch in allen Lebenslagen Hilfe und Troſt verſprochen?" — Wieder begleitet ſeine geflüſterten Worte ein vielſagender Blick, der ihr das Blut in's Geſicht treibt.

„Ach, das dumme Erröten," denkt ſie, aber in ihrer Verwirrung findet ſie keine ſcherzende Antwort und iſt froh der Antwort enthoben zu ſein, weil, über den Tiſch, Martha eine Frage an Werner richtet und bald darnach die Landräthin die Tafel aufhebt.

* * *

Der Tanz iſt in vollem Gange! „Nur keine zu langen Pauſen," hat Inga gebeten und da Werner anführt, ſo herrſcht wirklich ein entrain „wie zu unſerer Zeit", erklären die alten Herrſchaften, die zuſehend

mit Inga und ſeine Blicke ruhen ſo angelegentlich auf ſeiner anmutigen Tänzerin, daß die beiden alten Tanten, die hinter ihnen auf dem Sopha Platz genommen haben, ſich leiſe in's Ohr tuſcheln: „Na, aus denen wird doch noch ſicherlich ein Paar!“ „Natürlich, das habe ich ſchon längſt gemerkt, übrigens, ausgezeichnete Parthie, paſſen prachtvoll zuſammen.“ „Ja, ſieh nur, wie gut ſie tanzen.“ Die Beſprochenen haben als anführendes Paar die Blumentour eröffnet — auf ihren Platz zurückkehrend, ſagt Inga:

„Wie liebe ich die Mazurka! — Ach, es iſt überhaupt himmliſch zu tanzen! Nur eins iſt ſchade, immer dauert das Vergnügen viel zu kurze Zeit. Morgen iſt ſchon wieder alles aus, worauf man ſich ſo lange gefreut hat.“

„Ja,“ ſagt Werner, „bei uns,“ — er betont ſo eigentümlich die zwei Worte, — „müßten die Familientage immer wenigſtens ſieben Tage dauern, nicht wahr, Couſinchen? — Maus?“

Wieder iſt es, als wollten ſeine ausdrucksvollen Augen tief in ihrer Seele leſen. Befangen ſenkt ſie die langen Wimpern und neſtelt an ihrem Spitzentuch. Werner beugt ſich ganz nah zu ihr herab, ſeine Lippen formen ſchon eine Frage — in dieſem Augenblick überreicht der ungeſchickte Erich (Werner wünſcht ihn in's Pfefferland mit ſammt ſeinem Bouquet) Inga eine Auszeichnung und entführt ſie zum Tanze. Werner ſchaut ihr nach — „wie leicht und graciös gleitet ſie im Tacte der Muſik dahin.“ — Einen Moment iſt es ihm, als müſſe er aufſpringen — Vetter Erich mit einer kräftigen Bewegung in eine Ecke ſchleudern, die ſchlanke Geſtalt in die Arme nehmen und es allen Anweſenden triumphirend zurufen: „Das iſt meine Braut!“ Aber wie oft hat er es ſelbſt ſcharf gerügt, dieſes Anſprechen im Ballſaal, unter ſo vielen beobachtenden Augen, ohne Rückſicht auf die zarte Schüchternheit

Digitized by Google

mern ungeahnter, nie gekannter Seligkeit — wonniges Glücksgefühl überfluthet ihre Seele mit jubelnder Ge-

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

„Himmliſch, Papa! Einfach himmliſch!“ Stürmiſch umhalſt Inga den Vater. Sich dann zur Mutter wendend, ſchmeichelt ſie in ihrer lebhaft drängenden Art:

„Bitte, ſage ja, goldenes, einzig liebes Mutterchen. Bitte, bitte! Hier wäre es ja tauſendmal gemüthlicher, als in der Stadt. Ich wäre ſo ſchrecklich froh, wenn Du in Papa's hübſchen Plan willigen würdeſt und Erica ſicherlich auch — nicht wahr, Eri?“

„Gewiß, Schweſterchen! Mich entzückt Papa's Plan nicht weniger, als Dich. — Liebes Mamachen,“ — zärtlich ſchmiegt ſich auch die ältere Tochter an die geliebte Mutter, küßt ihr bittend die Hand.

„Hier, in unſerer alten Derbitenſchen Kirche bin ich confirmirt worden, da iſt es wohl natürlich, daß ich auch gerne in derſelben getraut werden möchte.“

„Nur,“ — mit einem innig fragenden Blick ſieht ſie der Angeredeten in's Antlitz — „wenn es Dir vielleicht in der Stadt bequemer, weniger anſtrengend erſcheint, Mama . . .“

„Gewiß ließe ſich in Riga manches leichter und einfacher einzurichten,“ fällt der Landrath ein, „aber ohne Ermüdung und Anſtrengung für Dich, Frauchen, wird es nicht abgehen, ſo oder ſo, — das läßt ſich nicht vermeiden, nur vermindern. Unſere Leute ſind zwar von Dir trefflich geſchult, haben ſich vor Kurzem erſt in ſolcher Trubelzeit gut bewährt, aber jedenfalls laſſe ich noch einen tüchtigen Koch und ein paar gewandte Diener aus Riga kommen, und wir ſelbſt wollen Dir auch nach beſten Kräften helfen,“ ſetzt er ermunternd hinzu.

„Und im Hauſe, Mamachen, iſt reichlich die Hälfte der Arbeit ſchon gethan,“ ruft Inga überredend aus. „Vom Familientage her ſteht faſt Alles noch in beſter Ordnung da, und dieſe paar Troſtberg's, welche noch hinzukommen, die ſtopfen wir ſchon irgendwo hin, in die Herberge oder in die Waſchküche, oder . . . .“

machen wir mindeſtens bis Sicilien, wenn nicht gar bis Griechenland — ſoweit habe ich Werner ſchon herumgekriegt — alſo, während wir unter Palmen wandeln, kann die Tiſchlerei von Bergmann noch unzählige ſolcher nützlicher Möbelſtücke anfertigen, und das Arbeitsbureau des Jungfrauenvereins hat, bis zu unſerer Rückkehr, auch noch ſechshundert Mal Zeit genug, all das wichtige „Linnenzeug" für die künftige Schloßfrau — das bin nämlich ich! — fertig zu nähen.

Küchenhandtücher können wir doch ſelbſt ſäumen, Du kaufteſt neulich ja Berge von Leinewand beim Pebalgiter, Mamachen."

„Ja, Kinder, zu thun bleibt immerhin übergenug, und Ihr werdet Euch tüchtig tummeln müſſen, wenn es . . ."

„Wollen wir auch, Du Goldmamachen! — Vorwärts mit friſchem Muth — tra — la — la — la — la — la — la! In 14 Tagen kommen Thilde und Martha mit Tante Rikchen aus Neubad zurück, — die verſtehen alle drei ſo ſchön zu helfen. Axel und Erich wollten ſie begleiten, und ein paar andere Couſinen und Vettern „hoien" wir uns auch noch heran, dann geht es an die Arbeit mit Hurrah! Das Rad einer Singerſchen Maſchine zu drehen vermag auch ein Herr, und Axel ſagt, zu nähen verſtände er überhaupt wunderſchön, und Gardinen in recht geſchmackvolle Falten aufzuſtecken, das ſei ſeine Specialität.

Er ſei es geweſen, der zum Livonenball das Damenzimmer ſo „künſtleriſch" eingerichtet habe. Na, die Nägellöcher in den wirklich „kunſtvoll" um den Toilettentiſch drapirten Handtüchern hätte ich auch nicht ſtopfen mögen.

Ach nein, wenn ich an dieſen Ball denke — es war doch einfach himmliſch, nicht wahr, Eri? Was wir da getanzt haben!

Und nicht nur der Ball, überhaupt die ganze Zeit,

Digitized by Google

gleichlichen, das gehört ſich ſo für Bräute. Nur vergeßt es nicht, auf den Menſchen kommt es an, immer und überall, und nicht auf den Namen. Wir neigen hier zu Lande etwas ſtark dazu, ihm allzuviel Bedeutung zuzumeſſen. Doch davon ein andermal mehr; jetzt rathe ich Euch, begebt Euch an Eure Schreibtiſche und zu der Epiſtel, die Ihr ſicher ſchon für die heute abgehende Poſt zuſammengekritzelt habt, fügt ein Poſtſcriptum bei, und meldet Euren Herzallerliebſten, ob ſie nun Erwin Troſtberg oder Werner Rehburg heißen, was hier beſchloſſen worden iſt, damit man ſich bald über den endgültigen Termin einigen und den Tag feſtſetzen kann für die Doppelhochzeit in Derbiten."

Mit dieſen Worten tritt der Landrath zu ſeiner Frau, die ſich in eine der tiefen Fenſterniſchen zurückgezogen hat. „Denn dabei bleibt es nun doch wohl — nicht wahr?" ſetzt er hinzu.

Sie nickt wortlos, und blickt dann wieder hinauf zu dem grauen, trüben Himmel.

Niedrige Wolkenfetzen jagen und überjagen ſich in wilder Flucht vor dem ſtürmenden Weſt. Ein heftiger Regenguß peitſcht gegen die Fenſter und preßt die erſten gelben Blätter an die Scheiben. Die Landräthin lehnt den Kopf an die Bruſt ihres Mannes und ſagt leiſe, während große Thränen über ihre Wangen rollen:

„Wie bald iſt es wieder Herbſt, und auch der Herbſt des Lebens naht. Die jungen Vögel ſind flügge geworden, und aus dem Neſt, wo Elternliebe ſie ſo treu gehütet, die kurze Lenzeszeit hindurch, ſtreben ſie hinaus, ihrer Schwingenkraft bewußt, — nun bleiben wir allein, Eberhard."

Liebevoll beugt ſich der Landrath herab und flüſtert weich:

„Das iſt ſo der Lauf der Welt, mein geliebtes Herz. Wir haben es ebenſo gemacht — vor bald 25 Jahren, und nie bereut, nicht wahr? So Gott will, bleiben wir

wieder hoch hinauf in das leuchtende Blau, an welchem leichte Wölkchen dahinziehen, flockig und weiß.

Ein weicher, warmer Wind schaukelt leise die üppigen Laubmassen der großen Ulmen und Eichen, welche die Anfahrtseite des Krakenormschen Herrenhauses beschatten.

Langgestreckt, mit hohem, schindelgedecktem Dach, ist es ein niedriger, schmuckloser Holzbau in der einfachen Architectur des 18. Jahrhunderts. Auf der zu einer Art offenen Veranda ausgebauten Vortreppe, welche im Sommer den Lieblingsaufenthalt der Bewohner bildet, befinden sich auch heute mehrere Personen.

Behaglich in seinen bequemen Korbstuhl zurückgelehnt, und aus einer langen Pfeife mächtige Rauchwolken in die würzige Luft paffend, sitzt ein alter Herr, der dimittirte Oberst Anton von Rehburg. Ganz vertieft in seine Lectüre, hat er kein Auge für die Schönheit des klaren Nachmittages und blickt nur dazwischen angelegentlich auf den Kopf seiner Stambulka, die bald einer frischen Füllung bedürfen wird. In seiner Nähe, an einem mit Hausgeräth aller Art bedeckten Tisch, sitzen zwei Damen. Ein schwarzes Spitzentüchlein umrahmt das feingeschnittene Antlitz der Aelteren, hebt die krankhafte Bläße der Züge, in die das Leben Spuren vielfachen Leids eingeprägt hat.

Ihr gegenüber, den Kopf mit der blonden Haarfülle tief gesenkt, ein junges Mädchen. Das dunkle, einfache Kattunkleid, über welches sie eine große Küchenschürze gebunden hat, umhüllt glatt die noch unfertigen Formen, — etwas Gedrücktes, Insichgekehrtes liegt in der Haltung, müde Verdrossenheit und frühreifer Ernst schatten das farblose Gesicht. Beide sind damit beschäftigt, Johannisbeeren von den Stengeln zu streifen und zu entkernen, eine mühsame Arbeit, die sie stillschweigend verrichten.

Auch um sie herum — tiefe Stille und Schweigen.

Wie ausgeſtorben liegt der Hof in der Mittagsruhe da. Dann tönt, von des Verwalters Wohnung her, der Klang des Klopfbrettes, welches die Knechte zur Arbeit ruft, und bald rollen die Arbeitswagen in ſchlankem Trabe auf's Feld hinaus, um bis zum Sonnenuntergang noch ſoviel als möglich des Ernteſegens zu bergen und unter Dach und Fach zu bringen.

„Wie man dieſe Wärme genießt," ſagt tiefaufathmend die ältere Dame. „Iſt das heute nicht wieder ein herrlicher Tag, Nora?"

Und mit einem Blick auf den Leſenden fügt ſie hinzu: „Und ſolch' ein günſtiges Wetter für die Einfuhr des Roggens. Nun kannſt Du doch einmal ganz zufrieden ſein, Mannchen?"

„Ja, ja! zufrieden? —" klingt es unwirſch zurück

ſchaft. Nie kann es ſein, wie es gerade ſein müßte. Im Mai, wo wir zur Beſtellung des Ackerbodens und zur Ausſaat des Sommerkorns ſie geradezu nötig hätten, dörren kalte Winde uns die letzte Schneefeuchtigkeit aus, und als Abſchiedsgruß ſchickt uns der Winter noch die kalten Heiligen über den Hals. Will man aber Ende Juni ſein Heu machen, dann pladdert es los und hört nicht auf. So ein richtiger Landregen oder zur Abwechſelung unter Donner und Blitz ein kleiner Wolkenbruch, damit das wogende Korn ſich hübſch lagern kann, oder noch Beſſeres — ein Hagelſchauer, der in drei Minuten die Arbeit von drei Monaten zerſtört."

Ingrimmig ſchallt die Stimme, mißmüthig trommeln die alten Finger einen Marſch auf der Stuhllehne: „Wirklich, ein lohnendes Vergnügen, Landwirth zu ſein!"

Frau von Rehburg erwidert nichts mehr. Mit einem ſchwachen Lächeln um den feingeſchnittenen Mund macht ſie ſich wieder an ihre Beeren! Sie weiß, daß es am gerathenſten iſt, ſolchen Ausbrüchen innerer Gereiztheit nicht neue Nahrung zu geben, und daß ſie ebenſo raſch vergehen, wie ſie gekommen, wenn man ſelbſt ruhig bleibt und ihnen keine Beachtung ſchenkt.

Ueber das junge Geſicht ihr gegenüber aber geht ein Zucken, — die Lippen teilen ſich zu einer Erwiderung, doch kein Wort entringt ſich ihnen. Aufs Neue ſenkt ſich das laſtende Schweigen über die drei Menſchen. Nur das Rollen der Arbeitswagen tönt bald lauter, bald gedämpfter herüber, eine fröhliche Spatzenſchaar lärmt piepſend und zwitſchernd in dem großen Ahorn dicht am Hauſe, und gackernd und ſcharrend ſpaziert das Hühnervolk über den Raſenplatz.

„Bitte, Nora, gieb mir noch eine Portion Beeren." Die Angerufene ſchaut auf. Große, wunderſchöne Augen

Digitized by Google

nute ſervirt haben will, und das iſt garnicht ſo ſchwer durchzuführen, wenn man ſich gewöhnt, die Zeit etwas beſſer zu berechnen."

Pünktlichkeit iſt das Steckenpferd des geweſenen Offiziers, und wenn nicht alles im Hauſe auf die Minute eingehalten wird, ſo giebt es allemal ein „einſchlagendes Donnerwetter", wie die alte Haushälterin Madde ſich ausdrückt.

„Und dabei verſteht er doch nichts von Brodbacken und von Ofenhitze, kann doch mal ſo vorkommen, daß friſch Weißbrod nicht Punkt angeſagte Zeit fertig iſt," klagt ſie dem jungen Stubenmädchen ihr Leid, als die Küchenregion neulich wieder etwas von der Entladung ſolcher Gewitterſtimmung des Hausherrn geſpürt hat.

„Kaffee bekommen wir heute wohl gar keinen mehr? Karl müßte ſchon da ſein, um den Tiſch zu decken —" erregt ſich der Hausherr immer mehr und mehr, und zwirbelt nervös an ſeinem martialiſchem Schnurrbart. „Auch ſo ein rechter Lümmel, dieſer neue Diener. Scheint von ſeinem Geſindeleben her nur gewöhnt zu ſein, nach der Sonne und nicht nach der Uhr zu leben. Es iſt doch richtig ſchon 10 Minuten vor 4 Uhr."

„Nicht möglich! Schon ſo ſpät!" verwundert ſich Frau Adda. „Das hätte ich nicht gedacht. Dann rufe, bitte, den Diener, Norachen, und räume ſchnell alles fort . . ."

„Und die Poſt?! Natürlich verſpätet die auch wieder," wettert der alte Herr wieder los. „Ob der Gartenjunge überhaupt in die Schule gegangen iſt, um die Poſttaſche zu holen? Scheint mir auch ſo ein rechter Faulſack zu ſein! Hat wahrſcheinlich die Zeit verſchlafen!"

„Da kommt Karl ſchon mit der Poſttaſche und dem Kaffeegeſchirr," ſagt Nora kurz, faſt ſchroff. Jäh iſt ihr die Röthe des Unwillens ins Geſicht geſtiegen bei den unfreundlichen, ſcheltenden Worten des Vaters,

in den Taſſen, und ihn wohlgefällig ſchlürfend, im Beſitze ſeiner geliebten Zeitung, iſt Herr Anton von Rehburg wie umgewandelt. Die tiefen Mißmuthsfalten auf der hohen Stirne haben ſich geglättet, die ganze Phyſiognomie athmet Behagen, der eigenwillige Mund lächelt freundlich.

„Hier, Nora, das hat die Poſt für Dich gebracht, ein Brief von Martha, wie es ſcheint.

Und da, Adda, die gedruckte Einladung zur Hochzeitsfeier in Derbiten — ſowas intereſſirt Euch Frauen ja immer beſonders.“ —

„Aber natürlich! Zeig' doch her! Eine Doppeltrauung kommt ſo ſelten vor. Nicht wahr, Alterchen, wir lehnen die Einladung für uns beide dankend ab und bleiben ruhig zu Hauſe. Aber ich freue mich ſo, daß die Kinder das Vergnügen genießen werden, denn Du wirſt es doch Nora erlauben hinzufahren, obgleich ſie noch nicht confirmirt iſt. Tante Betſy ſchrieb ausdrücklich, darin läge kein Hinderniß, und Troſtberg's jüngſte Schweſter ſei gerade in Nora's Alter.

Ich habe auf alle Fälle neulich ſchon Scheuber geſchrieben und mir Proben ſchicken laſſen, damit wir hier noch rechtzeitig mit den Toiletten fertig werden.“

Als von den alten Lippen nicht gleich eine Antwort kommt, ſetzt ſie mit ihrem gewohnten ruhigen Gleichmuth fort:

„Sie werden doch zu guterletzt kein Veto einlegen, geſtrenger Herr und Gebieter?“

„Nein! Mach' was Du willſt, Addachen, wenn Nora Luſt hat, kann ſie natürlich fahren,“ ſagt, von ſeiner Zeitung aufſehend, der alte Herr und vertieft ſich wieder in einen Artikel der „Rigaſchen Zeitung“. Nachdem er die Hauptnummer durchgeleſen, greift er nach der Beilage, und dabei fällt ſein Blick auf einen leeren Stuhl und eine unbenutzte Taſſe.

„Wo bleibt denn Gebhard?“ fragt er mit einem Stirnrunzeln.

„Ich ſah ihn gleich nach Mittag mit ſeiner Flinte und Oros davongehen,“ bemerkt Nora.

„Der kann auch die Mahlzeiten nicht einhalten, Pünktlichkeit nicht lernen,“ murrt der alte Herr, Nora ſeine Taſſe hinhaltend, um ſie zum zweiten Male füllen zu laſſen.

„Aber Mannchen, in den Ferien kann man das doch nicht ſo genau nehmen,“ ſucht Frau Adda die neue Erregung im Keime zu erſticken, „und einen Fehler muß er doch haben,“ ſetzt ſie ſcherzend hinzu.

„Natürlich! Ganz blind in ihrer Liebe — ſo ſind die Frauen, einen Abgott müſſen ſie ſich ſchaffen.“

„Da iſt ja ſchon Oros,“ wirft Nora kurz dazwiſchen.

„Und dann iſt auch Gebhard ſicherlich nicht weit.“

wetterfeste Gesicht des alten Haudegens und, als habe eine Zauberhand alle Zeichen der Ungeduld und Unzufriedenheit weggewischt, liegt nur noch Vaterstolz auf den markigen Zügen.

Jetzt steht er dicht vor ihnen, ein Bild blühendster Kraft und Gesundheit. Schimmernd in roth, grün, weiß, zieht sich das Farbenband der Livonia quer über die Brust. Weit in den Nacken zurückgeschoben, läßt der grüne Deckel die hohe, klare Stirn frei. Ein gewinnendes Lächeln spielt um den festgeschnittenen Mund, den ein kleiner Schnurrbart kaum verdeckt, in dem offenen, freimüthigen Gesicht leuchten die dunkelblauen Augen in sonnigem Glanz. Wie ein Strom von Lebensfreude und Daseinsluft geht von ihm aus.

Der Mutter Antlitz strahlt.

„Baldur!“ denkt sie. „Ja, sie hatten Recht, Dich so zu nennen, Deine Kameraden. Ein junger Frühlingsgott bist Du in der stolzen Pracht Deiner 20 Jahre. Und nicht nur sieghaft schön das Angesicht, stattlich der Wuchs, bezwingend das Wesen — was besser ist, tausendmal besser, lauter die Gesinnung, klar der Verstand, fromm und rein das Gemüth, treu und liebreich das Herz, in innerster Seele edel und gut bist Du. O, erhalte ihn mir so, mein Gott,“ fleht sie still. Und mit freudeglänzenden Augen blickt sie zu ihm auf, der seinen blonden Kopf tief herabbeugen muß, um sie auf die Wange zu küssen. Dann setzt er sich neben den Vater, der schon wieder nach seiner Zeitung gegriffen hat.

„Bitte, entschuldige meine Verspätung, Papa. Es war so wunder — wunderschön im Brakewalde, daß ich immer weiter und weiter ging. Und dann war ich noch auf dem Roggenfelde, wo die Krähen schaarenweise auf den Gubben saßen. Ein halbes Dutzend habe ich mit der neuen Flinte, die famos schießt, heruntergeputzt, und einige haben wir mit dem Verwalter gleich als

Digitized by Google

„Danke! Es wird wohl Angaben enthalten wegen der Ueberraſchungen zum Polterabend. Einen Theil beſprachen wir ſchon zum Familientage mit den Couſinen, aber da war ja nur von Erica und Troſtberg die Rede, und für das zweite Brautpaar wird man doch noch allerlei Paſſendes einſchalten müſſen.

Ich habe mir auch ſchon Verſchiedenes ausgedacht. Zu ſchade, daß Hermann fehlen wird. Er copirt ſo famos das eſtniſche Deutſch und könnte als Droſchkenkutſcher auftreten und Couplets ſingen — dabei ließe ſich gut mancherlei aus Werner's Studentenzeit anbringen."

„Weißt Du es ſo beſtimmt, daß Graf Rieſen nicht in Derbiten ſein wird?" fragt die Mutter.

„Leider ja. Wir ſollen erſt zu Anfang des Herbſtſemeſters in Dorpat zuſammentreffen, aber im Stillen hoffte ich doch auf eine ſchließliche Aenderung ſeiner Pläne. Eigentlich geht ihm nichts über Livland, beſonders im Sommer, und ich bat ihn, in meinem letzten Brief, Paris für dieſes Jahr aufzugeben und noch auf einige Wochen herzukommen."

„Das wäre ja ſehr hübſch geweſen," meint Frau Adda. „Ich habe es ſehr bedauert, daß wir ihn in dieſem Sommer nicht als Gaſt begrüßen durften, wie ſchon ſo oft früher. Du weißt, ich habe eine rechte Vorliebe für Deinen Freund."

„Ja, das verdient er. Es iſt der bravſte, anſtändigſte Junge, den ich kenne," fällt Gebhard warm ein, „und der beſte Kamerad. Weder hochmüthig, noch blaſirt, trotz ſeines großen Reichthums. Der fidelſte Genoſſe bei allem, was das Studentenleben bietet. Und ohne zugleich Duckmäuſer, Pedant, Spielverderber zu ſein, verſteht er doch ſtets über den Genuß die Pflicht zu ſetzen."

„Ja, er iſt wirklich ein ſelten ſympathiſcher, liebenswürdiger Menſch und ein durch und durch vertrauen-

Bemerkung über beſſere Viehracen, oder kommt der Verwalter dem gnädigen Herrn mit Vorſchlägen zu rationellerer Kultur des Bodens, ſpricht von Drainiren und von Kunſtdünger, führt die Ueppigkeit der Therenhofſchen Kleefelder auf das Kalken und die reichen Kartoffelernten auf die neuen Sorten zurück, dann ſchnauzt ihn ſein Herr an mit:

„Dummer Schnack! Wer hat denn früher dergleichen Firlefanzereien gemacht, ſolche Mehle und Superphosphate geſtreut? Koſtet blos tüchtig Baargeld und iſt nur rein weggeſchmiſſen, wenn es dem Wettermacher dort oben gefällt, wieder mal zu wenig oder zu viel Regen zu geben.

Nichts da! Der Pflug thut es noch immer, es kommt nur darauf an, wie man ihn führt. Gebt Ihr nur beſſer Acht auf Eure Knechte und auf die Pferde, daß die auch wirklich ihren Haſer kriegen und nicht der Herr Krüger für ein Stof Schnaps, wie ihn ſich mancher gerne hinter die Binde gießt.“ — Ein ſchräger Blick, unter den buſchigen Brauen aufblitzend, ſtreift bei ſolchen Geſprächen den Untergebenen, der, die Mütze verlegen in den Händen drehend, vor ihm ſteht und ſich ſein Theil denkt. Freilich, Ueberfluß an Geld giebt's nicht in der Gutskaſſe, das weiß er ſelbſt.

Anton von Rehburg hat Krakenorm vor einigen Jahren geerbt, und da die Aerzte die Ruhe und Stille des Landaufenthalts für die ſchwankende Geſundheit ſeiner Frau dringend anempfahlen, hatte er ſich entſchloſſen, ſeinen langjährigen Dienſt im Innern des Reiches zu quittiren und war, wie er häufig ironiſch zu wiederholen liebte, auf ſeine alten Tage noch „Stoppelhopſer“ geworden.

„Schönes Lebensende das, ſich mit dieſem uncivilisirten Volk herumzuplagen und ſich über die vertrackte Landwirthſchaft vor der Zeit in's Grab hineinzuärgern.“

Aber Gottlob! — nur ein paar Jahre noch muß

Digitized by Google

den Tiſch fliegt, mit Mutter und Schweſter über dieſes und jenes geplaudert, ſogar einen kurzen Blick in die Zeitungen geworfen.

„Sich im Sommer für Politik zu intereſſiren, das kann man von keinem jungen Menſchen, geſchweige von einem Studenten, verlangen.“

Dann ſteht auch er auf, den es immer nach Bewegung, nach Bethätigung ſeiner Ferienluſt verlangt. „Wie bleibt es, Schweſterchen? Machen wir heute einen Ritt. Pegaſus hat Motion dringend nöthig, ſteht zwei Tage im Stall.“

„Gerne käme ich mit, aber ich muß noch die Wäſche zählen und wenn ſich Madde auch beim Einkochen nicht helfen läßt, die Saftburken müßen doch etiquettirt werden; das überläßt ſie nolens volens mir, denn zu ſchreiben verſteht ſie nicht. Doch laſſe Dich, bitte, nicht abhalten, Gebhard.“

„Ich helfe Dir gerne bei Deinem hausmütterlichen Thun, ich ſchreibe ſo eine großartige Kalligraphie,“ lacht er gutgelaunt.

„Nein, genieße Du nur Deine Ferien, lange dauern ſie doch nicht mehr. Benutze das ſchöne Wetter zu einem ordentlichen Spazierritt,“ ſagt zuredend die Mutter. „Und weißt Du, wenn Du Therenhof als Ziel wählſt, könnteſt Du mir zugleich einen Gefallen erweiſen. Ich habe Frau von Theren ein Recept für Johannisbeerenwein verſprochen und bis jetzt verſäumt, es ihr zu ſchicken. Bitte, Nora, Du weißt, wo es in meiner Mappe liegt, — ſchreibe es raſch ab.“

„Ja, Mama!“

„Und wenn Du ſchon in's Haus gehſt, Schweſterlein, ſchicke Jemand zum Stall, der Kutſcher ſolle mein Pferd ſatteln.“

„Gerne, Gebhard.“

Ein ſorgender Blick der Mutter folgt der Abgehenden, und als ſie außer Hörweite, fragt ſie: „Findeſt

Du Nora nicht erſchreckend blaß und auffallend ſtill in dieſem Sommer, Gebhard? Wenn Du fort biſt, in den langen trüben Wintermonaten, kenne ich ſie ſo, trotz aller Mühe, die ſie ſich giebt, aus ſich herauszutreten, uns Alte zu zerſtreuen und nicht in ihre, von uns oft gerügte, Schweiglaune zu verfallen, aber der gute Einfluß des Sommers auf ihre Geſundheit und ihr Gemüth hat in dieſem Jahre ganz verſagt. Sie iſt ja immer ernſt, viel zu ernſt für ihr Alter, ein herber, tiefverſchloſſener Character . . .“

ſagen, wie für Euch Knaben der Umgang mit Kameraden in der Schule und Univerſität und das damit verbundene Kennenlernen anderer Verhältniſſe.

Abſchleifen müſſen ſich die Ecken und Kanten im Verkehr mit anders gearteten Naturen, lernen muß man abwechſelnd zu herrſchen und ſich unterzuordnen, denn allein im Wechſelſpiel dieſer inneren Kräfte können ſie wachſen und ſich entfalten, alle die Eigenſchaften, welche die Tugenden des gereiften Mannes, der wahren Frau ausmachen werden. Erſt im Alter darf man einſam ſeine Kreiſe ziehen, in den Jahren der Entwickelung rächt ſich vieles Alleinſein ſchwer an dem ganzen inneren und äußeren Menſchen, macht leicht egoiſtiſch, einſeitig, ja oft ſeeliſch krank."

„Aber, Mamachen — ſchon einmal wollte ich Dich unterbrechen — Nora iſt doch nicht allein und einſam. Sie hat doch D i ch mit dem jugendfriſchen Empfinden, dem warmen Verſtändniß für Alles, was uns jüngerem Volk durch Herz und Kopf ſchwirrt."

Mit wehmüthigem Lächeln ſchüttelt Frau v. Rehburg das Haupt.

„Sieh doch meine grauen Haare an. Ich bin auch ſchon eine alte, kranke, durch das Leben ernſt gewordene Frau. Viel Lachen hört ſie hier nicht, wenn Du fort biſt, mein lieber Sohn, und gerade ihre viel zu viel nach Innen gekehrte Natur braucht die Aufheiterung, die von Außen kommt.

Ihre reichen Anlagen — man ahnt kaum, wie reiche — indem ſie nicht zum Ausleben kommen, ſind wie eine Laſt für ihre junge Seele, geben ihr das Abweiſende, Schroffe, faſt Harte, durch welches man erſt hindurch muß, um zum goldenen Kern zu gelangen. Fähig iſt ſie des Beſten und Höchſten. Gott gebe nur, daß ihr ſpäter im Leben die in Liebe führende, in Geduld leitende Hand nicht fehle, dann, ich hoffe es zuverſichtlich, wird ſie unerſchöpfliche Schätze der Hin-

haupten, — das ſeien gerade die feſteſten und ſicherſten Charactere, bei denen die ethiſche Entwickelung nur langſam vor ſich geht, nur allmählich die Schlacken ſich löſen durch ſteigende Selbſterkenntniß und in ſtetiger

Ein paar Raſſepferde im Stall zu haben, iſt der einzige Luxus, den man ſich in Krakenorm erlaubt.

Tänzelnd, die feinen Füße zierlich ſetzend, kommt Pegaſus, der junge Hengſt, vor die Treppe und läßt ſich den Zucker ſchmecken, den Nora ihm auf flacher Hand hinhält. Mit ſeinem Gebiß ſpielend, ſcharrt er mit den blanken Hufen ungeduldig den Boden, und die kleinen Ohren ſpitzend, wiehert er ſeinem Herrn entgegen, der, die Reitpeitſche unter dem Arm, geſtiefelt und geſpornt, an ihn herantritt. Liebkoſend klopft Gebhard den ſchlanken Hals, fährt ſtreichelnd über den tiefſchwarz glänzenden Rücken ſeines Pferdes, und nachdem er die Gurten geprüft, ſchwingt er ſich leicht in den Sattel.

Herr von Rehburg iſt in jungen Jahren ſchneidiger Cavalleriſt, berühmter Reiter geweſen, und auch Gebhard, ſein gelehriger Schüler, der von Klein auf kein größeres Vergnügen gekannt, als ein Roß zu tummeln, reitet vorzüglich, kühn und gewandt, ſicher und ruhig, mit Muskeln von Eiſen und einer weichen Hand.

Sein Sitz iſt tadellos, und gerade zu Pferde kommt das ſeltene Ebenmaß der Glieder, die elaſtiſche Kraft des geſchmeidigen Körpers voll zur Geltung.

Mutter und Schweſter noch einen letzten Gruß zuwinkend, ſetzt er ſein Pferd in kurzen Galopp und von dem ihn mit freudigem Gebell umſpringenden Oros begleitet, iſt er bald den Blicken der Nachſchauenden entſchwunden. In raſchem, federndem Trabe trägt das edle Vollblut die leichte Laſt aus dem Hof, hinaus in den wundervollen Abend, welcher die Landſchaft in goldige Schleier hüllt.

Wo er vorbeikommt, folgen ihm bewundernde Ausrufe. Der Schmied hält im Beſchlagen eines Kleppers inne, um, nachdem er unterthänigſt gegrüßt, anerkennend zu ſagen: „Feines Pferd! Und wie unſer Jungherr

reitet! Ich verſtehe was davon — ich hab' doch bei die Huſarens gedient."

„Ja, er reitet nicht nur fein," bemerkt der Stalljunge, der, ein paar Füllen führend, gerade vorbeikommt. „Er kutſcht ihnen auch eine Tſchetworka, daß es nur ſo eine Art hat."

„Ja, was verſteht unſer Jaunskungs nicht," meint der alte Gärtner, der ſich vom Schmiedegeſellen die Schaufel ſchärfen läßt. „Pfropfen und Bäumepflanzen kann er auch. Der will alles lernen und darum verſteht er auch alles."

„Doctor's iſt er auch!" Ein Bauer, der den Vorderfuß ſeines Pferdes hoch hält, auf welchen der Schmied eben ein neues Eiſen befeſtigt, äußert es bedächtig. „Alles verſteht er zu curiren — Magen und Kopf und Zähne und Huſten und pakruhts fahpes und alles . . ."

„Mein Kind war ſo krank, ſo krank," miſcht ſich nun auch die Schmiedsfrau in's Geſpräch. Eine Wiege ſchaukelnd, ſitzt ſie auf dem Bänkchen vor dem Hauſe. „So ſchrecklich krank war es. Dachten wir, es muß beſtimmt ſterben. Da haben der junge Herr und das Fräulein, was auch ſo gut iſt, Thee gegeben, allerlei Tropfen und Verſchiedenes gerathen — in drei Tagen war es geſund."

„Meine Frau, die eine große Wunde am Beine hatte, ſchon lange, lange, hat er auch curirt," läßt ſich der Bauer wieder vernehmen.

„Und ganz für umſonſt, giebt noch Weißbrot dazu. Nahm nicht 20 Kopeken, wollte nicht, nahm nur Eier, die würden ihm beſonders gut ſchmecken, hat er geſagt. Und immer ſo freundlich, der junge Herr, lacht wie die Sonne."

„Gott erhalte ihn ſo!" murmelt der alte Gärtner und nimmt ſeine Schaufel auf die Schulter, denn heute

Digitized by Google

ein Schenkeldruck, und im Galopp trägt ihn Pegasus dahin.

Es liegt etwas Elektrisirendes in der immer beschleunigteren Bewegung. „Se griser de vitesse“ nennt der Franzose dieses Gefühl, und wie ein Schnelligkeitsrausch überkommt es Gebhard. Ein schnalzender Laut, rascher, noch rascher — schneller, immer noch schneller soll es gehen! Zu voller Carrière strecken sich Pegasus' Muskeln, daß es ihm ist, als berührten die flüchtigen Hufe nicht mehr den Boden, als trügen ihn Schwingen.

Wiesen, Triften, Ackerland — er fliegt an ihnen vorüber, weiter, immer weiter geht der Ritt. So erreicht er den Wald, der die Grenze bildet zwischen Krakenorm und Therenhof.

Viele Werste weit, nach allen Seiten hin, erstreckt sich der prachtvolle Bestand alter Bäume, zumeist Kiefern, aber auch verschiedenes Laubholz; Nußgesträuch wuchert unten, hohes Farrenkraut breitet seine Wedel. Und hier erst, wo es so köstlich ist, läßt Gebhard sein Pferd in Schritt fallen.

Die sinkende Sonne wirft schräge Strahlen in das grüne Dickicht. Die Stämme der Kiefern erglühen roth, dem moosigen Boden, den Nadelhölzern entströmt der harzige Duft, den Gebhard so liebt und der ihn immer besonders lebhaft an seine Kindheit erinnert, an ein paar Sommer, die er in Neubad verbracht, allein mit Mutter und Schwester, weil der Dienst den Vater im Lager bei Petersburg zurückhielt.

Wie war es da schön am Strande. Das herrliche, weite blaue Meer, das Baden, das Spielen im Sande; wie lebhaft steht das alles noch jetzt in seiner Erinnerung! Und die Winter vor und nachher. Wie ein Kaleidoskop ziehen die Garnisonen vorüber, wo er häuslichen Unterricht genossen, bis die Eltern sich ganz in Livland niederließen, und er mit 13 Jahren nach Fellin kam, in die Landesschule.

Digitized by Google

dem festgesetzten Termin herzukommen, weil es noch so viel mündlich zu besprechen giebt. Auf Deine Zusage hoffend, rufe ich Dir ein „auf Wiedersehen“ zu und bitte Dich, Tante, Onkel und Nora herzlich zu grüßen von Deiner Cousine

Martha.

Er birgt das Blatt wieder in seinem Taschenbuche, doch bevor er Letzteres einsteckt, entnimmt er einem inneren Theil ein Bild, das er entzückt betrachtet, und auf welches er leidenschaftliche Küsse drückt.

„Ja! Auf Wiedersehn! — Martha, Liebling! bald, bald — nur 14 Tage und ich sehe Dich wieder, Dich selbst, Du süßes Mädchen.“

Mit einem jauchzenden Laut giebt er dem ungeduldigen Pegasus wieder die Zügel frei, und auf's Neue fliegen sie dahin, wie vom Sturmwind getragen, als flöge das Glück vor ihnen her und ließe sich erjagen. Sie sind beide noch so jung, der Reiter und sein Roß, und in beider Adern rollt das feurige, edle Blut, das in wagehalsigem Muth und in Siegesbewußtsein Hindernisse nur begrüßt, als Ansporn zu kühnem Ueberfliegen, — nie bis zur Ermattung gehetzt, Unterliegen nicht kennt und niedergebrochene Kraft. Wie eine Woge des Jubels geht es durch seine Seele. Wie schön ist es doch, jung zu sein und stark und gesund.

Des Dichters Worte klingen in ihm wieder:

„Woran ich denk? — An meines Lebens Morgen, wo vor mir, ein besonnter Meeresspiegel, die Hoffnung liegt, wo der Gedanke Flügel, und wo die Liebe Rosen trägt.“

Die Liebe!

Seine heiße, schwärmende, erste Liebe, mit ihrer Wonne und ihrer Qual!

Hat sie wirklich einmal angefangen, war sie nicht immer da? Gab es wirklich eine Zeit in seinem Leben,

Digitized by Google

er plant für ſein geliebtes Krakenorm, für dieſes Stückchen Erde, in das er ſo tiefe Wurzeln geſchlagen hat, ſo tiefe. In kleine Verhältniſſe zwar kommt ſie herein, das reiche, verwöhnte Mädchen, aber liegt denn im Reichthum, in großen Beſitzthümern Glück? Iſt wahres Glück nicht ſchaffen, wirken, auch im engumgrenzten Kreiſe, auch abſeits, fern vom Weltgetriebe, wenn es ſein muß, aber auf eigenem Grund und Boden, Herr über das Land, auf das man tritt, über die Luft, die man athmet, und mit der Anhänglichkeit zur Scholle, die einen geboren, oder die einem die eigentliche Heimath geworden iſt, auch wenn man unter anderem Himmelsſtrich das Licht der Welt erblickt hat.

Jedes Land braucht treue Söhne, Kämpfer für Beſſerung beſtehender Verhältniſſe, Männer, die eintreten, überall, für ideale Güter, die nicht nur, ſelbſtſüchtige Zwecke verfolgend, Bereicherung ſuchen, zur Vermehrung des eigenen Beſitzes alle Kräfte anſpannen, ſondern Männer, die allzeit bereit ſind, ſie der Geſammtheit zu weihen, werth ihres Namens, ihrer Stellung, ihres Standes.

Jedes Land, auch ein kleines, braucht Patrioten, die auf's Schild heben, auf ewig, den Namen der Heimatherde. Soll doch die Liebe zur Heimath die tiefſte Liebe ſein in einer Mannesbruſt, weil es gilt, ihr zu dienen, auch wenn eigenes Glück in Scherben ſplittert.

Seitdem es ihn zum erſten Mal gepackt mit Wort und Klang, ihr ſtudentiſches Farbenlied, iſt es ihm nicht blos der Sang geweſen, den jugendfriſche Kehlen während ihrer Univerſitätsjahre zu Feſtgelagen ertönen laſſen, — zu einer Landeshymne hat ſeine Phantaſie die Worte ſchon mehr als einmal umgedichtet, nur die Endſtrophe beibehaltend in ihrer urſprünglichen Form. Und dieſer Refrain iſt ihm wie ein Glaubensbekenntniß! Als Unterton ſoll er mitklingen überall in ſeinem ferneren

Digitized by Google

ſchon halb vertaubt und Pegaſus wird ja unter der Laſt nicht erliegen.“

„Gewiß nicht! Welche ſchöne Barawicken! Wachſen

Digitized by Google

den ſoll ich lieben? Nein! So einer kann mir geſtohlen werden — es nimmt ihn nur Keiner. Ich bin ſo wüthend auf ihn, daß ich ihm wer weiß was thun könnte.“ —

„Dann müſſen Sie Ihren Zorn auch auf mich erſtrecken, Fräulein Marie, ich prügele Oros auch hin und wieder. Es geht nicht anders, Hunde müſſen doch pariren.“

„Aber Sie verprügeln ihn nicht — den Unterſchied bemerkt man gleich. Rufen Sie ihn mal herbei.“

Ein Pfiff, und Oros, der im Walde, auf eigene Hand, die intereſſanteſten Entdeckungsreiſen unternommen hatte, folgt in raſchen Sprüngen dem Rufe und ſchmiegt ſchweifwedelnd ſeinen Kopf an die Kniee ſeines Herrn.

„Sehen Sie!“ ruft Marie triumphirend, „und nun beobachten Sie mal den armen Jack, wenn Wolfgang ihn zu ſich ruft. Den Schwanz eingezogen, auf dem Bauche kriechend, nähert er ſich. So oft, bei Buſchwächterhunden ſieht man denſelben Ausdruck von widerſtrebender Angſt — nur die Furcht vor Schlägen ſpricht aus den armen Geſchöpfen.“

„Sie entpuppen ſich ja als große Kennerin der Seelenregungen des Hundes,“ ſcherzt Gebhard.

„Spotten Sie nur, einmal werden Sie doch einſehen, daß ich Recht habe. Backfiſche können eben auch mal Minerva's ſein. — Aber nun müſſen wir in dieſen Waldweg einbiegen, er kürzt die Strecke bis nach Hauſe bedeutend ab. Mit einer Brettdroſchke kommt man ja überall durch und Pegaſus braucht ja nicht über die ſchlechten Brücken zu gehen, der ſetzt ſpielend über die paar Gräben!

Du lieber, hübſcher Pegaſus.“ Und ſie ſchlingt die Arme um den runden Hals des Pferdes und küßt die weiche Schnauze, die ſich tief geſenkt hat, um in

Bedürfniß nach Zärtlichkeiten, ihrer Reue und Scham, müßte ja blind und taub ſein, um nicht zuzugeben, daß ſie empfinden, folglich Seelenregungen kennen. — genießen, aber auch leiden, tief leiden können, phyſiſch und ſeeliſch. Deshalb habe ich auch meinen mediziniſchen Curſus ſchnell aufgegeben. „Einmal und nicht

Reiches hellbraunes Haar iſt am Hinterkopf in ſchwerer Flechte aufgeſteckt, kräuſelt ſich in weichen Wellen um die hohe, reine Stirn. Sanftmuth blickt aus den tiefen, dunklen Augen, liegt mit Güte gepaart um den ernſten Mund. Prüft man jeden Zug des Geſichts näher, ſo kann man es nicht einmal hübſch, noch weniger ſchön nennen, und doch giebt es wohl kaum Jemand, der ſich dem Zauber ihrer Perſönlichkeit entziehen kann, denn ſie beſitzt in ſeltenem Maaße das undefinirbare Etwas, welches man Charme nennt und das meiſt viel tiefer feſſelt, als die regelmäßigſte Schönheit. Mittelgroß, ſehr fein und zart iſt ihre Geſtalt. Weich und anmuthig, voll unbewußter Grazie, ſind alle ihre Bewegungen, tief und wohllautend der Klang der Stimme, und über ihrem ganzen Weſen liegt, als etwas unendlich wohlthuendes, der Hauch ungetrübter Herzensruhe und ſtiller Heiterkeit.

Mit offenem, freundlichem Lächeln nickt Sie Mohhard

„Liſabetha“, die immer, je nach den Umſtänden, ein tröſtendes oder aufmunterndes Wort und ein geduldiges Ohr hat für alle die Freuden und Kümmerniſſe ihrer kleinen Herzen. Den Wald hinter ſich laſſend und Feldwege benutzend, ſind ſie im Schritt bis auf die Landſtraße gelangt, und hier ſetzt ſich der alte Bobbi,

Digitized by Google

ſitzt, und werden Sie Profeſſor irgend einer ſchönen Wiſſenſchaft, wie hier mein lieber Schwager. Sehen Sie, wie geſund und rüſtig der ausſieht! Weiße Haare ja, aber Milch und Blut, kein Magenleiden und keine Gelbſucht in Folge von erlebtem und immer wieder verſchlucktem Aerger.

Als Erholung nach des Winters Arbeit hat er richtige Ferien und braucht als Heilmittel für kleine „Malums“ immer nur Therenhoffſches Quellwaſſer. Das ſei viel heilkräftiger als die berühmteſten Mineralbrunnen das In- und Auslandes, ſo behauptet er.“

„Rechne den ſteten Aufenthalt in friſcher Luft und Schwägerin Bertha's Menu's dazu, lieber Hans,“ erwidert der Beſprochene, ein ehrwürdiger Greiſenkopf auf noch ungebeugtem Körper.

„Uebrigens weißt Du, wir ſind in Dorpat nachgerade auch nicht auf Roſen gebettet. Wie die Verhältniſſe nun mal ſind, kocht einem häufig genug die Galle über, und unſereins kann ſich auch in aller Geſchwindigkeit und Leichtigkeit ein Leberleiden anärgern. Gelegenheit giebt's auch bei uns genug — dafür ſorgen erſtens die Zeitungen und zweitens die liebe academiſche Jugend, oder auch umgekehrt, wie es gerade kommt.“

„Ja, ja — weiß ſchon, weiß ſchon, haſt als Rector Plage genug gehabt mit dieſem wilden Völkchen, das los des Schulzwanges in überſchäumender Jugendluſt und in erſtem Freiheitsduſel gern mal über die Schnur haut.“

„— Und ſich nichts vorſchreiben laſſen will.“

„Aber der Geiſt — ich denke, das kann man dreiſt behaupten — der Geiſt iſt ein guter, nach allen Seiten hin. Schon das muß man ihnen hoch anrechnen — ſie treiben abſolut keine Politik.“

„Das würde auch noch fehlen,“ ereifert ſich der Profeſſor. „Was hat dieſe kaum der Schulbank entwachſene Knabenwelt damit zu ſchaffen? Für das Schick-

Digitized by Google

nünftigen Beſchränkungen zugänglich ſein," ſchließt der Profeſſor ſeinen Satz.

„Na, parirt Ihnen die Livonia auch ordentlich, was?" fragt der Hausherr und lacht ſein breites, gemüthliches Lachen. „Weiß ſchon, weiß ſchon — bin ja ſelbſt Dörptſcher Student und Livone geweſen, Anno 1850. — Ohne Oppoſition und Redeſchlachten geht es nicht ab, wo ſolch' junges Volk ſich in Selbſtverwaltung übt. Muß auch ſo ſein, Kampf und Jugend, das gehört zuſammen, halte das für nöthig und geſund — übt die Geiſteskräfte, ſchärft den Verſtand, entwickelt den Willen, feſtigt die Meinung, bildet die Ueberzeugung, weckt die Schlagfertigkeit — kurz, alles Dinge, die man im ſpäteren Leben gut brauchen kann. Gerade in dieſem erzieheriſchen Moment ſehe ich den großen Nutzen des Aufenthalts in Dorpat, — natürlich im Verbande einer Corporation, — eine zweite Schule, weniger für das Gehirn, als für den Character, und meine ſechs Söhne müſſen allmählich alle hindurch."

„Nun, es iſt nicht alles Gold, was glänzt," meint der Profeſſor trocken. „Dorpat allein genügt, meiner Meinung nach, nicht für dieſen Zweck. Es hat ſich da nachgerade eine gewiſſe Einſeitigkeit eingebürgert — nur die althergebrachte Tradition herrſcht und hat ſich zum Conventionellen ausgebildet. Der offene Blick auf's weite Leben fehlt, das Haus hat zu wenig Fenſter und Thüren, die Luft wird dumpf und der Schwamm niſtet ſich ein . . ."

„Nun ja, vollkommen iſt ja nichts auf dieſer Welt," unterbricht Herr von Theren, der immer lieber ſelbſt redet als zuhört, „daß da ein paar Schäden mit unterlaufen, das ändert nichts an der Thatſache, daß die Dorpater Univerſität unſeren Jungen alles bietet, was nöthig iſt, um aus ihnen brauchbare, tüchtige Söhne ihres Landes zu machen. Wer es kann, geht

meiſt nach beendetem Studium noch etwas auf Reiſen, — das iſt gewiß heilſam und wünſchenswert, — läßt ſich einen anderen Wind um die Ohren blaſen, aber die feſte Grundlage iſt gelegt, die Beziehungen ſind geknüpft, welche auch ſpäter noch wie ein einigendes Band ſchlingen . . .“

„Mit der Einigkeit iſt das auch ſo eine Sache,“ fällt der Profeſſor lebhaft ein, „ſpäter ebenſo gut, wie jetzt. Wollte Gott, ſie wäre da, wo es ſich um ſo ernſte Fragen handelt, wie ich ſie ſchon andeutete“ — damit kommt der Profeſſor auf ſeinen erſten Gedankengang zurück.

„In der Sturm- und Drangperiode der Studentenzeit zeigt ſich naturgemäß eben ſoviel Beharren wie Vorwärtsſtürmen, je nach der Anlage. Jugend, wenn ſie nicht ultraliberal, iſt immer hochconſervativ, und da kämpft oft größere Vorausſicht vergeblich mit ſtarrem Feſthalten an längſt Beſtehendes. Und doch wäre es an der Zeit, das Vertrauen zu rechtfertigen, welches die Obrigkeit der academiſchen Jugend entgegenbringt, und einmüthig zuſammengeſchloſſen, an die Sanirung deſſen zu gehen, was entſchieden derſelben bedarf. Das Duelliren iſt an der Tagesordnung, als ob das der Hauptzweck des Dorpater Aufenthalts wäre.“

„Jugend hat eben keine Tugend,“ unterbricht wieder Herr von Theren. „Die Weisheit des Alters, welches nach Ausgleich ſucht, kann und ſoll man nicht von ihnen verlangen. Und lieber etwas Unvernunft, als ein Philiſterthum vor der Zeit. Raſch pulſirendes, junges Blut wird immer heiß ſein, unbeherrſcht, zu raſch einſpringend bisweilen mit Wort und That, aber laß es ſich austoben nach allen Seiten hin. Denke an Deine eigene Studentenzeit. Wir waren doch auch mal ſo, Ulrich, — wir haben auch munter darauf losgehauen und geknallt, wenn es uns paßte.“

Ein Schatten fliegt über das ausdrucksvolle Geſicht des Profeſſors.

„Vielleicht, mein lieber Schwager,“ ſagt er, „aber es ſind jetzt leider andere Zeiten, als damals vor 30 und 40 Jahren, ernſtere, entſcheidendere, möchte ich ſagen, und auch die heutige Jugend muß ſich deſſen bewußt werden. Kühlere Ueberlegung, weitblickendere Vorausſicht, größere Urtheilskraft verlangt man ſchon von ſolch jungem, übermüthigem Studentenvolk — die Umſtände bringen es eben mit ſich, — das muß man immer bedenken.“

„Du ſiehſt wieder einmal zu ſchwarz, lieber Ulrich. Noch ſind die Zeiten nicht ſo abſolut andere. Gönnen wir der jetzigen Jugend, was wir ſelbſt genoſſen, unbekümmertes, ſorgloſes Drauflosleben, — das vorſichtige Abwägen und berechnende Klügeln kommt immer noch früh genug. Möge die Gluth nur lodern und brennen, das Leben ſorgt ſchon für Abkühlung und Ueberlegung, ſetzt ſchon Brillen auf, öffnet die Augen, ſchärft den Blick für die Bedürfniſſe der Allgemeinheit. Die Selbſtverwaltung, welche die Corporationen beſitzen, iſt immerhin eine gute Vorbereitung dafür.“

„Einverſtanden, auch ich halte viel von dieſem Recht der Selbſtbeſtimmung, welches unſeren Studenten, im Gegenſatz zu den ruſſiſchen, gelaſſen iſt, aber gerade darum erwarte ich auch von unſeren Burſchen, daß ſie ein waches Gefühl haben für die Schäden, welche, wenn ſie noch mehr einreißen, unberechenbare Folgen nach ſich ziehen können.“

„Nur nichts zu tragiſch nehmen, Schwager, noch ſteht der Bau felſenfeſt.“

„Ja, wenn man alles hübſch mit der roſa Brille ſehen will. Ach, Du Conſervativer — als Landwirth biſt Du doch garnicht ſo, haſt den Fortſchritt auf die Fahne geſchrieben. Da iſt Dein Auge klar und Dein Urtheil ſcharf. Ein Dachſtuhl neigt ſich — Du be-

Digitized by Google

Zeit zu verlieren ist, um der Obrigkeit den Beweis zu liefern, es sei den Corporellen Ernst damit, einen Wandel zu schaffen in dieser leidigen Angelegenheit. Die Pistolenduelle haben fraglos allzusehr überhand genommen, die öffentliche Meinung ist so erregt, daß ihr Rechnung getragen werden muß, und selbst, wenn wir die ethische Seite nicht berücksichtigen, die praktische allein fordert richtige Beurtheilung und energisches Vorgehen. Es steht wirklich Werthvolles auf dem Spiel. Schon einmal ist uns von autoritativer Seite die Mahnung zugegangen, wir riskirten — falls nicht in Bälde von Seiten der Studentenschaft erfolgreiche Maßnahmen zur Aenderung des Duellunwesens ergriffen und durchgeführt würden — die eigene Gerichtsbarkeit zu verlieren."

„Das klingt freilich sehr ernst," sagt Herr von Theren und wendet sich interessirt zu Gebhard, „und wäre sehr schlimm für die Corporationen."

„Ja, so schlimm, daß mir kein Opfer zu groß erscheint, um zu verhindern, daß diese Drohung zur thatsächlichen Ausführung gelangt."

„Und was gedenken Sie zu thun?"

„Jedenfalls alles, was in meiner Macht steht, um das Pistolenduell nach Möglichkeit zu erschweren. Es wird nicht ohne Kampf gehen, denn viele sind dagegen, auch nur ein Jota des Bestehenden zu ändern, wollen sich das, was sie ihr gutes Recht nennen, nicht schmälern lassen, ihre Differenzen nach dem selbstconstruirten Ehrencodex auszutragen, auch mit der so viel gefährlicheren Kugel, wenn es ihnen gerade so paßt. Im Laufe der letzten Jahre sind schon verschiedene Vorschläge in dieser Frage gemacht worden, aber es waren alles ungenügende Beschränkungen. Mir scheint, der vorzuschiebende Riegel muß sehr schwer und fest sein, wenn er etwas nützen soll, darum habe ich die Absicht, als Radicalmittel den Antrag zu stellen, ein jeder

Student, der ſich auf Piſtolen duelliren wolle, müſſe ſich vorher exmatriculiren laſſen."

„Oho, das iſt aber wirklich radical! Da kann ich mir denken, daß Ihnen viele Widerſacher erſtehen werden oder ſchon erſtanden ſind. Mein Neffe Wolfgang wird nie für ſolch eine Einſchränkung in der Ausübung althergebrachter Gewohnheitsrechte ſtimmen."

„Ja, Tiefenthal und ich ſind ehrliche Feinde," lächelt Gebhard.

„Ehrlich! Ja, Du vielleicht!" denkt der Profeſſor und blickt ſinnend auf das freimüthige Geſicht des Sprechenden, laut aber ſagt er: „Das war ein braves Wort, Rehburg.

Man achte eine jede Ueberzeugung, auch wenn man ſie nicht theilen kann. In ihr liegt doch der Keim zu einem kraftvollen Denken und Handeln. Mir ſind nur dieſe Dutzendcharactere verhaßt, die von 12 — ja oft zwei Dutzend Menſchen ihre Meinung entlehnen, heute wie der 1., morgen wie der 12., oder gar der 24. denken und urtheilen . . ."

„Na, Wolfgang weiß nur zu gut, was er will," ſagt ſein Onkel. „Fixer Kopf, das muß man ihm laſſen — und er verſteht ſeinen Standpunkt zu vertheidigen, liebt die Wortgefechte. Schade, daß er heute nicht hier iſt, hätte gerne ſo eine kleine Discuſſion zwiſchen Ihnen und ihm, z. B. über die Duellfrage — angehört, um zu ſehen, wie Sie Beide das Schwert des Geiſtes gegen einander ſchwingen. Muß ja Funken ſprühen, und das ſehe ich gern. Aber die Jungens ſind nach Seſſen gefahren, um ſich den berühmten Viererzug anzuſehen, mit welchem Troſtberg ſeine junge Frau heimführen will. Meine Söhne werden bedauern, Sie verfehlt zu haben, Gebhard. An meinem Max erhalten Sie übrigens einen Parteigänger, glaube ich. Vor ein paar Tagen zankte er ſich mit Wolfgang in der Duellfrage ſo, daß der Uebermuth, die Marie, gerade damit beſchäftigt, die Blu-

men auf der Veranda zu begießen, ihnen mir nichts dir nichts den ganzen Inhalt ihrer gefüllten Gießkanne über den Kopf goß. „Zur Abkühlung!“ sagte sie dabei seelenruhig. Pudelnaß waren sie geworden — die jungen Kampfhähne, besonders Wolfgang.

„Ich habe einmal gelesen, man könne Hunde, die sich verbissen haben, nur so — durch einen Kaltwasserguß auseinanderbringen,“ erklärt Marie ganz ernst ihre Handlungsweise.“

„Schöner Vergleich! Bruder und Vetter sind doch nicht ein paar Vierfüßler,“ lacht der Vater.

„Bei Dir gipfelt aber alles in Pferden und Hunden.“

„Hör' mal, Marie, sei aufrichtig und gieb es zu, Du wolltest damit nur Wolfgang, Deiner bête noire, einen tüchtigen Schabernack spielen und hast ihm auch seinen eleganten hellgrauen Complet arg zugerichtet,“ lacht Frau von Asten.

„Aber, Adele, wo denkst Du hin! — Nein wirklich! es war purste Schwesterliebe. Ich glaubte, meinen Lieblingsbruder aus schwerer Lebensgefahr erretten zu müssen,“ betheuert Marie mit treuherziger Miene, aber der Schalk lacht aus ihren Augen. „Solche Discussion bei 20 Grad im Schatten, ich dachte, ihn träfe der Schlag. Uebrigens, Graf Wolfgang Tiefenthal ist reich genug, um sich noch ein halbes Dutzend solch pikfeiner Anzüge machen zu lassen, wenn sein Herz darnach verlangt, und die Dorpater Schneider wollen auch leben — also gönne ihnen den „Extraverdienst“.

„Nach Dorpater Machwerken sehen Wolfgang's Kleider nicht aus, — die stammen zum Mindesten aus Riga.“

„Na, Mädels, wie wär's,“ unterbricht hier der Vater, „machen wir vor dem Souper noch eine Bootfahrt?! Der Abend ist so selten schön, man muß ihn genießen. Mit dem eigentlichen Sommer ist es doch bald vorbei.“

Digitized by Google

Schießen iſt ja ſeine Force, oder verliebt, wenn auch dieſer Ausdruck dein kleines Ohr verletzt. Ja, ja, ſieh' mich nur ganz erſchreckt an — ich weiß, was ich weiß. Backfiſche haben doch auch Augen und Ohren, und die Erkenntniß gibt ihnen der Himmel im Schlaf. Und noch eins, — warte, ganz leiſe in's Ohr ſage ich es Dir — nimm Dich in Acht — eiferſüchtig iſt er auch." Schelmiſch auflachend tänzelt ſie davon.

Die Spaziergänger haben die hübſche Kälberſchaar bewundert, die auch Nachts „zur Abhärtung" im Freien bleibt, ſich über Turbinen, Waſſerkraft, Motoren unterhalten, jetzt ſchreiten ſie längs dem Fluß durch die lauſchigen Wege des Parks wieder dem Hauſe zu.

Herr von Theren erzählt allerlei. Er hört ſich gern ſprechen und Gebhard iſt ein ſtets aufmerkſamer Zuhörer, läßt ſich von dieſem Muſterlandwirth gern über Verſchiedenes belehren, was ihm für die Zukunft von Nutzen ſein kann.

„Drainiren iſt eine Sanirungsarbeit," wiederholt der Hausherr. „Werden alle die ſtagnirenden Waſſer nicht abgeleitet, ſo nutzen ſie nur dem Unkraut; das wuchert luſtig drauf los und erſtickt die edlen Kräuter. Und das iſt mit den Menſchen auch ſo. Ach, da läutet es ſchon zum Abendeſſen, nun müſſen wir den Schritt etwas beſchleunigen. Aber noch eins, lieber Gebhard, ich weiß nicht, ob ich Sie noch einmal ſehen werde, ich muß in der nächſten Zeit wieder nach Riga und Sie fahren bald nach Derbiten, da möchte ich Sie gleich heute um etwas bitten — hüten Sie mir meinen Jungen, den Max, ein wenig aus. Das iſt ein Tollkopf, aber ein braver anſtändiger Junge, der nicht leicht Unhonoriges thun wird. Er ſoll ſich in Dorpat austollen nach Herzensluſt, und ohne Grillenfängerei ſeine erſten Semeſter genießen bis zur Neige — das ſpätere Leben ſorgt ſchon für Kaltwaſſerſpänne und für graue Wolken und geknickte Hoffnungen, und was ſo die An-

hängſel ſind, die jeder mitzuſchleppen kriegt, wenn unſer Mai verblüht. Ich war ſelbſt mal ein Draufgänger und ich liebe ſtramme, fixe Jungens. Studenten ſollen keine Tugendbolde ſein, keine Philiſter vor der Zeit — alſo nicht in Watte wickeln oder am Gängelbande führen, aber Sie verſtehen ſchon, was ich meine und was ich fürchte, und was nicht nöthig iſt, um den Jugendbecher auszukoſten, Zügelloſigkeiten und was drum und dran hängt, Leib und Seele entnervt. Ich könnte ihm ja über manche Gefahr die Augen öffnen, aber ſo unter Kameraden macht ſich das oft leichter, ungezwungener, möchte ich ſagen, als wenn ein Aelterer, und ſei er ſelbſt der eigene Vater, abwinkt."

Sie ſind faſt bis auf die Freitreppe gelangt und Herr von Theren bleibt vor der Hausthür ſtehen und, die Stimme ſenkend, fährt er fort:

„Alſo wenn Sie können, bewahren Sie ihn vor ſchlechter Geſellſchaft à la Wolfgang. Ich habe großes Vertrauen zu Ihnen, Rehburg, und darum ſpreche ich offen. Der Junge macht mir Sorgen, jetzt, wo ich ihn näher kennen lerne. Ein rechter Heißſporn, in deſſen Adern das kuriſch-polniſche Blut über das ruhigere, geſetztere, livländiſche zu überwiegen ſcheint. Ein gefährliches Gemiſch in ihm von Hochmuth, Eitelkeit, Stolz, Arroganz und als Hauptingredienz Egoismus von der gefährlichen Sorte, der rückſichtslos ſeine Zwecke verfolgende Egoismus!

Schon als Knabe war er ein Racker, vielleicht weil ihm von klein auf die leitende, weiche Frauenhand gefehlt, die allein ſolche Naturen in richtige Bahnen zu lenken weiß. Daß ſeine Mutter, meine arme Schweſter, ſo früh ſtarb, war für ſie, welche ſich in Kurland garnicht einleben konnte, vielleicht eine Erlöſung, aber für Wolfgang ein rechtes Unglück. Mit der Stiefmutter ging es garnicht, und ſo blieb er allein auf ſich angewieſen, oder, was ſchlimmer war, unter dem Einfluß

älterer Brüder, von denen der eine — na, Sie werden es ja gehört haben — unmöglich geworden, vor einer Reihe von Jahren außer Landes ging, über die große Waſchſchüſſel für Oceandampfer und Europamüde und jetzt cow-boy iſt oder ſowas! — Ritt brillant der Junge! Man ſoll ihn übrigens mit Ihrem Vetter Ewald geſehen haben — irgendwo, ich glaube in Californien — jedenfalls verſchollen! Na, und der Vater, mein Schwager, hat immer viel zu viel gehalten von Wein, Weib und Geſang. Und das vererbt und entwickelt ſich, wenn kein Gegengewicht rechtzeitig das Uebermaaß an Genußkraft in geſunde Bahnen, zum Guten leitet, die Kraft zur Stärke macht. Das iſt wie beim Drainiren, von dem wir vorhin ſprachen, und ich ſagte es ſchon einmal — das läßt ſich auf Menſchen anwenden, wenn man näher zuſieht. — Edle Kräuter erſticken das Unkraut, oder umgekehrt. Drainiren iſt eine Sanirungsarbeit.

Ich hatte gehofft, Dorpat würde dieſe Wirkung ausüben, ſeinen Character umbilden, — habe ſelbſt dem Vater gerathen, es mit unſerer Alma mater zu verſuchen, mit der Livonia, auf deren gute Traditionen ich baue, aber jetzt fürchte ich faſt, daß Tiefenthal wie die faule Apfelſine wirken wird, welche die ganze Kiſte anſteckt, wenn man ſie nicht rechtzeitig entfernt. Solche Naturen finden immer Anhängerſchaft, ſie wirken und ziehen an, häufig gerade durch ihre weniger lobenswerthen Eigenſchaften. Das macht ſie zu einer Gefahr für unreife Gemüther."

„Für abſolut ſchlecht halte ich ihn nicht," ſagt Gebhard lebhaft. „Unbeherrſcht, zügellos ja, aber das iſt bei ihm vielleicht mehr Manier als Weſen. Eher würde er ſich die Zunge abbeißen, als zeigen, daß er Gefühl, Empfindung beſitzt. Eigentlich iſt es ſchade um ihn, denn im Grunde iſt er doch eine Herrennatur."

„Ja, aber eine ſolche, die nur Rechte kennt, ein ſchrankenloſes Ausleben des eigenen Ichs," wirft Herr von Theren ein.

„Und eins hebt ihn empor über manchen unter uns," fährt Gebhard fort, „das ist sein persönlicher Muth."

„Muth hat auch der Mameluck, Gehorsam ist des Christen Schmuck, lieber Gebhard. Unterordnung unter Sitte und Gesetz ist die erste Pflicht eines Christen. Ich fürchte, auch davon hat mein Neffe wenig. — Da läutet es zum zweiten Mal, wir müssen hinein," mit einem Seufzer tritt Herr von Theren in's Vorzimmer, „können später weiterreden!"

Dazu kommt es jedoch nicht mehr.

Nach dem Thee legen die Damen Beschlag auf den „Vielseitigen", wie der Professor sagt, und Gebhard muß sich an's Klavier setzen. Es wird viel musizirt im Therenhoffschen Hause. Frau Bertha selbst spielt sehr hübsch und die jungen Mädchen singen, besonders Marie hat einen vielversprechenden Mezzosopran, der in Dorpat ausgebildet werden soll.

Nachdem Elisabeth und Marie Rubinsteinsche Duette gesungen und die Hausfrau mit Gebhard Mendelssohnsche Ouverturen vorgetragen hat, sagt Marie bittend:

„Jetzt noch etwas Eigenes, Herr von Rehburg, ja?"

Unter allen seinen reichen Fähigkeiten besitzt Gebhard in hervorragendem Maße die Gabe der Musik, besondes ein hübsches Improvisationstalent.

Der häufige Garnisonswechsel und später Fellin mit den Anforderungen der Schule, ist einer richtigen Ausbildung nicht förderlich gewesen. Nur die Mutter, selbst über Mittelmaaß musikalisch, hat ihn unterrichtet, eingeführt in die unsterblichen Schöpfungen großer Meister. So ist er durch und durch Naturtalent geblieben, aber für den, welchem nach Ausdruck ringende Genialität mehr ist, als höchste Kunsttechnik und Virtuosenthum, für den hat sein Spiel etwas Ueberwältigendes. Welch' ein Anschlag und welch' ein Gefühl!

Die ganze Welt ſeines Innern offenbart er in dieſen Phantaſien. Reiche Melodien quellen unter ſeinen Fingern hervor, ein ganzes Orcheſter zaubert er aus den Saiten.

Gebhard fühlt ſelbſt, daß er einen guten Tag hat. Er ſpielt mit hinreißendem Feuer und Schwung eine brauſende Hymne auf das Leben, das vor ihm liegt, auf das Glück. „Ein Hoch der Jugend“ würde er es nennen, wenn er Muße fände, dieſe Schöpfung unmittelbarer Eingebung feſtzuhalten und auf Notenpapier zu bannen.

Alle die Gedanken, welche ihn während des Rittes bewegt, alles, was in ſeiner Seele jauchzt und frohlockt, er läßt es ausklingen, dahinſtrömen in herrlichen Harmonien, in rauſchenden Tonwellen. Es iſt, als könnte er ſich garnicht trennen von dem Inſtrumente, welches unter ſeiner Berührung zu ſingen und zu jubeln ſcheint.

Am Fenſter, von der Gardine ganz verborgen, ſteht Eliſabeth regungslos. Unerklärliche Gefühle ringen in ihr, Weh' und Wonne hat ſie durchſchauert unter dieſer Fluth von Klängen; ihre Augen füllen ſich mit Thränen, die langſam über ihre, vor innerer Bewegung erblaßten Wangen rinnen.

Als er mit hin- und herwogenden Arpeggien ſchließt, klatſchen ſeine Zuhörer Beifall und, an's Clavier tretend, ſagt die Hausfrau:

„So hübſch haben Sie ſelten geſpielt, Gebhard. Wie ſind Sie zu beneiden um dies Können! Sie ſollten aber wirklich anfangen, dieſe Phantaſien zu Papier zu bringen; es iſt doch ſchade, daß ſie ſo verklingen und unwiederbringlich verloren gehen.“

„Wenn ich alles niederſchreiben ſollte, gnädige Frau, was mir ſo unter die Finger kommt und durch den Kopf geht, ich müßte den halben Tag Noten malen.“

„Dieſes müſſen Sie wenigſtens einmal thun, Herr von Rehburg," ruft Marie lebhaft aus, „und Ihre Improviſation mir widmen, ja? Bitte, das würde mir ſolchen Spaß machen."

„Gut! Ich verſpreche es Ihnen, Fräulein Marie."

Wenn ſie geahnt hätte, welche Erinnerung ihnen allen das Notenblatt ſein würde, welches er ihr einige Tage ſpäter überſandte.

„Vive la jeunesse!" ſtand darauf und darunter „Fräulein Marie von Theren zugeeignet von Gebhard von Rehburg."

„Nun muß ich fort! Es iſt ſehr ſpät geworden. Beſten Dank für den angenehmen Abend." Eliſabeth's kalte Hand hält er etwas länger in der ſeinen.

„Auf Wiederſehen in Derbiten, Fräulein Eliſabeth. Und nicht wahr, ich bekomme die dritte Française an beiden Tagen." —

In ſilbernem Lichte liegt hellſtrahlender Mond auf dem Hof, als ſie alle vor die Hausthür treten, den Gaſt zu geleiten. „Welch' eine Nacht! Ich beneide Sie um den herrlichen Ritt," ſagt Marie.

„Ja, es wird prachtvoll ſein," giebt Gebhard zurück. Er ſitzt ſchon im Sattel. Eliſabeth kann den Blick nicht löſen von ihm. Ein junger Centaur — Reiter und Pferd ſind wie verwachſen miteinander. Zum erſtenmal durchzuckt es ſie: „Wie wunderſchön er iſt?"

Pegaſus raſcher Hufſchlag verhallt. Durch Eliſabeth's zarte Geſtalt läuft ein Schauer.

„Kommt herein, Kinder," ſagt Frau von Theren, „es iſt ſehr kühl geworden. Ihr werdet Euch erkälten in den leichten Kleidern."

* * *

Wie langſam verrinnt die Zeit in der Ausſicht auf beglückendes Erlebniß, ſcheint ſtillzuſtehen, wenn man

in froher Ungeduld ihr zuruft: „Bringe ſie raſch herauf aus dem Schooße der Ewigkeit — Wiederſehen — Wiederfinden — erſehnte Freunde — bewilligten Wunſch — erfüllten Traum.“

Allzuraſch, pfeilgeſchwind enteilt ſie, die Unaufhaltſame, wenn ſie uns näher und näher bringt, was wir hinausſchieben möchten; läßt uns vergeblich flehen, bangen Herzens, mit zitternd verſchlungenen Händen: „Stehe ſtill, du Flüchtige, — weilt, o weilt ihr Stunden, haltet ſie noch zurück, Abſchiedsqual, Trennungsweh, Verluſt, Herzeleid, — o führt ſie nicht herauf, die letzte Nacht, den allerletzten Tag!“

Unbarmherzig aber gegen Wink und Abwehr geht ſie ihren Weg, die nimmermüde Pilgerin Zeit. Mit ſtarren Augen immer nur vorwärts blickend, wandert ſie weiter und weiter, die Raſtloſe, taub für Erdenſtimmen, unbeirrt und unbeeinflußt durch Menſchenbitte und Menſchendank. Und ihr vorauf fliegen Sehnſucht und Hoffnung, die Zwillingsſchweſtern, und ihren Spuren folgen jubelnde Erfüllung und lächelnde Gewährung, aber auch Entſagung in den dunklen Schleiern und Verzicht mit dem bitteren Zug um den bleichen Mund, — ſie alle die Gaben austheilend, die nach ſeinem Rathſchluß ihnen Gott der Herr verliehen für eines jeden Menſchen irdiſchen Lebensweg.

Mit der ganzen Hoffnungsſeligkeit drängenden Liebesgefühls freut ſich Gebhard auf das baldige Wiederſehen mit Martha. —

Für ſeine Mutter iſt jeder Tag zu kurz, der ihr noch den Sohn läßt. Durch die Hochzeitsfeier in Derbiten verliert ſie faſt eine ganze Woche ſeines Ferienaufenthalts, aber ſie hat kein Wort des Bedauerns geäußert, ſie gönnt ihrem Herzensjungen den Genuß und die Erheiterung, welche die Luſtbarkeiten dort ihm in Ausſicht ſtellen, und ſie rüſtet mit liebender, ſorgſamer Hand alles zu ſeiner Abreiſe, läßt es ſich nicht nehmen,

ſeine Sachen ſelbſt fein ſäuberlich zu falten und ordentlich einzupacken. Beſonders der Frack und die Wäſche müſſen doch in tadelloſem Zuſtande dem Tſchemodan entſteigen, dürfen nicht nach Jünglingsmanier ziemlich rückſichtslos be- und mißhandelt werden.

„Zwei Mal habe ich die Plätthemde der Wäſcherin zurückgegeben, jetzt aber ſind ſie wirklich blendend weiß und tadellos glänzend," ſagt ſie und wickelt ſie ſorgfältig in ein Handtuch, auf daß ja kein Fleck ihre ſchimmernde Vorderſeite verunziere. „Sieh', wie ſchön glatt alles hineingegangen iſt, und hier in die rechte Ecke lege ich Dir ein Schächtelchen hinein mit 6 weißen Cravatten, die ich aus Riga habe kommen laſſen. Sie ſind ſo leicht geknüllt und das Zuviel kannſt Du auch in Dorpat gut brauchen."

„Danke, Du liebes, gutes Mamachen, — Du denkſt auch an Alles."

Der letzte Morgen bricht an. Noch ein Beſuch bei Pegaſus, der reichlich Zuckerſtückchen erhält, — ein Gang durch den Garten, wobei man Nebenſächliches redet, weil das Herz zu voll iſt, dann — die letzte Mahlzeit! — —

Ach, wie leer wird es ſein, wenn er fehlt. Wie ſtill das Haus, wo ſein kräftiger Schritt — allzu kräftig häufig für Krakenorm's morſche Dielen — nicht hallt, ſein Lachen und fröhliches Pfeifen nicht mehr erklingt.

Armes Mutterherz, das an jeder Trennung ſo ſchwer trägt, wie an ewigem Abſchied.

„Alſo, Ihr ſchickt mir, bitte, den Koffer, ſowie die Kiſte mit den Büchern zum 20. nach Dorpat, nicht wahr? Und daß mir der Rein dabei gut auf den Oros aufpaßt. Droht ihm, ich würde ihn ohne viel Federleſens von der Steinbrücke in den Embach ſchmeißen, wenn er mir mein liebes Hundchen nicht wohlbehalten

hinbringt. — Komm' mal her, Oros, und gib die Pfote zum Abſchied."

Traurig, mit eingezogenem Schwanz, nähert ſich das kluge Thier und angſtvoll blickt es ſeinen Herrn an, der ihm die ſeidigen Ohren ſtreichelt und den Rücken klopft.

„Sieh' doch, Nora, ich glaube wirklich, er weint. Er hat verſtanden, daß er zurückbleiben muß, heute nicht mitkommt."

„Ja, gewiß, das habe ich ſchon früher bemerkt. Er verſteht ganz genau Reiſevorbereitungen von Fahrten in die Nachbarſchaft zu unterſcheiden und . . ."

„Die Pferde ſind vor!" meldet der Diener. — „Que faire, es ſchlägt die Abſchiedsſtunde. Ich kann alſo in Derbiten melden, Norchen, daß Du in drei Tagen mit den Therenſchen Damen kommſt. Nicht weinen, Mamachen, nicht weinen. In 17 Wochen — nein, 16 nur — bin ich wieder da! Hurrah! Und jede Woche ſollſt Du einen Brief haben."

„Gott geleite Dich, mein Herzensſohn." — Sie nimmt den blonden Kopf zwiſchen ihre zitternden Hände und der Kuß, den ſie auf ſeine Stirne drückt iſt ein Gebet, wie nur ein gläubiges Mutterherz es emporſendet zu Gottes Thron, ein Gebet, das Segen erfleht und Schutz in jeder Gefahr. „Erhalte ihn mir," fleht ſie ſtumm.

Noch einmal umarmt er die Mutter, ſchüttelt dem Vater die Hand, dann ſpringt er in den Korbwagen, auf welchen Karl ſchon ſein Gepäck gebunden. „Brauz, Jahn, fahr' zu. Adieu, adieu, — auf Wiederſeh'n!"

Noch lange ſchwenkt er die Mütze, dann, als ihr letzter Schimmer verſchwunden, ſchlägt Frau von Rehburg ſchluchzend die Hände vor's Geſicht. Wieder einmal davongeflogen für lange Monate, und jeder Tag

iſt nur Vermiſſen und ſehnſuchtsvolles Harren bis zur Wiederkehr.

Und kehrt er wieder?

O dies Dorpat! Ihr graut davor, wenn er dahin zurückfährt, wie ihr vor der Schule gegraut hat, früher, — wie immer, wenn er fern von ihr und mit vernichtendem Schlag ein Unglück ihn treffen kann. Sie iſt überzeugt, daß ſie in allem ſeiner Charakterfeſtigkeit vertrauen kann, ſie weiß, daß, nach den Zeiten tollen Uebermuths in fröhlicher Kameradenſchaar, ſein forſchender, aufs Hohe und Ernſte gerichteter Sinn, ſein ſtrebender Geiſt jetzt dort Nahrung ſucht und findet, um dereinſt, in ſeinem Heimathlande wirkend, verwerthen zu können, was er zu ſeinem geiſtigen Eigenthum gemacht, — aber ihr bangt, und wenn ſie dieſes Bangen auch in Schweigen trägt, weil ſie ihm die heitere, ſorgloſe Jugendzeit nicht trüben will, — ſie zittert beim Gedanken an alle Gefahren, welche auch den Unverdorbenſten, feſteſten Character umlauern. Und dann, die ſchlechte, ungenügende Nahrung, die kalten Wohnungen, Krankheiten, endlich — die Duelle! Dieſe entſetzlichen Duelle!

Denken die jungen Feuerköpfe denn dabei nie an ihre Eltern — an ihre Mütter?! . . . .

Einmal, im erſten Jahre, als Gebhard etwas blaß von ſeinem Fuchsſemeſter heimgekehrt war, da hatte ſie ihren Befürchtungen in Betreff Dorpats und ſeines dortigen Lebens Ausdruck gegeben, hatte ihn gebeten, ſich um ihretwillen in Acht zu nehmen, in keine unnöthigen Gefahren zu begeben. Da hatte er lachend gemeint:

„Wir kriegen wohl manchmal merkwürdige Suppen und „undefinirbare“ Klopſe, wie Axel ſagt, und wirklich, wer weiß, was da alles hinein verklopft wird, aber das bißchen Magenkatarrh kurirt man ſich mit Lieblingsſpeiſen in den Ferien wieder aus. Und Zug und Kälte ſpürt man ja wohl gehörig in den mangelhaften Wohnungen, aber wozu hat man Plaids und Mäntel?

Damit deckt man ſich doppelt und dreifach zu und der Winter hat doch nicht mehr als 6 Monate, es muß ja doch immer wieder Frühling werden. Alſo, bitte, mache Dir keine unnützen Sorgen.“ Und ſich zu voller Höhe emporſtreckend, hatte er hinzugeſetzt:

„Sieh' doch Deinen ſtattlichen Sohn an, Mamachen, den werden doch nicht gleich ein paar Zwiſchenfälle des Studentenlebens umblaſen. Und was das Moraliſche anbetrifft, auch da ſei ganz ruhig, — ein Trinker und Spieler bin ich nicht, habe gar keine Anlage es zu werden, und überhaupt,“ er hat ſich herabgeneigt und ſie zärtlich geküßt, „ich werde doch meinem Mamachen keinen Kummer machen.“

In tiefer Bewegung hatte ſie die Arme um ihm geſchlungen und hatte geflüſtert:

„Aber bitte, verſprich mir, Dich nicht zu ſchlagen.“

„Mutter, das verlange nicht von mir, verſprechen kann ich nichts. Es giebt doch Dinge, die man ſich nicht bieten laſſen kann, das mußt Du verſtehen.“

Er war aufgeſprungen und ein Zug feſten Ernſtes war in das ſchöne, noch eben ſo lächelnde Antlitz getreten.

„Du weißt, ich finde, daß man es in Duellfragen viel zu leicht nimmt, in dieſer Beziehuug häufig allzu unbedacht und wirklich leichtſinnig handelt, und daß man verſuchen müßte, mit allen Mitteln dem, in ſeinen Folgen ſo unberechenbar viel Unglück heraufbeſchwörenden, Piſtolenſchießen Einhalt zu thun, aber — Rom iſt nicht an einem Tage erbaut worden und den Augiasſtall überlieferter, eingewöhnter Verhältniſſe kann auch der Beſitzer ſolcher Muskeln,“ ſcherzend hatte er ihr die kräftigen, ſehnigen Arme entgegengeſtreckt, „nicht im Handumdrehen ausgekehrt haben.“ Als er aber den ergreifenden Ausdruck bemerkt, mit dem ſie zu ihm aufgeſehen hatte, war er in ſeiner warmherzigen Art vor ihr hingekniet und hatte, ihre kalten Hände an die Lippen preſſend, wieder ernſt werdend, geſagt:

„Ich ſelbſt werde alles vermeiden, was einen Anderen berechtigt reizen könnte, das kann und will ich Dir geloben, im Uebrigen Du ſelbſt haſt es mich gelehrt, bei ernſten Entſchlüſſen mit ſeinem Gewiſſen zu Rathe zu gehen, und wenn es geſprochen, nach dieſer inneren Stimme zu handeln und das Weitere Gott zu überlaſſen, in deſſen Vaterhand unſer Leben liegt.“

„Erhalte ihn mir, meinen einzigen Sohn,“ hatte ſie auch damals gefleht und jeden Tag die Sorge um ihn auf betendem Herzen getragen.

* * *

Mit luſtigem Geklingel fährt Gebhard's Poſtwagen vor die, in Erwartung der Gäſte ſchon feſtlich bekränzte, Hausthür des Derbitenſchen Hauſes.

Ein Diener eilt herbei, um ſein Gepäck in Empfang zu nehmen, ihm beim Ausſteigen aus dem hohen Gefährt zu helfen. Im Begriff, dem Poſtillon, der ſeine Sache gut gemacht, ein reichliches Trinkgeld einzuhändigen, erblickt er Martha Rehburg, die, ein Körbchen am Arm, über den Raſenplatz eilt.

Sein Herz klopft ungeſtüm und wie gebannt haften ſeine bewundernden Blicke an der jugendſchönen Mädchenerſcheinung.

Ein elegantes, helles Sommerkleid ſchmiegt ſich eng an die runden Glieder, und auf dem Hintergrund des dunkelblauen Sonnenſchirms hebt ſich der herrliche Kopf mit dem üppigen aſchblonden Haar wirkungsvoll ab. Der rothe Mund lächelt, die großen dunklen Augen grüßen ihn ſchon von Weitem.

Mit ein paar raſchen Schritten iſt er bei ihr, drückt einen langen Kuß auf die ſchmale Hand, die ſie ihm entgegenſtreckt.

„Wie ſchön, Gebhard, daß Du ſo früh kommſt! Es giebt noch maſſenhaft zu thun. Wir können zwei geſchickte Hände und ein künſtleriſches Auge noch gut

brauchen. — Und der Prolog? Die Couplets? Haſt Du ſie mitgebracht?"

„Ja, ſie ſind fertig und werden hoffentlich zu Eurer Zufriedenheit ausgefallen ſein."

„O, ganz gewiß. Du dichteſt ja ſo hübſch, und Axel ſagt, Du ſchüttelſt die Verſe nur ſo aus dem Aermel. Darum rechnen wir noch auf Deine Hülfe, möchten das Programm abrunden. Axel ſagt, es müſſe einfach großartig werden."

„Befiehl über mich, Martha, aber für's Erſte, — darf ich Dir nicht den Korb tragen?"

„Danke, nein. Ich will damit gleich zu den Andern. Die adlige Handwerkerſchaar, wie Onkel Eberhard ſie betitelt, ſoll ſich daran erlaben. Gartenjungen und Hausmädchen wiſſen ſchon nicht, wo ihnen der Kopf ſteht, da war ich ſelbſt im Garten, um Johannis- und Stachelbeeren zu pflücken."

Sie ſind in's Vorhaus getreten.

„Jetzt wirſt Du Dich nach der langen Fahrt wohl etwas ſäubern wollen, es ſtaubt ja wie im Sommer, — und dann Tante und Onkel begrüßen, ſowie die Brautpaare, wenn Du ſie findeſt. Wir haben ſie nämlich dringend gebeten, ſich in dieſen Tagen immer nur ja recht weit vom Gutshof fortzubegeben, ihre Spaziergänge ſoweit wie möglich auszudehnen, oder am Beſten auf die Inſel hinauszurudern, wo ſie nichts ſehen und nichts hören, kurz, uns garnicht im Wege ſein können. Geſtern wurde viel gelacht über Axel's neueſten Einfall. Unten an der Treppe, die in die zweite Etage hinaufführt, hat er eine Warnungstafel angebracht mit der Aufſchrift: „Dieſer Aufgang iſt Brautpaaren ſtrengſtens unterſagt." Man hat uns nämlich im oberen Stock den kleinen Saal und einige Gaſtzimmer, die erſt am Hochzeitstage beſetzt werden, eingeräumt und da wird ſchon ſeit einer Reihe Tagen von uns mit Vettern und Couſinen eifrig an den Vorbereitungen zum Polterabend

gearbeitet. Auch einige Nachbarſöhne, Nix Dohmen, Hans Donnerer ꝛc., die an den Aufführungen mitwirken ſollen, haben ſich ſchon eingefunden, um uns „artiſtiſchen Leitern“, wie Axel ſagt, behülflich zu ſein. Jedenfalls iſt es da oben ſchrecklich luſtig — komme bald herauf, es Dir anzuſehen.“

Leichtfüßig läuft ſie die Treppe hinan und ſeine entzückten Augen folgen ihr. Dieſer Wuchs, dieſe Grazie! Auf halber Höhe bleibt ſie einen Augenblick ſtehen und ſich über's Geländer beugend, lächelt ſie ſchelmiſch zu ihm herab.

„Du findeſt oben auch eine große, unerwartete Ueberraſchung für Dich.“

„Eine Ueberraſchung! Für mich? Was kann das ſein?“

„Ja, eine rieſengroße!“

„Bitte, Martha, ſage es mir!“

„Wer wird ſo neugierig ſein, lieber Vetter. Nach einer Weile wirſt Du ſie erleben! Beeile Dich nur.“

Als Gebhard, nachdem er mit der Hausfrau Kaffee getrunken, die von Martha bezeichneten Räume betritt, begrüßt er in dem erſten der Zimmer einige junge Mädchen, die unter Thilde Rehburg's kundiger Leitung mit der Anfertigung der Koſtüme beſchäftigt ſind.

„Ich komme mir ſchon ganz wie eine Schneiderin vor,“ lacht dieſe, ihm kräftig die Hand ſchüttelnd. „Schau, wie es hier ausſieht.“ Berge von buntem Tarlatan und Mouſſelin bedecken die Möbel, dunkle Sammete, künſtliche Blumen, Federn liegen ringsherum verſtreut.

„Seit acht Tagen kommt mir der Fingerhut nur zu den Mahlzeiten und während des Schlafens vom Finger, aber dafür haben wir auch ſchon viel zu Stande gebracht. Sieh' da,“ und ſie weiſt auf die Wand, wo es ſich in allen Farben bauſcht. „Bewundere die Wunderwerke unſerer geſchickten Hände, die wirklich ſo

660849

ziemlich aus dem Nichts alter Sachen entſtanden ſind. Was ſagſt Du zu dieſem Rittermantel, aus einem ſimplen Laken verfertigt? Das ſchwarze Ordenskreuz darauf hat Erwin gemalt — gut, nicht wahr? Und dies! Iſt das nicht ein feines Barett für einen jungen Edelknappen? Aus einem alten Sommerhut von Tante Malchen und einigen roſa Federn von Tante Betſy kunſtvoll zuſammengeſtellt. Setz' es mal auf! Steht Dir ja prächtig. Wir haben ſchon beſprochen, daß Du den jungen Ritter darſtellen mußt in den lebenden Bildern."

Nebenan iſt die richtige Stellmacherei, und die jungen Herren, die hier in Hemdsärmeln ſägen, hobeln und hämmern, mit dem Pinſel und dem Kleiſtertopf hantiren, begrüßen Gebhard mit lautem Halloh.

„Tag, Gebhard," — „guten Abend, Rehburg." —

„Ach, Du biſt's, Baldur," — fein, daß Du da biſt."

„Martha meldete uns ſchon Deine Ankunft."

So ruft es durcheinander und Gebhard muß rechts und links Hände ſchütteln.

„Nur immer rin in's Vergnügen! Gebhard, ſei mal ſo nett und glätte mit unverbrauchter Muskelkraft an dieſem widerſpenſtigen Brett herum. Mein Arm iſt ſchon ganz vertaubt." — Max Theren, der mit Troſtberg gekommen, wiſcht ſich die Stirn und drückt dem Neuangekommenen die Hobel in die Hand. „Da ſieh' Dir, bitte, dieſe Schwielen an, — wir arbeiten nun ſchon eine Woche ſo angeſtrengt — verſuch' es, bitte, blos eine halbe Stunde mit dieſer Säge, dann biſt Du bald ebenſo weit, und getheiltes Leid iſt halbes Leid" ruft ein anderer. „Hier biſt Du viel nöthiger," ſucht ſich auch ein dritter Rehburg erwünſchte Hülfe zu ſchaffen. „Haſt Du ſchon von einem Polterabend gehört, wo nicht Glaube, Liebe und Hoffnung ſtumm oder redend auftreten? Martha war eben hier als Abgeſandte aus dem Damenatelier, — ſie brauchen noch

einen ſilbernen Gürtel und einen goldenen Anker — der erſte ſei zu klein gerathen. Da, hier haſt Du Goldpapier — nimm den Pinſel und hier ſteht der Kleiſtertopf, mache Dich daran, den Anker zu bekleben, den Erich eben aus Pappe geſchnitten hat.“ — „Schade, daß Du nicht ſchon geſtern aufturnteſt, Senior,“ meint ein Vierter, deſſen Bruſt ebenfalls das dreifarbige Livonenband ſchmückt.

„Wir hatten nämlich einen Convent mit Damen arrangirt und da biſt Du, bei einer kleinen Bowle, per Acclamation zum Ober-Oberdirector von's Ganze, zum Regiſſeur, Souffleur, 2. Tenor, jeune premier. . . .“

„Faulpelze!“ wirft Gebhard lachend ein, „was bleibt Euch zu thun übrig, wenn Ihr mir alles aufhalſt . . .“

„Tiſchredner, Oberfeuerwerker, Tanzanführer ernannt worden,“ fährt der Sprecher fort.

„Nu — Ehre, wem Ehre gebührt!“ läßt ſich jetzt eine tiefe gemüthliche Stimme vernehmen. „Wozu biſt Du denn der geborene Führer der Maſſen, mein lieber Stubenflauſch.“

Bei dieſen Worten fährt Gebhard überraſcht herum und bleibt einen Augenblick wie angewurzelt ſtehen. Hinter einem Kleiderſtänder hervor, wo er ſich verborgen gehalten, ſchiebt ſich eine breitſchultrige, blonde Reckengeſtalt und tritt mit ausgebreiteten Armen auf den Erſtaunten zu.

Ungläubig, ſeinen Augen nicht trauend, blickt Gebhard ihm entgegen, dann faßt er lebhaft die dargebotenen Hände.

„Hermann, Du hier? Wie iſt das möglich? Wo kommſt Du her?“

„Direct aus Paris!“

„Wann biſt Du angekommen?“

„Vor drei Stunden.“

„Nein, wirklich, das iſt zu nett. Martha hatte

mich ſchon auf eine beſondere Ueberraſchung gefaßt gemacht — das betonte „rieſengroße“ hätte mich eigentlich ſtutzig machen müſſen, aber ich war ſo himmelweit von der Wahrheit entfernt — nie hätte ich errathen, daß es dieſe hübſche ſein würde.

Noch neulich fragte Mama nach Dir und ich dachte, Du ſteckteſt ſo tief in Pariſer Genüſſen, daß die Pedelle Dich wohl noch im September umſonſt in Dorpat ſuchen würden . . . ſtatt's deſſen . . .“

„Statt's deſſen werde ich jetzt mit Euch fröhlichſten Hochzeitstrubel mitmachen und dann mit Euch ganz ehrbar und rechtzeitig gen Tartuli ziehen, d. h. gezogen werden, ob von einem Dampfroß oder von bockbeinigen Poſtgäulen, das müſſen wir noch beſprechen. Ich hatte gedacht, es einmal mit der Via Dünaburg-Pleskau-Dorpat zu verſuchen.“

„Das trifft ſich ja ſehr gut, Rieſenbär. Ich muß von hier nach Riga, um in Papa's Auftrag einen Advokaten zu befragen, wegen eines Prozeſſes mit einem eigenſinnigen Bauern, und wollte danach die Dampfſchiffverbindung Pleskau-Dorpat ausprobiren. Ich denke mir, das muß der kürzeſte Weg ſein, nicht?“

„Les beaux esprits se recontrent,“ citirt Graf Rieſen, „machen wir ſo, da bin ich dabei. Ich muß auch nach Riga, um mir die Taſchen mit Moneten zu füllen. Paris koſtet Geld. Aber nun ſetz' Dich mal erſt gemüthlich her, Baldur, und erzähl' von Deinem Sommer. Gieb nur die Hobel, Säge und Pinſel ihren gegenwärtigen Nutznießern zurück und laſſe die Commilitonen und Zukunftsfüchſe für's Erſte mal noch ein Weilchen allein weiterſchuften. Etwas muß man doch davon haben, daß ſie noch ſolch' junge Dächſe ſind, die nichts von den ſchweren Sorgen wiſſen, welche unſere Scheitel gelichtet haben.“

„Bitte, den Deinen.“

„Schön, ſchön! Sei doch nicht ſo gräßlich eitel

auf Deine Perrücke und erſt mal ein halbes Jahr Senior der Livonia, dann werden Dir ſchon genug graue Haare wachſen, oder Du raufſt ſie Dir in Büſcheln heraus, in Wuth über bornirten Widerſtand, falſchen parti-pris und dergleichen.“

Graf Rieſen hat es ſich auf dem großen Divan bequem gemacht, der faſt ein Drittel der hinteren Zimmerwand einnimmt, und präſentirt ſeinem Freunde ein ſilbernes Portecigarre.

„Probire mal! Echte Tochter der Havanna, — ich habe ſie aus Hamburg mitgebracht, was Feines — Dohmen raucht ſchon die zweite.“

„Danke, Hermann — gieb mir lieber eine Papyros und dann erzähl Du mal erſt von Paris, — das iſt viel intereſſanter. Haſt Du Dich ſo leicht losreißen können von dem berühmten Centrum der Civiliſation?“

„Ach ja, erzähle — erzählen Sie, recht ausführlich,“ rufen mehrere Stimmen. „War es denn nicht ſinnverwirrend ſchön in dem Seinebabel?“

„I wo, ſinnverwirrend! Dazu habe ich einen viel zu ſoliden Kopf. Für ein paar Wochen iſt es da ſehr ſchön und gut, aber auf die Länge nur à demi mon genre. Kunſtſchätze, Architectur — großartig, das nimmt man bei Gelegenheit auch gerne in den Kauf, obgleich, offen geſagt, unſereins doch verdammt wenig von dergleichen verſteht. Einiges Naturgefühl hat man dafür, aber keine Kenntniſſe, alſo kein rechtes Urtheil, und wo ſollen ſie auch herkommen. Kunſtverſtändnis, Mäcenenthum — das kommt bei unſerer Erziehung doch nur in letzter Linie oder garnicht, jedenfalls wüßte ich nicht, daß man in Fellin oder Birkenruh allzuviel mit dergleichen geplagt wird. Doch um auf Paris zurückzukommen, ein Anblick, den man nicht ſobald überdrüſſig wird, ſind dieſe beiwels-eleganten, chicvollen Frauen, aber ſonſt, das ganze Boulevardleben, pour commencer — die Hyperelegance der Männer, gar nicht

mein Geſchmack! Man braucht ja nicht gerade, wie Carlos, drei Winter lang denſelben verblichenen Flauſch zu tragen, aber immer tiré à quatre épingles zu ſein, immer geſchniegelt und gebügelt. — Und die Mode beſtimmt Alles! Die Hoſenfalte, den Rockſchnitt, den Cylinder, die Cravatte — faſt für jede Tagesſtunde eine andere . . .“

„Wer Sonntags einen Slips legt vor,
Dünkt Carlos ſchon ein Tſchernomor“,

citirt lachend Gebhard.

„Ha, ha, ha, — da möchte ich wohl Carlos hinſchicken, der jeden, welcher mehr als eine Cravatte im Jahre verbraucht, für ein unleidliches, den Ruf der Livonia gefährdendes Individuum anſieht,“ lacht Paul Rehburg, der ſelbſt immer mindeſtens zwei Dutzend Slipſe in neueſter Form mit ſich führt und als unumgänglich nothwendig für ſtandesgemäßes Auftreten hält.

Die jungen Leute, ihre Arbeiten im Stich laſſend, haben ſich um den Erzähler gruppirt, und Graf Rieſen fährt fort:

„Der Spazierſtock, die Blume im Knopfloch, das Taſchentuch, das Parfüm, die Friſur, die Handſchuhfarbe, kurz alles und jedes . . . Nein, das iſt nichts für mich! Gräßlich langweilig und ein Geckenthum, von dem wir jedenfalls, Gottlob, noch weit entfernt ſind, wir Dörptſchen Burſchen. Ueberhaupt Dorpat, unſer Studentenleben! Was läßt ſich damit vergleichen?

Statt in eins der Cafés der Rue de la Paix gehe ich lieber zu Luxinger, ſitze, Apfelſinen eſſend, auf dem Blech des Ungernſchen Hauſes, oder fahre nach Novum, wenn man dort auch nicht mal Rigaſches Bier bekommt. Und erſt ein Commers in Mollatz oder Wenden!“

„Hurrah! ein Hoch auf Mollatz,“ jubeln einige Stimmen.

„Ein Hoch auf Wenden!“ paar andere.

„Ja, hurrah, hoch!“ ruft Rieſen aufſpringend mit ſeinem mächtigen Baß, und die breite Bruſt wölbend. „Paul, gieb den Ton an und laßt uns ſingen:

„Burgen, Städte, die getragen
Geiſtes Licht in Nordens Nacht,
Fluren lachen, Wälder ragen,
Saaten ſteh'n in voller Pracht.
Wenden, Perl' in Livland's Kron',
Dir dies Lied vom Muſenſohn.“

„So, das hat wohl gethan. Zu lange hatte ich keines unſerer Lieder geſungen,“ ſagt befriedigt Rieſen und läßt ſich wieder auf den Divan fallen.

„Auf Reiſen muß man ſich geſittet benehmen, kann ſich nicht — z. B. auf der Place de la Concorde in Paris, hinſtellen und losſchmettern:

„An der Oſtſeeſtrand
Liegt mein Vaterland,
Lieb's von ganzer Seele.“

Da müßte es die Marſeillaiſe ſein und das iſt kein Lied für mich. An revolutionären Ideen kann ich keinen Gefallen finden, wie eine demokratiſche Staatsform überhaupt nicht meine Sympathie iſt.“

„Aber die Theater in Paris?“ fragt intereſſirt Nix Dohmen. Er iſt ein Gutsnachbar von Derbiten, Philiſter der Livonia und ſeinerzeit einer der berühmteſten Schauſpieler der Fuchstheater in Dorpat.

Ein vorzeitiges Embonpoint, eine Kautſchukphyſiognomie, mit der er die unmöglichſten Geſichter ſchneiden kann, ſeine ganze, immer die größte Heiterkeit erregende Art und Weiſe, alles das zuſammen prädeſtinirt ihn zum Darſteller draſtiſcher Rollen, und man hat ſich ſeiner Mitwirkung für den Polterabend verſichert. Vielſagend lächelnd blinzelt er mit den liſtigen Aeuglein zu Rieſen hinüber.

„Sehr gepfeffert, was, in Wort und Geſte?“

„Na ob — beſonders auf den kleineren Bühnen ſieht man Stücke — einfach unglaublich. Ein haut-gôut, der nicht für Jedermanns Gaumen iſt. Natürlich giebt es auch andere Theater, mit brillanten Stücken und hervorragenden Kräften — Sarah Bernhard, Coquelin ꝛc. Auch wirklich amüſante Comédies Farces habe ich geſehen, aber weiß der Himmel, auf unſeren Fuchs-theatern habe ich viel mehr gelacht und viel herzlicher als im Palais Royal oder wie die Theater alle heißen, wo die beſten Komiker von Paris auftreten. Solche Mimiken, wie ſie Axel und Dohmen machen können, habe ich auch bei den größten Berühmtheiten auf dieſem Gebiete nicht zu ſehen bekommen.“

„Ja, wie Axel voriges Jahr die Damenrolle gab in „Guten Morgen, Herr Fiſcher.“ — Das war wohl zum Todtſchießen komiſch,“ ergänzt Paul Rehburg.

„Geſtern während der Probe haben wir uns auch krumm gelacht über ihn,“ erzählt Max Theren.

„Aber die weltberühmten Reſtaurants?“ interpellirt wieder Dohmen, der ein großer Gourmand iſt, und ſein etwas zu rothes, feiſtes Geſicht nimmt einen lüſternen Ausdruck an, als wäſſere ihm der Mund bei dem bloßen Gedanken an alle Delicateſſen, die der Luxus einer Großſtadt ſchwer geſpickten Börſen bietet.

„Großartig feine Menu's, was?“

„Jedenfalls beſſer als die von Kneip-Madamchen,“ lacht einer.

„Kurzes Vergnügen. Man wird dieſe verfeinerte Küche ſo ſchnell überdrüſſig. Und dieſe Deſſerts — alle dieſe Südfrüchte, Aprikoſen, Ananas, Feigen, ganz ſchön und gut, ſo mal zur Abwechſelung, aber ich wenigſtens würde ſie nicht vermiſſen. Nein, Kinder, glaubt es mir, es geht doch nichts über Livland, beſonders im Sommer, und mehr als je iſt meine Deviſe: „Bleibe im Lande und nähre Dich redlich.“ Im Juni muß man ſich an

unſeren Walderdbeeren ſatteſſen. 3 Mal täglich ganze Suppenteller voll — keine Hotelportionen — dann weiß man, was man hat. Im Juli macht man es mit Waldhimbeeren ebenſo, — die wachſen ja nicht mehr in den cultivirten Forſten des Weſtens — und im Auguſt, da legt man ſich unter einen Buſch nnd ißt Stachelbeeren, bis man platzt. Uebrigens, feine Sorte, dieſe ſtachlichen, rothen, ich rathe Dir, Gebhard, nimm Dir Dein Theil, ſonſt bleibt bald nichts nach!" und er greift ſich eine Handvoll aus dem Körbchen, welches Martha gebracht. „Werde die Landräthin um einige Setzlinge bitten für Dohlenburg. Ach, Kameraden, das wird ein Leben werden, wenn ich da erſt ſelbſtſtändig wirthſchafte. Im März geht man auf den Schnepfenſtand, im April ſchießt man Auerhähne. Im Juli knallt man auf Enten und pürſcht auf Rehe. Im September geht es mit Hallali hinter dem Haſen her, und wenn der Wald ſein Winterkleid anlegt, dann treibt man uns den mächtigen Elch vor die Flinten. Feierlich lade ich Euch ſchon heute zu allen Jagden ein. Und Jagdfrühſtücke und Diners ſollt ihr haben, hinter denen der Ruhm der franzöſiſchen Köche verblaſſen ſoll, wie Märzſchnee in der Sonne."

„Ihr ſcheint ja äußerſt fleißig zu ſein!" Die Thür hat ſich geöffnet und Axel Rehburg ſagt es im Eintreten und ſieht ſich mißbilligend um. Hier und dort auf den Fenſterbrettern und auf der Diele haben die jungen Herren es ſich gemüthlich gemacht und, begierig Rieſens Worten lauſchend, ſeine Importen rauchend, geben ſie ſich einem Dolce far niente hin.

„Tag, Baldur! Herrlich, daß Du da biſt. Ich rechne ſtark auf Deine Hülfe. Du ſiehſt, was dieſe leiſten, ſie machen immer wieder Feierabend."

„Na, hör' mal!" entrüſten ſich mehrere Stimmen. „Wir arbeiten wirklich im Schweiße unſeres Angeſichts, aber es war ſo intereſſant, was Rieſen erzählte. Jetzt geht es wieder an die Arbeit mit Hurrah."

„Wenn Ihr dieſe löbliche Abſicht ausführt, nehme ich alles zurück, aber, wirklich, es iſt keine Zeit zu verlieren.“

„Bitte, Gebhard, halte mir dies Brett feſt,“ ſagt Max, den Hobel ergreifend.

„Nein, auf Gebhard lege ich Beſchlag, — wir wollen gleich das Programm durchſprechen. Wir möchten zum Schluß noch etwas bringen, etwas Effectvolles, noch nie Dageweſenes. Kannſt Du nicht etwas ausdenken?“

„Ich habe mir ſchon unterwegs etwas zurechtgelegt, was vielleicht paſſen würde; aber laß mich erſt hören, was Ihr ſchon definitiv in Ausſicht genommen habt.“

Axel zieht ein Blatt aus der Rocktaſche.

„Alſo 1. Prolog von Gebhard, — Martha erzählte mir eben, Du habeſt ihn ſchon fertig, — da mache ich ein Kreuz dabei. 2. Luſtſpiel. Mitwirkende: Thilde, Martha, Dohmen, Gebhard — ich.“

„Aber Ihr habt mir ja keine Rolle geſchickt?“

„Zier' Dich doch nicht. Die lernſt Du in paar Stunden aus. Wozu hat Dir Mutter Natur das ſtupende Gedächtniß gegeben? — Jetzt weiter im Text:

Nr. 3: Humoriſtiſch-dramatiſche Scene, die Du, mit Dorpater Reminiscenzen aus Werner's Studentenzeit vollgeſtopft, Dohmen auf den Leib ſchreiben ſollſt. Er kann Dir dabei helfen, denn er iſt ein Zeitgenoſſe meines glücklichen Bruders. Das macht Dir keine Schwierigkeit. Du ſchüttelſt ja ſo was aus dem Aermel.“

„Na danke, in 3 Tagen! Es muß doch Hand und Fuß haben.“

„Die Tannen ſind eben gebracht worden.“ Mit dieſen Worten ſtürmt Martha, glühend vor Eifer, in's Zimmer. „Bitte, kommt zeigen, wie ſie aufgeſtellt werden ſollen.“

„So, dann beurgrunzen wir das Programm ſpäter. Gleich, Couſinchen! Es iſt beſſer, die Helligkeit zu be-

nutzen, um die Fertigstellung der Bühne zu beendigen. Gebhard, komme Du auch mit — gieb Deinen Sens dazu."

„Gern, Axel!" den Arm um des Vetters Schulter gelegt, verläßt er das Zimmer.

„Bravo! Ganz famos, ausgezeichnet," sagt er wenige Augenblicke später, als er den kleinen Saal betretend, die schon geleistete Arbeit überschaut. „Ich kann nur uneingeschränktes Lob ertheilen. Wirklich, das habt Ihr ja einfach großartig gemacht. Wer hat denn diese Coulisse angefertigt, das Derbitensche Haus — doch wohl in Pappe? — so ähnlich ausgeschnitten und angemalt? Wirklich Du, Axel?"

„Ja, mit Hülfe eines Zimmermalers, den Onkel Eberhard uns zur Verfügung gestellt hat. Onkel ist so liebenswürdig, hat uns carte blanche gegeben über Menschen und Material."

„Weißt Du was, Axel, — vor dem Miniatur-Derbiten wollen wir einen richtigen kleinen Bowlinggreen anlegen aus Rasenstücken!" schlägt Gebhard vor, der sich gleich in die Situation hineingedacht hat.

„Hurrah, das ist eine patente Idee," stimmt Axel bei und Martha wendet sich ganz elektrisirt an den Hausherrn, der eben eintritt.

„Onkel Eberhard, Du mußt uns noch erlauben, daß wir eine Deiner berühmten Kunstwiesen ein wenig von Oben abrasiren."

Freundlich zustimmend nickt der Gefragte. „Vorwärts, meine Lieben! Genirt Euch nicht, macht Alles, was Ihr wollt."

„Eine Quelle, die eine Viertelstunde rieseln soll, haben wir schon zu Stande gebracht. Aus der Tonne da führt ein Gummischlauch Wasser zu der Urne, welche Anna Trostberg als Nixe des Sessenschen Sees im Arme halten wird," erklärt Martha, „und das Wasser fließt in eine größere Wanne, die Moos und Steine ganz verdecken werden . . ."

„Ihr ſeid wohl Tauſendkünſtler!“ lacht der Landrath, dem es immer neuen Spaß macht, zu ſehen, mit welch' raſtloſem Eifer, mit wieviel Geſchicklichkeit und Sachkenntnis die Vorarbeiten zum Polterabend gefördert werden. „Nun ſoll noch das Gras wachſen!“

„Und gleich blaut auch der Himmel über dem Ganzen — ich beendige blos die letzte Ecke.“ Axel iſt auf eine Stehleiter geklettert und mit kühnen, großen Strichen malt er einfach die Zimmerlage blau an, fährt dann mit ſeinem Rieſenpinſel in einen Topf voll weißer Farbe, um auf die trockene blaue Fläche hier und da noch ein paar Wolken hinzukleckſen.

„Nicht ſehr ähnlich — weder Cirrus, noch Stratus, noch Cumulus,“ meint fröhlich Martha. „Aber wenn erſt der Tannenwald aufgeſtellt ſein wird, macht es ſich gewiß hübſch, beſonders bei bengaliſcher Beleuchtung.“

„Die müſſen wir übrigens zur Sicherheit auch verſuchen.“

„Noch nöthiger iſt es unſer Quartett zu probiren,“ giebt Axel zurück.

So vergehen noch einige Tage in regſter Thätigkeit. Fieberhafte Eile und Geſchäftigkeit herrſcht auch in den unteren Regionen, wo der Koch aus Riga über der Schaar der Hilfskräfte das Scepter ſchwingt und die dicke Madam, hochroth im Geſicht, aus der Küche in den Keller, aus der Handkammer in das Backzimmer läuft. „Faſt 100 Perſonen mehrere Tage zu füttern — das iſt keine Kleinigkeit,“ denkt ſie und wiſcht ſich den perlenden Schweiß von der Stirn.

Beaufſichtigend und mit freundlichem Wort aufmunternd geht der Landrath hierher und dorthin, wo in Hof und Garten emſig geſchafft wird.

Ehrenpforten werden errichtet, die Kirche mit Guirlanden und Blattpflanzen geſchmückt, — kurz, alle Hände regen ſich, um den Ehrentag der beiden, von

Allen geliebten, jungen „Fräuleins“ ſo feſtlich und ſchön als möglich zu geſtalten.

* * *

Der 15. Auguſt bricht an. Strahlend blau, wolkenlos lacht der Himmel. Schmunzelnd betrachtet der Landrath noch einmal den Barometer, der — nachdem er die letzten Tage, langſam aber ſtetig ſteigend, jetzt ſchon „Beau-fixe“ erreicht hat — unter ſeinem klopfenden Finger keine Neigung zum Fallen bekundet und meint befriedigt:

„Das iſt die Rehburgſche Chance! Drei Tage lang über 70 Gäſte im Hauſe und Pladderwetter, das wäre ſchlimm geweſen,“ ſagt er zu ſeiner Frau.

Hoch vom Thurm, wie ein fröhlicher Willkommensgruß, flattert die große Fahne mit dem Rehburgſchen Wappen, und wie im Juli, zum Familientage, rollt Wagen auf Wagen vor das gaſtliche Haus Auf alle ergangenen Einladungen iſt kaum eine Abſage gekommen, und von allen Seiten ſtrömen ſie zuſammen, Verwandte und Freunde, Alter und Jugend in bunter Abwechſelung. Unbeſchreibliches Durcheinander herrſcht wieder in der Entrée, — man freut ſich des Wiederſehens, fragt nach fehlenden Familiengliedern, ſchilt über ſandige Wege, ſchlechte Poſtpferde, mangelhafte Ernteausſichten. Erſt zum Diner, das ſpät ſervirt wird, ſehen und begrüßen Gebhard und die anderen Mitwirkenden die Angekommenen, und verſchwinden auch gleich wieder nach Tiſch, haben ſie doch noch alle Hände voll zu thun mit den letzten Vorbereitungen zum Abend. In dem ſogenannten Künſtlerzimmer verſammeln ſich dann die, ihren Rollen entſprechend coſtümirten, Darſteller.

„Ich habe ſolch' ſchreckliches Lampenfieber,“ klagt Thilde. „Nein, danke, Axel, — ich will keinen Champagner, ſonſt vergeſſe ich erſt recht meine Rolle.“

„Aber man muß ſich doch Courage antrinken,“ ermuntert Axel und ſtürzt ſelbſt raſch ein paar Gläſer des ſchäumenden Getränks herunter. „Cela remonte les nerfs“. — Nun, Donnerer, das Klingelzeichen! — jetzt giebt es kein Zurück.“

Eine Troſtberg ſpricht den Prolog. Danach zieht in gelungenſter Weiſe die ganze Reihenfolge des Programms vorüber. Scherz und Ernſt wechſelt ab. Theaterſtücke, muſikaliſch-dramatiſche Scenen — Nix Dohmen als Aufwärterin in einem Studentenquartier und Rieſen als Dorpater Droſchkenkutſcher — entfeſſeln wahre Lachſtürme mit ihren Couplets. Volkstänze — Quartettgeſang — Schattenbilder.

So wunderhübſche Geſichter und ſchöne Geſtalten ſind unter den Mitwirkenden, — ſoviel künſtleriſcher Geſchmack hat die Arrangeure beſeelt, ſoviel gute Laune, funkelnder Witz, ſprühender Humor tritt zu Tage, daß das entzückte Publikum in Stimmung geräth, in dieſe Stimmung, welche den Rapport zwiſchen Bühne und Zuſchauerraum herſtellt, die Acteure befähigt, ihr Beſtes zu geben und damit wieder den Erfolg gewährleiſtet, den Beifall hervorruft.

Die Animation ſteigt immer mehr. Jeder gute Einfall wird belacht, jede treffende Bemerkung beklatſcht, jedes Couplet da capo verlangt, — Schauſpieler, Regiſſeur, Dichter und Componiſt werden mit nicht endenwollendem Applaus überſchüttet, immer wieder gerufen.

In einer längeren Pauſe wird Thee ſervirt, Früchte, Bonbons und Erfriſchungen herumgereicht, und dann kommt die letzte Nummer des Programms an die Reihe.

„Lebende Bilder und Apotheoſe,“ lieſt der Landrath ſeiner Nachbarin, Frau von Theren, vor, in die Affiche blickend.

„Bin wirklich äußerſt geſpannt, was wir da zu ſehen bekommen werden. Dieſer zweite Theil ſollte

auch für mich eine Ueberraſchung ſein, ſagte die junge Welt, als ich mir die Generalprobe anſehen wollte."

„Soviel ich weiß, ſtellen alle Bilder in ihren Anfangsbuchſtaben die Namen „Erica und Inga" vor," erklärt Eliſabeth Theren, die hinter ihrer Mutter ſitzt.

„5+4, alſo neun. — Ah! es beginnt!"

Im gemiſchten Quartett tönt es leiſe „Es ſteht ein Weiler tief im Grund" — der Vorhang zieht ſich auseinander.

„Einſames Röschen!" E — das ſcheint zu ſtimmen!"

„Bravo!" — „Wie ſie ſtehen!" — „Ausgezeichnet!" „Wirklich wunderhübſch ſieht Thilde aus und Axel als junger Jägersmann — ſehr ſtattlich."

„Und als ich kam und als ich ſah,
Ich wußte nicht, wie mir geſchah,
O Röslein jung, o Röslein ſchön,
O hätt' ich nimmer Dich geſehn,"

klingt der Schlußvers und zum letzten Mal zeigt ſich das Bild. Die folgenden ſind nicht minder gut geſtellt und finden lauten Beifall. Beſonderes Entzücken erregt das fünfte Bild „Ahnenreihe". In goldenen Rahmen ſechs Köpfe, der Ahnherr des Geſchlechts, die Urgroßeltern und Großvater und Großmutter der jungen Bräute darſtellend, über ein Jahrhundert Anſäſſigkeit, Beharren auf der Scholle des Erbguts verkörpernd.

Unter den vielen verſammelten jugendlichen Rehburgs hat ſich das eine oder andere Geſicht geeignet erwieſen, um dieſe hübſche Idee auszuführen. Die Coſtüme der Zeit, Puder und Schminke haben das Ihrige gethan, um die Aehnlichkeit mit den Familienportraits zu marquiren, welche im Derbitenſchen Speiſeſaal hängen.

„Wo die junge Welt nur dieſe Ideen her hat? Sicher zumeiſt von Gebhard. Es ſteckt wirklich Unge-

wöhnliches in dem Jungen. Ich habe Manches auszuſetzen an unſerer jungen Generation, wir waren ganz anders zu unſerer Zeit, nicht wahr, meine liebe Frau von Theren? — aber ſolche Gebhards geben einem die Hoffnung, daß noch viel Tüchtiges im baltiſchen Blut ſteckt. Ich erwarte viel von ihm für das Land — wir können begabte, ſtrebſame, vielſeitige Naturen nur allzuſehr brauchen, Männer, die etwas wollen und etwas können."

„Wir halten auch viel von Ihrem Neffen, mein lieber Landrath. Er iſt reich begabt, aber ſeine Mutter iſt es, die alle die Keime gepflegt und entwickelt hat. Frau Adda iſt eine ungewöhnliche Frau."

„Ja, das iſt ſie fraglos. Schade, daß ſie ſo kränklich iſt, — faſt nie verläßt ſie Krakenorm."

„So, nun kommt nur noch die Apotheoſe. Man fragt ſich wirklich, was uns noch Effektvolleres gezeigt werden ſoll nach all' dem Vorhergegangenen?" wendet ſich Herr von Troſtberg, der Vater von Erica's Bräutigam, an die Hausfrau.

„Es iſt wirklich erſtaunlich, was heute Abend hier geleiſtet worden iſt — ſchon weit über Dilettantenmaaß."

Auf der Bühne hört man Hämmern, Stoßen, Rücken; Stimmen ertheilen flüſternd Befehle. Auch im Publikum ſpricht man nur halblaut — alles harrt in geſpannteſter Erwartung.

Wieder das kurze Glockenzeichen — raſch zieht ſich der Vorhang auseinander. Wie eine Bewegung, wie ein tiefes Athemholen geht es durch die Reihen der Verſammelten, dann wird es ſtill, ganz ſtill. Gebannt haften die Blicke an dem Dargebotenen und in manches Auge, das lange nicht geweint, ſteigen die heißen Tropfen. Nur wie durch einen Schleier können ſie das Bild erfaſſen, welches Keiner vergeſſen wird, der es geſchaut.

Gegen den Hintergrund von grünen Tannen, welche in weitem Halbkreiſe aufgeſtellt ſind, hebt ſich wirkungsvoll ein kleiner Tempel ab. Grüne Guirlanden, Streifen von Purpurzits umwinden die weißen Säulen, ziehen ſich in Feſtons am oberen Simſe hin. Auf den Stufen aber, die von drei Seiten emporführen, iſt eine Schaar Männer, junge und alte, maleriſch hingelagert, alle mit dem grünen Deckel, dem roth-grün-weißen Farbenband geſchmückt, und den blitzenden Schläger oder den Pokal erhoben, ſchauen ſie alle empor zu der Huldgeſtalt, welche inmitten des Tempels thront, Martha, ſtolz und groß aufgerichtet, ſchön wie eine junge Göttin. Eichenlaub bekränzt den herrlichen Kopf mit dem üppig herabhängenden prachtvollen Blondhaar. Ein weißes Gewand in griechiſchem Schnitt ſchmiegt ſich an die jungen ebenmäßigen Glieder und lang hin — nur auf den Schultern von Smaragdagraffen gehalten — umwallt ſie der Purpurmantel in ſchimmernden Falten.

Mit der Linken auf ein Schild geſtützt, das Livlands Wappen trägt, in der hoch erhobenen Rechten die roth-weiße Fahne, blickt ſie lächelnd herab auf die Jünglingsgeſtalt zu ihren Füßen, Gebhard als junger Ritter, ein Knie gebeugt, mit dem Ausdruck anbetender Verehrung in den blauen Augen, den Eid der Treue leiſtend. Und plötzlich löſt ſich der Bann, den Staunen, Bewunderung gewoben und „Livonia“ bricht es jubelnd von allen Lippen.

Der Beifall macht ſich Luft in lauten Bravorufen, das Applaudiren will kein Ende nehmen.

Unzählige Male noch muß ſich der Vorhang theilen! Es iſt, als könnte man ſich nicht losreißen von dieſem Bilde, in welchem — ſie fühlen es alle in tiefſter Seele — die Idee der Heimathsliebe Verkörperung gefunden in der Viſion einer jungen Dichterphantaſie. Es hat ſich bald herumgeſprochen, von wem die Anregung, Gedanke und Ausführung zu dieſem Schlußtableau aus-

gegangen und Alles naht huldigend Martha, ſchüttelt Gebhard anerkennend die Hand.

„Ich danke Dir ganz beſonders, mein lieber Junge,“ ſagt ihm der Landrath bewegt. „Du haſt unſerem Polterabend die rechte Weihe gegeben, indem Du ihn ausklingen ließeſt in dieſen Grundaccord, die Liebe und Treue zur Scholle, die uns geboren, die Hingabe an das Land, das wir zu unſerer Heimath gemacht. So lange ſeine Töne in uns widerhallen, wird auch das Band nicht reißen, das uns alle eint.“

In gehobenſter Stimmung findet man ſich hierauf im Speiſeſaal zuſammen. Doch da giebt es unter den vielen Fröhlichen manchen Unzufriedenen. Zu dieſen gehört Gebhard. Natürlich thut ſchon heute Abend jeder Marſchall Cavalierdienſte bei ſeiner Brautſchweſter, und mit plötzlicher Verſtimmung ſieht Gebhard es an, wie an Martha's Seite ein hochgewachſener Offizier, Troſtberg's Bruder, tritt und ihr den Arm bietet, um ſie zum Souper zu führen.

Bis zuletzt hatte er gehofft, daß irgend ein günſtiger Umſtand — meinetwegen ein Erdbeben, oder eine Kriegserklärung — den Sohn des Mars verhindern würde, nach Derbiten zu kommen, und als echter Verliebter, der alles zu ſeinem Vortheil einrichtet, ſich ſchon ausgemalt, wie man ihn bitten würde, die Lücke auszufüllen. Nun war er aber doch gekommen, der junge Kriegsheld, und daß Gebhard ſelbſt ſich mit einer ihm völlig unbekannten jungen Dame, einer Couſine von Erwin Troſtberg, abfinden muß, iſt auch nicht dazu angethan, um ſeine Stimmung zu verbeſſern.

Jetzt ſitzt er gelangweilt an ihrer Seite, hin und wieder eine Phraſe tauſchend, und beobachtet mit ſteigendem Mißfallen das Gebahren des routinirten Courmachers, der mit ſichtlicher Befriedigung die Fügung des Schickſals zu würdigen weiß, die gerade ihm, dem verwöhnten Reſidenzler, die unzweifelhaft ſchönſte Mäd-

chenerſcheinung unter den anweſenden jungen Landgänschen zugetheilt hat.

Nicht allzuweit, ihnen ſchräg gegenüber, haben ſie ihre Plätze gefunden, und ſo häufig als möglich, ohne allzuſehr aufzufallen, ſchweifen Gebhard's Blicke zu dem Paare hinüber, welches in animirter Unterhaltung begriffen iſt. Angelegentlich beugt ſich der elegante Cavalleriſt zu ſeiner ſchönen Partnerin herab und weiß durch feurige Blicke und ſchmeichelhafte Complimente die hellſten Roſen auf ihre Wangen zu zaubern. Gebhard kann das lebhafte Minenſpiel der beiden verfolgen und knirſcht innerlich, daß er die Worte nicht hören kann, welche Lexi Troſtberg in ſichtlicher Huldigung eben wieder mit leiſer Stimme ſprach.

Zug um Zug, Linie um Linie prüft er das gebräunte Geſicht mit dem leicht blaſirten Ausdruck und fragt ſich immer wieder, welchen Eindruck Martha empfängt, die, ſoviel er weiß, Alexander Troſtberg zum erſten Mal ſieht. Die knappe Uniform, mit der loſe herabhängenden goldgeſtickten Attila, bringt den Wuchs des jungen Huſaren zur beſten Geltung, das ſtramme Auftreten des Soldaten eint ſich in ihm mit der läſſigen Sicherheit des Weltmannes, und in jäh aufquellendem Neid empfindet Gebhard den Contraſt zwiſchen ſich, dem, vielleicht bei den jungen Mädchen ſeiner Bekanntſchaft als Tänzer bevorzugten, als causeur beliebten und als Altersgenoſſe kameradſchaftlich behandelten, Studenten, und ihm, dem fertigen Manne, in der Vollkraft der Jahre, in glänzender, geſicherter Stellung, der werben kann, ungehindert durch Rückſichten, welche ihn, der noch nicht einmal ſein Studium beendigt hat, binden.

Noch iſt es zu früh, um von ſeinen Gefühlen zu ſprechen, er weiß es ja, und mit keiner Silbe hat er ſich bis jetzt verrathen.

Eine Studentenverlobung?! Ein Unding, eine Lächerlichkeit, wenigſtens hier zu Lande, in ſeinen Kreiſen.

Aber was gäbe er darum, zu wiſſen, ob auch in ihrem Herzen etwas keimt, dem Lichte zuſtrebt, ob auch ihre Gedanken ranken um eine Hoffnung. Welche Gefühle, welche Wünſche ſpiegeln ſich hinter dieſer weißen Stirn, ſchlummern im Grunde der Mädchenſeele?

Vielleicht hütet auch ſie ein keuſches Herzensgeheimniß, kennt auch ſie das Auf und Ab der Empfindungen, all' die Hoffnungsfreudigkeit ſeliger Zuverſicht und den ſchweren Zweifel an ſich ſelbſt, daß man nicht werth ſei eines anderen Menſchen Liebe zu gewinnen, nicht verdiene ein Glück zu beſitzen, das viele entbehren müſſen — ein Leben lang.

„Ein Knabe liebt ein Mädchen,
„Die hat einen andern erwählt —
„Der Andere liebt eine Andere . . . .
— — — — — — — — — —
„Das iſt eine alte Geſchichte —
„Und bleibt doch ewig neu,
„Und wem ſie juſt paſſiret,
„Dem bricht das Herz entzwei."

So viele haben es erfahren müſſen — ſoll es auch ſein Schickſal ſein?

Manch ein Mal ſchon ſind ihm ſolche Vorſtellungen gekommen — er hat ſie immer von ſich gewieſen, ihren lähmenden Druck ſcheuend. Und auch heute drängt er ſie zurück. Nein, trübe Bilder will er nicht aufkommen laſſen, ſie iſt ja noch ſo jung und, wenn nicht alle Zeichen trügen, iſt ihr Herz noch frei und bald, bald kann er in die Schranken treten und werben um ſie mit aller Gluth, aller Leidenſchaft, deren eine Mannesbruſt fähig iſt. Oh, wie er ſie liebt, mit dem Beſten in ihm, wie wird er darnach ſtreben, ſie glücklich zu machen. Immer wieder haften ſeine Blicke auf ihr. Sie ſieht über alle Maaßen reizend aus, in einem roſa-

ſeidenen Kleide, und nicht nur Gebhard's Augen genießen den Anblick.

„Wie wunderſchön iſt Martha Rehburg heute Abend, man kann garnicht wegſehen.“

Dieſe mit leiſer, etwas verlegener Stimme gemachte Bemerkung ſeiner Dame veranlaßt Gebhard, ſich nach ihr umzuſehn.

Nicht eine Spur von Bitterkeit hat im Ton gelegen und zum erſten Mal an dieſem Tage ruht ſein Blick mit Intereſſe auf der blonden Erſcheinung an ſeiner Seite, ein beſcheidenes, ſchüchternes Mädchen mit farbloſen Augen und faſt unſichtbaren Wimpern in einem ſommerſproſſigen Geſicht.

„Auch ziemlich farblos an Geiſt und Gemüth,“ hatte Gebhard taxirt und nun — wie hübſch von ihr, ſo ruhig und einfach bei Anderen anzuerkennen, was ihr, in ſtiefmütterlicher Laune, Natur ſo ganz verſagt, freilich in den unſchönen Körper zwei köſtliche Gaben pflanzend, Güte und Neidloſigkeit.

„Und immer vollſtändig unbefangen, garnicht eitel und eingebildet,“ ſetzt Erna Troſtberg hinzu, als ſie ſieht, daß ihr Cavalier aufmerkt. „Bei ihrer Schönheit keine, auch nicht die leiſeſte Spur von Coquetterie — das gefällt mir ſo ſehr an ihr und an Thilde.“

„Für dieſes gerechte Urtheil ſollſt Du belohnt werden,“ denkt Gebhard und giebt ſich einen Ruck. Er darf und wird ſich ſeinen grüblerischen Gedanken nicht hingeben, ſich der Situation angemeſſen betragen. „Keine Spur von Coquetterie,“ das ſoll ſein Troſt ſein. Nein, ſie ſpielt nicht mit Männerherzen, ſeine Angebetete.

Raſch ſtürzt er ein Glas des feurigen Madeira hinunter, den ihm ein Diener eben eingeſchenkt hat, und mit witzigem Wort und ſeiner glänzenden Unterhaltungsgabe verwickelt er Erna Troſtberg in ein lebhaftes Geſpräch. Ihre anfängliche Schüchternheit iſt bald überwunden und hinter dem unſchönen Aeußeren findet er

ein mit viel Humor und ſelbſtſtändigen Gedanken begabtes Weſen, mit dem ſich ſchon einige Stunden ganz gut verplaudern laſſen.

Nachdem im Hof ein prachtvolles Feuerwerk ausgeprasſelt, iſt der Ball im vollen Gange.

Und hier wenigſtens kann Gebhard den beneideten Nebenbuhler glänzend aus dem Felde ſchlagen.

Alexander Troſtberg hat ſich kürzlich im Manöver das Knie verletzt und kann dem Tanze blos zuſehen, weßhalb er es meiſtens vorzieht, ſich im Cabinet des Hausherrn am Whiſttiſch die Zeit zu vertreiben, ſtatt in dieſem ihm faſt vollſtändig fremden Kreiſe bei den älteren Damen den Liebenswürdigen zu ſpielen.

Und das iſt Gebhard gerade recht. Er hat ſich daraus das Recht genommen — da auch Erna Troſtberg einer Migräne wegen nicht tanzt — Martha um die Erlaubniß zu bitten, während des Abends ihr Erſatz-Marſchall ſein zu dürfen. Und ſie hat es lächelnd angenommen. Immer wieder tritt er vor ſie hin, und getragen von den lockenden Weiſen, welche die Ulrichſche Kapelle ertönen läßt, hält er ſie in ſeinem Arm, nahe dem Herzen, welches ſo ſtürmiſch für ſie klopft.

O ſeligkeitsvolle Luſt — wenigſtens minutenlang ſich hineinzuträumen in die Glücksmöglichkeit, daß gerade dieſer Arm auserſehen ſei eine heißgeliebte Geſtalt zu führen im Lebensreigen, leicht, ſicher und gewandt, vorbei an allen Fährniſſen, gewiegt von gaukelnden Wellen der Luſt.

Und in vollen Zügen genießt Gebhard dies hoffnungsgeſchwellte Bewußtſein. Vergeſſen ſind alle Zweifelsgedanken, gebannt durch die Seligkeit des Augenblicks, er giebt ſich ganz hin dem Genuß der Gegenwart. Und unter ſeiner anfeuernden Führung wird mit Elan und Entrain getanzt.

„Aber nur bis 2 Uhr,“ hat die Landräthin gebeten,

und begreiflicher Weiſe wird dieſer Wunſch auch von der tanzluſtigſten Jugend reſpectirt.

* * *

Am nächſten Tage ſteht alles ſpät auf. Man plaudert, promenirt, — das Barometer iſt noch geſtiegen! bewundert die reichen Geſchenke, welche in dem Boudoir der Landräthin zuſammengetragen und von geſchickten Händen geſchmackvoll aufgeſtellt worden ſind. Silbergeräth, Bilder, Lampen, Teppiche, Arbeiten von Couſinen und Freundinen in Fülle und bunter Mannigfaltigkeit.

Nach dem zweiten Frühſtück zieht ſich alles zurück, um Toilette zu machen, und nach 3 Uhr rollt Wagen auf Wagen vor, um die ganze Geſellſchaft in die ungefähr eine Werſt weit belegene Kirche zu führen.

In Schaaren hat ſich das umwohnende Landvolk eingefunden, um das ſeltene Schauſpiel zu genießen, alle die geputzten Herrſchaften anzuſtaunen, die vielen Equipagen zu ſehen, vor allen die zwei Bräute zu bewundern und mit ihren Segenswünſchen zu begleiten.

Die Kirchenglocke läutet, dann ſtimmt die Orgel ein, und von brauſenden Klängen begleitet, bewegt ſich der Hochzeitszug durch den Mittelgang der, bis auf den letzten Platz gefüllten, Kirche.

Erica's ſechs Brautſchweſtern und Marſchälle ſchreiten vorauf — ebenſoviele folgen Inga. — Und nun ſtehen die beiden jungen Paare vor dem Altare.

In blühendem Kranze haben ſich die zwölf Brautſchweſtern mit ihren Marſchällen im Halbkreis um ſie aufgeſtellt, und während der Paſtor in bewegten, tief zu Herzen gehenden, Worten über den Text redet, den die Schweſtern gewählt: „Seid eins im Glauben, Lieben und Hoffen," kann Gebhard den Blick kaum laſſen von Martha, die ihm gegenüber ſteht und in weißem Kleide ſelbſt ausſieht wie eine Braut. Und neben ihr wieder der ſchlanke Offizier in der kleidſamen Galauniform

ſeines Regiments — die Achſelſchnüre des Adjutanten über der gewölbten Bruſt, — ein Mann, dem neben väterlichem Erbtheil eine glänzende Carrière offen ſteht, und plötzlich überkommen Gebhard dieſelben Vorſtellungen, die er geſtern gewaltſam zu unterdrücken verſucht, dringen noch peinigender auf ihn ein. In greller Beleuchtung ſteht es vor ihm, bis er ſich eine ſelbſtſtändige Exiſtenz geſchafft, müſſen ja Jahre vergehen — mein Gott! — Jahre! Nicht nur die paar Univerſitätsjahre, ſondern bis er ſich eine Stellung gemacht, einen Landesposten gefunden.

Wie ſchwer haben es ſchon die lieben Eltern, wie knapp ſind die Verhältniſſe in Krakenorm, — da muß er ſelbſt, allein ohne Hülfe, durch perſönliche Tüchtigkeit auf eigene Füße zu ſtehen kommen, um den Liebling ſeiner Seele ſein eigen nennen zu können. Und bis er das erreicht durch eigene Kraft, wird ein Anderer ihm zuvorkommen. Er ſucht die einſtürmenden Gedanken abzuwehren, aber ſie kehren wieder und wieder, wachſen aus zu einem bangen, dunklen Vorahnen, daß ſie nicht reifen und Früchte tragen werden, alle die ſprießenden Hoffnungsblüthen ſeines Herzens, daß all ſein Sehnen und Lieben umſonſt ſein wird . . .

„Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübſal, haltet an im Gebet," tönt es eindringlich von des ehrwürdigen Paſtors Lippen. Gebhard verſchränkt die Hände in einander, er ſucht aufzumerken auf die mahnenden Worte der heiligen Schrift, aber nur wie aus weiter Ferne klingen ſie an ſein Ohr. Immer wieder haften ſeine Augen an dem ſüßen Mädchenantlitz, in deſſen feuchtſchimmernden Augen ihre ganze reine Seele ſich ſpiegelt, die gläubig und fromm in dieſem ernſten Augenblick nur betende Gedanken hat für die Zukunft der geliebten Couſinen. Und plötzlich, wie eine Viſion, ſieht er ſie im ſchimmernden bräutlichen Gewande vor dem Altare knieen, während der Paſtor ſegnend die

Hände gehoben hat, aber neben ihr iſt nicht er, ſondern ein Anderer, er iſt zu ſpät gekommen, zu ſpät!! . . .

Er fühlt einen ſtechenden Schmerz am Herzen, ein Schleier legt ſich vor ſeine Augen, ein Schwindel erfaßt ihn — droht ihn zu Boden zu reißen.

„Was iſt Dir? Du ſchwankſt ja!“ halblaut fragt es Axel, der neben ihm ſteht. „O dieſe Paſtoren, was die doch immer ſo viel zu reden und endlos zu mahnen haben! Auf nüchternen Magen eine doppellange Traurede — da kann ein Chriſtenmenſch ja auch umfallen. — Na, jetzt ſcheint es aber aus zu ſein! Sie küſſen ſich ſchon mit der nächſten Verwandtſchaft und bald giebt es Champagner.“

Von Troſtbergs feurigen Rappen und Werner Rehburgs ſchlanken Braunen gezogen, ſind die Coupés der Neuvermählten zuerſt davon gefahren, — die übrigen Wagen folgen nach und nach, und eine halbe Stunde ſpäter drängt ſich die ganze Hochzeitsgeſellſchaft, die gefüllten Sectgläſer in der Hand, um die jungen Paare, ihnen ihre Glückwünſche darzubringen.

Mit ſchämiger Anmuth, weichen Schimmer tiefen Glückes in den dunklen Augen, dankt Erica, läßt ſich erröthend von allen den Herren die Hand küſſen und umarmt ſich gerührt mit dem weiblichen Theil der Geſellſchaft.

In ihrer treuherzigen Art, das ſtrahlende Geſichtchen in Gluth getaucht, fällt Inga Tanten und Couſinen um den Hals, ſchüttelt herzhaft die Hände, die ſich ihr entgegenſtrecken.

In fröhlichſter Feſtſtimmung ſitzt man ſpäter beim Diner, läßt ſich des Rigaſchen chef de cuisine Wunder der Kochkunſt wohlſchmecken und trinkt die auserleſenſten Marken Deutſchlands und Frankreichs dazu. —

„Wenn ſchon, denn ſchon,“ lautete ja des Landraths Parole für den Ehrentag ſeiner Töchter.

Als die Champagnerpfropfen knallend gegen die Decke fliegen, der Roederer carte blanche in den Kelchgläſern perlt, da klopfen gleichzeitig Axel Rehburg und Eduard Troſtberg an ihre Gläſer und laſſen in humoriſtiſcher Wechſelrede — ſich immer wieder das Wort zuſchiebend — die beiden jungen Paare hoch leben.

Rieſen und Paul Rehburg machen es ebenſo für die verehrten Schwiegereltern.

„Wirklich nett ausgedacht, — einmal was Neues,“ meint der Hausherr, der ein Feinſchmecker auf Toaſte iſt.

Raſch folgt jetzt Rede auf Rede.

Dohmens humoriſtiſche auf Werners Schweſtern und Brüder findet verdienten Beifall, nicht minder Gebhard's Speech auf die Brautſchweſtern, der ihm manchen glänzenden Blick aus ſchönem Auge einbringt. Thilde antwortet allerliebſt und hebt ihr Glas auf die liebenswürdigen Marſchälle. Dann als letzter ſteht der Hausherr auf und erwartungsvolles Schweigen herrſcht alsbald an allen Tiſchen — aus den Nebenzimmern ſammelt ſich die Jugend an den Thüren, um beſſer zu hören.

Sein Geſicht iſt tiefernſt, aber ein warmes Leuchten liegt darauf und Herzenstöne vibriren in ſeiner Stimme. Er beginnt damit, daß es ihn dränge, ſeinen geliebten Mädchen noch einige Worte mit auf den neuen Lebensweg zu geben, den ſie heute antreten, Worte, wie Vaterliebe ſie aus einer langen Erfahrung und vollſter Ueberzeugung ſchöpfe. Immer habe er den Spruch vertreten „Jung gefreit, habe Niemand gereut“, und auch jetzt, wo die Befolgung dieſer Maxime ihm gleich ſeine beiden Töchter aus dem Hauſe entführe, auch jetzt wolle er nicht hadern mit dem Schickſal, das es ſo gefügt, ſondern nur zum Himmel flehen, daß ſeine Herzenslieblinge das Glück finden möchten in der Gemeinſchaft mit den Lebensgefährten, welche ſie erwählt und die er als Söhne willkommen heiße mit dem Spruch „Der

Eltern Segen baut den Kindern Häuſer". Und wahrlich, es ſei etwas herrlich Hohes und Schönes um die heilge, auf Liebe, Achtung und Vertrauen gegründete Gemeinſchaft der Ehe. Nicht leicht ſei er zu erreichen, der volle, tiefe Zuſammenklang zweier Naturen, der in reinem Accord, wie eine hehre Melodie, reich und voll ausklingen ſolle bis ins ſpäteſte Alter. Nicht leicht ſei es, zwei Charactere mit all ihren Beſonderheiten zuſammenzuſchweißen — manch' läuterndes Feuer ſei dazu nöthig, es gelte viel tragen und verzeihen, ſich fügen und anpaſſen, kämpfen mit ſelbſtſüchtigen Trieben und Gewohnheiten, viel überwinden aus Liebe, bis ſie erreicht, die rechte Einheit, in welcher das größte irdiſche Glück beſchloſſen liege.

Erdmann's klaſſiſch ſchönes Wort gelte es wahr zu machen „Der Mann muß denken lernen, wie die Frau fühlt, — die Frau muß fühlen lernen, wie der Mann denkt."

Darauf beruhe auch die Idee der geiſtigen Kameradſchaft zwiſchen den Ehegatten. Nicht allein unterthänig ſoll die Frau ihrem Manne ſein — mehr, viel mehr, die ebenbürtige Genoſſin, die Gefährtin. Sie ſei die Gefährtin in Allem, bei Allem. Sie die Milde, wo er die Kraft, die ſorgende Hand, wo er der führende Kopf, die geduldig tragende, wo er der muthig wagende, ſie das impulſive Herz, er der erwägende Verſtand. Denken und fühlen — empfinden und urtheilen. In dieſer Wechſelwirkung der ſpezifiſch männlichen und weiblichen Eigenſchaften kämen ſie zur Entfaltung, alle ſchlummernden Tugenden — Treue, Opfermuth, Geduld, Selbſtverleugnung, Aufopferung, die das Zuſammenleben leicht machen, wüchſen ſie empor, die verborgenen Kräfte der Seele, durch welche allein es möglich ſei, ganz aufzugehen in eines Anderen Seele, tiefſte Eintracht zu gewinnen.

Und ſo Herz an Herz und Hand in Hand gehe es ſich leicht, wohin Gott führt, lebe es ſich ſtill und friedlich, reich und glücklich im Rahmen der eigenen Häuslichkeit.

„O Zauberwort, zu Hauſe.“

Welch ein Hort in unſerer haſtenden Zeit, in dem Wirbel des Lebens und dem Kampf um's Daſein, der mehr oder weniger an einen jeden herantrete. Immer wieder darauf hinzuweiſen, gelte es jetzt, wo der Sinn ſchwinde für die ſtille Poeſie des Familienlebens. Geführt von trügeriſchen Irrlichtern, die über Moore der Weltluſt gaukeln, entfliehe man den einfachen Freuden der Häuslichkeit, um in zerſtreuenden Genüſſen Abwechſelung zu ſuchen, oft nur Verflachung und Zerſplitterung zu finden. Und ſchlimmer noch. Zerſtörende Einflüſſe machten ſich daran, das Familienleben zu untergraben. Von Weſten her wehe ein neuer Geiſt; die alten Götter verſpottend, kehre man den Penaten den Rücken, als läſtig empfinde man jede Feſſel, verlange in blinder Ichſucht ſchrankenloſes Ausleben für die Rechte der eigenen Perſönlichkeit, meinend, das Glück fände ſich nur in der Ungebundenheit. Auch die Frau, unzufrieden mit dem Beſtehenden, ſtimme mit ein in das allgemeine Feldgeſchrei nach individueller Freiheit, fühle ſich zu Höherem berufen, ſtrebe heraus aus den engenden Schranken des Hauſes.

Und doch liege wahre Freiheit allein in der inneren Gebundenheit an heilige Naturgeſetze, die ihrer nicht ſpotten laſſen, allein in Unterordnung unter ſelbſtauferlegte Pflichten und in dem Ausleben ſeiner Eigenart in der Hingabe an Andere, an einen Anderen. Und das gelte beſonders für die Frau. Ihre Welt ſei und bleibe der eigene Heerd, die ſtille Häuslichkeit, das friedliche Heim. Und ſie ſolle ſich mahnen laſſen durch den Dichter, der ſo wahr und tief und ſchön geſungen:

„Nicht rechten ſollſt Du mit Gottes Gedanken,
Wenn Dich das Schickſal bei Seite geſtellt
Und mit des Hauſes engenden Schranken
Verlegt die Ferne, verbaut die Welt.
Iſt doch der Friede die Sehnſucht des Lebens,
Und wenn das Glück ſich erhaſchen läßt —
Auf ſchweifenden Wegen ſucht man's vergebens,
Am Herdeswinkel, da hat's ſein Neſt." —

Und das ſei wahr, gewißlich wahr.

Nur eines dürfe nicht überſehen werden: Nicht nur ein warmes Neſtchen für eigenes ſtilles Lebensglück gelte es ſchaffen — ein Haus zu bauen ſei jedes junge Paar berufen. Und jedes Haus bedeute auch nach Außen hin eine moraliſche und ſittliche Unität, ſei ein Mittelpunkt, von dem Wege ausſtrahlen zum Verkehr mit der Außenwelt — dahin führend, wo das Leben der Menſchheit pulſirt, an dem man theilnehmen müſſe, ſein Pflichttheil beitragend im Intereſſe für ihre Geſchicke — von dort zurückbringend, was weckt und anſpornt, von Fortſchritt redet und immer höher geſteckten Zielen.

Kein ſtumpfes Eigenleben, — ein Austauſch ſuchendes und förderndes Leben in und mit der Geſammtheit heiße es führen, im Bewußtſein der Zugehörigkeit zur großen Menſchheitsfamilie.

Und dann ſchließt er:

„So ziehet denn hinaus aus dem Vaterhauſe, geliebte Kinder, gründet ein Heimweſen, bauet ein Haus. Aber nicht nur in Stein und Mörtel, im höheren Sinne laßt es aufgerichtet ſtehen, weithin ſichtbar, auf der Höhe der Zeit ragend, mit ſtolzen Zinnen, — ein Haus, in dem, mit Verſtändnis für anderer Weſen und Art, die Treue zu baltiſcher Eigenart ſich paart.

Feſt gegründet ſei es auf dem Fels des Glaubens, mit ſtarken Mauern des Gottvertrauens, der Lebensfreudigkeit, des Pflichtbewußtſeins und der Arbeits-

kraft. Hoch vom Thurme wehe die Fahne der Gaſtfreiheit, weit auf die Fenſter und Thüren, um Licht und Aufklärung hereinzulaſſen, nur gegen das Böſe und Schlechte die Riegel vorgeſchoben und mit einem „hebe Dich weg“ geſcheucht von den Stufen.

Und über der Façade in unvergänglicher Schrift glänzend, laßt ſie eingemeißelt ſtehen die Sprüche, welche wir uns einzuprägen ſuchten — vor Jahren zuſammen herunterblickend auf des Profeſſors Haus in der ſchönen deutſchen Univerſitätsſtadt:

Friede walte — Treue halte —
Liebe wohne — Freude lohne —
Arbeit wirke — Ehre ziere — Weisheit regiere!

Die Anweſenden aber fordere ich auf, mit mir das Glas zu erheben und in den Ruf einzuſtimmen, die jüngſten livländiſchen Häuſer leben hoch, hoch und nochmals hoch.“

„Sie leben hoch, ſie leben hoch,“ ſtimmt die Jugend an und wiederholt drei Mal das Lied.

„Das war eine Rede, wie ich ſie ſelten gehört!“ ſagt der Paſtor und beugt ſich zur Landräthin herab, um ſein Glas an das ihre zu ſtoßen.

Mit bewegtem Lächeln dankt ſie ihm.

Und mit glänzenden, in Thränen ſchimmernden Augen haben auch Erica und Inga auf den Vater geblickt, von deſſen Lippen dieſe Worte wie ein Glaubensbekenntniß geklungen und der ihnen dies Lebensprogramm wahrhaft vorgelebt hat, als Edelmann vom Scheitel bis zur Sohle, der er immer geweſen, ein Vorbild für ſeine und alle Zeiten.

Und als ſie mit ihren Gläſern zu ihm hinübergegangen, ſchließt er ſie zärtlich in ſeine Arme und flüſtert ihnen zu, mit zitternder Stimme:

„Gott ſei mit Euch immer und überall! Werdet gute Frauen, wie Eure Mutter es geweſen, Glück und

Troſt, Hülfe und Segen für Eure Gatten, meine lieben, lieben Mädchen."

Nachdem der Brautkranz abgetanzt, — Martha bekommt Inga's, eine von den Troſtbergs Erica's Kranz, die Hüte Nix Dohmen und, was viel Heiterkeit erregt, der kleine Hans Donnerer, Großſohn des Paſtors und Fechtbodiſt der Livonia, — und als nach Mitternacht das letzte Viertel des Mondes emporſteigt, da naht die Abſchiedsſtunde vom Mädchenleben.

Weinend umſchlingen die jungen Frauen die lieben Eltern, tauſchen in ſchweſterlicher Zärtlichkeit einen langen Kuß, und während ſie hinausfahren in die, für die Jahreszeit ſelten milde Nacht und, im Arm der Liebe geborgen, die naſſen Augen bald trocknen — beſchließt ein bis zum hellen Morgen ausgedehnter, luſtiger Ball die Derbitenſche Hochzeit.

* * *

Auf dem Dünaburger Bahnhof in Riga herrſcht an dieſem Auguſttage ein unbeſchreibliches Durcheinander. An der Kaſſe, in den für den geſteigerten Verkehr ungenügenden Warteſälen und auf dem Perron ſchiebt und drängt es ſich in fluthender Menſchenwelle. Reiſende haſten, Hunde bellen, gepäckbeladene Träger ſuchen ſich, mehr dienſtbefliſſen als rückſichtsvoll, Durchgang zu ſchaffen, gilt es doch ſich einen Platz in den, um dieſe Zeit an chroniſchem Ueberfülltſein leidenden, Waggons des 7 Uhr-Zuges zu ſichern. Die Tauſende von Sommerfriſchlern aus Petersburg und dem Innern des Reichs, welche in den beliebten Badeorten des Rigaſchen Strandes Erholung und Stärkung geſucht, ſtrömen um dieſe Jahreszeit in Schaaren zurück in die Winterquartiere und in das Joch der Arbeit, und auch die einheimiſche academiſche Jugend muß den Ferien Valet ſagen, zurück zu ihren Studien und Collegienheften.

So ſchimmern nicht wenige mehrfarbige Mützen,

cum laude gemacht, ein fixer Junge, Grütze im Kopf, Haare auf den Zähnen."

„Kurz, ein Monſtrum," witzelt einer, während Theren im Abgehen hinzuſetzt:

„Reitet brillant, ſchießt famos und zog ſchon als Secundaner eine Terz, die ſich zeigen konnte."

„Ob Du nicht bei dem Stunden nimmſt, Zeus?" Der ſo mit ſeinem Spitznamen Gerufene, in Wirklichkeit Hans Donnerer getauft, iſt ein ſchmächtiges Kerlchen, der ausſieht wie ein Tertianer, und die Zielſcheibe vieler Witze und Neckereien ſeitens ſeiner Kameraden iſt, die ſein etwas albernes Weſen und gutmüthiges Lachen immer wieder zu dergleichen anregt.

„Mir ſcheint, man müßte dem Ecken, wenn er für ritterliche Künſte Sinn und Intereſſe hat, rathen, lieber in eine andere Corporation einzutreten.

In der Livonia wird man ja nächſtens alle Duellpiſtolen in feierlicher Prozeſſion dem Rector magnifici überreichen, auf daß er ruhig ſchlafen könne, nachdem er ſie in den Embach geworfen, da, wo er am tiefſten iſt."

Ein brünetter, hagerer Jüngling mit gerötheten, aufgedunſenem Geſicht und verſchwommenen Augen hat dieſe Worte ziemlich ſcharf geſprochen, Gebhard dabei mit ironiſchen Blicken ſtreifend.

„Rappiere ſind auch nicht mehr in Gebrauch, ſchmücken nur noch, verroſtet, die Wände, oder wenn ſie allzu blutgierige Gelüſte in uns halbfromm gewordenen Seelen erwecken, entzieht man ſie ganz unſeren Augen, wirft ſie auf den Ofen, wie ausgefallene Zähne."

„So ſchrei doch hurrah, Knirpschen, das iſt ja noch viel vortheilhafter für dich. Ein Rappier iſt ja länger als Du und Fechten iſt nun einmal nicht Deine Force, Du Herculeschen," neckt einer.

„Denke doch, dann giebt es keinen obligatoriſch zu beſuchenden Fechtboden mehr, der wird doch natürlich abgeſchafft! — Strafgelder für Nichterſcheinen fallen

weg — höchſt angenehm für winzige Taſchchen! — und blau-grüne Flecken braucht man ſich nicht mehr auszupflegen.

Ueberhaupt, dann kämpft man nur noch mit den Waffen des Geiſtes. Paß ordentlich auf, Vater der Minerva, damit Du gleich verſtehſt, wie man das macht, wenn die große Schlacht losgeht. Alſo Du nimmſt Deinen Geiſt, als wie ein Schwert in Deine ſtarke Rechte — manchmal nicht ganz leicht auszuführen, wenn nämlich der Geiſt zu winzig iſt oder durch Abweſenheit glänzt — dann in Poſitur geſtellt. Arm hoch, Kopf zurück und auf den gegneriſchen Geiſt — auch nicht immer gleich zu finden, losgehauen, bis ... ja, Senior, wie macht man's dann? was entſcheidet den Sieg?"

Gebhard, der neben Rieſen am Fenſter ſteht, wendet ſich halb um und über die Schulter giebt er zurück:

„Ulkt nur ruhig weiter, es geht auch ohne mich." Halblaut zu Rieſen, ſetzt er hinzu:

„Bei Eſchmann iſt die Blechfabrication wieder in vollem Gange."

„Na, ohne tüchtigen Abſchiedstrunk im Kloſterkeller wird er die Reiſe wohl nicht angetreten haben und die Witze entſprachen denn auch ſeiner Verfaſſung. — Oho! da läutet's ſchon zum zweiten Male — Max vergißt notoriſch das Mitfahren."

Rieſen lehnt ſich weit zum Fenſter hinaus, um den Perron beſſer zu überblicken.

„Ah, da kommt er. Sieht nett aus, der Ecken, wenn er es iſt, der neben ihm hergeht."

Seine Gymnaſiaſtenmütze höflich lüftend, betritt der Genannte das Coupé und wird durch Max Theren mit den Inſaſſen bekannt gemacht.

„Rehburg." — Molten. — Rehburg — Donnerer. — Rehburg."

„Noch einer? Mein Himmel, welch eine Anſtrengung

für das Gedächtniß. Kann man die Herren nicht numeriren, wie die Fürſten Reuß?“

„Iſt nicht nöthig, ſind ſehr verſchieden — Rieſen.“

Ueberraſcht blickt Ecken zu der Reckengeſtalt empor — „und noch ein Rehburg, Gebhard.“

„Der Senior der Livonia!“ denkt Ecken und grüßend haftet ſein Blick auf dem edelſchönen Geſicht vor ihm, das mit freimüthigem Ausdruck den zukünftigen Corpsbruder muſtert und mit einigen freundlichen Worten in ihrer Mitte willkommen heißt.

Gleich darauf ſetzt ſich der Zug in Bewegung. „Kuſch Dich, Arno!“ Auch Ecken's Hund, ein ſchöner, langhaariger Setter, macht Bekanntſchaft, aber knurrende, mit den verſchiedenen, unter die Bänke verwieſenen Cäſar's und Billi's, und es muß mit Zuruf und Hetzpeitſche unter den Vierfüßlern Frieden geſtiftet werden. Die Beſitzer machen gegenſeitig ſich Complimente über ihre Köter, und damit iſt gleich das Eis gebrochen, und ein ausgiebiges Thema für die Unterhaltung gefunden. Das lebhaft hin und her gehende Geſpräch, in welchem viel von Enten und Haſenjagd, Lancaſter-Doppellauf, Hunderaſſen, Dreſſur u. ſ. w. die Rede geweſen, unterbricht der Eintritt des Conducteurs und bald verkündet ein Pfiff der Lokomotive die Nähe einer Station.

„An Kurtenhof und Uexküll ſind wir ſchon vorbei gefahren, alſo wird dies Oger ſein. Hurrah! Buffet!“ ruft Rieſen.

„Macht, daß Ihr ſchleunigſt herauskommt, ihr Füchſe in spe, und ſchafft einen Korb Bier herein. Ergreift auch ein paar Pullen Rothwein, dann trinken wir gleich einen Begrüßungsſchluck mit Ecken.“

Bei dieſen Worten zieht er gutmüthig lächelnd ein Portemonnaie hervor, deſſen Dimenſionen ſeinem Wuchs, ſeinem Wechſel und ſeiner Freigebigkeit entſprechen.

„Da habt Ihr den Mammon dazu, aber laßt ihn Euch nicht wegſtibitzen — Taſchendiebe giebt's überall!“

Max und Ecken ſtürzen ab und kehren nach kurzer Zeit, an dem Gewünſchten ſchwer tragend, zurück.

„Na, und nun noch einmal in den Warteſaal, das Holen müßt Ihr Euch rechtzeitig angewöhnen — und einen tüchtigen Haufen Butterbröde und Zieschen mitgebracht, — ſind ja berühmt gut hier! — die dürfen nicht fehlen.“

Rieſen entkorkt den Bordeaux und nimmt einen kräftigen Schluck.

„Ganz trinkbar! Nun Proſit, Ecken — auf gute Kameradſchaft.“

Auch die Andern ſchütteln ihm freundlich die Hand.

„Und nun los, einen Cantus angeſtimmt!

Magister cantandi, walte Deines Amtes. Nimm dieſen Stock zum Dirigiren und gieb den Ton an!“

„Luſtig zieht der Burſch durch's Leben
Wie das Schickſal ihm auch droht,“

klingt es aus den jungen Kehlen.

„Beim Geſang und Saft der Reben
Pfeift er auf des Lebens Not.“

Lied folgt auf Lied, dann hält der Zug in Ringmundshof, und Alles beobachtet die Einſteigenden.

„Richtig, da ſind die Brüder Feldten. Wollen wir noch etwas zuſammenrücken, dann können ſie doch hier herein.“

In Römershof hat noch einmal Rieſen's großer Geldbeutel einen Korb Bier zur Weiterfahrt ſpendiert, nachdem man ſich an Ort und Stelle mit allerlei Eßbarem geſtärkt hat, und raſſelnd dampft der Zug ſeinem Ziele entgegen.

Die Dunkelheit iſt hereingebrochen, und da zum Ausſtrecken und bequemen Schlafen nicht genügend Raum vorhanden, ſo plaudert man munter weiter, reißt Witze, erzählt Anekdoten, bis einer die Bemerkung macht: „Tiefenthal müßte doch wohl hier in der Nähe ſein und würde wahrſcheinlich auf der nächſten Station einſteigen.“

„Nein!“ kann Max zurechtſtellen. „Als er vor 10 Tagen Therenhof verließ, wollte er in's Oberland und wird erſt von Dünaburg aus die Bahn benutzen, womit aber nicht gerade geſagt iſt, daß es ſchon in dieſer Nacht ſein wird.“

„Dafür wird aber Erich,“ — — „Noch ein Rehburg, daß Du es gleich weißt“ — raunt Max Ecken zu, „um es Dir leichter zu machen, Nr. 5, übrigens der Doctor genannt, weil er Medicin ſtudirt und etwas Docirendes an ſich hat.“

Unterdeſſen hat Gebhard hinzugeſetzt:

„Beſtimmt zu uns ſtoßen. Wir beſprachen es ſchon ſo in Derbiten, von wo er durch's Land direct in dieſe Gegend fuhr. Er wollte, während wir in Riga waren, im X.'ſchen Doktorat einen Freund beſuchen. Ihr kennt ja den traurigen Fall mit — ach ſo, Max und Ecken werden wohl kaum davon gehört haben. Erich's beſter Freund wurde voriges Jahr in einem Duell von einem Kurländer ſchwer verwundet.

Monatelang ſchwebte Fahlberg in Lebensgefahr, und man zweifelte endlich an ſeinem Aufkommen.

Erich hat ihn mit größter Aufopferung gepflegt, dem Tode ſeine Beute förmlich abgerungen, aber Eins konnte er nicht verhindern — der Arm blieb ſteif. Namenloſe Schmerzen hat Fahlberg aushalten müſſen, und nicht nur phyſiſche, auch ſeeliſche Qualen marterten ihn, die den kaum 25jährigen grau gemacht haben.

Er ſtand vor ſeinem letzten Examen, aber mit der Chirurgie, die er zur Specialität erwählt, war es natürlich vorbei; 5 Jahre ſchweren, gewiſſenhafteſten Studiums waren verloren. Ganz von vorn hieß es anfangen, irgend ein anderes Brodfach wählen, um ſeine Mutter, die als Wittwe faſt mittellos zurückgeblieben, zu unterſtützen, eine ganze Reihe jüngerer Geſchwiſter zu erziehen.

Unerträgliche Nervenſchmerzen waren von der Ver-

wundung nachgeblieben, erſchwerten ihm das Studium, und da hatte er ſich in ſeiner desperaten Stimmung dem Morphium ergeben. Erich war ſehr beſorgt um ihn. Wie er mir in Derbiten erzählte, hatten die letzten Briefe hoffnungslos verzweifelt geklungen, und Erich fuhr zu ihm, um ihm Muth zuzuſprechen — vor allem ihn zu einer Anti-Morphiumkur zu überreden. Dieſes furchtbare Gift lähmt ſchließlich jede Energie, tötet Wille und Thatkraft.

Möchte es ihm gelungen ſein, Fahlberg moraliſch ſo weit aufzurichten, daß er ſich dazu entſchließt. Er war ſo ein netter, tüchtiger, ſtrebſamer Menſch, vor dem das Leben vielverheißend lag."

Als der Zug in Kokenhuſen hält, treten die verſchiedenen Rehburg's an die Fenſter des Waggons und erblicken ihren Vetter Erich, der gerade aus dem Stationsgebäude tritt. Gebhard und Edwin gehen ihm entgegen.

„Er ſieht ja ganz verſtört aus," ſagt Letzterer, fragend zu Gebhard aufſehend, den eine plötzliche Eingebung ſchon die ganze Wahrheit ahnen läßt.

„Wenn Fahlberg ſich nur kein Leid angethan hat," denkt er.

Seine ſchlimme Befürchtung beſtätigt ſich.

In einem Anfall tiefer Melancholie hat ſich, am Tage vorher, Fahlberg das Leben genommen.

In einem Brief an die Seinigen hat er ſie um Verzeihung gebeten — er hoffe, gute Menſchen würden für ſie ſorgen, beſſer, als er es zu thun vermocht. Nach Dorpat zurückkehren, noch einmal 6 Jahre angeſtrengt ſtudiren — dazu ſei er zu müde. Er fühle ſich am Ende ſeiner Kraft. Uebermenſchliche Leiden habe er ertragen müſſen, der Dämon der Morphiumſucht habe ihn übermannt, und er habe nicht mehr die Energie, ihm zu widerſtehen.

Wie Wahnſinn kralle es ſich in ſein Hirn, ſein

Leben ſei eben verpfuſcht, und beſſer ſei es ein Ende zu machen, ſo raſch als möglich, — je früher, deſto beſſer.“

„Wie furchtbar, Erich! Und Du konnteſt es nicht verhindern?“

„Nein, — obgleich ich es kommen ſah. Die Willenskraft war gebrochen, der Glaube an Glück und Fortkommen erſchüttert.“

Mit voller Theilnahme, ja Ergriffenheit, haben auch alle Andern Erich's Bericht gelauſcht, der mit den Worten ſchließt: „O dieſe unſeligen Duelle! Wie viel Elend und Jammer haben ſie im Gefolge, denn das iſt der Fluch der böſen That, daß ſie fortzeugend Böſes muß gebären. Nicht genug, daß ſie junge, hoffnungsreiche Leben, welche vielleicht ihrem Lande, der ganzen Menſchheit Nutzen gebracht hätten, vorzeitig enden, in weitere Kreiſe hinein tragen ſie unſäglichen Kummer, unberechenbares Leid. Hättet Ihr Fahlberg's arme Mutter geſehen. Nie werde ich den Ausdruck vergeſſen, mit dem ſie an ſeiner Leiche kniete, nie! Und all' dieſes Herzeleid, all die Seelenpein — wofür? das Glück und der Frieden einer Familie zerſtört — weßhalb? Einem Phantom, einem Vorurtheil zu Liebe, einem Nichts!“

„Einem Nichts? — die Ehre ein Nichts?“ wirft Ecken lebhaft ein: — das ſagen Sie doch nicht im Ernſt, Herr von Rehburg!“

„Sie müſſen mich recht verſtehen, Herr von Ecken, auch mir iſt die rechte Mannesehre heilig, zu heilig als daß ein Jeder, z. B. im Zuſtand einer gewiſſen Unzurechnungsfähigkeit, in Folge maaßloſer Erregung oder Trunkenheit ihr nahe treten könnte. Aber die Begriffe werden gewöhnlich nicht ſtreng genug auseinandergehalten. Für mich ſind es zwei ganz verſchiedene Dinge — die Ehre und der point d'honneur, dieſe conſtruirte Standesehre, aus welcher die ſogenannte Geſellſchaft ſich das Recht nimmt, nach einem ſelbſtgegebenen Kodex zu unterſcheiden zwiſchen Ehre vor Gott und vor den Menſchen, zwiſchen

Chriſtenehre und Geſellſchaftsehre. Jeder Menſch hat eine perſönliche Ehre, keinem darf man ſie abſprechen, — die Standesehre aber gilt nur für wenige, findet in dem Satisfactionsfähig oder -unfähig ihre Grenzen.

Und meiſtens iſt es nur dies Phantom der Ehre, welches bei Studentenduellen in Frage kommt, und weil ihretwegen jährlich ein Paar zum Krüppel gemacht werden, wenn nicht viel Schlimmeres geſchieht, junge Augen ſich vor der Zeit ſchließen — ſo darf man wohl mit Recht ſagen — um Nichts!"

„Erich hat ganz recht," läßt ſich der ältere Feldten vernehmen. „Es kommt gerade darauf an, daß man immer wieder die Conſequenzen zieht, den Muth hat, den Finger gerade auf den wunden Punkt zu legen, und es ſich einmal klar macht: — dem Moloch einer falſchen Ehre wirft man erbarmungslos die eigenen Kinder hin, weil man es nicht wagt, ihm die gierige Zunge, die giftigen Zähne auszureiſſen. Immer nur Proteſt in Worten, nach dem Geſchehenen, keine That. Und warum? wo doch ſchon längſt ſo Viele das Thörichte, Schädliche dieſes Point d'honneur erkannt haben, Wandel verlangen, — warum? weil immer und überall noch bewußtes und unbewußtes Feſthalten an privilegirten Phraſen, an conceſſionirten Irrthümern, an conventionellen Lügen regiert. „Kein Flecken darf auf den blanken Schild der Ehre fallen." „Das Ehrgefühl käme auf den Hund." „Der Feigheit würde Vorſchub geleiſtet." Auch ſolche Schlagworte, Redensarten, die von denen nachgeſprochen werden, welche nichts Neues annehmen, denken wollen — ich möchte faſt ſagen, zu denken vermögen. Die geiſtige Trägheit der Maſſen, einzig und allein ſie iſt Schuld, legt ſich wie ein hemmender Schuh um das rollende Rad am Wagen des Fortſchritts. Oder nehmen wir ein anderes Bild. Dieſes Beharrungsvermögen der Maſſen, dieſe bequeme Indolenz, dieſes Feſthalten am Beſtehenden verkörpert ſich mir in einem

Und ſo Herz an Herz und Hand in Hand gehe es ſich leicht, wohin Gott führt, lebe es ſich ſtill und friedlich, reich und glücklich im Rahmen der eigenen Häuslichkeit.

„O Zauberwort, zu Hauſe.“

Welch ein Hort in unſerer haſtenden Zeit, in dem Wirbel des Lebens und dem Kampf um's Daſein, der mehr oder weniger an einen jeden herantrete. Immer wieder darauf hinzuweiſen, gelte es jetzt, wo der Sinn ſchwinde für die ſtille Poeſie des Familienlebens. Geführt von trügeriſchen Irrlichtern, die über Moore der Weltluſt gaukeln, entfliehe man den einfachen Freuden der Häuslichkeit, um in zerſtreuenden Genüſſen Abwechſelung zu ſuchen, oft nur Verflachung und Zerſplitterung zu finden. Und ſchlimmer noch. Zerſtörende Einflüſſe machten ſich daran, das Familienleben zu untergraben. Von Weſten her wehe ein neuer Geiſt; die alten Götter verſpottend, kehre man den Penaten den Rücken, als läſtig empfinde man jede Feſſel, verlange in blinder Ichſucht ſchrankenloſes Ausleben für die Rechte der eigenen Perſönlichkeit, meinend, das Glück fände ſich nur in der Ungebundenheit. Auch die Frau, unzufrieden mit dem Beſtehenden, ſtimme mit ein in das allgemeine Feldgeſchrei nach individueller Freiheit, fühle ſich zu Höherem berufen, ſtrebe heraus aus den engenden Schranken des Hauſes.

Und doch liege wahre Freiheit allein in der inneren Gebundenheit an heilige Naturgeſetze, die ihrer nicht ſpotten laſſen, allein in Unterordnung unter ſelbſtauferlegte Pflichten und in dem Ausleben ſeiner Eigenart in der Hingabe an Andere, an einen Anderen. Und das gelte beſonders für die Frau. Ihre Welt ſei und bleibe der eigene Heerd, die ſtille Häuslichkeit, das friedliche Heim. Und ſie ſolle ſich mahnen laſſen durch den Dichter, der ſo wahr und tief und ſchön geſungen:

„Nicht rechten ſollſt Du mit Gottes Gedanken,
Wenn Dich das Schickſal bei Seite geſtellt
Und mit des Hauſes engenden Schranken
Verlegt die Ferne, verbaut die Welt.
Iſt doch der Friede die Sehnſucht des Lebens,
Und wenn das Glück ſich erhaſchen läßt —
Auf ſchweifenden Wegen ſucht man's vergebens,
Am Herdeswinkel, da hat's ſein Neſt." —

Und das ſei wahr, gewißlich wahr.

Nur eines dürfe nicht überſehen werden: Nicht nur ein warmes Neſtchen für eigenes ſtilles Lebensglück gelte es ſchaffen — ein Haus zu bauen ſei jedes junge Paar berufen. Und jedes Haus bedeute auch nach Außen hin eine moraliſche und ſittliche Unität, ſei ein Mittelpunkt, von dem Wege ausſtrahlen zum Verkehr mit der Außenwelt — dahin führend, wo das Leben der Menſchheit pulſirt, an dem man theilnehmen müſſe, ſein Pflichttheil beitragend im Intereſſe für ihre Geſchicke — von dort zurückbringend, was weckt und anſpornt, von Fortſchritt redet und immer höher geſteckten Zielen.

Kein ſtumpfes Eigenleben, — ein Austauſch ſuchendes und förderndes Leben in und mit der Geſammtheit heiße es führen, im Bewußtſein der Zugehörigkeit zur großen Menſchheitsfamilie.

Und dann ſchließt er:

„So ziehet denn hinaus aus dem Vaterhauſe, geliebte Kinder, gründet ein Heimweſen, bauet ein Haus. Aber nicht nur in Stein und Mörtel, im höheren Sinne laßt es aufgerichtet ſtehen, weithin ſichtbar, auf der Höhe der Zeit ragend, mit ſtolzen Zinnen, — ein Haus, in dem, mit Verſtändnis für anderer Weſen und Art, die Treue zu baltiſcher Eigenart ſich paart.

Feſt gegründet ſei es auf dem Fels des Glaubens, mit ſtarken Mauern des Gottvertrauens, der Lebensfreudigkeit, des Pflichtbewußtſeins und der Arbeits-

kraft. Hoch vom Thurme wehe die Fahne der Gastfreiheit, weit auf die Fenster und Thüren, um Licht und Aufklärung hereinzulaſſen, nur gegen das Böſe und Schlechte die Riegel vorgeſchoben und mit einem „hebe Dich weg“ geſcheucht von den Stufen.

Und über der Façade in unvergänglicher Schrift glänzend, laßt ſie eingemeißelt ſtehen die Sprüche, welche wir uns einzuprägen ſuchten — vor Jahren zuſammen herunterblickend auf des Profeſſors Haus in der ſchönen deutſchen Univerſitätsſtadt:

Friede walte — Treue halte —
Liebe wohne — Freude lohne —
Arbeit wirke — Ehre ziere — Weisheit regiere!

Die Anweſenden aber fordere ich auf, mit mir das Glas zu erheben und in den Ruf einzuſtimmen, die jüngſten livländiſchen Häuſer leben hoch, hoch und nochmals hoch.“

„Sie leben hoch, ſie leben hoch,“ ſtimmt die Jugend an und wiederholt drei Mal das Lied.

„Das war eine Rede, wie ich ſie ſelten gehört!“ ſagt der Paſtor und beugt ſich zur Landräthin herab, um ſein Glas an das ihre zu ſtoßen.

Mit bewegtem Lächeln dankt ſie ihm.

Und mit glänzenden, in Thränen ſchimmernden Augen haben auch Erica und Inga auf den Vater geblickt, von deſſen Lippen dieſe Worte wie ein Glaubensbekenntniß geklungen und der ihnen dies Lebensprogramm wahrhaft vorgelebt hat, als Edelmann vom Scheitel bis zur Sohle, der er immer geweſen, ein Vorbild für ſeine und alle Zeiten.

Und als ſie mit ihren Gläſern zu ihm hinübergegangen, ſchließt er ſie zärtlich in ſeine Arme und flüſtert ihnen zu, mit zitternder Stimme:

„Gott ſei mit Euch immer und überall! Werdet gute Frauen, wie Eure Mutter es geweſen, Glück und

Troſt, Hülfe und Segen für Eure Gatten, meine lieben, lieben Mädchen.“

Nachdem der Brautkranz abgetanzt, — Martha bekommt Inga's, eine von den Troſtbergs Erica's Kranz, die Hüte Nix Dohmen und, was viel Heiterkeit erregt, der kleine Hans Donnerer, Großſohn des Paſtors und Fechtbodiſt der Livonia, — und als nach Mitternacht das letzte Viertel des Mondes emporſteigt, da naht die Abſchiedsſtunde vom Mädchenleben.

Weinend umſchlingen die jungen Frauen die lieben Eltern, tauſchen in ſchweſterlicher Zärtlichkeit einen langen Kuß, und während ſie hinausfahren in die, für die Jahreszeit ſelten milde Nacht und, im Arm der Liebe geborgen, die naſſen Augen bald trocknen — beſchließt ein bis zum hellen Morgen ausgedehnter, luſtiger Ball die Derbitenſche Hochzeit.

* * *

Auf dem Dünaburger Bahnhof in Riga herrſcht an dieſem Auguſttage ein unbeſchreibliches Durcheinander. An der Kaſſe, in den für den geſteigerten Verkehr ungenügenden Warteſälen und auf dem Perron ſchiebt und drängt es ſich in fluthender Menſchenwelle. Reiſende haſten, Hunde bellen, gepäckbeladene Träger ſuchen ſich, mehr dienſtbefliſſen als rückſichtsvoll, Durchgang zu ſchaffen, gilt es doch ſich einen Platz in den, um dieſe Zeit an chroniſchem Ueberfülltſein leidenden, Waggons des 7 Uhr-Zuges zu ſichern. Die Tauſende von Sommerfriſchlern aus Petersburg und dem Innern des Reichs, welche in den beliebten Badeorten des Rigaſchen Strandes Erholung und Stärkung geſucht, ſtrömen um dieſe Jahreszeit in Schaaren zurück in die Winterquartiere und in das Joch der Arbeit, und auch die einheimiſche academiſche Jugend muß den Ferien Valet ſagen, zurück zu ihren Studien und Collegienheften.

So ſchimmern nicht wenige mehrfarbige Mützen,

die Corporationen der Dörptſchen Univerſität kennzeichnend, aus dem Knäuel hervor, der ſich vor den Eingängen zu den Waggons ballt.

Es iſt ein Grüßen nach rechts und links, Witzworte fliegen hin und her.

„Ich ſchlage vor, die Riga-Dünaburger Eiſenbahn in I. Baltiſche Fabrik für Häringsconſerven umzutaufen," ſagt mit empörtem Augenaufſchlag ein älterer Landsmann der Livonia und reibt ſich mit vorwurfsvollem Umſehen den Ellenbogen. „Ich möchte wohl gern wiſſen, weſſen ſteinhartes Gerippe ich da eben zu fühlen bekommen habe — ein Wunder, daß der Knochen heil geblieben iſt! — um dem betreffenden Subjekt wenigſtens noch nachträglich einen kleinen liebevollen Fluch nachzuſenden."

„Fluchen iſt ganz uncommentmäßig, Carlos, lern' es einmal doch," neckt ein Anderer.

„Ach, laß mich zufrieden! Du haſt gut reden, biſt gepolſtert wie ein Daunenkiſſen und knapp vier Fuß ſechs Zoll hoch — Du kommſt natürlich unbeſchadet überall hin, kriechſt ja einem normalen Menſchen unter den Armen durch."

„Wie ich aber meine 6 Fuß unterbringen werde, iſt bei obliegenden Umſtänden wirklich eine äußerſt kritiſche Frage," meint eine gutmüthige Stimme, in der wir Graf Rieſen's ſonoren Baß erkennen.

„Das iſt ja heute die reine Völkerwanderung und wenn auch reichlich die Hälfte begleitende Verwandtſchaft iſt, es bleibt noch genug zweibeinige Bagage nach, die mitwill! — Ah, endlich werden die Waggonthüren geöffnet, ſchnell hinein, Du Knirps, und einen Abtheil erobert."

Es iſt wirklich die reine Steeple-chaſe um Plätze, doch gelingt es den raſchen Bewegungen und jungen kräftigen Armen ſich mit Handgepäck und Hunden unterzubringen.

„Beſcheidenheit iſt eine Zier, doch weiter kommt man ohne ihr," citirt einer.

„Mit dem Ausſtrecken ſieht es aber ganz faul aus," meint der Carlos Genannte. „Wißt Ihr, mir ſcheint, wir hätten doch beſſer daran gethan, uns via Engelhardshof und Stackeln der geliebten Alma mater in die Arme zu werfen."

„Thorheit, Eſchmann," widerſpricht ein Vierter. „Hör nur, wie der Regen auf's Waggondach trommelt und an die Fenſterſcheiben klatſcht, ſo ein richtiger Bindfadenregen. Ich finde, wir können höchſt zufrieden ſein, bei dem Wetter nicht 24 Stunden im offenen Poſtwagen verbringen zu müſſen, wie im vorigen Herbſt."

„Ja, das war wirklich nicht ſchön. Aufgeweicht wie ein Schwamm und zuletzt nichts mehr Trockenes zum Wechſeln. Da ſitzt man lieber etwas eng, hat aber ein waſſerdichtes Dach über dem Kopfe. Die Militärs verlaſſen uns wohl in Uexküll und Kurtenhof und da bekommen wir etwas mehr Raum."

„Optimiſt, dafür ſteigen doch wieder auf den nächſten Stationen Sommerfriſchler ein und mehrere Commilitonen."

„In Ringmundshof ſicher die Brüder Feldten und verſchiedene Curonen," äußert Rieſen. „Uebrigens, wo iſt von der Ecken? Du ſagteſt doch geſtern, er wolle ſich uns anſchließen."

„Ja, wir beſprachen es ſo. Merwürdig, daß er noch nicht da iſt. Ich werde auf den Perron gehen, ihn abfaſſen. Bitte, Rieſen, Du mit Deiner Doppelgröße, halte meinen Platz frei."

„Netter Junge, dieſer Ecken?" fragt Eſchmann. „Wünſchenswerthe Acquiſition für die Livonia, was?"

„Ich denke wohl," erwidert Max. „Wir waren zuſammen in Birkenruh. Abiturium mit 17 Jahren

cum laude gemacht, ein fixer Junge, Grütze im Kopf, Haare auf den Zähnen."

„Kurz, ein Monstrum," witzelt einer, während Theren im Abgehen hinzusetzt:

„Reitet brillant, schießt famos und zog schon als Secundaner eine Terz, die sich zeigen konnte."

„Ob Du nicht bei dem Stunden nimmst, Zeus?" Der so mit seinem Spitznamen Gerufene, in Wirklichkeit Hans Donnerer getauft, ist ein schmächtiges Kerlchen, der aussieht wie ein Tertianer, und die Zielscheibe vieler Witze und Neckereien seitens seiner Kameraden ist, die sein etwas albernes Wesen und gutmüthiges Lachen immer wieder zu dergleichen anregt.

„Mir scheint, man müßte dem Ecken, wenn er für ritterliche Künste Sinn und Interesse hat, rathen, lieber in eine andere Corporation einzutreten.

In der Livonia wird man ja nächstens alle Duellpistolen in feierlicher Prozession dem Rector magnifici überreichen, auf daß er ruhig schlafen könne, nachdem er sie in den Embach geworfen, da, wo er am tiefsten ist."

Ein brünetter, hagerer Jüngling mit geröthetem, aufgedunsenem Gesicht und verschwommenen Augen hat diese Worte ziemlich scharf gesprochen, Gebhard dabei mit ironischen Blicken streifend.

„Rappiere sind auch nicht mehr in Gebrauch, schmücken nur noch, verrostet, die Wände, oder wenn sie allzu blutgierige Gelüste in uns halbfromm gewordenen Seelen erwecken, entzieht man sie ganz unseren Augen, wirft sie auf den Ofen, wie ausgefallene Zähne."

„So schrei doch hurrah, Knirpschen, das ist ja noch viel vortheilhafter für dich. Ein Rappier ist ja länger als Du und Fechten ist nun einmal nicht Deine Force, Du Herculeschen," neckt einer.

„Denke doch, dann giebt es keinen obligatorisch zu besuchenden Fechtboden mehr, der wird doch natürlich abgeschafft! — Strafgelder für Nichterscheinen fallen

weg — höchſt angenehm für winzige Taſchchen! — und blau-grüne Flecken braucht man ſich nicht mehr auszupflegen.

Ueberhaupt, dann kämpft man nur noch mit den Waffen des Geiſtes. Paß ordentlich auf, Vater der Minerva, damit Du gleich verſtehſt, wie man das macht, wenn die große Schlacht losgeht. Alſo Du nimmſt Deinen Geiſt, als wie ein Schwert in Deine ſtarke Rechte — manchmal nicht ganz leicht auszuführen, wenn nämlich der Geiſt zu winzig iſt oder durch Abweſenheit glänzt — dann in Poſitur geſtellt. Arm hoch, Kopf zurück und auf den gegneriſchen Geiſt — auch nicht immer gleich zu finden, losgehauen, bis ... ja, Senior, wie macht man's dann? was entſcheidet den Sieg?"

Gebhard, der neben Rieſen am Fenſter ſteht, wendet ſich halb um und über die Schulter giebt er zurück:

„Ulkt nur ruhig weiter, es geht auch ohne mich." Halblaut zu Rieſen, ſetzt er hinzu:

„Bei Eſchmann iſt die Blechfabrication wieder in vollem Gange."

„Na, ohne tüchtigen Abſchiedstrunk im Kloſterkeller wird er die Reiſe wohl nicht angetreten haben und die Witze entſprachen denn auch ſeiner Verfaſſung. — Oho! da läutet's ſchon zum zweiten Male — Max vergißt notoriſch das Mitfahren."

Rieſen lehnt ſich weit zum Fenſter hinaus, um den Perron beſſer zu überblicken.

„Ah, da kommt er. Sieht nett aus, der Ecken, wenn er es iſt, der neben ihm hergeht."

Seine Gymnaſiaſtenmütze höflich lüftend, betritt der Genannte das Coupé und wird durch Max Theren mit den Inſaſſen bekannt gemacht.

„Rehburg." — Molten. — Rehburg — Donnerer. — Rehburg."

„Noch einer? Mein Himmel, welch eine Anſtrengung

für das Gedächtniß. Kann man die Herren nicht numeriren, wie die Fürſten Reuß?"

„Iſt nicht nöthig, ſind ſehr verſchieden — Rieſen."

Ueberraſcht blickt Ecken zu der Reckengeſtalt empor — „und noch ein Rehburg, Gebhard."

„Der Senior der Livonia!" denkt Ecken und grüßend haftet ſein Blick auf dem edelſchönen Geſicht vor ihm, das mit freimüthigem Ausdruck den zukünftigen Corpsbruder muſtert und mit einigen freundlichen Worten in ihrer Mitte willkommen heißt.

Gleich darauf ſetzt ſich der Zug in Bewegung. „Kuſch Dich, Arno!" Auch Ecken's Hund, ein ſchöner, langhaariger Setter, macht Bekanntſchaft, aber knurrende, mit den verſchiedenen, unter die Bänke verwieſenen Cäſar's und Billi's, und es muß mit Zuruf und Hetzpeitſche unter den Vierfüßlern Frieden geſtiftet werden. Die Beſitzer machen gegenſeitig ſich Complimente über ihre Köter, und damit iſt gleich das Eis gebrochen, und ein ausgiebiges Thema für die Unterhaltung gefunden. Das lebhaft hin und her gehende Geſpräch, in welchem viel von Enten und Haſenjagd, Lancaſter-Doppellauf, Hunderaſſen, Dreſſur u. ſ. w. die Rede geweſen, unterbricht der Eintritt des Conducteurs und bald verkündet ein Pfiff der Lokomotive die Nähe einer Station.

„An Kurtenhof und Uexküll ſind wir ſchon vorbei gefahren, alſo wird dies Oger ſein. Hurrah! Buffet!" ruft Rieſen.

„Macht, daß Ihr ſchleunigſt herauskommt, ihr Füchſe in spe, und ſchafft einen Korb Bier herein. Ergreift auch ein paar Pullen Rothwein, dann trinken wir gleich einen Begrüßungsſchluck mit Ecken."

Bei dieſen Worten zieht er gutmüthig lächelnd ein Portemonnaie hervor, deſſen Dimenſionen ſeinem Wuchs, ſeinem Wechſel und ſeiner Freigebigkeit entſprechen.

„Da habt Ihr den Mammon dazu, aber laßt ihn Euch nicht wegſtibitzen — Taſchendiebe giebt's überall!"

Max und Ecken ſtürzen ab und kehren nach kurzer Zeit, an dem Gewünſchten ſchwer tragend, zurück.

„Na, und nun noch einmal in den Warteſaal, das Holen müßt Ihr Euch rechtzeitig angewöhnen — und einen tüchtigen Haufen Butterbröde und Zieschen mitgebracht, — ſind ja berühmt gut hier! — die dürfen nicht fehlen.“

Rieſen entkorkt den Bordeaux und nimmt einen kräftigen Schluck.

„Ganz trinkbar! Nun Proſit, Ecken — auf gute Kameradſchaft.“

Auch die Andern ſchütteln ihm freundlich die Hand.

„Und nun los, einen Cantus angeſtimmt!

Magister cantandi, walte Deines Amtes. Nimm dieſen Stock zum Dirigiren und gieb den Ton an!“

„Luſtig zieht der Burſch durch's Leben
Wie das Schickſal ihm auch droht,“

klingt es aus den jungen Kehlen.

„Beim Geſang und Saft der Reben
Pfeift er auf des Lebens Not.“

Lied folgt auf Lied, dann hält der Zug in Ringmundshof, und Alles beobachtet die Einſteigenden.

„Richtig, da ſind die Brüder Feldten. Wollen wir noch etwas zuſammenrücken, dann können ſie doch hier herein.“

In Römershof hat noch einmal Rieſen's großer Geldbeutel einen Korb Bier zur Weiterfahrt ſpendiert, nachdem man ſich an Ort und Stelle mit allerlei Eßbarem geſtärkt hat, und raſſelnd dampft der Zug ſeinem Ziele entgegen.

Die Dunkelheit iſt hereingebrochen, und da zum Ausſtrecken und bequemen Schlafen nicht genügend Raum vorhanden, ſo plaudert man munter weiter, reißt Witze, erzählt Anekdoten, bis einer die Bemerkung macht: „Tiefenthal müßte doch wohl hier in der Nähe ſein und würde wahrſcheinlich auf der nächſten Station einſteigen.“

„Nein!“ kann Max zurechtſtellen. „Als er vor 10 Tagen Therenhof verließ, wollte er in's Oberland und wird erſt von Dünaburg aus die Bahn benutzen, womit aber nicht gerade geſagt iſt, daß es ſchon in dieſer Nacht ſein wird.“

„Dafür wird aber Erich,“ — — „Noch ein Rehburg, daß Du es gleich weißt“ — raunt Max Ecken zu, „um es Dir leichter zu machen, Nr. 5, übrigens der Doctor genannt, weil er Medicin ſtudirt und etwas Docirendes an ſich hat.“

Unterdeſſen hat Gebhard hinzugeſetzt:

„Beſtimmt zu uns ſtoßen. Wir beſprachen es ſchon ſo in Derbiten, von wo er durch's Land direct in dieſe Gegend fuhr. Er wollte, während wir in Riga waren, im X.'ſchen Doktorat einen Freund beſuchen. Ihr kennt ja den traurigen Fall mit — ach ſo, Max und Ecken werden wohl kaum davon gehört haben. Erich's beſter Freund wurde voriges Jahr in einem Duell von einem Kurländer ſchwer verwundet.

Monatelang ſchwebte Fahlberg in Lebensgefahr, und man zweifelte endlich an ſeinem Aufkommen.

Erich hat ihn mit größter Aufopferung gepflegt, dem Tode ſeine Beute förmlich abgerungen, aber Eins konnte er nicht verhindern — der Arm blieb ſteif. Namenloſe Schmerzen hat Fahlberg aushalten müſſen, und nicht nur phyſiſche, auch ſeeliſche Qualen marterten ihn, die den kaum 25jährigen grau gemacht haben.

Er ſtand vor ſeinem letzten Examen, aber mit der Chirurgie, die er zur Specialität erwählt, war es natürlich vorbei; 5 Jahre ſchweren, gewiſſenhafteſten Studiums waren verloren. Ganz von vorn hieß es anfangen, irgend ein anderes Brodfach wählen, um ſeine Mutter, die als Wittwe faſt mittellos zurückgeblieben, zu unterſtützen, eine ganze Reihe jüngerer Geſchwiſter zu erziehen.

Unerträgliche Nervenſchmerzen waren von der Ver-

wundung nachgeblieben, erſchwerten ihm das Studium, und da hatte er ſich in ſeiner desperaten Stimmung dem Morphium ergeben. Erich war ſehr beſorgt um ihn. Wie er mir in Derbiten erzählte, hatten die letzten Briefe hoffnungslos verzweifelt geklungen, und Erich fuhr zu ihm, um ihm Muth zuzuſprechen — vor allem ihn zu einer Anti-Morphiumkur zu überreden. Dieſes furchtbare Gift lähmt ſchließlich jede Energie, tötet Wille und Thatkraft.

Möchte es ihm gelungen ſein, Fahlberg moraliſch ſo weit aufzurichten, daß er ſich dazu entſchließt. Er war ſo ein netter, tüchtiger, ſtrebſamer Menſch, vor dem das Leben vielverheißend lag."

Als der Zug in Kokenhuſen hält, treten die verſchiedenen Rehburg's an die Fenſter des Waggons und erblicken ihren Vetter Erich, der gerade aus dem Stationsgebäude tritt. Gebhard und Edwin gehen ihm entgegen.

„Er ſieht ja ganz verſtört aus," ſagt Letzterer, fragend zu Gebhard aufſehend, den eine plötzliche Eingebung ſchon die ganze Wahrheit ahnen läßt.

„Wenn Fahlberg ſich nur kein Leid angethan hat," denkt er.

Seine ſchlimme Befürchtung beſtätigt ſich.

In einem Anfall tiefer Melancholie hat ſich, am Tage vorher, Fahlberg das Leben genommen.

In einem Brief an die Seinigen hat er ſie um Verzeihung gebeten — er hoffe, gute Menſchen würden für ſie ſorgen, beſſer, als er es zu thun vermocht. Nach Dorpat zurückkehren, noch einmal 6 Jahre angeſtrengt ſtudiren — dazu ſei er zu müde. Er fühle ſich am Ende ſeiner Kraft. Uebermenſchliche Leiden habe er ertragen müſſen, der Dämon der Morphiumſucht habe ihn übermannt, und er habe nicht mehr die Energie, ihm zu widerſtehen.

Wie Wahnſinn kralle es ſich in ſein Hirn, ſein

Leben ſei eben verpfuſcht, und beſſer ſei es ein Ende zu machen, ſo raſch als möglich, — je früher, deſto beſſer.“

„Wie furchtbar, Erich! Und Du konnteſt es nicht verhindern?“

„Nein, — obgleich ich es kommen ſah. Die Willenskraft war gebrochen, der Glaube an Glück und Fortkommen erſchüttert.“

Mit voller Theilnahme, ja Ergriffenheit, haben auch alle Andern Erich's Bericht gelauſcht, der mit den Worten ſchließt: „O dieſe unſeligen Duelle! Wie viel Elend und Jammer haben ſie im Gefolge, denn das iſt der Fluch der böſen That, daß ſie fortzeugend Böſes muß gebären. Nicht genug, daß ſie junge, hoffnungsreiche Leben, welche vielleicht ihrem Lande, der ganzen Menſchheit Nutzen gebracht hätten, vorzeitig enden, in weitere Kreiſe hinein tragen ſie unſäglichen Kummer, unberechenbares Leid. Hättet Ihr Fahlberg's arme Mutter geſehen. Nie werde ich den Ausdruck vergeſſen, mit dem ſie an ſeiner Leiche kniete, nie! Und all' dieſes Herzeleid, all die Seelenpein — wofür? das Glück und der Frieden einer Familie zerſtört — weßhalb? Einem Phantom, einem Vorurtheil zu Liebe, einem Nichts!“

„Einem Nichts? — die Ehre ein Nichts?“ wirft Ecken lebhaft ein: — das ſagen Sie doch nicht im Ernſt, Herr von Rehburg!“

„Sie müſſen mich recht verſtehen, Herr von Ecken, auch mir iſt die rechte Mannesehre heilig, zu heilig als daß ein Jeder, z. B. im Zuſtand einer gewiſſen Unzurechnungsfähigkeit, in Folge maaßloſer Erregung oder Trunkenheit ihr nahe treten könnte. Aber die Begriffe werden gewöhnlich nicht ſtreng genug auseinandergehalten. Für mich ſind es zwei ganz verſchiedene Dinge — die Ehre und der point d'honneur, dieſe conſtruirte Standesehre, aus welcher die ſogenannte Geſellſchaft ſich das Recht nimmt, nach einem ſelbſtgegebenen Kodex zu unterſcheiden zwiſchen Ehre vor Gott und vor den Menſchen, zwiſchen

Chriſtenehre und Geſellſchaftsehre. Jeder Menſch hat eine perſönliche Ehre, keinem darf man ſie abſprechen, — die Standesehre aber gilt nur für wenige, findet in dem Satisfactionsfähig oder -unfähig ihre Grenzen.

Und meiſtens iſt es nur dies Phantom der Ehre, welches bei Studentenduellen in Frage kommt, und weil ihretwegen jährlich ein Paar zum Krüppel gemacht werden, wenn nicht viel Schlimmeres geſchieht, junge Augen ſich vor der Zeit ſchließen — ſo darf man wohl mit Recht ſagen — um Nichts!"

„Erich hat ganz recht," läßt ſich der ältere Feldten vernehmen. „Es kommt gerade darauf an, daß man immer wieder die Conſequenzen zieht, den Muth hat, den Finger gerade auf den wunden Punkt zu legen, und es ſich einmal klar macht: — dem Moloch einer falſchen Ehre wirft man erbarmungslos die eigenen Kinder hin, weil man es nicht wagt, ihm die gierige Zunge, die giftigen Zähne auszureiſſen. Immer nur Proteſt in Worten, nach dem Geſchehenen, keine That. Und warum? wo doch ſchon längſt ſo Viele das Thörichte, Schädliche dieſes Point d'honneur erkannt haben, Wandel verlangen, — warum? weil immer und überall noch bewußtes und unbewußtes Feſthalten an privilegirten Phraſen, an conceſſionirten Irrthümern, an conventionellen Lügen regiert. „Kein Flecken darf auf den blanken Schild der Ehre fallen." „Das Ehrgefühl käme auf den Hund." „Der Feigheit würde Vorſchub geleiſtet." Auch ſolche Schlagworte, Redensarten, die von denen nachgeſprochen werden, welche nichts Neues annehmen, denken wollen — ich möchte faſt ſagen, zu denken vermögen. Die geiſtige Trägheit der Maſſen, einzig und allein ſie iſt Schuld, legt ſich wie ein hemmender Schuh um das rollende Rad am Wagen des Fortſchritts. Oder nehmen wir ein anderes Bild. Dieſes Beharrungsvermögen der Maſſen, dieſe bequeme Indolenz, dieſes Feſthalten am Beſtehenden verkörpert ſich mir in einem

Lindwurm, der faul und ſatt auf der Heerſtraße des Lebens liegt und jeden verſchlingt, der ſich allein an ihn heranwagt. Aber in geſchloſſener Phalanx heißt es immer wieder ſich zum Angriff ſammeln, aufrütteln muß man endlich die Menſchheit aus ihrer Lethargie...“

„Dem ſtimme ich unbedingt bei,“ ſagt Molten, „jeder von uns ſoll wenigſtens dazu aufrufen, daß man den Kampf aufnimmt gegen die falſche Idee, den Irrthum, der in dieſer Form des Sühnegedankens liegt. Als zukünftiger Paſtor ſchreibe ich den Kampf gegen das Duell auf meine Fahne, und bin überzeugt, daß er von Erfolg gekrönt ſein wird, daß es gelingen muß und wird, der Geſellſchaft den Staar zu ſtechen und ſie ſehend zu machen für die Sünde gegen Gott und die Menſchen, die ſie begeht, wenn ſie immer und immer wieder ſolche Blutthaten zuläßt.“

„Na, Ihr ſcheint mir ja hier ſo ziemlich alle Antiduellanten zu ſein,“ ſagt verwundert Ecken.

„Ich dachte, daß ſich Vertreter dieſes Standpunkts nur in verſchwindender Anzahl unter den Dörptſchen Studenten fänden.“

„Ich bitte Sie, mich jedenfalls aus dieſem Sammelnamen auszuſchließen,“ grunzt Eſchmann, dem der reichliche Biergenuß die Stimme nicht gerade geklärt hat.

„Von jeher bin ich Antiduellant geweſen, unbedingt und aus voller Ueberzeugung!“ — Erich ſagt es mit vibrirender Stimme. „Mit dem Eide, den ich als Arzt zu leiſten haben werde, nehme ich es ernſt und ſtreng. Wo wir uns verpflichten, unter allen Umſtänden, Leben zu verlängern und zu retten, dürfen wir nicht einer Handlung zuſtimmen, welche zum Mindeſten Körperverletzungen verſchiedener Art zur Folge hat, wenn ſie nicht in directe Todesgefahr bringt. Die Grundidee des Duells bleibt immerhin das „tödten wollen“ und dadurch richtet ſie ſich ſchon ſelbſt, denn ſie ſteht im Widerſpruch zu einer ſittlichen Forderung in uns, die da

will, daß das Leben des einzelnen Individuums geachtet werde."

„Abſoluter Antiduellant bin ich nicht," äußert Paul Rehburg, — der vorhin als magister cantandi bezeichnete. „Aber ich laſſe nur Schlägerduelle gelten. Mag immerhin etwas Gefahr dabei ſein, ſie ſind Uebung, ſie ſind Kampf, meiſtens nur ein ganz geſunder Aderlaß für allzuhitziges Blut. Die Piſtolenduelle ſind aber entſchieden ein Unfug."

„Ob es ſich um Hieber oder um Piſtolen handelt, ich finde, wir müſſen mit unſerer Zeit leben," miſcht ſich ein anderer Rehburg ein — „müſſen ihre Forderungen erfüllen, können nicht von heute auf morgen alles auf den Kopf ſtellen. Noch regiert der point d'honneur in unſeren Kreiſen und das iſt für mich maaßgebend."

„Aber andere Zeiten, andere Sitten," wirft der jüngere Feldten ein, „gewiß, wir müſſen uns dem anpaſſen, was die Gegenwart fordert, aber wir ſollen auch in die Zukunft ſchauen und für ſie wirken. Auf jedem Gebiete denen, die nach uns kommen, die Pfade zum Beſſeren ebnen, den weiteren Fortſchritt erleichtern, fördern, das dünkt mich ein Ziel, des Strebens werth, und das man nie aus den Augen verlieren ſollte."

„Ich bin allmählich Antiduellant geworden," läßt ſich wieder der ältere Feldten vernehmen. „Vier Jahre bin ich ſchon in Dorpat und ſitze ſeit zweien im Ehrengericht. Da habe ich Material zu einer Art Statiſtik geſammelt und dies Facit gezogen: „unter 100 Fällen iſt kaum ein Conflict wirklich ernſt genug, um es zu rechtfertigen, daß zwei Menſchenleben deßwegen auf's Spiel geſetzt werden. Eine Beleidigung der Ehre kann es gewiß geben — und zwar handelt es ſich da meiſt um ſo ſubtile Dinge, daß wir mit Geſetzesparagraphen dagegen nicht auskommen, aber nicht um Nichtigkeiten ſollte man ein Leben, mit dem man als fertiger Menſch vielleicht ſeiner ganzen Zeit, ſeinem Lande hätte nützen

können, in die Schanze ſchlagen, nicht im Leichtſinn ſollte man es wagen, den Tod eines blühenden Lebens auf ſein Gewiſſen zu laden. Aus einer gewiſſen Bravade oder zum bloßen Vergnügen beleidigen und dann losknallen oder losſchlagen, das ſcheint mir denn doch die ganze Frage auf einen zu jugendlichen Standpunkt geſtellt. Großes Kunſtſtück Jemand anzurempeln und ſich dabei noch ſehr patent vorzukommen, — wo es doch ein ſo viel ſchwereres Stück iſt, ſeine Zunge im Zaum zu halten und, bei jeder Gelegenheit, die Herrſchaft über ſich ſelbſt, die kaltblütige Ruhe zu bewahren, an der jeder Angriff abprallt, wirkungslos.“ Jetzt erhebt auch Rieſen die Stimme.

„Das iſt ganz meine Meinung. Alles, was in die Kategorie des Raufboldthums verſchlägt und zur Entartung des Sühnebegriffs führt, muß mit aller Kraft gezügelt werden, damit man nicht mit Recht ſagen kann „Pack ſchlägt ſich — Pack verträgt ſich,“ aber im Uebrigen ſcheint es mir ganz unvereinbar mit den Anſchauungen, welche in unſeren Kreiſen herrſchen und in denen wir aufgewachſen ſind, daß ein Edelmann ein Duell verweigert.“

„Das ſagt Tiefenthal auch.“ Eſchmann brummt's aus ſeiner Ecke heraus. Raſch, intereſſirt wendet Ecken ſich ihm zu:

„Iſt Graf Tiefenthal Duellant?“

„Ja, mit Leib und Seele. Je mehr Abfuhren, deſto beſſer. In dem ſteckt doch noch friſch-froh-freies Burſchenthum. Der verklauſulirt nicht jede Miene und Bewegung mit allerlei tugendhaften Erwägungen, leidet nicht an Anwandlungen von moraliſchem Katzenjammer. Ich hoffe, Ecken, Sie treten auch auf unſere Seite. Wir werden ja ſchon förmlich erdrückt durch dieſe Sippe von frommen Brüdern, die ...“

„Nimm Dich in Acht, Eſchmann,“ wirft Gebhard ein.

„Und Sie, Herr von Rehburg, wie ſtehen Sie zu der eben beſprochenen Frage?“

Mit dem Ausdruck geſpannteſter Erwartung ruhen Ecken's kluge, hellblickende Augen auf Gebhard's ſchönem Geſicht, welches aufleuchtet, während er mit Feuer ſpricht:

„Meine Meinung wollen Sie wiſſen? Noch halte auch ich die gänzliche Abſchaffung des Zweikampfs für eine Unmöglichkeit, aber ſo wahr und gewiß die große Menſchheitsfamilie, langſam und allmählich, doch ſtetig, den Weg innerer Veredlung ſchreitet — mag es auch tauſend Mal ſcheinen, als gehe es dazwiſchen abwärts mit ihr — ſo ſicher und gewiß wird auch das Duell dereinſt zu ihren überwundenen Kinderkrankheiten gehören, wie ſo Manches, woran ſie lange ſiechte, wie die Inquiſition mit ihrer Ketzerverbrennung, wie die Sclaverei mit ihrem Menſchenhandel, wie die Kriege mit ihren Maſſenmorden.“

„Oho, das glauben Sie wirklich? Das iſt weit gegangen!“

„Ja, und doch nur logiſch. Auch dafür kommt einmal, wie für Alles, was ſich überlebt hat, das letzte Stündlein. Erſt in Einzelnen, dann in Vielen wird der Proteſt laut werden, und immer wieder ſcharf beleuchtet und ſtreng verurtheilt, wird es klar erkannt werden, daß in der geſitteten Völkerfamilie man ebenſo wenig Provinzen ſtiehlt, wie man, in bürgerlichen Verhältniſſen, daran denkt, ſeinem Nachbar einen ſilbernen Löffel zu entführen. Man wird es empfinden und betonen, immer lauter nnd energiſcher, daß einige Fußbreit eroberten Landes die Opfer an vergoſſenem Menſchenblut nicht werth ſind, dies Blut von Gatten, Vätern, Söhnen und Brüdern. Je weiter wir zurückſehen in der Geſchichte, deſto weniger Werthſchätzung beſaß das Leben des Einzelnen, aber mit ſteigender Entwickelung achtet man mehr und mehr das einzelne Individuum, um der geiſtigen Schätze willen, die es in ſich

tragen kann. Zum Kanonenfutter wird der Gebildete allmälich zu ſchade werden. Geiſtig hochſtehende Menſchen können ihrem Vaterlande in anderer Weiſe beſſer nützen.

Noch umſtrahlt der Nimbus des Helden den Krieger, flammt jedoch erſt das Kainszeichen auf der Stirne deſſen, der unſchuldig Blut vergoſſen hat — auf höheren Befehl ja, aber doch in eigener Verantwortung, denn zwingen kann uns ſchließlich keiner gegen unſere Ueberzeugung zu handeln — da wird der Wahn erkannt ſein, der jetzt wie eine dunkle Binde über der Erkenntniß liegt, das Gewiſſen der Völker wird wach werden, um, wie jetzt das Einzelgewiſſen, laut zu rufen:

„Du ſollſt nicht tödten.“

„Das iſt ſehr ideal gedacht,“ ſagt Ecken, ein leicht ironiſches Lächeln auf den Lippen, „aber es ſind Utopien.“

„Jeder von der Menſchheit errungene Fortſchritt iſt erſt eine Utopie geweſen, bis ſie die Geſtalt annahm, die Form gewann, welche ſie den Zeitgenoſſen annehmbar machte. Wie vom Kriege, ſo auch vom Duell ſagt man, es ſei ein nothwendiges Uebel. Ein Uebel ja, aber kein nothwendiges, nur ein Nothbehelf, ein Reſt von der Barbarei, die uns im Blute ſteckt, ein Ueberbleibſel aus der Zeit, wo man noch an Gottesurtheile glaubte und Alles ſchweigend zuſah, wenn der Stärkere den Schwächeren beſiegte. Und — wenn nicht nur reiner Zufall mitſpielt — darauf kommt es meiſt auch jetzt noch heraus und ich ſehe darin ein Hauptargument gegen die Duelle. Ob größere phyſiſche oder Nervenkraft, ich könnte noch ſagen, ob größere Gewiſſensſcrupel, faſt immer wird der Zarterbeſaitete unterliegen, einfach ein *Opfer*, nicht mehr ein im ehrlichen Kampfe gefallener *Gegner* ſein. Und ſobald dieſer Fall eintrifft, iſt es nicht mehr *Sühne* — ſondern einfach *Verbrechen*.“

Ecken's Lächeln hat ſich verflüchtigt.

„Ja, von dieſem Geſichtspunkte aus geſehen, läßt

ſich gegen das Duell im Allgemeinen gewiß viel ſagen, aber ganz einfach vom practiſchen Standpunkte betrachtet, werdet Ihr nicht zugeben, daß die Umſtände jeden Einzelnen unter uns zwingen können, mit der Waffe in der Hand Rechenſchaft zu verlangen für erlittene Beleidigung? Und nehmen wir gleich den ernſteſten Fall, da wo es ſich nicht nur um die eigene Ehre handelt, ſondern um die einer uns naheſtehenden Perſönlichkeit, z. B. einer Frau, einer Schweſter, einer Mutter. Das ſind doch nicht Sachen, die man gleich an die Oeffentlichkeit zerrt, an die Gerichte bringt. Das ſind eben Fälle, wo es heißt: „Entweder er oder ich muß aus der Welt, dieſelbe Lebensluft können wir nicht athmen.“

„Können Sie ſich nicht vorſtellen, Herr von Ecken,“ miſcht ſich Erich in das Geſpräch, „daß einmal eine Zeit kommen kann, in welcher man den Ehrendieb brandmarken und dem gleichſtellen wird, welcher ein Heiligthum ſchändet. Schon allein eine größere Achtung vor der Majeſtät der Perſönlichkeit würde es unmöglich machen, daß man in frevelhaftem Leichſinn wagt, die Ehre und die Würde eines Anderen anzutaſten, und zu den Conflicten, die jetzt der Grund zu Forderungen ſind, käme es einfach nicht!“

„Erich hat ganz recht,“ ſtimmt Gebhard lebhaft zu, „und es handelt ſich hierbei nur um erzogene und unerzogene Reflexe. Und wie gut ſie ſich erziehen laſſen, das ſehen wir z. B. in England, welches den Begriff Gentleman geſchaffen hat, eine Bezeichnung, durch die Jeder, der ſeine Würde und die Anderer zu achten weiß, ohne Unterſchied des Standes für geſellſchaftsfähig erklärt wird. Warum kommen ſie dort ohne unſere Duelle aus? Weil im Privat- und öffentlichen Leben die Rückſicht im Verkehr mit anderen verlangt, von jung auf die Selbſtbeherrſchung als ein Hauptbeſtandtheil der Charakterbildung entwickelt wird und zugleich, in geſundem Sport, der Körper Gelegenheit findet die drängende

Jugendkraft in, nicht immer gefahrloſen, Wettkämpfen zu entfalten, zu ſtählen, doch ohne, daß ſie in den perſönlichen Angriff auf einen anderen ausartet. Es iſt und bleibt einfach eine Erziehungsſache und es fragt ſich nur, wo man den Hebel anſetzen muß, um auch bei uns . . .“

„Ich hab's,“ ruft plötzlich Donnerer, der ſich bis dahin ganz ſtill verhalten hat.

„Was denn? — „So ſchrei' doch nicht ſo, unſer Trommelfell platzt.“ „Soll am Ende noch Minerva Deinem Hirnſchädel entſpringen?“

„Hurrah, ich hab's,“ wiederholt frohlockend der Kleine, ohne auf die Bemerkungen ſeiner Kameraden zu achten, „ich hab' ſie gefunden, die Möglichkeit mich auszuſtrecken und vielleicht zu ſchlafen, wenn Ihr Euch entſchließen könntet, Eure Diskuſſion, z. B. auf den nächſten Convent, zu verlegen. Mir brummt ſchon der Schädel von Eurem Klugſprechen. Wein und Bier machen auch nur Anfangs wach.“

Und plötzlich, die Schultern eines zunächſt Sitzenden als Stützpunkt benutzend, ſchwingt er ſich mit einer affenartigen Geſchwindigkeit und Gelenkigkeit auf den Rand eines Gepäcknetzes — die darin untergebrachten Tſchemodans fliegen den unter ihm ſitzenden Kameraden auf die Knie und Füße, und ſeinen kleinen Körper ſtreckend, ruft er triumphirend;

„So! eine Schiffshängematte iſt ungefähr eben ſolch ein Nachtlager. Du, Max, ſei mal ſo nett und gieb mir meinen Mantel, dann mache ich mir ein famoſes Bett zurecht.“

„Gar nicht ſo dumm, was der kleine Knirps ſich ausgedacht hat,“ meint Rieſen, deſſen Statur ihm ein für alle Mal ſolche equilibriſtiſche Kunſtſtückchen verbietet. „Schade, daß der Platz für mich zu eng iſt, ſonſt würde ich ihn bald herausgeſchmiſſen und mich hineinplacirt haben.“

„Vom hohen Olymp herab ward uns die Freude,“ ſingt Donner. „Jetzt bin ich die Stimme aus der Höhe, die Worte der Weisheit redet. Alles ſchweige! Jeder neige ernſten Schnarchtönen nun ſein Ohr.“

„Du da oben, halt's Mäulchen, reſpectire den Landesvater!“

„Er hat recht,“ lallt Eſchmann, „genug disputirt, ſchnarchen wollen wir im Chor — verſuchen wir zu ſchlafen, in Dünaburg muß man, ſo wie ſo, um 2 Uhr Nachts heraus.“

Es iſt, als habe die Unterbrechung den Redefluß wirklich gehemmt, nur zwiſchen Ecken, Erich und Gebhard wird das Geſpräch noch eine Zeitlang weitergeführt, dann verſtummt es ganz. So gut es geht, verſucht man einen Stützpunkt für den Kopf zu finden, ſei es auf den Polſtern, oder auf der Schulter der Zunächſtſitzenden, und bald verfallen ſie, einer nach dem Andern, in geſunden Schlaf, den auch das Rütteln und Raſſeln, das häufige Durchlaufen der Conducteure nicht zu ſtören vermag. Nur Gebhard kann keinen Schlummer finden. Das eben geführte Geſpräch hallt in ihm nach. So Manches fällt ihm ein, was er noch zur Bekräftigung ſeiner Behauptungen hätte ſagen können, aber zugleich erfaßt ihn peinigender Zweifel.

Hat er Unrecht, und haben die anderen Recht, welche fragen: „Was rüttelſt Du an Beſtehendem, ſo ſo lange Du nichts Anderes, Beſſeres an die Stelle zu ſetzen weißt?“

Wie ſagte doch Herr von Theren: „Einen ſchiefen Dachſtuhl in's rechte Loth zu bringen iſt ſehr einfach, bei dem Duellweſen liegt die Sache denn doch complicirter. Veränderung kann ebenſo ſchaden wie nützen. Iſt er berechtigt, der Kampf, den er zu führen unternommen und beſonders iſt er nicht ausſichtslos?

Er läßt ſich vielleicht etwas aufhalten, der Strom, aber die Quellen rieſeln fort und fort und untergraben die

Dämme, die er aufgerichtet ſehen möchte, Selbſtzucht, Herrſchaft über ſich ſelbſt.

Immer wieder erſtehen ihm und der Idee, die er verficht, die Gegner durch den Zuzug, den jährlich zwei Mal die Schulen zur Univerſität entlaſſen, — ſolche Ecken's. Und wie ſoll da, wo vor Kurzem noch der Fauſtkampf ſein Recht gehabt hat, nicht die blanke, gefährliche Waffe einen Nimbus haben. „Er führt eine brillante Klinge.“ „Er ſchießt meiſterhaft.“ „Er hat ſo und ſo viele abgeführt.“ „Er hat ſo und ſo viele gefordert, erſch ..... nein, das gerade nicht, aber doch, bei allem Grauen und der verſteckten Angſt, es liegt ein prickelnder Reiz in der Gefahr, in dem Bewußtſein „Du haſt Courage gezeigt, du haſt nicht mit der Wimper gezuckt, als der Gegner die Piſtole erhob oder den Säbel ſchwang.“ Jugendliche Unreife, alte Ueberlieferung. Von Alters her war es ſo Sitte, die Väter haben es auch ſo gemacht. Ja, ein Gewohnheitsrecht, ſtärker als das ſittliche Gebot, welches jeder Menſch doch im eigenen Innern hört, wenn er darauf horcht. Wie lange iſt es her, daß das Wort erklungen: „Kain, wo iſt dein Bruder?“ und das andere: „Liebet Euch untereinander,“ — und die Völker ſtarren in Waffen, und die Kreuze richten ſich auf über den Gräbern Getödteter und Gemordeter. Der blanke Schild der Ehre muß fleckenlos erhalten bleiben, auch auf Koſten eines fremden Lebens.

Der Gewiſſensſchild des Chriſten mag dabei mit Blut beſpritzt werden.

„Soll ich meines Bruders Hüter ſein?“ Gebhard läßt ein Fenſter herab und athmet die ſchwere, weiche Luft ein.

Der Regen hat aufgehört, aber dunkle Wolken verhüllen den Himmel; es iſt Nacht, ſternenloſe, undurchdringliche Finſterniß.

Nur dazwiſchen, wenn der Wind die Funken der Lokomotive nach dieſer Seite weht, fliegt es wie ein

Sprühfeuer von leuchtenden Sternchen vorbei. Und das Leben hier auf Erden?!

Auch solche kleine Seelenflämmchen, die nur flüchtig eine dunkle Welt erhellen, unser Sein, unser Wollen zeigen? Was vermag der Einzelne? Es ist ihm nicht gegeben einzugreifen in die Speichen des Weltenrades, das, widerstandslos, vorwärts getrieben von höherer Gewalt, unser Schicksal und das Anderer mitnimmt — wohin? Rastlos eilt unser Leben dem dunklen Ungewissen zu; Kindheit, Jugend — sie fliehen vorüber, ein Zurück giebt es nicht, und da, in verschleierter Ferne, harrt unser aller der letzte Halt, — das Ende, — der Tod! —

Ist es die Nachtluft? sind es seine Gedanken? Gebhard schauert zusammen und schließt das Fenster. Wo ist sein stürmender Wagemuth geblieben? Licht erschien ihm sonst das Leben, hoffnungsreich, und jetzt, seit Derbiten, liegt es immer wieder auf ihm wie ein Druck, und plötzlich ist ihm, als lege sich eine bange Vorahnung, dunkel und schwer wie diese Augustnacht, auf seine Seele, — Alles, was sein glücksdurstiges Herz fiebernd arwartet und erhofft und erträumt, es wird keine Erfüllung finden.

Entmuthigung schlägt die schwarzen Fittiche um ihn und ungewiß, in Schatten gehüllt, liegt die Zukunft vor ihm.

Denn aber schämt er sich der Regung. Ein frohes Hoffen facht er in sich an, die trüben Nebel verscheucht er durch den Gedanken: „Und doch vermag der Einzelne viel, und das Wollen ist eine unbesiegbare Macht.“ Sein Leben, sein Glück heißt es selbst schmieden mit starker Hand, mit hellem Blick; Hindernisse überwinden, immer wieder, ohne den Muth zu verlieren, und wie ein junger Herkules goldene Hesperidenäpfel pflücken, die im Lichte der aufgehenden Sonne leuchten. Sie winken auch ihm.

* * *

Als die jungen Leute den großen Speiſeſaal des Bahnhofs in Dünaburg betreten, löſt ſich aus einer am Buffet ſtehenden Gruppe, an ihren Farben kenntlicher Curonen, eine hohe, elegante Geſtalt.

Unter krausgelocktem, tiefbrünettem Haar eine gewölbte, aber niedrige Stirn, mit eigentümlich ſchräg zu den Schläfen hinaufgeführten dunklen Brauen, eine gerade Naſe, ein feſtes Kinn, doch um den Mund liegt ein häßlicher Zug und die Augen haben unruhig flackernden Glanz. Trotzdem, alles in allem genommen, ein intereſſantes Geſicht und eine ariſtokratiſche Erſcheinung. Der geöffnete helle Paletot läßt die Bruſt frei, und das Farbenband, welches ſich darüber hinzieht, unterſcheidet ihn von ſeinen Genoſſen, kennzeichnet ihn als Livonen. Das iſt Max Theren's Vetter, Graf Wolfgang Tiefenthal. Mit einem etwas impertinenten Lächeln begrüßt er ſeine Landsleute.

„Guten Abend allerſeits. Wie geht's, wie ſteht's, Max? War es amüſant in Derbiten? Waren wohl viele ſchöne Mädchenknospen da verſammelt? Habt Ihr tüchtig die Cour geſchnitten? Die Herzchen endgiltig verloren?“ Ein lauernder Blick aus ſeinen ſchwarzen Augen ſtreift raſch Gebhard, die weißen Zähne blinken. „Und jetzt ſchmerzen ſie im Trennungsweh — was? Ihr ſeht mir alle ſo katzenjämmerlich aus. Na, tretet nur näher ans Buffet heran, hier findet ihr очищенное zum Troſt und zur Belebung herabgeſtimmter Lebensgeiſter, denn mit Recht ſingt der unſterbliche Buſch: „Wer Sorgen hat, hat auch Likör!“

Als aber keiner auf den ſcherzenden Ton eingeht, ſetzt er, von Einem zum Andern blickend, ironiſch hinzu:

„Ihr goutirt nicht einmal mehr Buſch. Seid Ihr ſo ſchläfrig, oder was iſt ſonſt in Euch gefahren? — warum macht Ihr ſolche Mienen?“

Eine Pauſe peinlichen Schweigens entſteht. Die Curonen ſind näher getreten, um die Dörptſchen Kame-

raden zu begrüßen, und unter ihnen befindet ſich auch der junge Kurländer, mit dem Fahlberg, im vergangenen Herbſt, das unſelige Duell gehabt.

Endlich entſchließt ſich Erich, in ein paar kurzen Sätzen, über das eben Erlebte zu berichten.

Das Geſicht des Curonen — ein feines kluges Geſicht — wird um einen Schatten blaſſer und er wendet ſich mit zuckenden Lippen ab, während Wolfgang mit frivolem Auflachen bemerkt:

„Nichts iſt ewig! Sterben muß ſchließlich Jeder einmal!“ Zwiſchen Gebhard's Brauen zeichnet ſich eine tiefe Unmuthsfalte. Spott über ernſte Dinge iſt ihm verhaßt in tiefſter Seele und er kann nicht dazu ſchweigen — ſo ſagt er leiſe, aber ſchärfer, als er ſelbſt beabſichtigte:

„Ja, eines natürlichen Todes, aber nicht durch Selbſtmord, oder gar durch Mord.“

„Nu, nu, ein nach allen Regeln des Comments mit Ehrengericht Sühneverſuch, kurz allem Brimborium ausgefochtenes Duell iſt doch kein Mord, nicht einmal ein Mordverſuch.“

„Aber eine unerlaubte Handlung, die in jedem Falle im Strafrecht unter die Verbrechen gegen das Leben rubricirt und deshalb vom Staate mit eventuell ſehr ſchweren Strafen belegt wird. Schon auf die bloße Herausforderung zum Zweikampf ſteht Arreſt, und ein Duell mit ſchwerer Verwundung, Verſtümmelung, tödtlicher Verletzung zieht mehrjährige Feſtungshaft nach ſich.“

Wolfgang's Lächeln wird immer ironiſcher:

„Ich ſtudire nicht Jura, und wußte das Alles gar nicht ſo genau, ſonſt hätte ich wohl ſchon mehr als einmal vor Gericht ſtehen müſſen; aber ſich zu duelliren iſt von altersher das Recht des Edelmannes, und ich geſtehe keinem das Recht zu, es mir zu ſchmälern. Ich halte überhaupt nicht viel von Geſetzesparagraphen, die eigentlich nur da ſind, um übertreten zu werden. Ich

habe in mir ſelbſt einen ungeſchriebenen Codex, um gedruckten Nonſens kümmere ich mich nicht und gedenke auch nicht, gegebenen Falls, mich ſelbſt zu ſtellen.“

In Gebhard wallt es auf.

„Es giebt aber einen inneren Richter, der noch ſtrenger ahndet, als alle Geſetzbücher der Welt, ſein Urtheil lautet, — oft nur in ein Wort gefaßt, aber es hat Donnerklang — „Unſühnbar“ — und das Gewiſſen ſpricht es.“

„Richtig! Für Dich exiſtirt und Du glaubſt an dieſe Soloſtimme! Ammenmärchen!“

Gebhard will auffahren, in heller Entrüſtung, aber er beherrſcht ſich. Hier iſt nicht der Ort für ſolche Geſpräche, und wenn ſie es auch halblaut geführt, er hat ſich ſchon allzuſehr hinreißen laſſen.

Ohne Wolfgang noch eines Blickes zu würdigen, wendet er ſich zu Rieſen, der eben herantritt:

„Was meinſt Du, Hermann? Geſtatten wir uns ein Beefsteak à la tartare, um uns die Wartezeit zu vertreiben. Der Warſchauer Zug kommt erſt in 2 Stunden, wenn nicht gar ſpäter.“

Mit einem böſen Blick ſchaut Tiefenthal ihnen nach.

„Den Appetit laſſen ſie ſich jedenfalls durch den Trauerfall nicht verderben,“ höhnt er in ſich hinein.

„Dieſe Tugendbolde, dieſe falſchen Heiligen. Na, ich werde dieſer ganzen Duckmäuſerbande mal wieder zeigen müſſen, was ein Tiefenthal iſt. Das fängt ja nachgerade an langweilig zu werden, dieſe Tugendreiterei und ewige Bevormundung.“

Und bald geht es in der Ecke, wo er ſich mit Eſchmann, Ecken und einigen Kuriſchen niedergelaſſen, laut und lärmend zu. Ganze Batterien von Flaſchen verſchiedener Dimenſionen werden vor ihnen hingeſtellt, die Geſichter röthen ſich, wieherndes Gelächter erſchallt. Gebhard und Rieſen tauſchen einen bedeutungsvollen Blick.

„Ich wollte, die Livonia wäre ihn los," flüſtert Letzterer. „Er hat trotz Allem etwas Fascinirendes und darin liegt die Gefahr. Sieh nur Ecken."

Gebhard wirft einen Blick hinüber. Ueber's ganze Geſicht lachend, wirft ſich der Genannte gerade in ſeinen Stuhl zurück, während ein perfides Lächeln Wolfgang's ſchmale Lippen theilt. Der häßliche Zug um den Mund tritt ſcharf hervor. „Wenn der einmal die Führung ſeines Selbſt verliert, kann er weit kommen," ſagt Rieſen nachdenklich.

Der Warſchauer Zug fährt in die Halle, der Ausrufer erſcheint. „Oſtrow, Pſkow, Luga, Petersburg — первый звонокъ!

Es erweiſt ſich, daß die Waggons noch überfüllter ſind, als die, welche ſie verlaſſen haben. Aber alles Raiſonniren und Reclamiren hilft nichts. Es wird kein weiterer Wagen angehängt, und man muß ſich placiren, ſo gut es eben geht.

„Ob wir nicht eine Petition einreichen, daß man eine beſondere Taxe für Stehplätze feſtſetzt, denn es wird wohl darauf herauskommen, daß bald Dieſer oder Jener von uns den Storch ſpielt und ſtehend ſchläft," meint Einer.

„Das ſoll wohl hier das Concurrenzunternehmen ſein, die I. ruſſiſche Häringsfabrik," kommt Eſchmann auf ſeinen Witz zurück.

„Ich hab's," jubilirt wieder der kleine Donnerer mit ſeiner hohen Stimme — „gleich iſt ein Platz frei!"

Und ſich auf Rieſen's breite Kniee ſetzend, ſagt er in zärtlichem Ton: „Ich finde ihn an Rieſen's großem Herzen. Der Dichter hat ſo Recht: „Raum iſt in der kleinſten Hütte für ein glücklich liebend Paar!"

„Nein, ſeht mir blos dieſen Frechling an, den ſticht poſitiv der Hafer oder Eiſenbahnfahrten wirken anregend auf ſeine Gehirnfunctionen. Er bekommt Ideen in ſeinem kleinen Schädel. Klettere Du nur

wieder in ein Gepäcknetz hinauf, etwas mehr Luft bekommen wir immerhin dadurch hier unten.“

Sie ſind noch den ganzen nächſten Tag und die darauf folgende Nacht unterwegs, denn das Dampfſchiff, auf welches ſie gerechnet, um auf dem Waſſerwege — durch den Peipus und den Embach hinauf — Dorpat zu erreichen, liegt reparaturbedürftig vor Anker, und wenn ſie nicht zwei, drei Tage warten wollen, müſſen ſie ſich entſchließen, den Umweg über Gatſchina—Taps zu machen. Nach kurzer Debatte wird dieſer Ausweg als der einzig mögliche ergriffen und ſo erreichen ſie ihr Ziel erſt am Morgen des dritten Tages.

„Kommt her, Max und Ecken,“ ſagt Gebhard „da könnt Ihr ſchon den Dom auftauchen ſehen.“

Ja! da ragt er empor in braunrothen Tönen, ſich abhebend gegen den fahlen Himmel, und für den, welcher ſich hineinzuverſetzen liebt in die Vergangenheit, redet er eine ergreifende Sprache, der alte Bau.

Obgleich halb zerfallen, mit Fenſterhöhlen, die leer ſtarren, wie die Augen eines Skeletts, läßt er ſie vor uns erſtehen, eine Zeit, da man in ſtarkem Glaubensmuth hinauszog in unbekannte Einöden und Wildniſſe, den Kampf aufzunehmen gegen Götzendienſt und heidniſche Ueberlieferung; eine Zeit, da man verſuchte, dunkle Nacht ſtumpfen Wahns zu erhellen durch das Licht einer neuen, ſeligmachenden Lehre, von Gottes Liebe predigte und ſo viel Haß ſäete, weil man ihr mit Feuer und Schwert den Weg erſchließen wollte.

Wie ein Denkmal ſteht es da, das verwitterte Gemäuer, nur die Ruinen deſſen, was einſt eine ſtolze Glaubenswehr war und trotzig und kühn über Land blickte, als Wahrzeichen einer geiſtigen Macht, die ſiegreich alle Hinderniſſe überwand, um Bildung und Geſittung zu bringen, als Vorläufer immer wachſenderer Cultur und Civiliſation.

Eine neue Zeit ſtieg langſam empor — nicht mehr mit blutigen Waffen errangen Ideen den Sieg.

Schickſalsſtürme brauſten daher, ſie verſank auf immer, die alte Welt, ſich ſelbſt begrabend unter ihren Trümmern, doch die geiſtige Kraft, welche ſie geſchaffen, in ihr geherrſcht, und die unſterblich iſt — ſie hat ſich einen anderen Tempel erwählt.

Unſcheinbar zwar iſt der Bau, wo jetzt die Waffen geiſtigen Könnens geſchmiedet, an lodernder Begeiſterung die Fackeln der Aufklärung entzündet werden, um hineinzuleuchten in die unerforſchte Welt des Wiſſens, Finſterniß und Aberglauben zu durchdringen mit dem Lichte der Erkenntniß — aber auf hoher Warte ragſt auch Du, **Alma mater Dorpatensis.** Forſchertrieb und Wiſſensdrang, Erkenntnißhunger und Wahrheitsdurſt, Lernbegierde und Strebensluſt, Du ſtillſt ſie alle aus unerſchöpflichem Borne.

* * *

Ein langgezogener Pfiff der Locomotive — der Zug fährt langſamer und hält unter der Bahnhofshalle. „Dorpat, Dorpat!“ rufen die Conducteure.

„Endlich!“ Steif und müde von der faſt 40ſtündigen Fahrt auf den unbequemen Sitzen recken und ſtrecken ſich die Glieder.

Man rafft ſein Handgepäck zuſammen, pfeift den Hunden und tritt auf den Perron hinaus.

„Terre, terre, Kaſi Demlak!“

„Jungherr, komm fahren — hier is hauch halte Wuchziger.“

„Terre, terre, Eſtipeter!“ — „Biſt auch da, Kedra?“

„Nu ja! nach aſtronomiſcher Berechnung mußte Rieſengraf doch einmal ankommen.“

Halbdeutſche und eſtniſche Laute ſchlagen an Max' Ohr, die ihm, der in Fellin die Schule beſucht, nicht fremd ſind. Man ſchachtelt ſich in Droſchken ein,

welche über holperiges Pflaster der Stadt zurasseln, jeden seiner Wohnung zuführend.

Mit neugierigen Augen blickt Max um sich.

„Also das ist Dorpat — die Universitätsstadt am Embach!“

Der Eindruck ist nicht überwältigend. Niedrige Häuser — winklige Straßen, aber doch etwas Anheimelndes auf den ersten Blick.

Max findet mit Ecken provisorische Unterkunft bei Gebhard und Riesen, und nachdem sie sich vom Reisestaube gesäubert, geht es gleich wieder hinaus, um sich die Stadt anzusehen, die sich zu beiden Seiten des Embachs hinzieht, überragt von dem Domberge mit seinen villenartigen Häusern und hübschen Anlagen, die noch in vollem Grün prangen.

Gebhard und Axel machen die Ciceroncs.

Alles interessirt die Ankömmlinge auf das Lebhafteste, sollen sie doch mehrjährigen, nur durch die Ferien unterbrochenen Aufenthalt hier nehmen.

Und als Max sich mit Ecken eine Wohnung gemiethet und am nächsten Morgen dem Rector mit Handschlag „data dextra“ das vorgeschriebene Gelöbniß geleistet hat, da fühlt er sich schon ganz als Dörptscher Student.

Sein Diplom in der Brusttasche bergend, die funkelnagelneue Fechtbodistenmütze auf dem Kopfe — („kaufe sie Dir so lange noch Geld in Deinem Beutel vorhanden“ — hat Axel ihm gerathen, „denn das fließt hier eben so unaufhaltsam davon wie das Embachwasser,“) tritt er zu Erich, der, als Oldermann, im Vorraum der Universität wartet, um die jungen Burschen, die sich zur Livonia halten wollen, in die Kneipe zu führen, wo das ganze Corps, möglichst vollzählig versammelt, ihrer harrt, um ihnen den Eintritt in ihre Verbindung durch Späße aller Art so ungemüthlich als möglich zu machen.

In den Schulen ſind ja auch ziemlich rohe Scherze und unzarte Neckereien im Schwange, aber der Neuling, der hier eine Zeitlang abſichtlich garnicht beachtet, oder von allen mit Kreuz- und Querfragen überfallen wird, hat es in mancher Beziehung viel ſchwerer, denn er darf wohl das Forderungs-, nicht aber das Fauſtrecht üben, — muß ſich hauptſächlich mit der Zunge vertheidigen und bedarf einer nicht geringen Doſis von Unverfrorenheit, um über dieſe erſten unliebſamen Eindrücke hinwegzukommen, von denen mancher ſein Lebenlang einen galligen Nachgeſchmack behält.

Je harmloſer jedoch der auf's Korn Genommene ſich zur Sache ſtellt — beſonders je ſicherer er ſich nach dem bewährten 11. Gebot, „Laß dich nicht verblüffen," zu benehmen und zu benehmen weiß, deſto beſſer kommt er über dieſe unangenehmen Momente hinweg, in welchen, wie Eſchmann ſagt: „Der Zuwachs in der Livonia auf die Quantität ihrer Gehirngrütze geprüft werden ſoll."

So ergeht es Max. Er läßt ſich nicht einſchüchtern, und ſo ſchlagfertig, friſch von der Leber weg, mit ſo viel lächelndem Muthwillen und kecker Unbefangenheit giebt er ſeine Antworten, daß er alsbald für einen fixen Jungen erklärt wird. Und nachdem ſich die Livonen an den immerhin harmloſen Quälereien genug gethan, ſchließt der Tag mit einer Ausfahrt nach Novum und einer ſolennen Kneiperei, die den neugebackenen Corpsſtudenten einen ſchweren Kopf, aber auch das erhebende Bewußtſein verleiht, „der erſte Schritt iſt gemacht." Die weiteren ſind nicht ſo ſchwierig, geſtalten ſich immer angenehmer, obgleich die nächtlichen Ueberfälle und die zur Tradition des Fuchsſemeſters gehörenden Nörgeleien nicht ſo bald aufhören. Mit am Schwerſten zu ertragen ſind die ſich faſt allnächtlich wiederholenden Ueberfälle überdurſtiger Commilitonen, welche die in der Kneipe begonnenen Gelage in den Fuchsquartieren fortſetzen wollen und die unglücklichen

Wirthe aus dem warmen Bett in die kalte Nacht zum „pima poodisten“ nach Bier hetzen.

„Wolfgang und Eſchmann treiben es wirklich zu arg,“ meint eines Tages Sandern, „ein Chriſtenmenſch muß doch ausſchlafen können! Weißt Du, Max, ich denke nächſtens ſtellen wir uns einfach todt und machen nicht auf, Einbrechen werden ſie nicht wollen und zuletzt fluchend und ſchimpfend abziehen.“

Ueberhaupt heißt ſich in Manches ſchicken und finden, und wenn man es mit lächelnder Miene thut, um ſo beſſer. In einen ganzen Kreis von Beſchäftigungen müſſen ſie ſich eingliedern, als Dujour-Waffenfuchs ganz beſtimmte, ſich wiederholende Pflichten erfüllen, werden zu allerlei Botengängen benutzt, müſſen dem Oldermann unterthänig ſein, bei Wind und Wetter im Morgengrauen bei Duellen Wache ſtehen u. ſ. w. u. ſ. w. Es giebt auch angenehmere darunter. Alle die alten Lieder müſſen unter Leitung des Magister cantandi eingeübt werden. Es ſind viele gute, friſche Stimmen unter den Füchſen dieſes Semeſters und mit Befriedignng ſchwingt Paul Rehburg den Tactſtock.

Aber er hält ſtrenges Regiment — regelmäßig müſſen die jungen Sänger zuſammenkommen, und wer ſein Lied nicht ordentlich aufſagen kann, muß eine Flaſche Cognac ſetzen, welche die Anderen, mit Ausſchluß des Beſtraften, mit Vergnügen vertilgen. Max, der allem die beſte Seite abzugewinnen weiß, läßt ſich durch nichts verdrießen, iſt mit Leib und Seele dabei, geht ganz auf in dieſem Thun und Treiben, welches den Tag voll ausfüllt. Bald iſt ihm alles lieb und vertraut, die Kneipe, der Fechtboden, der beſonders! Luxinger, die Marktecken, Novum, Techelfer.

In vollen Zügen genießt er ſeine Burſchentage, läßt ſich vollſtändig tragen von den Wellen froher Luſt, und in dieſem Strom, deſſen Fahrwaſſer doch manche Klippen verbirgt, ſteuert er unbekümmerten

Muthes ſein Lebensſchifflein, ſtößt nirgends an, bleibt nirgends hängen und trägt keine ſchmerzhaften Spuren von Conflicten davon, durch welche anders geartete Naturen ſich oft die ganze Zeit trüben laſſen.

Nur kein Duckmäuſer ſein, mit dieſer Parole kommt man am beſten durch.

Es gilt, ſich harmlos ſeines Lebens freuen, die wahre Kameradſchaft ſuchen und finden. Und Max mit ſeiner ſprudelnden Munterkeit, ſeinem anſteckenden Lachen, der nebenbei zu trinken, zu ſingen und zu fechten liebt, immer luſtig und gefällig iſt — hat ſich bald bei Allen beliebt zu machen gewußt. Als er fühlt, daß er den richtigen Ton getroffen hat, hängt ihm der Himmel erſt recht voll Geigen und er ſammelt Erinnerungen, die ein ganzes Leben durchleuchten können.

„Decken den Scheitel auch ſilberne Haare,
Vivat des Burſchen verjubelte Jahre!“

* * *

Nu, Axel, Schwerenöther, — was iſt das für ein zärtliches Tête-à-tête mit einer holden Grazie?“ Lachend fragt es Max Theren, als er, mit ſeinem neugewonnenen Intimus und Buſenfreund, Moritz von Sandern, in das Rehbnrg'ſche Quartier tretend, Axel erblickt und vor ihm, auf den Knieen, die Aufwärterin, eine alte, eher einer Brockenhexe, als einer Huldin, ähnelnde Geſtalt in zerfranztem Arbeitsrock und einer Küchenſchürze von zweifelhafter Reinheit.

„Mon compliment; die reine Odaliske!“ ſecundirt Sandern. „Spielſt Dich wohl auf den Paſcha heraus, pour passer le temps?“

„Laßt, bitte, die faulen Witze und helft mir lieber ſuchen. Die letzten Silberlinge ſind mir vorhin in die Dielenritzen gefallen, und ich krieg' erſt wieder in einer Woche Geld. Rieſen will ich nicht gleich im erſten

Monat anpumpen, wird im Laufe des Semesters voraussichtlich noch häufig genug geschehen."

„Und was hast Du vor? Wozu brauchst Du des schnöden Mammons schwere Menge?" fragt Sandern.

„Wir wollen heute Abend mit Wolfgang, Riesen und paar Andern in den Circus. Erstes Auftreten neuengagirter Kräfte. Debut von Miß Zephora, die Equilibristen sollen vortrefflich sein, — kommt doch mit!" Max kraut sich nachdenklich das Nasenbein.

„Ich habe wohl noch ein paar Rubel," meint Sandern zögernd, „aber sie sind zur Bezahlung der Kneipmadam bestimmt."

„Ein paar Rubel!" ruft Axel, „Da bist du ja ein Crösus. Sie brauchen Ihren stolzen Nacken nicht mehr zu beugen, Sie Peri," wendet er sich an die Aufwärterin.

„Her mit dem Vermögen, Moritz, Du bekommst es wahr und gewißlich einmal wieder, sogar mit Zins und Zinseszins, dazu wird mein väterliches Erbtheil noch reichen. Und was die Kneipmadam anbetrifft, die wartet gerne, wenn ich ihr ein Wörtchen von Geduld und Gottvertrauen zuflüstere. Wir sind ja ein Herz und eine Seele mit dem dicken Madamchen, und angewachsene Rechnungen sind ihr nicht fremd. A propos Kneipmadam, seid Ihr auch schon zum großen Zauberfest geladen, am Geburtstag der schönen Tochter, — Fräulein Tochter, bitte, — nicht? Na wartet, ich richte es schon so ein, daß man Euch diese Ehre erweist, mir schlägt sie nichts ab, die gute Alte. Und das müßt Ihr mitmachen, ich sage Euch, — zum Todtschießen. Alle diese höheren Töchter aus der X.'schen Schule! Diese Fräuleins de la haute finance der Dörptschen Bäcker-, Schuster- und Fleischerinnung! einfach großartig. Sprechen estnisches Deutsch und renommiren mit ihren Tänzern aus der Curonia: „Lauter Grafens und Barone — sogar Fürsten", und, mit einem schelmisch sein sollenden Augenaufschlag und schnippi-

ſchen Lächeln, wird hinzugeſetzt; „So was giebt es ja in der Livonia nicht!“

„Leider nicht! das iſt wirklich fein!“ lacht Max.

„Und dieſes Souper! denn, bitte, — das giebt es auch,“ erzählt Axel weiter.

„Und dazu Tiſchgeſpräche! Voriges Jahr hatte ich die Ehre neben der Haustochter zu ſitzen und machte mich ſo liebenswürdig wie möglich, denn meine Kneipenrechnung hatte ich ſeit 4 Monaten nicht bezahlt.

Es ging auch ganz gut, denn hübſch iſt ſie ja, die Krabbe, zum Anbeißen. Die Mutter hatte ſie noch auf's beſte herausgeputzt — ſie trug ein weißes Kleid mit einer großen rothen Schärpe und ponceau Bändern im Haar, das ſtand ihr famos! Die Complimente floſſen nur ſo über meine Lippen. Da plötzlich bekomme ich einen ſolchen Rippenſtoß, daß ich faſt in die Arme meiner holden Dame fliege, worauf die Mama notoriſch eine Verlobung declarirt hätte, und wie ich mich entſetzt umſehe, ſagt meine Nachbarin von links — eine Schönheit aus der Erbſenſtraße in Prünellſtiefeln und einem grauen Barègekleide mit hundert lachsfarbenen Schleifen dran — mich ſchmachtend anblickend:

„Schmecken Sie doch die Raſſollje, Herr von Rehburg. Ich habe ſchon dritte Portion genommen — Raſſollje kihlt ſo ſcheen.“

„Solch liebenswürdiger Aufforderung konnte ich natürlich nicht widerſtehen,“ fährt Axel fort, „und dann ging's weiter durch's ganze Menu. Archaiſtiſche Neunaugen, Schmorbraten, deſſen Scheiben an Kruppſche Panzerplatten gemahnten, Butterbröde, deren bloßer Anblick Kinnbackenkrämpfe verurſachten — ſo dick.“ Er ſpreizt zwei Finger auf Handbreite auseinander. „Natürlich auch Getränke — Schnaps und Bier, Dörptſches Fabrikat — und,“ den Kopf auf die Seite legend und einen ſentimentalen Ton anſchlagend, liſpelt er:

„Kann ich dem Herrn Baron nicht Limonade gazeuſe anbieten.“ Denkt Euch dieſer überwältigende Luxus, ha, ha, ha, Himbeerlimonade!“ —

Die Küchenfee iſt unterdeſſen noch weiter in den Ecken herumgekrochen und erhebt ſich jetzt ſchwerfällig.

„Da, Jungherr — waren doch noch paar Silberſtücke unter Schrank.“

„Danke, ſchöne Zauberin“ — Axel reicht ihr ein Geldſtück. „Da haben Sie auch einen Fünfer für Ihre Mühe, aber ſehen ſie ganz genau nach, man kann noch deutlich die Zahl unterſcheiden — es ſind nicht blos 3 Kopeken, wie Sie vielleicht glauben, Sie liebliche Fee, ich will Sie nicht beſchummeln, Sie Küchenengel in der eleganten Schürze.“

„Dank auch ſchön, Jungherr, reicht richtig zu paar Zwiebacke für Ihr Fuchsterri.“ Lachend trollt ſich die Alte, nachdem ſie ihren Beſen aus einer Ecke geholt. „Iſt immer ſo ſpaßig unſer Herr Axel, ſelbſt wenn mal ſchimpft und ſagt: „Aufwärterin, Sie ſind ein Tapir,“ klingt ganz ſo, wie wenn Nachtigall ſingt.“

„So: 20+10+15 macht 45! 60 hatte ich ſchon, Summa ſummarum 1 Rubel 5 Kopeken,“ zählt Axel triumphirend ſeine klingenden Schätze. „Alſo reicht es auch ohne Deine Papierwerthe, Avanti! Moritz! nun wollen wir uns gleich Billete holen. Der Clown Tanti ſoll auch nicht ohne ſein, erzählt Wolfgang.“

„Vorwärts mit friſchem Muth, der Circus ſei's Panier!“ ſingt Max.

Und morgen iſt es wieder etwas Anderes, was auf die Fahne der Fidelität geſchrieben wird. „So leben wir, ſo leben wir alle Tage.“ Es giebt immer ein Plaiſir für dieſe friſchen, unblaſirten Burſchen, welche ſich überall wohl fühlen und überall amüſiren. Sie ſind überhaupt ein luſtiges Völkchen, dieſe mit wenig Ausnahmen ſich aus Livland rekrutirende Schaar der Füchſe, denen ſich, ſtets zum Mitmachen bereit,

einige Brander und ältere Kameraden, welche den Anſchluß an ein ernſtes Studium ſchon einigermaßen verſäumt, gerne zugeſellen. Und den Pedellen in aller Harmloſigkeit ihr ohnehin geplagtes Daſein noch ſchwerer zu machen, gehört zu den Hauptvergnügen dieſer übermüthigen Bande.

Immer neue Tücken werden ausgeheckt, und zu den erfindungsreichſten Köpfen auf dieſem Gebiet gehören unſtreitig Max von Theren und Moritz von Sandern.

Letzterer, der Sohn eines hochgeſtellten Petersburger Staatsbeamten, iſt ein blonder, langaufgeſchoſſener Jüngling. Er überragt auch geiſtig den kleinen, ſtämmigen Max mit dem runden Vollmondgeſicht, dem Lachen ein nie geſtilltes Bedürfniß iſt, aber ſie paſſen trefflich zuſammen. Auch Sandern beſitzt die heitere Unverfrorenheit, welche alles im Leben auf die leichte Schulter nimmt, und Beiden hat Natur als köſtliche Gabe einen unverwüſtlichen Humor verliehen, der hier auf's Beſte gedeiht und die üppigſten Blüthen treibt.

Bald lacht ganz Dorpat über die luſtigen Streiche, welche ſie, ihren Namensvettern aus Buſch's berühmtem Epos nacheifernd, in immer neuen Variationen zu erſinnen und auszuführen verſtehen.

Auch Gebhard freut ſich an dem jugendfrohen, tollen Treiben der Beiden.

Es erinnert ihn an die eigene Fuchszeit, wo ſie mit Rieſen, Erich und Paul Rehburg und Anderen gerade ſo ihre Tage lebten.

Den Stiftungstag hat er natürlich mitgemacht. Auf dem Fechtboden erſcheint er regelmäßig, aber in der Kneipe ſieht man ihn ſelten, und wenn auch die Fidelität noch hin und wieder zu ihrem Rechte kommt, ſo wechſelt doch zumeiſt nur eifriges Studium mit den Pflichten ab, welche ſeine Chargirten- und Burſchenrichterwürde ihm auferlegen. Er hat die Piſtolenfrage

mit erneuter Energie in Angriff genommen, aber auch manches Andere giebt es zu erledigen. Allerlei interne Angelegenheiten, wie Vorſchläge zum Umbau des Convents-Quartiers, eventuell Ankauf eines eigenen Grundſtückes — geben Gelegenheit zu Debatten, Parteinahme. Jeder ſieht die aufgeworfenen Fragen von ſeinem Standpunkt an, und mit mehr oder weniger Talent und Geſchick vertheidigen die jungen Redner die von ihnen vertretene Meinung.

Und da prallen ſie oft auf einander, die prinzipiellen Gegenſätze. Weitſichtiger Blick kämpft mit ſtarrer Beſchränktheit und blindem Eigenſinn, Angriff auf Veraltetes begegnet zähem Widerſtand.

Beſonders in der Duellfrage tobt heiß der Kampf. Allgemeine und Chargirtenconvente wechſeln ab, und nicht nur zwiſchen den 5 zur Zeit beſtehenden Corporationen ſpalten ſich die Meinungen, auch in jeder einzelnen wogt es hin und her, und in manchem Freundſchaftsverhältniß klafft der Riß. Um ihre Spitzführer ſchaaren ſich die Parteigänger und in leidenſchaftsheißer, ja erbitterter Weiſe wird von beiden Seiten gefochten für und wider die definitive Abſchaffung des Piſtolenduells unter Studenten. Heftiger als je tritt Wolfgangs Widerſpruch auf; in Rede und Gegenrede entbrennt immer wieder der Kampf zwiſchen ihm und Gebhard, und wie zwei ſcharfgeſchliffen Klingen kreuzen ſich blitzſchnell ihre Argumente pro und contra, ſprühen im Wortgefecht die Funken ihrer Beredſamkeit auf.

Größere Gegenſätze kann man ſich nicht denken als ſie in den Charakteren dieſer Beiden zu Tage treten. In dem Einen lodernde Begeiſterung für die ihm vorſchwebende Idee, Nichtachtung perſönlicher Rückſichten, wurzelnd in der Erkenntniß, daß das Intereſſe des Einzelnen dem Wohle des Ganzen zu weichen hat — mit einem Wort Idealismus. In dem Anderen blos kühle Ironie und beißende Kritik für Alles — rückſichts-

loſer Egoismus. „Opfer bringen? Wozu? Erlaubt iſt, was gefällt!“ Und in ſeiner Oppoſition loht dazwiſchen noch etwas Beſonderes auf — obgleich er zu klug iſt, um es deutlich zu zeigen — die Gegnerſchaft und Anfeindung, nicht um der Sache, ſondern um des Vertreters derſelben willen.

Und er iſt nicht der Einzige. Leider auch hier vorhanden, alles was trennt und ſcheidet, die böſen Geiſter, welche eine jede Gemeinſchaft bedrohen.

Verſchiedenheit der Anſchauungen, Neigungen und Gewohnheiten, welche, genährt durch perſönliche Antipathie, zu ungerechter Beurtheilung, hochmüthiger Abſonderung führt und ſogar in Cliquenweſen ausartet.

Dennoch überwiegen treue Freundſchaft, echte Kameradſchaft — ihren Ausdruck findend in dem Wahlſpruch „Einer für Alle — und Alle für Einen“, begeiſterte Hingabe an die Genoſſenſchaft und Anhänglichkeit an die Alma mater Dorpatensis.

„Stoßt an, Dorpat ſoll leben, hurrah hoch!“

* * *

Der Fechtboden befindet ſich in einem langen, ſcheunenartigem Gebäude und ſeine zwei nebeneinander liegenden großen Säle erhalten ihr Licht durch mehrere hohe Fenſter. Hier ſammeln ſich tagsüber immer wieder Schaaren von Studenten, iſt es doch für die Corporellen obligatoriſch, ſich 4 Mal wöchentlich daſelbſt zu zeigen, wo der Fechtbodendirector und zwei Füchſe dujouriren und darüber zu wachen haben, daß die gemachten Rappierjungen ordnungsmäßig in das Paukbuch eingetragen werden, ebenſo die Namen derer, welche durch Nichterſcheinen glänzen. Denn ſo mancher zieht es vor die für Studentenwechſel immerhin ziemlich fühlbare Strafzahlung zu entrichten, als die ſchmerzhafte Bekanntſchaft mit flachen Hieben zu machen und ſich braun und blau ſchlagen zu laſſen. Die Meiſten jedoch lieben dieſen

Sport, der die Muskeln entwickelt, das Auge übt, das Selbſtbewußtſein erhöht, volle Herrſchaft über die Nerven, Muth und Geiſtesgegenwart verlangt.

Zu dieſen gehören Gebhard, Rieſen, Molten, Erich und Andere, — von den diesjährigen Füchſen beſonders Max Theren, Guſtav von der Ecken, Sandern.

So ſind denn auch an einem hellen Vormittage, Ende September, die Genannten pünktlich an Ort und Stelle erſchienen und folgen mit Intereſſe der Paukerei, die zwiſchen Rieſen und Max im Gange iſt. „Bravo, Theren!“ klingt es ihm ermunternd zu, als er ſeinem, ihn im Wuchs um ein Beträchtliches überragenden Gegner mit einem gewandten Hieb in die Parade gefahren iſt.

„Laß Dich nicht verblüffen, die Größe allein macht es nicht.“ — „Sehr gut parirt!“ — „Famos!“ — „So, da hat er's.“ — „Au, das war böſe getroffen!“

Als Max ſich dann etwas athemlos die Stirne wiſcht, klopft ihn Gebhard freundſchaftlich auf die Schulter und ſagt anerkennend:

„Wirſt einmal ſehr gut fechten — Du haſt ſchon jetzt das ſichere Auge und die raſche Initiative im richtigen Augenblick. Nur noch etwas mehr Kaltblütigkeit, dann kannſt Du nächſtens ſchon Secundantendienſte bei mir thun. Und für's Erſte — iſt Dein Puſt ganz ausgegangen oder willſt Du noch einen Jungen mit mir ausmachen?“

„Aber ſchrecklich gerne,“ ſagt Max ſtrahlend.

Mit Gebhard zu fechten iſt ihm immer das größte Vergnügen. Er bindet ſich den Schurz feſter und ſie ſtellen ſich in die geeignete Poſitur.

„Zum erſten Gang bindet.“

„Gebunden ſind.“

„Mein Gegenpaukant hat den Anhieb.“

Aufs Neue klirren die Rappiere mit hellem Metallklang an einander.

Während einer Pauſe iſt Wolfgang, gefolgt von

einigen Getreuen, eingetreten und mit moquantem Lächeln und ſpeciell auf den Vetter gemünzten, ſarkaſtiſchen Bemerkungen begleitet er den letzten Gang. Als dann der aufs Neue beſiegte Max für heute genug hat, ſchlägt Tiefenthal Gebhard einen Waffengang vor. Neugierig drängt Alles herum, um ſich das Schauſpiel nicht entgehen zu laſſen.

Eine Paukerei zwiſchen Wolfgang Tiefenthal und Gebhard Rehburg iſt ſtets ſehenswerth. Trotz der Schwäche im rechten Arm, die Wolfgang von einem Sturz mit dem Pferde zurückbehalten hat, — ſind ſie ebenbürtige Gegner, und ſchon mehr als einmal haben ſie bis 20 Gänge hintereinander ausgemacht, ohne daß der eine oder der andere mehr als unbedeutenden Vortheil davongetragen hätte.

Nun ſtehen ſie ſich wieder einmal gegenüber, Beide gleich groß, gleich gewandt, und für ein Kennerauge iſt es ein reizvoller Anblick, dieſe jungen, geſchmeidigen Körper in ihrer ſtählernen Kraft ſich meſſen zu ſehen, mit geſpanntem Blick immer wieder den geeigneten Angriffspunkt erſpähend.

„Zum 4. bindet.“ „Gebunden ſind.“

„Mein Gegenpaukant hat den Anhieb.“

Auf einem Fenſterbrett ſitzend, ſehen auch Molten und Rieſen zu.

„Sieh, wie famos Tiefenthal Gebhard's Secunde parirt hat! Der verſteht das Fechten aus dem ff.“

„Ja, das muß man ihm laſſen, in allen ritterlichen Künſten ſteht er ſeinen Meiſter. Das Aß aus der Karte ſchießen, reiten wie ein Jockey, — ſchade, daß man ihm in andern Dingen nicht ſolch uneingeſchränktes Lob ſpenden kann.“

„Weiß der Himmel, ich traue ihm auch nicht viel Gutes zu, ſobald wir auf das Moraliſche kommen, obgleich er ſich im letzten Jahr wirklich etwas beſſer gehalten hat,“ ſagt halblaut Molten. „Im erſten Se-

meſter trib er es zu arg, auf alle Art verjubelte Nächte, Rempeleien ohne Zahl, das war ſo ſein Lebensprogramm, und jetzt ſcheint er es wieder darauf anzuſetzen, ſo toll wie möglich zu leben. Er hat eben nichts mehr zu verlieren."

„Wie meinſt Du das?"

„Nun, Einfluß wollte er gewinnen im vorigen Semeſter, an Eitelkeit und Ehrgeiz fehlt es ihm nicht, und er gewann ihn auch, da ſpielte Alles mit — nicht zum Wenigſten ſein ſchneidiges Auftreten. Er reitet vielleicht noch beſſer als Gebhard, ſchießt meiſterhaft, hat Muskeln von Stahl, eine trinkfeſte Geſundheit, unverwüſtliche Nerven, auf wie lange freilich noch? Der Hauch des Verlebten liegt ſchon auf ihm. Aber ein kluger Kopf, eine ſcharfe Zunge. Und dann hauptſächlich ein gewiſſer ungeſunder Reiz, dieſer beißende Spott, dieſe ſouveräne Arroganz." Molten ſenkt die Stimme noch mehr. „Er hatte ſich auf den I. Chargirten geſpitzt, das kannſt Du mir glauben, und damit iſt es für ihn nun Eſſig geworden."

„Zum 5. bindet." „Gebunden ſind."

„Der Himmel bewahre uns vor ſolchen Senioren, da ginge es ja unfehlbar abwärts mit der Livonia."

„Nein, Gottlob! noch ſind in der Corporation genug Elemente, welche es verhindern können, daß ein genre Tiefenthal die Führung hat.

So viel richtiges, geſundes Gefühl findet ſich auch in den unreifſten Köpfen, daß der Vertreter einer Corporation, neben Begabung, Redegewandtheit, auch Anderes beſitzen, moraliſch auf einer möglichſt hohen Stufe ſtehen, ſich allgemeiner Achtung und Schätzung erfreuen muß, wenn nicht das Anſehen des Ganzen darunter leiden ſoll."

„Zum 7. bindet."

„Gebunden ſind." „Mein Gegenpaukant hat den Anhieb."

„In Gebhard haben wir ſo recht die geeignete

Perſönlichkeit gefunden," fährt Rieſen fort, — „ein herrlicher Character."

„Ja, ein ſeltener Menſch und eine Vollnatur, zur Führerſchaft vorausbeſtimmt. Möchten ſeine Beſtrebungen in der Piſtolenfrage von Erfolg gekrönt ſein. Er arbeitet jetzt an einer Denkſchrift für den nächſten Chargirtenconvent. Uebrigens ſcheint er heute im Nachtheil zu ſein."

„Nun, das kann ſich noch ausgleichen."

Sie wenden ihre Aufmerkſamkeit wieder den Fechtenden zu.

Eben hebt Gebhard den Arm und in der nächſten Secunde hat die Spitze ſeines Rappiers Wolfgang's linke Schulter getroffen. Das Hemd färbt ſich raſch blutig.

„Halt! hat geſeſſen," ruft der Secundant.

„Es geht noch weiter!" — Wolfgang ſelbſt.

Und wieder kreuzen ſich die Klingen, bis plötzlich die Spitze von Wolfgang's Rappier klirrend abſpringt und, Donnerer an der Schläfe ſtreifend, ohne weiteren Schaden anzurichten an der hinteren Wand des Saales niederfällt.

Während ſich Erich um den Leichtverletzten bemüht und, ſeine neuerworbenen Kenntniſſe verwerthend, ihm einen kunſtgerechten Verband anlegt, nimmt Axel Max bei Seite.

„Ich wollte Dich bitten, Theren, mich bei Deinem Onkel, dem Profeſſor Dohrenberg, einzuführen, Du haſt doch nichts dagegen?"

„Gewiß nicht, Axelinchen — geſchieht mit dem größten Vergnügen. Meine Schweſtern werden ſich auch ſehr freuen."

Axel macht ein unſchuldiges Geſicht.

„Richtig, Deine Schweſtern kommen dieſen Winter Beide her, erzählte neulich Gebhard. Und wann erwarteſt Du ſie?".

„In den nächſten Tagen.“

„Weißt Du was? Dann wollen wir ihnen gleich am erſten Morgen ihres Hierſeins ein Ständchen bringen — biſt Du dabei?“

„Das iſt eine großartige Idee. Und wenn die Pudel uns klappen, ſchadet es auch nichts — ein Vergnügen müſſen ſie doch haben in ihrem ſchweren Beruf.“

„Sie werden uns ruhig ſingen laſſen und ſich über unſere ſchönen Stimmen freuen, denn ein Ständchen gehört nicht zu den nächtlichen Ruheſtörungen,“ erwidert Axel, „aber heute Abend giebt es einen Hauptſpaß — große Katzenmuſik für Profeſſor N. und danach könnte es wohl heißen: „Auf zum Prorector und marſch in den Carcer!“

„Warſt Du ſchon mal drin?“

Axel lacht, daß die weißen Zähne unter dem kleinen, ſchwarzen Schnurrbart nur ſo blitzen

„Ja, ja — paarmal ſogar. Auf einige Tage läßt es ſich ertragen, aber ſo wie Wolfgang es erlebt hat, der im I. Semeſter mal 4 Wochen gebrummt hat, das denke ich mir ſcheußlich. Im Winter eiſig kalt, im Sommer heiß, und ein Wächter, der nichts Alcoholhaltiges hineinlaſſen darf.“

„Na, einmal möchte ich's doch erleben,“ ſagt wohlgemuth Max. „Alles mitmachen iſt meine Deviſe.“

„Denn iſt es ſchade, daß Du neulich nicht mit dabei warſt, als wir die Pedelle mit dem falſchen Alarm ſo großartig angeführt haben.“

„Wie war denn das?“

„Wir ſtürzten in die Pedellenſtube und riefen im Tone höchſter Aufregung:

„Um Gotteswillen ſchnell, ſchnell! in der Karlowaſtraße iſt eine große Keilerei mit Telegraphiſten im Gange.“

Todesmuthig ſpringt Herr Pfau in einen Zweiſpänner und brüllt dem Kutſcher zu: „Soida ruttu.“

Ihm gute Verrichtung wünſchend, faßt Rieſen ſeine Hand, läßt ſie aber nicht los, als, von unſeren Spazierſtöcken angetrieben die Pferde plötzlich mit einem Ruck anzogen, und, plumps! flog Herr Pfau auf die Straße.

Rieſen erging ſich in tauſend Entſchuldigungen, die der Gefoppte nur für baare Münze nehmen konnte, und als er endlich in der Karlowaſtraße anlangte, herrſchte dort natürlich tiefſter Frieden."

„Nu, wir ſind an demſelben Abend auch nicht müßig geweſen. Wir hatten paar Straßenfegern ihre Beſen wegſtibitzt, und ritten auf denſelben in der Pedellenſtube eine Quadrille, ganz à la Ciniſelli.

„Sie werden uns doch unſere Vollblutaraber nicht wegnehmen," rief ein über das andere Mal Sandern, wenn ein Pedell nach dem Beſen greifen wollte, der ihm eben faſt den Kopf weggefegt hatte, und als endlich einer der Wächter des Geſetzes wild wurde — unſere Namen zu wiſſen verlangte, nahm Ecken einfach das Tintenfaß vom Tiſch und goß den ſchwarzen Inhalt in die Lampe; tiefſte Duſternuß herrſchte allſobald, und weg waren wir."

„Ha, ha, ha! Sehr gut."

Nachdem ſie beſprochen, wer im Ständchen mitſingen ſolle: „Wenigſtens ein dreifach beſetztes Quartett muß es ſein!" meint Axel — geht Jeder ſeiner Wege.

* * *

In einer der Straßen, welche ſich über den Thunſchen Berg hinziehen, bewohnen Profeſſor Dohrenberg und ſeine liebenswürdige Ehehälfte eine freundliche Wohnung im Hochparterre.

Das Cabinet des Profeſſors, der Salon und das Wohnzimmer liegen nach der Straße, die übrigen Räume nach Norden, aber alle ſind hoch, hell und mit der gediegenen Ausſtattung ſchöner, alter Mahagoni- und Eichenmöbel auf's Behaglichſte eingerichtet.

Tritt man aus dem Speiſezimmer auf den Balcon hinaus, ſo hat man einen wunderhübſchen Blick über Gärten und Anlagen hinweg in's Land hinein, wo jenſeits des Embachs — hinter Rathshof — der Horizont ſich in Waldlinien verliert. Im Winter iſt dieſer Lieblingsplatz der Frau Profeſſorin nicht erreichbar, die Glasthür iſt gegen Kälte und Zug wohl verklebt und man hält ſich meiſt in dem großen, gemüthlichen Wohnzimmer auf, welches die ſpärlichen Strahlen der Winterſonne voll empfängt.

Vor dem letzten Fenſter hat ſich Eliſabeth, welche ſchon den dritten Winter bei den Verwandten verbringt, mit Erlaubniß der Tante eine urgemüthliche Ecke eingerichtet.

Nach dem Zimmer zu ſteht, abſchließend, ein großer epheubewachſener Blumenſtänder, ein weicher Teppich deckt den Boden.

Hier ſteht ihr Schreibtiſch, ihr Malgeräth, hier lieſt und arbeitet, ſinnt und träumt ſie. Auf dem großen Tritt vor dem mittleren Fenſter hat jetzt Marie ihren Platz bekommen, aber ſie iſt kein ſeßhaftes Perſönchen und lebt in ewiger Feindſchaft mit allem, was Handarbeit heißt.

„Ich kann nicht ſo viel ſitzen! Man drückt ſchon ſo viele Stühle hier und es iſt doch kein rechtes Spazierengehen dazwiſchen wie in Therenhof," erklärt ſie nach der erſten Woche ihres Aufenthalts bei den Verwandten.

„Ein rechter Springinsfeld, körperlich und geiſtig," — meint die Tante und iſt froh, daß ſie einen Theil der Verantwortung für das luſtige, übermüthige Mädchen auf die ruhige Eliſabeth abwälzen kann.

„Mit meinen rheumageplagten Gliedern kann ich nicht immer mit hopſen — alſo mußt Du mir ſchon beide Mädels mitgeben," hat ſie der Schwägerin in Therenhof geſagt, und Anfang October ſind die Nichten

eingetroffen, mit offenen Armen empfangen, und bewohnen eins der Fremdenſtübchen im oberen Stock.

Marie beſucht regelmäßig eine Schule, nimmt Clavier- und Zeichenunterricht, Eliſabeth widmet die Vormittagsſtunden dem Geſang und ihrem hübſchen Maltalent und treibt Engliſch mit der Schweſter.

Jeden Nachmittag, während der Onkel ſein Colleg lieſt — die Tante ihr Schläfchen macht, ſitzt ſie an ihrem Lieblingsplatz und verſenkt ſich in eines der ſchönen Werke, die der Onkel ihr aus ſeiner reichen Bibliothek ausſucht, oder ſie arbeitet eifrig an einem Weihnachtsgeſchenk.

In letzter Zeit läßt ſie jedoch häufig Buch oder Arbeit in den Schooß ſinken und ſchaut gedankenverloren in die grauen Herbſttage hinaus, in den fallenden Schnee, der eine erſtorbene Welt mit weicher Decke in Schlaf lullt, damit ſie träumen könne, ungeſtört, von weckendem Sonnenkuſſe, Lächeln des Frühlings und prangendem Blüthenſchmuck.

Und ihr iſt dann oft, als habe Geibel das Gedicht eigens für ſie geſchrieben, das Gedicht, welches Erica Troſtberg ihr vor Kurzem geſchickt mit einen Brief ſo voll inneren Jubels, und der mit den Worten ſchloß: „Möchteſt auch Du, meine Herzens-Eliſabeth, einmal ſolch tiefes, großes Glück Dein Eigen nennen, Du, die Du wie geſchaffen biſt, es in Liebe zu geben und zu empfangen. Hat der arme Dohmen noch immer keine Hoffnung? Er iſt nicht ſo ſchlimm, wie er ausſieht, bon vivant ja, doch eine Frau, wie Du, könnte viel aus ihm machen, ſagt Erwin.“ Eliſabeth hatte gelächelt zu dieſer Phraſe — nein! bei dieſem Namen blieb alles ſtill, ungerührt in ihr. Aber das Gedicht hatte ſie wieder und wieder geleſen, bis es ſich ihrem Gedächtniß eingeprägt, und jetzt flüſtert ſie es vor ſich hin:

„O laßt mich ſchlafen, träumen,
Was hab' ich zu verſäumen

In dieſer Winterzeit!
Der Reif bedeckt den Garten,
Mein Leben iſt ein Warten
Auf Liebe nur und Lenzeszeit.
Es kommt im Frühlingsglanze
Für jede kleine Pflanze
Einmal der Blüthentag.
So wird der Tag auch kommen,
Da dieſem Froſt entronnen
Mein Herz in Liebe blühen mag.
Doch bis mir das gegeben,
Däucht mich nur halb mein Leben
Und kalt wie Winterswehn.
Der Wind rauſcht in den Bäumen, —
O laßt mich ſchlafen, träumen,
Bis Liebe mich heißt auferſtehn!"

„Iſt es wirklich ſo? däucht mich nur halb mein Leben?" Und ihre Pulſe klopfen, lockende Bilder gaukeln, flüſternde Stimmen raunen: „Einem anhangen mit allen Kräften der Seele und einem Alles ſein."

Wie ſagte der Landrath Rehburg in ſeiner ſchönen Rede zum Hochzeitsdiner: „Ausleben ſeiner Eigenart in der Hingabe an Andere — an einen Anderen, das gelte beſonders für die Frau.

„Es muß ein Wunderbares ſein
Um's Lieben zweier Seelen,
Sich ſchließen ganz einander ein,
Sich nie ein Wort verhehlen.
Und Freud und Leid
Und Glück und Noth
So miteinander tragen,
Vom erſten Kuß bis in den Tod
Sich nur von Liebe ſagen." —

Sich nur von Liebe ſagen! Welche Seligkeit ſeine Gefühle zu offenbaren bis auf den tiefſten Grund.

Alle Schätze ſeines Innern hinbreiten vor dem Einen, Einziggeliebten und flüſtern: „Sie ſind für Dich allein!“

Der Eintritt der Tante unterbricht ihren Gedankengang. Mit vom Schlaf ganz roſigen Wangen nähert ſie ſich der Nichte und legt die Hand zärtlich auf ihren Scheitel.

„Haſt Du ſchön geruht, Tantchen?“

„Wunderſchön, Eliſchen! — Wunderſchön,“ wiederholt ſie und rückt die Haube zurecht.

„Ich kam Dich bitten, mein Herzchen, mir beim Weglegen der reinen Wäſche helfen zu wollen, und dann kommt doch Max zu Mittag. Sollen wir ihm nicht eine recht ſchöne ſchwarze Charlotte backen, ich glaube, er liebt die ſüßen Apfelſpeiſen und Ihr kennt in Therenhof ein ſo gutes Recept dazu.“

„Ja, Tantchen, ich habe es oben, ich hole es gleich.“

Einige Stunden ſpäter ſitzt man im behaglichen Eßzimmer und Max genießt mit unvermindertem Appetit die Reihenfolge der leckeren Speiſen.

„Wenn Pfännchen aus Barawicken ſo prachtvoll ſchmeckt, liege ich im nächſten Sommer auf allen Vieren im Walde und helfe Dir ſuchen, Marie.“ „Tante, ich bitte um einen dritten Teller Suppe, dieſe Erbſenpurée iſt die reine Ambroſia.“ „Ein viertes Stück ſaftigen Roaſtbeefs nehm ich mir, wenn Du erlaubſt.“ „Die Charlotte iſt auch nicht von Pappe! Dein Machwerk, Eliſabeth?“

Zwiſchendurch erzählt er mit Lebhaftigkeit und einem Aufwand komiſcher Geſten irgend einen jüngſt ausgeführten luſtigen Streich, und giebt auf Marie's wißbegierige Fragen ausführlichen Beſcheid. Jedes Detail ſeines jetzigen Lebens will ſie kennen lernen, und was ſich ſolch jungen Mädchenohren erzählen läßt, berichtet er ihr gerne, denn ſie hört mit glühendem Intereſſe zu, hat ſolch helles, jubelndes Lachen für jeden

Witz, jeden Jux, den er und ſeine Genoſſen angeben, daß er nicht müde wird, ihr Rede und Antwort zu ſtehn.

„Alſo Du willſt wiſſen, wie es geſtern auf dem Convent war und ob Axel auch mitſpricht? Hin und wieder, aber Witze machen verſteht er beſſer. Gebhard und Wolfgang dagegen — wirklich famos, wie die Beiden reden. „Die geborenen Landtagsredner," meinte Rieſen."

„Es handelt ſich wohl zumeiſt um die Piſtolenfrage?"

„Ja, Onkel. Schon auf mehreren Conventen hat Gebhard ſie zur Diskuſſion gebracht und es werden mächtige Redeſchlachten geliefert, für und wider. Die Oppoſition ſchaart ſich um Wolfgang, welcher mit allen Mitteln und Kräften Gebhards Vorſchläge bekämpft, aber deſſen Standpunkt ſcheint mir immer mehr Anhänger zu gewinnen. Er verficht ihn aber auch mit einer Zähigkeit und Energie, die ihm ſicher den Sieg eintragen wird."

„Das muß man hoffen. Wollte Gott, ich könnte auf meine alten Tage noch den Vorſtoß erleben, der den ganzen Bau falſcher Ehrbegriffe, aus Irrthum und Gewohnheit gekittet, in's wanken bringt, die Zeit wird das Uebrige vollenden. „Es erben ſich Geſetz und Rechte, wie eine ewge Krankheit fort," aber es kommt der Tag, wo auch die Feſtſtehendſten einem Wandel unterliegen, wie alles, was Menſchenſinn erſann. Ein Irrthum trägt den Keim des Verfalls ſchon in ſich, und einmal erkannt, wirft ihn die Menſchheit auf ihrem Wege zur Vollendung, von ſich, wie unnützen Ballaſt.

Und über kurz oder lang wird ſie auch aufgeräumt haben mit dieſen Gladiatorenkämpfen, für welche ſich bis jetzt leider noch immer ein Beifallklatſchendes Publikum findet."

Marie prickelt wieder einmal die Zunge und ſie ſagt in übermüthiger Stimmung: „Du biſt ein lieber,

alter Philiſter, Onkelchen. So ein bißchen Stechen und Schießen finde ich garnicht ſchrecklich, es muß ſein. Es zeigt doch Muth, es iſt ſo ritterlich und dann klingt es ſo gut: „Er hat nicht mit der Wimper gezuckt — er führt eine brillante Klinge.“

„Dann müßte Dir ja Wolfgang immer beſſer gefallen,“ neckt Max. „Courage hat der im Leibe — weiß Gott, mehr als genug, und mit dem Duelliren treibt er es wieder arg in letzter Zeit. Neulich hatte er ſich auf einem Muſſenabend nicht weniger als 8 Forderungen eingefangen — alſo kann es wieder nett werden mit der Schießerei, da er im Ernſtfall wegen ſeiner Schwäche im Arm nicht auf Hieber losgehen kann“.

Ein Schatten fliegt über das Geſicht des Profeſſors: „Ja, der iſt einer der Schlimmen,“ murmelt er.

„Ich habe ſchon drei Morgen für ihn Wache geſtanden“ — erzählt Max weiter, „und das erſte Mal war ſehr aufregend.

Die Pudel kamen mit ſolchem Ungeſtüm angerast, daß uns kaum Zeit blieb, die Waffen im Bett der Krugwirthin zu vergraben und ſie zu veranlaſſen, ſich als todtkrank darauf zu legen. Sie ächzte auch zum Steinerweichen — denn ſehr mollig mag das Pfühl nicht geweſen ſein! — während wir ſchnell im Nebenzimmer eine harmloſe Kneiperei inſcenirten und die verblüffte Obrigkeit mit einem luſtigen Cantus empfingen.

Das zweite Mal hatten wir es ſeiner eingefädelt — da ſah ich zum erſten Mal tüchtig Blut fließen!“

„Gräßlich!“ ſagt Eliſabeth, „ich begreife garnicht, wie man ſolche Dinge harmlos nehmen kann.“

„Ach, ſo ein Duell muß wohl ſchrecklich ſpannend ſein!“ — intereſſirt ſich Marie. „Gar zu gerne möchte ich einmal zuſehen!“

„Aber Mariechen, wie kannſt Du ſo etwas ſagen,“ erregt ſich die Tante, „mir bleibt immer das Herz ſtehen, wenn ich von dieſen ſchrecklichen Duellen höre.“

Marie läßt ſich nicht einſchüchtern und verfolgt ihren Gedanken.

„Es braucht ja nicht gleich auf's Sterben zu gehen. Wäre ich ein Junge, ich würde auch losknallen, ich ich liebe ſo in's Ziel zu ſchießen.“

Mit eigenthümlichem Ausdrucke in dem freundlichen, alten Geſicht blickt der Onkel auf die roſigen Lippen, die ſo unſchuldig ihre Meinung ſagen. „Sie müßten Anathema rufen und finden Anerkennung für ſchreckliches Thun. Solch unerfahrene Mädchenjugend kann all' den Jammer nicht ermeſſen, den ein einziges unglücklich verlaufenes Duell im Gefolge haben kann,“ denkt er und ſagt mit milden Vorwurf:

„Um die Duelle iſt es ein ſchwer ernſtes Ding, Kind, — eine Menſchenbruſt iſt kein Ziel für Hiebe, die blutig ſchlagen, für Kugeln, die tödten können.

Noch biſt Du zu jung, um die Conſequenzen zu ziehen, um auch nur zu ahnen, was Reue iſt, nagende Selbſtqual in dem, den der Gedanke verfolgt und nicht losläßt, er habe einen an deren getötet — um nichts. Gott behüte jeden davor, ſolches zu erleben,“ ſetzt er leiſer hinzu, „denn manch Lebensglück iſt daran geſcheitert, manch Herz hat darüber ſeinen Frieden verloren. Nichts wäſcht die Erinnerung an den Augenblick ab, wo man den Gegner fallen ſah, um nie wieder aufzuſtehen.“

Eliſabeth's Augen ſehen den Onkel forſchend an. Etwas in dem Ton ſeiner Stimme hat ſie frappirt und in ſeinen Worten vibrirt eine tiefe Erregung.

„Es iſt, als ob er Selbſterlebtes enthüllt“ — denkt ſie und ein Blick auf das Geſicht der Tante beſtätigt ihre Vermuthung. Tiefes Mitleid ſpiegelt ſich in den Zügen der Frau, die alle die Jahre ihres Ehelebens mit dem geliebten Mann die Laſt getragen, welche ein jugendliches Vergehen einem ſtrengen Gewiſſen aufgebürdet.

Das Geſpräch nimmt bald wieder eine heitere Wendung. Wo Marie und Max zuſammen ſind, giebt es immer laut ſchallendes Gelächter, und durch die Schilderung ihrer jüngſten nächtlichen Heldenthaten reißt Letzterer auch die Anderen mit fort:

„Wie wir neulich aus dem Circus kamen," beginnt er . . . und dann folgt Erlebniß auf Erlebniß, bis der Kaffee ausgetrunken, und er ſchließt:

„Jetzt haben wir genug gelacht — nun kommt, wir wollen Terzette von Lutzau ſingen, ſonſt verlernen wir unſer gutes Enſemble. Ganz ohne Muſik kann man nicht leben und Studentenlieder genügen mir nicht. Abends laſſen uns jetzt die Kameraden ſchon meiſtens in Ruh, da haben wir mit Sandern und Ecken, die beide große Muſikfreunde ſind, — Ecken bläſt ſehr hübſch Cornet à piston — beſprochen, mit vereinten Kräften ein Pianino zu miethen. Dann kann ich ihn begleiten und ſelbſt meine Lieder vortragen.

Vor allem aber heißt es, eine andere Wohnung finden. „In einer Krugsſtube leben, das iſt nichts für meiner Mutter Sohn," ſagt Ecken.

„Rattennachbarſchaft betrachte ich nicht als abſolut nothwendig, um ſich wohl zu fühlen," ſtimmt Sandern bei. Unſere Treppe iſt die reine Hühnerſtiege, wo man ſich Abends Hals und Beine brechen kann. Nur ein Gutes hat dies Quartier, wenn uns der Magen zu laut knurrte, kletterten wir aus dem Fenſter, über ein niedriges Stalldach, direct in den Gemüſegarten und hielten Nachleſe!"

„Aber Max," ruft die ehrliche Marie," das iſt ja . . ."

„Ganz erlaubte Selbſthilfe in Nothſtandszeiten. Uebrigens, um Dein Gewiſſen zu beruhigen, will ich hinzufügen, wo wir Burkanen oder ein paar minderwerthige Kartoffeln herausgezogen, haben wir dagegen Kupferſtücke ausgeſäet. Jetzt iſt alles Gemüſe einge-

erntet, dafür pfeift der Nordwind durch die ſchlecht ſchließenden Fenſter, die Oefen rauchen, kurz, es iſt allzu ungemüthlich geworden und es iſt beſchloſſene Sache — wir ziehen um.“

Eine paſſende Wohnung iſt bald gewählt, aber als Söhnen aus gutem Hauſe iſt ihnen die dürftige Möblirung von drei kleinen Zimmern nicht anheimelnd genug und was in ihrer Macht ſteht, thun ſie, um dem abzuhelfen. Sie kaufen ſich einen alten Kleiderſchrank für 3 Rubel — „Man muß doch ſeinen Frack ordentlich aufhängen können! — und, da die Kravatte nicht ſchief ſitzen darf, einen Wandſpiegel für 50 Kopeken, was Carlos zu dem Ausſpruche veranlaßt:

„Die Kerls leben ja wie die Sybariten!“

Bald feiert auch das Klavier ſeinen Einzug, worauf Max ſich befriedigt umſchaut und meint:

„Nach den Weihnachtsferien bringe ich von Hauſe noch einen alten Teppich mit, dann wird es ganz fein!“

Aber ſchon jetzt iſt es bei ihnen gemüthlicher als in den meiſten Studentenquartieren; auch andere empfinden die Behaglichkeit ihrer Einrichtung angenehm, und es wird Mode, ſich ein- oder zweimal in der Woche bei Max und Moritz zuſammen zu finden.

Die Geſpräche berühren nicht immer die höchſten Fragen des Lebens — manch' luſtiger Ulk wird getrieben, und bei Thee und kräftig belegten Butterbröden wird geſungen und muſicirt, ja ſogar hin und wieder etwas geleſen; und bald erfreuen ſich dieſe Abende, welche von Carlos hohnlachend als „ess-thetische“ bezeichnet werden, bei den älteren Kameraden und ſolideren Elementen allgemeiner Beliebtheit.

* * *

Eine Octobernacht klar und kalt. Der Vollmond ſteht hoch im Zenith und gießt ſein ſilbernes Licht über die menſchenleeren Straßen und Plätze. Es iſt weit

nach Mitternacht. Alle Fenſter ſind dunkel, nur in der Pedellenſtube am Marktplatz ſchimmert noch ein Lichtſchein, wie das ſtets offene Auge der Obrigkeit, welches ſich nicht ſchließen darf, um allzeit bereit zu ſein, die Uebergriffe gegen Zucht und Ordnung zu bemerken.

Jenſeits des Embachs tönt fröhlicher Geſang: „Zillerthal, Du biſt mein Freud', holdriodio."

Ueber die Steinbrücke kommt ein Trupp Studenten gegangen und aus, in Anbetracht der ſpäten Stunde, noch merkwürdig friſchen Kehlen tönt es laut und lauter durch die Stille der Nacht, immer näher den horchenden Ohren des dejourirenden Pedellen:

„Wo die Madels ſakriſch ſchneid, holdrio, holdrio —
Da gibt's Gamſerl zu erjagen . . ."

Von der Thüre der Pedellenſtube löſt ſich eine kleine, unterſetzte Geſtalt und ſchreitet raſch und energiſch auf die ſich nähernde Gruppe zu.

Jetzt ſind auch ſchon die grünen und ſchwarzen Kopfbedeckungen zu unterſcheiden.

„Schöne Madel zu erfragen,
Zillerthal, du biſt mein' Freud', holdrio, drio, dio."

„Meine Herren, es iſt meine Pflicht, Sie daran zu erinnern — in der Nacht darf auf der Straße nicht geſungen werden."

„Ah! Sie ſind es, geehrter Herr Pfau, guten Abend. Richtig, Sie lieben ja dieſes Lied nicht — wir haben es ſchon zu häufig geſungen, aber wir kennen noch viele andere, ſo hübſche, z. B.:

„A Büchſerl zum Schießen, a Hund'l zum Jag'n — beginnen ſie auf's Neue.

„Meine Herren, ich mache Sie darauf aufmerkſam, daß . . ."

„Auch dieſes findet keine Gnade vor ihren geehrten Ohren? Wie ſchade! Aber vielleicht ſind Tyroler Lieder überhaupt nicht nach Ihrem Geſchmack und Sie haben mehr Sinn für Wagner — nicht der Kunſt-

gärtner Wagner aus Riga, aber der nun viel bewunderte deutſche Componiſt! — Hören Sie, wie ſchön er eine ſeiner Opernarien beginnt.“ Und mit komiſch zärtlicher Gebärde dem Pedellen die Arme entgegenbreitend, intonirt Max Theren:

„O du mein holder Abendſtern . . .“

„Ich muß Sie bitten, meine Herren . . .“

„Sehr guter Reim! Bravo, Herr Pfau. Wir wußten bis jetzt nicht, daß Sie dichten,“ ruft Einer.

„Alſo auch dieſes Lied entſprach, wie es ſcheint, nicht Ihrem Genre“ — das iſt wieder Max. „Uns liegt doch ſehr daran, Sie zu befriedigen. Vielleicht treffen wir es beſſer mit:

„Guter Mond, du ſcheinſt ſo helle,“

„Ich erſuche Sie auf der Stelle . . .“

„Zu bleiben, wo wir uns eben befinden? Aber mit dem größten Vergnügen, dem allergrößten. Unſere Betten laufen nicht davon, trotz ihrer vier Beine; ſind des Wartens gewöhnt, wie es ſich richtigen Studentenlagerſtätten geziemt.“

„Gefällt uns ja ausnehmend gut hier, in Ihrer uns ſo überaus werthen und liebenswürdigen Geſellſchaft, beſter Herr Pfau. Unſere Verehrung für Sie kennt keine Grenzen und muß ſich Luft machen . . .“

Und ſich bei den Händen faſſend und ihn im Reigen umtanzend, ſtimmen ſie auf's Neue einen lauten Geſang an.

„Wir winden Dir den Jungfernkranz
Mit veilchenblauer Seide!“

„Sie kenne ich ſchon Beide.“

„Bravo, bravo! Er macht wahr und wahrhaftig Verſe.“

„Ein Hoch auf Herrn Pfau! Wir wollen ihn begrüßen als den größten Dichter der Neuzeit! Pedellenlieder, das iſt wirklich noch nicht dageweſen! Der alte Ben Akiba hat doch Unrecht bekommen,“ ſo ruft es durcheinander. „Und drucken müſſen Sie ſie laſſen.“

„Ja, bei Karow und danach in Kalbsleder binden, mit Goldschnitt. Diese Perlen Ihrer dichterischen Phantasie machen Sie berühmt, reihen Sie unter die Coryphäen der Weltliteratur ein."

„Sie werden unsterblich, Herr Pfau, Sie kommen auf den Parnaß — Apollo kann Ihnen keine Concurrenz machen, Pegasus frißt seinen Hafer 200 Werst von hier."

„Die Stirn mit Lorbeer Dir zu krönen,
Sind alle wir sofort bereit,
Wer so wie Du nur dient dem Schönen,
Verdienet die Unsterblichkeit,"

singen sie nach irgend einer bekannten Melodie und umtanzen ihn auf's Neue mit lustigen Sprüngen.

„Jetzt ist es wohl genug; ich ersuche Sie hiermit, mir alle . . ."

„Zu gratuliren? Aber gewiß. Mit dem lebhaftesten Vergnügen. Ihnen die Hand schütteln zu dürfen, ist uns stets eine große Ehre, Herr Pfau, die allergrößte."

„Ja, ich denke ganz so, wie weiland der Herr Verwalter in Roggenthal sagte, als er bei einem Festessen die Gesundheit eines neuen Nachbars ausbrachte. „Wenn ich es die Ehre habe, mit eine Persönlichkeit Bekanntschaft zu machen, die ich, in die Zukunft, eine Achtung zu haben hoffe, nicht mehr als gern."

„Nicht mehr als gern!" wiederholten, auf den Scherz eingehend, die Anderen im Chor, und sich tief verbeugend, ergreift Jeder von ihnen mit herzhaftem Drucke erst die Rechte und dann die Linke des kleinen Herrn, der nicht recht weiß, ob er lachen oder zürnen soll.

Und indem sie ihm fast die Arme aus den Gelenken schütteln, ziehen sie ihn immer weiter von dem Marktplatz fort, hinein in eine dunklere kleine Seitenstraße, so daß unbemerkt der eine und der andere entschlüpfen kann, nur der kleinere Theil nachbleibt, welcher ihn wie eine Mauer umgiebt.

„Meine Herren, Ihre Namen.“

„Nicht mehr als gern, beſter Herr Pfau, ſollen Sie ſogleich erfahren. Wir müſſen uns nur etwas beſinnen. Alſo. Sehen Sie, dieſer hier, ein Knirps an Geſtalt, aber groß an Geiſt, das iſt Zeus, der Gewaltige. Sie erinnern ſich wohl von der Schulbank her, ſo hieß der upperſte der griechiſchen Götter. Gewöhnlich thront er im Olymp, — wiſſen Sie, da, wo die Freude wohnt? — aber manchmal ſpaziert er in den Straßen Dorpats umher und ſucht Europa.

Auf beflügelten Sohlen verſchwand eben Mercur um die nächſte Ecke, ſollte bei Karow anklopfen und ihren Ruhm verkünden, und . . .“

„Ich ſehe, ich muß ernſt . . . .“

„Ernſt?! Nein! ſo heißt wirklich Keiner von uns. Ach, ich möchte ſo gern Ernſt heißen,“ treuherzig beſchwörend faltet Sandern ſeine Hände auf der Bruſt; „das würde ſo vortrefflich zu meinem ganzen Weſen paſſen. Ich bin von jeher ein tiefernſter Charakter, gar nicht à la Buſch, und nun hat man mich Moritz getauft, einfach abſcheulich.“

„Und ich heiße mit Begeiſterung Max. Sie kennen doch das ſchöne Epos, Herr Pfau, „Max und Moritz ritze, ratze . . . .“

„Ja, Sie heißen Max, das ſtimmt Herr von Theren, und dies iſt Herr Axel von Rehburg und Graf Wolfgang Tiefenthal, Herr Donnerer — aber die Uebrigen? Ihre Namen, meine Herren?! Im Namen des Geſetzes.“

Gegen dieſe Worte giebt es keine Auflehnung, droht ihnen doch im Falle ſie dieſelbe riskiren, Ausſchluß aus der Univerſität.

So erfährt Herr Pfau, was er zu wiſſen wünſcht, notirt ſich die angegebenen, diesmal dem Taufſchein entſprechenden Vor- und Familiennamen, und zu neuem Schabernack bereit, ſind ſie in Gnaden entlaſſen.

Die Ausſicht, vor den Prorector citirt zu werden,

iſt kein allzugroßer Dämpfer auf ihre fidele Laune und übermütige Stimmung. Lachend und pfeifend verfolgen ſie ihren Weg durch die Ritterſtraße.

„Dieſes war der erſte Streich, doch der zweite folgt ſogleich," decretirt Max. „Wir müſſen doch unſerem Namen Ehre machen, nicht, Moritz?"

„Vorwärts, Du weißt es längſt, mit Dir vereint fordere ich mein Jahrhundert in die Schranken."

„Alſo los! Aber was ſoll es ſein? Irgend ein tüchtiger Ulk. Die Majorität ſoll entſcheiden. Ich bin für etwas à la „Herr Benecke, Herr Benecke, die Löwen freſſen den Kringel auf." Das iſt hiſtoriſch geworden.

„Na, ſolch ein Ulkrecidiv kann Euch immerhin in den Carcer bringen," lacht Axel.

„Schadet nichts. Dahin geht ſchon längſt mein Sehnen. Als der Alma mater treuer Sohn muß man auch ihre Bodenräume kennen lernen, nicht nur die heiligen Hallen, wo die Weisheit mit Löffeln gegeſſen wird."

„An dieſen gehſt Du für's Erſte wohl vorbei, ſoviel ich weiß . . ."

„Ich hab's!" jubelt der kleine, fidele Zeus. „Hier gleich nebenan hat der alte Jude Iſraelſohn ſeine Bude. Dem nehmen wir das Schild ab — es hängt auch nicht zu hoch! Moritz, beuge den ſtolzen Nacken."

Den Ellenbogen auf ſeine Knie ſtützend macht der Angerufene einen Buckel und mit affenartiger Geſchwindigkeit klettert ihm Donnerer auf die Schultern. Langſam richtet ſich Sandern mit ſeiner leichten Laſt zu voller Höhe auf, und es gelingt dem Obenſtehenden ohne viel Mühe, die Drähte zu löſen, mit denen das Aushängeſchild befeſtigt iſt.

„So, und nun wohin damit?" Max und Ecken haben zugegriffen und lehnen es für's Erſte an die Hauswand.

„Das hängen wir jetzt dem überſtolzen Baron

über die Hausthür, da ſchräg gegenüber," erklärt Donnerer ſeinen Plan weiter.

Geſagt, gethan.

„Wird der ſich freuen, wenn er morgen lieſt: „An- und Verkauf von alten Kleidern."

„Um einen Schlaganfall zu kriegen, iſt er viel zu dürr und hager, aber gelb und grün wird er ſich ärgern."

„Geſchieht ihm blos recht," grunzt Eſchmann.

„Warum hat er uns unſer geheiligtes Recht geſchmälert und die Fenſter nicht ordentlich abwiſchen laſſen, als bei ihm neulich Tanzſoirée war."

„Uebrigens iſt dem ſchon einmal eine feine Geſchichte paſſirt," ſagt Axel. „Damals lebte die Familie im dritten Stock. Im vorigen Winter geben ſie einen Ball und laden nur wenige Livonen ein — das verdiente Strafe.

Nicht faul, holen wir aus dem Depot der Feuerwehr die größte Leiter, die wir finden können. Sechs Mann ſchleppen ſie herbei, und aufgerichtet reicht ſie bis zum Balkon. Als erſter klettert Carlos hinauf, preßt ſeine breite Naſe an die Scheiben und ruft dumpf: „Wiſchen!"

Man tanzt gerade eine Françaiſe, und die junge Dame, welche vor der Thür ſitzt, kreiſcht auf. Doch bald erkennt man die Urſache des Schreckes und ganz beſtürzt eilt der Hausherr herbei. Wir Uebrigen waren auch hinaufgeſtiegen, da kommt Eſchmann ein toller Einfall. „Aufmachen!" brüllt er. Wohl um ihn zu Rede zu ſtellen, öffnet der Hausherr die Balkonthüre, aber bevor er noch ein Wort hat äußern können, macht ihm Eſchmann eine tiefe Verbeugung und ſagt im höflichſten Ton: „Ich ergreife die paſſende Gelegenheit, um mich ihnen vorzuſtellen, mein Name iſt Don Carlos und ich fühle das dringende Bedürfniß ein Glas auf Ihr Wohl zu trinken."

„Der Baron machte ſchließlich gute Miene zum böſen Spiel und ſchickte uns wirklich einige Pullen „Rothſpon“ heraus. Die jungen Damen aber ſorgten nachher mit rührendem Eifer für ein Klarhalten der Fenſter.“

„Achtung! Pedell Nr. 2.“

„Der Muthige begiebt ſich nicht in unnütze Gefahr,“ ruft Sandern, „jetzt heißt es fliehen vor dem Arm des Geſetzes. Seht, hier iſt ein „wurimees“, ſchnell hinein, des Roſſes flinke Hufen bringen uns ſicher an's rettende Ziel und wir entrinnen dem Verderben, wie die flüchtige Gazelle entläuft dem verfolgenden Leu.“

„Schöne Roſinante!“ meint trocken Wolfgang, „die bringt uns nicht drei Schritt im Trab weiter.“

Trotz der unzweifelhaften Richtigkeit der Bemerkung vertheilen ſie ſich unter Lachen nnd Schreien auf dem kleinen Gefährt.

Rittlings, auf dem Rücken des Kleppers ſitzt Zeus. Den Roſſenlenker umhalſend, balanciren zwei von ihnen auf dem ſchmalen Bock; einige ſtehen auf den Kufen, während die Uebrigen ſich in den Schlitten werfen.

Unter lautem Antreiben „Nu, fahr zu wurimees“, kommen ſie ungefähr 50 Schritt weiter.

„Sagte ich es nicht, ſobald es bergauf geht, gelangen wir noch raſcher rückwärts, als vorwärts und fallen direct dem Pudel in die Krallen.“

„Na, erreicht uns der Schächer der Obrigkeit, ſo nennen wir uns eben noch einmal — unſere Namen wiſſen wir ja wohl noch.“

„Au, das iſt aber Herr Melne, mit dem iſt nicht gut Kirſchen eſſen. Na, mitgefangen, mitgehangen!“

So kommt's auch.

Wieder ertönt das ominöſe „Im Namen des Geſetzes,“ — und Herr Melne waltet ſeines Amtes mit ſtrengerer Miene als Herr Pfau, der im Grunde ſeines Herzens dieſer fröhlich übermüthigen Jugend ſehr gewogen iſt.

Indem ſie weiter gehen, überholt ſie ein Schlitten und hält in kurzer Entfernung vor ihnen an einer Hausthür.

Dem Gefährt entſteigen zwei Frauengeſtalten, eine ältere, offenbar ein zum Abholen nachgeſchicktes dienendes Weſen, und eine jüngere — wie aus der hellen, durch den langen Mantel kaum verdeckten Toilette erſichtlich, aus einer Abendgeſellſchaft zurückkehrend.

„Mein ſchönes Fräulein, darf ich's wagen?"

Den Schritt beſchleunigend, iſt Wolfgang an dieſelbe, ein hübſches, ſchlankes Geſchöpfchen, herangetreten und, den Arm rundend, hat er nur Zeit gehabt, dieſe Worte auszuſprechen — da faßt ihn ſchon Axel mit einem empörten „Aber Wolfgang!" am Arm.

Das junge Mädchen, welches erſchrocken zurückgewichen war, verſchwindet in der Hausthür, welche die Begleiterin ſchleunigſt geöffnet, und Axel fährt fort:

„Biſt Du ganz von Sinnen, Tiefenthal? Eine Dame attaquiren — das iſt unerlaubt."

„Bitte, ſpar Dir die Rathſchläge. Etwas Pikanteres als Pedellenulk muß dazwiſchen ſein. Toujours la même chose iſt nicht mein Geſchmack." Er faßt Eſchmann's Arm und zieht ihn mit ſich fort.

„Nimm Dich in Acht," raunt dieſer, „oder willſt Du Dir abſolut eine ſchwarze Mütze kaufen. Mindeſtens ein doppelter Verweis iſt Dir für dieſes Mal ſicher, mein Lieber, und viele haſt Du nicht mehr zu vertragen!"

„Laß mich zufrieden, Carlos. Ich hab' mein' Sach' auf nichts geſtellt, juchhe! Mehr als lacheln können ſie mich doch nicht." Und als ſie jetzt an einigen, in ihren Schlitten ſchlafenden Fuhrleuten vorbeikommen, wendet er ſich wieder an die Anderen. „Was meint Ihr? Die Bahn iſt ſo ſchön; gönnen wir den Pedellen ihre Nachtruhe und fahren wir nach Annenhof, zu den Harfeniſtinnen. Sie ſind garnicht ohne, das kann ich Euch ſagen, ich war neulich ſchon

dort!“ Sein Anhang ſtimmt lebhaft zu, aber Max ſagt ſehr entſchieden, den Vetter mit kalten Blick meſſend:

„Danke, mein Thatendurſt iſt für heute geſtillt, und ſchlafen iſt auch eine gute Sache! Nicht wahr, Sandern, wir ziehen unſere Betten vor. Morgen müſſen wir ſo wie ſo früh heraus. Unſere Dujour im Fechtboden nimmt ihren Anfang und vorher muß noch allerlei in Ordnung gebracht und die Rappiere vom Waffenſchmied abgeholt werden.“

„Schlafmützen,“ höhnt Wolfgang, „oder iſt der wahre Grund nicht ein anderer? — Unſer verehrter Senior hat Euch wohl derartige frivole Amüſements unterſagt. Die Livonia ſoll fürderhin aus ihren Füchſen nur Tugendbolde erziehen,“ ſetzt er malitiös hinzu.

Maxen's für gewöhnlich ſo lachend fröhliches Knabengeſicht iſt ſehr ernſt geworden bei dieſen ſarkaſtiſchen Worten.

„Gebhard Rehburg hat uns in ſolchen Sachen nichts zu ge- oder zu verbieten,“ ſagt er abweiſend, „aber ſelbſt, wenn er es gethan hätte, mir wäre es eine Ehre und Freude, ihm zu folgen, denn was er will und bezweckt, iſt immer lobenswerth, kann einen ſicher nur zu etwas Beſſerem machen, als man iſt. Nur wenige wollen das nicht einſehen, und macht es Dir Vergnügen, zu dieſen Wenigen zu gehören, ſo ſei es Dir unbenommen. Das iſt bei uns ſo Sitte, chacun à son goût. Und damit gute Nacht und viel Vergnügen!“

* * *

„So lag man aus, ſo kreuzte man die Klingen,“ — citirt Marie aus ihrem lieben Hanne Nüte.

Sie hat ſich vor ihre Schweſter, die arbeitend am am Fenſter ſitzt, in Poſitur geſtellt und fuchtelt mit ihrem naſſen Regenſchirm vor dem Geſicht derſelben herum, daß die Tropfen nur ſo umherſpritzen.

Ein Südoſtwind hat dem erſten Schnee den Garaus gemacht, und es regnet wie im September.

„Und auf dem Markte ſtanden wir,“ beginnt Marie auf's Neue.

„Zur Hand ein Jeder ſein Rappier. Und Terz und Quart und Quartrevers, die flogen rechts und links hinüber,“ recitirt ſie weiter und läßt den Worten die entſprechenden Bewegungen folgen.

„Ja, ja, da ging es ſcharf, mein Lieber!“

„Aber Marie, Du Uebermuth, hör doch auf. Du verdirbſt mir ja meine ſchönſten Weihnachtsarbeiten,“ und ſchützend deckt Eliſabeth ein Tuch über den Nähtiſch.

„Mache mir doch kein X für ein U vor, das iſt gar kein eigentliches Weihnachtsgeſchenk, was Du da eben vorhaſt . . .“

Schelmiſch ſieht ſie auf die erröthende Schweſter.

„Uebrigens, was es auch ſei — Regenwaſſer macht keine Flecken, das haben wir neulich in der Phyſikſtunde gelernt, — und ſollten aller Wiſſenſchaft zum Trotz, die paar Tropfen nicht chemiſch rein geweſen ſein, ſo machſt Du, Ausbund von Fleiß, mit Begeiſterung und in aller Geſchwindigkeit noch 6 neue Farbenbänder für Deinen Ritter ohne Furcht und Tadel, der . . . nein, ich ſage nichts weiter, gar nichts mehr.“

Und auf's Neue, mit dem improviſirten Rappier auf Eliſabeth eindringend, lacht ſie ausgelaſſen:

„Sieh ſo, mein Sohn, ſo wurde es gemacht. Hier Horizontalquart, da 3 Rippen geſpalten und jetzt Puckelterz — au, das thut weh, nicht wahr?“ frohlockt ſie.

„Sag nur, Du tolles Ding, wo haſt Du alle dieſe Ausdrücke her?“

„Aus der Zeichenſchule, liebe Liſabeth, liebe Liſabeth — aus der Zeichenſchule,“ ſingt das loſe Mädchen nach der Melodie des bekannten Liedes: „Wenn der Topf aber nun ein Loch hat, lieber Heinrich!“

„Ihr ſcheint mir Eure Zeit dort ganz beſonders nützlich zu verwenden. Seid Ihr denn ohne Aufſicht?“

„Nein, heilige Eliſabeth, das ſind wir nicht.“ Und betheuernd drückt Marie den Regenſchirm an die Bruſt. „Aber es gibt doch Pauſen im Unterricht und da hat uns Ida Walldorf gezeigt, wie es auf dem Fechtboden hergeht. Nächſtens kommen wir eines Sonntags bei ihr zuſammen, takeln uns mit großen und kleinen Kiſſen und denn wird geübt. Und im Sommer muß Max mich ganz ordentlich das richtige Fechten lehren.“ —

„Und Terz und Quart“ —

„Nun fange nicht wieder an! Ich habe an der Rückenterz für's Erſte genug!“

„Sei ruhig, ich ſtelle mein Rappier ſchon weg. Ich muß Dir noch etwas erzählen. Manchmal iſt es furchtbar nett in der Schule. Als die Stunden heute aus waren, hat uns Ida Walldorf ein Privatiſſimum gehalten über die Organiſation der Corporationen. Wir haben uns dabei zum Kringel gelacht! Es iſt einfach himmliſch, wie gut ſie den alten Profeſſor X. nachmacht. Ich kann's übrigens auch — warte mal!“

Sie zieht ſich einen Stuhl heran, ergreift mit der Linken die Lehne, und die Finger der rechten Hand ſpreizend, beginnt ſie, die Stimme zum tiefen Baß zwingend:

„Alſo, hm, hm! Meine geehrten Zuhörer!

Unſer heutiger Vortrag betrifft eine der fünf an unſerer Hochſchule beſtehenden Studentenverbindungen, die unſerem Herzen, hm, hm!!“ — ein neckiſcher Blick fliegt zu Eliſabeth hinüber, dann zieht ſie die Augenbrauen wieder hoch und fährt mit ernſter Miene fort: „am nächſten ſtehende Livonia, welche in der faſt 60-jährigen Zeit ihres Beſtehens dem Heimathlande eine Reihe ſeiner tüchtigſten und verdienſtvollſten Söhne geliefert hat, ein Beweis, daß die ganze Inſtitution auf der geſundeſten Grundlage baſirt iſt, dank welcher ſie auch

künftighin in der Lage ſein wird, der Welt zum Nutzen, hervorragende und bedeutende Perſönlichkeiten aus ihrer Mitte hervorgehen zu laſſen, die jeden Poſten, auf den ſie ſpäter im Leben geſtellt ſein könnten, zum Ruhme unſerer Alma mater in ſeltener Treue und mit vollſtändigſtem Können, kurz in jedes Vertrauen rechtfertigender Weiſe auszufüllen befähigt ſein werden. Laſſen Sie uns alſo, hm, hm, jetzt einen Augenblick bei der inneren Organiſation derſelben verweilen. An der Spitze der Corporation, welche aus einer beliebigen Anzahl Glieder beſtehen darf, ſtehen drei Chargirte, von denen der erſte auch Senior genannt wird. Um dieſen führenden Kern gruppiren ſich in engerem Kreiſe die an Mütze und Farbenband kenntlichen Farbenträger — in weiterem die ſogenannten Fechtbodiſten, im Augenblick etwa 60 an der Zahl, wenn man die im Carcer ſitzenden hinzurechnet. —

Max ſitzt nämlich im Carcer, weißt Du das ſchon?“ entfährt es Marie in ihrer gewöhnlichen Sprechweiſe.

„Nein! Und warum das?“

„Irgend ein Pedellen-Ulk. Wolfgang iſt auch dabei abgefaßt worden und Donnerer und . . . zu dumm! Axel.“

„Gebhard auch?“

„Du liebe Einfalt! Das glaubſt Du ja ſelbſt nicht. Dieſer Muſterſenior! Der wird doch nicht im 5. Semeſter ſolche Fuchsſtreiche mitmachen.“

„Wer hat es Dir denn erzählt?“

„Ida Walldorff natürlich, die hat es von ihrem Onkel, dem Prorector, erfahren. Arme Jungens! Schön ſoll es da oben nicht ſein — unter dem Dache der alten Univerſität. Im Sommer zu heiß und im Winter zu kalt. „Bringt Euch nicht hinein,“ würde Profeſſor X. ſalbungsvoll ſagen, zu dem wir jetzt zurückkehren. Mein Vortrag iſt nämlich noch nicht zu Ende. Alſo weiter im Text!

Im erſten Semeſter heißen die Neueingetretenen

Fechtbodiſten Füchſe. Sie werden von dem Oldermann in Zucht und Ordnung gehalten. Außerdem giebt es unzählige, ſehr nützliche Aemter, als da ſind — Ehrenrichter, Burſchenrichter, Fechtbodendirector, — Max brennt darauf, es zu werden! — Magister cantandi, Bibliothekar, Muſſenvorſteher-Subſtitut, in denen ſich die künftigen Staatsbürger in Selbſtverwaltung üben, communale Bedürfniſſe erkennen lernen, vor Allem das Wichtigſte: Unterordnung unter einen Gemeinwillen. Ja, dieſe Selbſtverwaltung iſt ein wahrer Segen," Maries Stimme wird pathetiſch, „und dies Bewußtſein der Verantwortlichkeit gegen die Geſellſchaft hat in dem ſogenannten Comment ſeinen vollen Ausdruck gefunden, deſſen vernünftige Paragraphen allein im Stande ſind, ein gefittetes Zuſammenleben ſo vieler junger Leute aus den verſchiedenſten Geſellſchaftsſchichten zu gewährleiſten. In denſelben ſind vor Allem die Begriffe der Honorigkeit und der Wohlanſtändigkeit auf's Schild erhoben — auch die ſogenannten Wilden müſſen den Comment garantiren, wodurch der Rohheit und Zügelloſigkeit ein ſchwerer Riegel vorgeſchoben wird.

Auch verſchiedene Strafen für unangemeſſenes Betragen ſind darin vorgeſehen, Verweiſe, Verluſt der Farben, und als Damoklesſchwert für ſolche Elemente, welche ſich keiner bindenden Vorſchrift, keiner hemmenden Schranke fügen wollen, hängt als ſchwerſte Strafe über den jungen Köpfen — der Verruf!!"

Marie's Stimme bemüht ſich zu einem grabestiefen Ton: „Aber, zu ihrer Ehre ſei's geſagt, nur äußerſt ſelten ſehen ſich die Burſchengerichte gezwungen, dieſen Paragraphen anzuwenden. Es herrſcht eben ein durch und durch guter Geiſt in der Mitte unſerer Studentenſchaft, der nicht genug gerühmt werden kann."

Schon eine geraume Weile hat Eliſabeth ihre fleißigen Hände in den Schooß ſinken laſſen und ſieht erſtaunt und amüſirt auf ihre kleine Schweſter.

„Sag' um Himmelswillen, Marie, wo haſt Du das Alles her? Nicht volle zwei Monate biſt Du hier und weißt von all' dieſen Studentenverhältniſſen mehr als ich, welche den dritten Winter in Dorpat verbringt."

„Dafür biſt Du eben die heilige Eliſabeth, denn ſonſt iſt's doch nicht ſo ſchwer zu behalten: Comment und Commerſe und Groß-Sauffeſte, Brand-Fuchs und junges Haus, Negus und Kaptſchello u. ſ. w. u. ſ. w. Und in der Schule ſpricht man doch nur von Studenten. Eine Jede weiß was zu erzählen, und für etwas muß ſich der Menſch doch intereſſiren, hier, wo man keine Hunde, keine Pferde und keine Hühner hat." Dann macht ſie ihr pfiffigſtes Geſicht:

„Sei nicht ſcheinheilig, Landgräfin Eliſabeth, Dich intereſſirt im Grunde auch nur ein grüner Deckel . . ." Liſtig zwinkert ſie mit den Schelmenaugen, beugt ſich zur Schweſter herab und flüſtert ihr leiſe in's Ohr:

„Das heißt ein Livonendeckel auf einem blonden Götterhaupt. Habe ich nicht richtig gerathen? Iſt es nicht ſo?"

„Da giebt es garnichts zu errathen — ich mache ja kein Geheimniß daraus," verſucht Eliſabeth ruhig zu ſagen, aber dunkle Röthe ſteigt langſam vom weißen Halſe hinauf bis in die klare Stirn.

„Gewiß intereſſire ich mich für Gebhard Rehburg, mit dem wir ſchon ſeit Tricaten, wo wir zuſammen confirmirt wurden, gute Freunde ſind. Das weißt Du längſt ganz genau, alſo ſprich, bitte, keinen Unſinn!"

„Ida Walldorf ſagt aber, es gäbe keine Freundſchaft zwiſchen einem jungen Mädchen und einem jungen Mann — das ſei immer nur verſteckte Liebe."

„Ihr führt merkwürdige Geſpräche, wie es ſcheint. Ich hätte wirklich gedacht, daß Ida vernünftiger ſei und Euch Backfiſchen nicht ſolche Ideen in den Kopf ſetzen würde. Gewiß kann es freundſchaftliche Beziehungen geben zwiſchen gleichalterigen Nachbarskindern, wie Geb-

hard und ich es ſind, ſie befördern nur gegenſeitig die Entwickelung, und was die Liebe immer gleich damit zu thun haben ſoll . . .“

„Was iſt die Liebe, ſag?“ trällert Marie auf einer eigen erfundenen Melodie.

„Zwei Seelen und ein Gedanke,
Zwei Herzen und ein Schlag.“

„Mir ſcheint, das ſtimmt hier auffallend,“ lacht ſie neckiſch und ihrer Liſabeth raſch einen Kuß gebend, hüpft ſie ſingend aus dem Zimmer.

Und Eliſabeth greift nach ihrer Arbeit, aber ſie iſt mit ihren Gedanken nicht dabei.

„Verſteckte Liebe?“

Langſam ſinken ihr die Hände in den Schooß, und ſinnend blickt ſie hinaus in den trüben Winternachmittag.

„Nur verſteckte Liebe?“ Wie ein Echo klingt es in ihr nach: — „Nur verſteckte Liebe, verſteckte Liebe . . .!!“

* * *

„Steh nur auf, ſteh nur auf, du luſt'ger Schweizerbua,“ ſingt Max, an Gebhards Bett tretend, und zieht ihm die Decke vom Kopf.

„Senior, der Dujourfuchs meldet ſich unterthänigſt und harrt der Befehle, welche Ew. Gnaden geruhen werden, ihm zu geben.“

„Was?! ſchon ſo ſpät — Theren. Ich hatte mich geſtern Abend ſo in die Theorie des Privatrechts vertieft, daß ich erſt gegen 3 Uhr mein Licht löſchte. Bitte, nimm Platz, rauche eine Papyros oder muſicire etwas, während ich mich anziehe. Und dann trinkſt Du eine Taſſe Kaffee mit mir, willſt Du?“

„Etwas Eß- und Trinkbares verſchmähe ich nie. Den Zuſtand des Sattſeins habe ich in Dorpat nur in ſeltenen Fällen kennen gelernt. Neulich, ja! — da habe ich bei Profeſſors die Suppenterrine faſt allein aus-

geleert, und vom Braten blieb auch nur der Knochen für Brosi übrig, — aber im Carcer, hu!“ Max macht eine komiſche Grimaſſe.

„Du machſt eine ſo tragiſche Miene, wie war's denn da?“ fragt Gebhard, „bei Waſſer und Brod habt Ihr doch nicht gelebt? Dafür werden ja wohl die guten Freunde geſorgt haben.“

Max Theren lacht ſchon wieder über das ganze runde Geſicht.

„Ja, die Kameraden haben ihr Möglichſtes gethan, um uns gut zu füttern. Sie haben die Aermel ihrer Winterpaletots unten zugenäht und dann bis oben zu mit eßbaren Dingen vollgeſtopft, aber mit den Getränken haperte es. Paßte hölliſch auf, der Herr Cerberus da oben. Wenn man nicht Waſſer trinken wollte, wie ſo ein armes Huhn, konnte man vor Durſt umkommen. Und dann die Kälte! brr! Die Zähne habe ich mir faſt abgeklappert.

Der Dichter hat Recht „Und der Menſch verſuche die Götter nicht und begehre nimmer und nimmer zu ſchauen, was ſie gnädig bedecken mit Nacht und mit Grauen. Jedenfalls habe ich für's Erſte genug davon und mache nächſtens lieber nur einen Streich pro Nacht.“

Gebhard hat unterdeſſen ſeine Toilette beendigt. Der Kaffee iſt gebracht worden, und Max läßt ſich den heißen Trank munden.

Und während ſie über dieſes und jenes plaudern, ruhen Gebhards Blicke forſchend auf dem ſympathiſchen Geſicht ſeines Gegenübers.

Herrn von Theren's Bitte iſt ihm eingefallen. Soll er die Gelegenheit benutzen, da ſie allein und ungeſtört, was ſelten der Fall, um, dem Auftrage des Vaters gemäß, einige mahnende Worte zu ſprechen. Nein, hier iſt es nicht nöthig. — Herr von Theren kann ruhig ſein, ſchlechtes Beiſpiel wird keine Macht gewinnen über ſein Sohn, weil alles Gemeine ihm zuwider iſt. Unauf-

fällig, ohne daß derſelbe die Beobachtung empfinden konnte, hat Gebhard doch ſtets ein wachſames Auge gehabt auf den jungen Kameraden. Und er hat raſch die Ueberzeugung gewonnen, daß, trotz aller Leichtlebigkeit und ſtets urfideler Stimmung, in Max ein feſter Kern ſteckt, ein verläßlicher Charakter, welcher den vielfach ihn umlauernden Gefahren und Verſuchungen nicht erliegen, nie auf Abwege gerathen wird, die tiefer führen, immer tiefer.

Aber er kann ſich ja Beſtätigung ſeiner Annahme ſchaffen, und ſo ſtellt er nach einer Weile ziemlich unvermittelt die Frage:

„Biſt Du eigentlich gern mit Tiefenthal zuſammen?“

„Nein!“ Ton und Miene ſagen mehr als das kurze Wort, und aus eigenem Antriebe ſetzt Max noch hinzu:

„Etwas zu wüſter Geſelle, mein lieber Vetter, und ſeine Cumpane nicht minder. Ich halte mich lieber an eine Geſellſchaft, wo ein anderer Geiſt herrſcht, Humor ohne Frivolität, Spottluſt ohne Cynismus, Genußſucht, aber keine Verderbtheit.

Dieſes Genre finde ich, Gottlob, zahlreich in der Livonia vertreten, z. B. in Axel, Feldten's, Sandern ...“

„Netter Junge, der Sandern! Gefällt mir mehr und mehr.“

Max erröthet vor Genugthuung über das Lob ſeines Freundes aus ſo competentem Munde.

„Sag mal, Senior! eine Frage. Glaubſt Du ...“ Um ſeine Verlegenheit zu maskiren, macht ſich Max an Oros langen, ſeidigen Ohren zu ſchaffen, und der Hund dehnt ſich wohlig unter der krauenden Hand. „Glaubſt Du, daß er Ausſicht hat, die Farben zu bekommen?“

Mit einem feinen Lächeln erwidert der Gefragte: „Ich werde Dir mit einem Räthſel antworten.

„Mein Erſtes iſt nicht wenig,
Mein Zweites iſt nicht ſchwer,
Mein Ganzes läßt Dich hoffen,
Doch hoffe nicht zu ſehr.“

Max drückt den Zeigefinger an die Naſenſpitze.

„Räthſelrathen iſt meine ſchwache Seite, aber, halt, — nicht wenig? — viel? Ja?“ Gebhard nickt.

„Und — nicht ſchwer! — wohl leicht?! Das muß ſtimmen, dann macht es „viel-leicht!“ Vielleicht?

Ja — Moritz meinte auch neulich: „Ganz zu verzweifeln brauchten — brauche man nicht, denn ſie tractiren uns wohl mit ſcheußlichen „Wanzen“, aber auch mit wohlwollenden Blicken, und das ſei alles mehr oder weniger eine Abſchlagszahlung auf den grünen Deckel und das roth-grün-weiße Band. — Sag, Gebhard, ſchnappt man nicht über vor Freude, wenn man ſie bekommt?“

Und der Gefragte lächelt: „Ja, man iſt nah dran!“

Nachdem ſie noch einige Corporationsangelegenheiten erledigt und Max ſich aufmachen will, um die empfangenen Aufträge auszuführen, hält ihn Gebhard mit der Frage zurück:

„Willſt Du im Fuchstheater mitwirken?“

„O gewiß! Sehr gern.“ Max wird ganz roth vor Vergnügen.

„Was ſoll aufgeführt werden?“

„Das iſt noch nicht feſtgeſetzt. Ich habe einige Stücke durchgeleſen und möchte ſie zu engerer Wahl ſtellen. Komm alſo heute oder morgen Abend, Axel und Paul habe ich ſchon benachrichtigt, und wer ſonſt noch Luſt hat, kannſt Du auskundſchaften, — vielleicht Ecken? — Sandern? — dann halten wir Leſeprobe ab.“

„Famos! Sehr gut! Aber hör mal, Gebhard, können wir nicht ein eigenes Machwerk ſtellen, mit recht viel muſikaliſchen Einlagen, etwas Operettenmäßiges, was meinſt Du?“

„Gar keine ſchlechte Idee — vollen wir beurgrunzen.“

* * *

Die Proben zum Fuchstheater werden eifrig betrieben, und unter den Aufwärterinnen herrſcht neugierige Erwartung, ſind ſie doch die einzigen weiblichen Weſen, denen es geſtattet wird, von der Gallerie des Turnſaales herab mit anzuſehen, wie ihre reſpectiven Herren „Tuding“ und „Jungherren“ ſich auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, aus- und benehmen. Gebhard hat wieder einmal ſeinem Amt als Theaterdirector mit Glanz vorgeſtanden und, von Axel, Ecken, Max und einigen Andern unterſtützt, eine höchſt gelungene Vorſtellung zu Stande gebracht, worin die ſelbſtgeſchriebene Burleske „Aus dem Fuchsleben“ in der Darſtellung von Axel, Sandern und Max den Vogel abſchießt. Beſonders Letzterer, der ſich mit ſeiner hübſchen Stimme und ausgeſprochenen ſchauſpieleriſchen Begabung als ein Coupletſänger erſten Ranges entpuppt, — entfaltet toſenden Beifall.

Und als er ſich gar zum Schluß mit einem Machwerk aus dem eigenen „Hirnkäſtchen“ producirt, da erntet er laute Anerkennung; ſeine Couplets, zu denen Gebhard eine melodiöſe Begleitung componirt hat, werden immer wieder da capo verlangt und jubelnd nachgeſungen:

„Wenn wir mal in Dorpat ſind,
Alle Sorgen in den Wind, —
Alle Sorgen in den E—M—bach
Niemals O und W und Ach.
Dafür Freuden feſtgekriegt,
Jeden Schatten ſchnell beſiegt,
Immer luſtig und immer froh,
Iſt der Dörptſche Studio.

Iſt der Beutel wieder leer,
Macht ihm dies das Herz nicht ſchwer,
Raſch ein Pump in Rieſen-Taſchen,
Und es reicht für ein paar Flaſchen —
Iſt's nicht Sect, ſo iſt es Bier,
Alles trinkt man gerne hier.
Immer froh und fix und froh
Bleibt der Bruder Studio.

Stets die Welt voll Geigen hängt
Dem, der keine Grillen fängt,
Vater ſchrieb noch keinen Brief,
Der ihn zu dem Studium rief.
Ob er kommt, wer weiß's genau,
Seht! der Himmel iſt ſo blau.
Lacht uns an! Ich mach's auch ſo
Als ein rechter Studio.

Kommt die Zeit denn doch heran,
Wo man nicht mehr ſchwänzen kann
Alle die Collegias.
Vorwärts, Sohn Livonia's!
Iſt das Examen Nr. eins
Oder macht man ſchließlich keins —
Man war luſtig, man war froh,
War ein ganzer Studio."

So ſingt er ſich mit ſeinem frohen Burſchenthum noch tiefer hinein in die Herzen und in die Gunſt ſeiner älteren Kameraden und ſeine Wahl zum Farbenträger iſt geſichert.

Aber bis zuletzt darf er nichts Beſtimmtes wiſſen. Unerwartet, Hoffen und Harren von Monaten krönend, muß er kommen, der Augenblick, wo eine Freundeshand ihm den ſo heiß erſehnten grünen Deckel auf die blonden Haare drückt, vor aller Augen zum erſten Male in roth, grün und weiß das Sinnbild des einigenden Bandes ſich um ſeine Bruſt legt, in welchem das Herz ſo überglücklich klopft.

Ein fröhlicher Comment beſchließt den Abend, das erſte Loch ziert den geliebten Deckel und kaum einer von ihnen weiß nachher, welch gütiges Schickſal ihn den heimiſchen Penaten überliefert hat.

Am nächſten Tage geht's zu allererſt in die Sternſtraße. 4 Stufen auf einmal nehmend, ſtürmt er die Treppen zu Profeſſors hinauf. Die Glocke zieht er ſo energiſch, daß ſie ihm faſt in der Hand bleibt, und dann umfaßt er Marie, die ſelbſt öffnet, und wirbelt ſie im Vorzimmer herum, bis ihr der Athem vergeht und ſie kaum rufen kann:

„So kommt doch, Tante, Eliſabeth, er hat eine grüne Mütze, er hat eine grüne Mütze!“

Die Andern eilen herbei, umſtehen ihn gratulirend, aber Marie's Antlitz ſtrahlt am hellſten.

Von jeher haben ſie und Max ſich beſonders nah geſtanden, iſt ſie ihm Kamerad und Vertraute geweſen. Voller Mitfreude blickt ſie auf ihren Lieblingsbruder und Thränen funkeln in ihren zärtlichen Augen, ſo tief fühlt ſie mit ihm.

„Haſt Du ſchon nach Hauſe geſchrieben?“ fragt Eliſabeth.

„Nein, das könnt Ihr thun. Ich habe nur eine Depeſche geſchickt — mit meinen letzten Kopeken, hurrah!“ Und er wirft ſeinen Deckel in die Luft, ſtülpt ihn Marie und dann wieder ſich ſelbſt auf, kurz, weiß ſich nicht zu laſſen vor Glückſeligkeit. Und Marie hängt ſich an ſeinen Arm und bittet wißbegierig:

„Erzähle doch haarklein, wie alles war, geſtern Abend, wie es bei der Aufnahme hergegangen — aber ganz, ganz genau und ausführlich!“

„Später, Schweſterchen, ſpäter. Vielleicht heute Abend oder morgen. Jetzt habe ich keine Zeit, ich muß gleich wieder fort. Die Kameraden warten auf mich. Ein pikfeines Frühſtück mit Champagner hat uns Rieſen angeſetzt — Sandern, Ecken und Donnerer haben eben-

falls die Farben bekommen und ſind darüber nicht weniger närriſch als ich. Adieu, adieu, ich komme bald wieder, Mariechen.“

„So ſage uns doch wenigſtens noch das eine — wer hat Dich aufgenommen?“

„Natürlich Gebhard!“ ruft er, ſchon auf halber Treppe ſtehend, zurück — dann kracht die Hausthür hinter ihm zu.

„Natürlich Gebhard!“ wiederholt Eliſabeth leiſe, und ein frohes Lächeln umſpielt ihre Lippen.

„Nun will ich gleich ein Farbenband für Max häkeln,“ ſagt Marie und ſucht ſich aus Eliſabeth's Arbeitskäſtchen noch am ſelben Tage die paſſenden Seiden aus.

Und dann iſt ſie, die es ſonſt nicht eine Viertelſtunde bei einer Handarbeit aushielt, eine Zeitlang wirklich ein Muſter von Fleiß, und zu Maxen's Geburtstag, Anfang December, prangt das Werk ihrer Hände, das roth-grün-weiße Band, kunſtvoll um den gelben Kringel geſchlungen, inmitten der aus Therenhof gekommenen Geſchenke, unter denen ein Couvert mit einigen Imperialen und der Aufſchrift von des Vaters Hand: „Um ſich einen Lieblingswunſch zu erfüllen, oder ſich mit den liebſten Kameraden einen frohen Tag zu machen,“ Max den Ausruf entlockt: „Dann gehen wir zu Schüler, das iſt mal was Feines!“

Als es aber gilt, die Abſicht auszuführen, die auserwählten Genoſſen des Gelages einzuladen und die paſſenden Weine zu beſtimmen, da hat Max in ſeinem Innern doch einen kleinen Kampf zu beſtehen. „Um ſich einen Wunſch zu erfüllen“ — hat der Papa auf den Zettel geſchrieben, und ſchon längſt geht ſein Sehnen nach einer Flinte neueſten Syſtems, und gerade ſeit einigen Tagen waren ein paar Prachtgewehre beim Büchſenſchmied ausgeſtellt, — ſollte er nicht doch das Dejeuner auf das nächſte Semeſter verſchieben?!

Aber dann ſiegt das kameradſchaftliche Gefühl und der Lohn bleibt nicht aus. Eine ausgelaſſen fröhliche Tafelrunde von Auserwählten, verbringen ſie in dem kleinen Saal der Reſſource ein paar luſtig angeregte Stunden, welche Max ſpäter zu den unvergeßlichſten ſeines Dorpater Aufenthalts zählt. Acht Tage ſpäter ſind ſie unterwegs, ein munterer Podrett ins Therenhoffſche Kirchſpiel, Gebherd, Molten, Max, auch Sandern, dem ſein Vater erlaubt hat, bis zur eigentlichen Feſtzeit livländiſches Winterlandleben kennen zu lernen, Rieſen und Axel, welche einer Einladung nach Seſſen zu Troſtbergs folgen.

Was thut es, daß die Wege bis zur Unfahrbarkeit verſtühmt ſind, ſo daß man immer wieder mit den Schlitten um- und umfällt und, wie Molten behauptet ſeine Knochen numeriren muß, um ſie in den unzähligen Gruben nachher wieder ſammeln zu können. Was kümmert es dieſe warmblütige Jugend, daß man ſich bei dem ſchneidenden Nordoſt faſt Naſen und Ohren abfriert, — das Vaterhaus winkt, der im Kerzengeflimmer erſtrahlende Baum und der tiefe Stimmungsreiz des Tages, welcher der Erde Friede bringen ſoll und den Menſchen ein Wohlgefallen.

* * *

Bei dem jungen Ehepaar Troſtberg in Seſſen hat ſich zur Weihnachtszeit eine größere Geſellſchaft zuſammengefunden, gemüthliche alte, heitere junge Elemente.

Die Abſicht der Neuvermählten, ihre Hochzeitsreiſe, wie die Ilgenſchen, recht weit in den Süden auszudehnen, vielleicht ſogar bis zum Frühling in Italien zu bleiben, konnte aus verſchiedenen Gründen nicht ausgeführt werden.

Berlin—London, (Troſtberg, der als Knabe ein halbes Jahr in England verbracht, iſt ſehr für das Engliſche — Pferde — Kleidung — Comfort!) —

Paris—Nizza—Mailand und Venedig — dann hatten ſie genug vom Hotelleben und waren über Wien ſchon zum Octobertermin in's Land zurückgekehrt. Die Herbſtmonate hatten ſie dazu benutzt, um es ſich, mit Hülfe der vielen mitgebrachten Kunſt- und Ausſchmückungsgegenſtände, wie ſie die moderne Induſtrie verwöhntem Geſchmack und kaufkräftigen Börſen bietet, in ihrem ſchönen, behaglichen Heim noch behaglicher zu machen.

Das Seſſenſche Herrenhaus iſt ein ſtattlicher Bau. Groß und geräumig, enthält es eine Menge vollſtändig eingerichteter Gaſtzimmer, und beſondere Vorbereitungen ſind nicht nöthig, um alle die erwarteten Gäſte aufzunehmen und bequem zu placiren. Es bedarf nur einiger Griffe in den großen Wäſcheſchrank, der oben auf dem Treppenflur ſteht, eines kurzen Aufenthalts im feuerfeſten Gewölbe, um dem Diener ein paar Dutzend Meſſer und Gabeln aus dem Familienſilber einzuzählen. Der Weinkeller iſt ebenfalls ſtets aufs Beſte aſſortirt, und das Uebrige beſorgt der Petersburger Koch und die treffliche alte Wirthin, die ſchon ſeit 15 Jahren im Hauſe waltet und alles am Schnürchen regiert.

Und noch freut ſich die junge Hausfrau der angenehmen Freiheit, welche es ihr ermöglicht und erlaubt ſich vollſtändig ihren lieben Gäſten zu widmen.

Mitte November ſind die Derbitenſchen eingetroffen, — welche Herzensfreude für Erica, die geliebten Eltern bei ſich aufzunehmen! Kurze Zeit darauf ſind ihnen Tante Rikchen mit den Couſinen Martha und Thilde gefolgt. Sobald ſie ſich in Dorpat Ferien gemacht, treffen Rieſen und Axel ein, während die aus Sicilien zurückkehrenden Ilgenſchen, ſowie Troſtbergs Vater und Geſchwiſter erſt zum Feſt erwartet werden.

Und alle ſchon Verſammelten haben eifrig mitgeholfen an den Vorbereitungen zur großen Beſcherung, mit welcher die junge Herrin die erſten Weihnachten nach ihrem Einzug in die neue Heimath verherrlichen

will, und zu der, außer der Schaar der Knechtskinder, auch die Schulkinder des Gebiets herangezogen werden ſollen.

Da giebt es unzählige Shawls, Pulswärmer und Mützen zu häckeln und zu ſtricken. Jacken, Schürzen, Weſten werden dutzendweiſe angefertigt, Puppen angezogen, Bilderbücher geklebt, und unter Scherz und Lachen betheiligen ſich auch die jungen Herren ſtundenlang an dieſen Arbeiten. Sie wickeln die Wolle auf, ziehen Trakelfäden aus, drehen das Rad der Nähmaſchine, kurz, machen ſich nach Möglichkeit nützlich.

Als dann das ſchöne Feſt näher und näher rückt, ſind es die Weihnachtsbäume, welche des bunten flimmernden Schmuckes bedürfen. Körbe voll Wallnüſſe und Tannenzapfen werden vergoldet, Aepfel, Pfefferkuchen, Naſchwerk mit Schleifen zum Aufhängen verſehen, Hunderte von Lichten angebrannt. Um den langen Tiſch im Speiſezimmer gruppirt man ſich nach dem Diner, und alle Hände regen ſich mit Luſt und Eifer. So naht der heilige Abend heran! Der hohe Tannenbaum, den Troſtberg ſelbſt mit den jungen Herren aus dem Walde geholt, erfüllt das Haus mit ſeinem Duft, und als er, prächtig geſchmückt, im Kerzenglanz erſtrahlt, da webt er ſeinen unnennbaren Zauber um aller Herzen.

Am dritten Feiertage erhält die Geſellſchaft noch Zuwachs. Aus Krakenorm Gebhard und ſeine Mutter, — Nora iſt erkältet, und ſie und Herr von Rehburg ſollen erſt zu Sylveſter folgen, — und aus Therenhof gleich „6 Mann hoch“, wie Max ſich ausdrückt, obgleich 3 Damen darunter ſind. Zu ihrer „ſchrecklichen“ Freude iſt Marie mitgenommen worden, und ihre Glückſeligkeit kennt keine Grenzen.

Mit dem ganzen Ueberſchwang ihres Alters ſchwärmt ſie für Erica, und auch dieſe, welche als Eliſabeth's beſte Freundin oft Wochen und Wochen in Therenhof geweilt, hat eine beſondere Vorliebe für die kleine, präch-

tige Marie. Ihren dringenden Bitten hat Herr von Theren nicht widerſtehen können — Marie hat Mutter und Schweſter begleiten dürfen und beluſtigt Alle mit ihrer ſprudelnden Laune, ihrem Uebermuth und ſchlagfertigen Witz.

Beſonders mit Axel iſt ſie alsbald in einen munteren Neckkrieg verwickelt, und des Kicherns und Lachens iſt kein Ende. Sie haben gleich am erſten Abend ein „Du und Du“ Vielliebchen gegeſſen. „Worauf, wird aber nicht verrathen,“ fleht Marie, als Thilde eine diesbezügliche Frage an Axel richtet. „Bitte, Herr von Rehburg, ſag es ihr nicht!“

„Ich werde verſchwiegen ſein wie das Grab. Aber kannſt Du ein Geheimniß eine Viertelſtunde bewahren, Allergnädigſte von Theren?“

Im Gegenſatz zum „Du“ weiß Axel die ſonderbarſten Redewendungen und Namenszuſammenſtellungen zu finden und ſie lacht ihr fröhlichſtes Lachen darüber. Seine Verve iſt darin unerſchöpflich, doch bisweilen treibt er es zu arg mit ſeinen Neckereien, und, in ihrer Backfiſchwürde tief gekränkt, zieht ſie ſich in irgend einen Schmollwinkel zurück. Ihm oſtentativ den Rücken kehrend, verſenkt ſie ſich ſcheinbar in das Beſehen von illuſtrirten Zeitungen und Albums, oder ſie verſchanzt ſich hinter der Gruppe alter Damen, welche, mit Handarbeiten beſchäftigt, um den runden Tiſch im Salon verſammelt ſind.

Ihr goldenes, anſteckendes Lachen verſtummt, — bald iſt Allen, als fehle ihnen etwas, und als Erſter iſt es immer Axel, der im Scherz nach ihr ſucht, laut irgend eine Bemerkung macht, wie: „Hat Jemand mein Fräulein Vielliebchen geſehen? Unfaßlich, wo es ſich verborgen hat? Dem ehrlichen Finder ſteht hoher Lohn in Ausſicht.“ Oder: „Bitte, habt Ihr nicht das große Kriegsbeil geſehen, welches das durchlauchtigſte Fräulein Marie, genannt die Kratzbürſte, hier eben geſchwungen

hat. Es ist eine gefährliche, scharfgeschliffene Waffe, die ich vergraben möchte, wo der Boden am Unverfrorensten ist."

Geschäftig eilt er dabei hin und her, guckt hinter die Vorhänge und Portièren, unter die Tische und thut dann scheinbar ganz unschuldig und überrascht: „Wie eine Stecknadel suchte ich Dich, verlorenes Vielliebchen"...

„Noch nicht!" entfährt es ihr schnippisch, „Triumph vor der Zeit ist unangemessen!"

„Und endlich habe ich Dich gefunden, hohe Herrin. Deine Huld verscherzt zu haben, das ertrage ich nicht länger. Siehe, hier kniet Dein ergebenster Sklave zerknirscht und reumüthig zu Deinen Füßen," sagt er pathetisch, die Hand auf's Herz drückend.

Und dabei macht er mit seinen hübschen, dunklen Augen solch ausdrucksvoll bittendes Gesicht, daß sie nicht widerstehen kann.

Ein Weilchen kämpft sie zwar noch mit ihrem Groll, dann plötzlich — wie die Sonne durch Nebel bricht — blitzt der Schalk wieder aus den braunen Augen, mit Grandezza streckt sie ihm die Hand entgegen, und das ganze, rosige Gesichtchen strahlt, wenn er ehrerbietig einen Kuß darauf drückt, oder ihr feierlich den Arm reicht, um sie zu der Jugend zu führen und in neuerwachender Neckluft sagt:

„An dem Theebrett mit dem Naschwerk können wir doch nicht vorbei, ich glaube, Du hast, Edle von Terresmuische, volle 5 Minuten kein Kiewsches Confect gegessen, oder ziehst Du Chocolade vor, vielleicht wird ein Viertelpfund genug sein?" So beginnt das Spiel auf's Neue, und ist auch für die Anderen eine nie versiegende Quelle der Heiterkeit und des Amusements.

Ueberhaupt, wie angenehm vergehen die Tage.

Trostberg und Erica, unterstützt von den beiderseitigen Geschwistern, machen in allerliebster Weise die honneurs ihres Hauses, wetteifern miteinander, ihren

Gäſten den Aufenthalt luſtig, gemüthlich und angenehm zu geſtalten, verſtehen es, immer wieder zu allerlei Unternehmungen, bald drinnen bald draußen, anzuregen, neue Vergnügungen zu erſinnen.

Auf dem Teiche ſind Wege für die Schlittſchuhläufer ausgeſchaufelt — Schneeſchuhe ſtehen zur Verfügung, Schlittenfahrten, Jagden werden arrangirt, auch Schneeballſchlachten verſchmäht man nicht. Iſt jedoch das Wetter für ſolchen Zeitvertreib im Freien nicht günſtig, ſo wird muſicirt, getanzt, geplaudert und Karten geſpielt.

In der Bibliothek brennt helles Kaminfeuer und weiche Lehnſtühle laden zur Lectüre ein; überall liegen Zeitungen, Zeitſchriften, Albums, Journale herum, und Jeder findet etwas für ſeinen Geſchmack.

Faſt jeden Abend erſtrahlt der Baum in neuem Kerzenſchimmer, und bei einer, von ſachverſtändiger Hand gebrauten, die Stimmung erhöhenden Bowle wird unter demſelben geſcherzt, gelacht, eifrig die Cour geſchnitten, und die alten Herrſchaften freuen ſich an der unverwüſtlich guten Laune und dem Entrain, der im Kreiſe der Jugend herrſcht. Wie ſtets, wo er weilt, iſt Gebhard der Mittelpunkt desſelben, der anfeuernde Leiter, deſſen Führung die anderen ſich in Allem gern und willig unterordnen.

Wie immer iſt er der Luſtigſten, Animirteſten einer, aber unter dieſer Maske unbekümmerten Jugendfrohſinns gährt und ſtürmt es in ihm ſchon ſeit dem erſten Tage ſeines Hierſeins.

Die Eferſucht iſt wieder erwacht aus ihrem leiſen Schlummer und ihre gierigen Krallen greifen nach ſeiner Seele.

Zwar Alexander Troſtberg's in Derbiten ſo offen zur Schau getragene Bewunderung hat er nicht mehr zu befürchten.

Der junge Offizier hat ſich in der Zwiſchenzeit

mit einer Petersburgerin verlobt und das Bild ſeiner Braut, in dem kleidſamen Koſtüm eines Hoffräuleins Ihrer Majeſtät, geht von Hand zu Hand — aber in ruhiger Weiſe, doch beſtimmt, wirbt Bernhard Troſtberg, der älteſte Bruder des Hausherrn, um Martha's Gunſt. Wohl behandelt das ſchöne, an Huldigungen gewöhnte, Mädchen den Bewerber mit der gleichmäßig freundlichen Art und Weiſe, welche ihren Verkehr mit den vielen Vettern kennzeichnet und die Gebhard immer beruhigt hat — doch alle die Gedanken, die ihn ſchon ſo oft gequält, ſie haben wieder Geſtalt gewonnen, dringen mit erneuter Gewalt auf ihn ein und wachſen aus zu der peinigenden Frage: „Iſt dies der gefürchtete Nebenbuhler, der Andere, um deſſentwillen er zu ſpät kommen wird?!“ Die Viſion der Derbitenſchen Kirche ſteht wieder vor ihm und raubt ihm den Schlaf ſeiner Nächte, lähmt ſekundenlang ſeinen Herzſchlag, daß ihm iſt, als ob er erſticke. Er geht herum wie im Fieber und immer verfolgt ihn die eine marternde Frage: „Wann wird Troſtberg ſich erklären und wie wird Martha ihm antworten?“

Bisweilen iſt ihm, als könne er die Qual des Zweifels nicht mehr ertragen, als ſauge ſie ihm das Herz aus der Bruſt, und ihn überkommt das wilde Verlangen, ſo oft und bis jetzt ſiegreich bezwungen, ſelbſt vor ſie hinzutreten mit der entſcheidenden Frage, ihr einmal zu offenbaren die Gluth ſeines Gefühls, ſich Gewißheit zu ſchaffen, beſeligende oder vernichtende, aber doch Gewißheit.

Ein Lied, das Thilde mit ihrem klangvollen Alt eines Abends ſingt, packt ihn tief.

„Ich hab' dich geliebt, Du wußteſt es nicht,
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
Ich harrte beſſerer Stunden.
Die beſſeren Stunden, ſie kamen nicht,

Ein Andrer kam, er zögerte nicht,
O hätteſt Dein Glück Du gefunden."

Nein, zu ſolcher Entſagung, Verzichtleiſtnug auf Erfüllung eigener Liebeshoffnungen kann er ſich nicht aufſchwingen. Noch will er an die Verwirklichung ſeiner Träume, an ſeinen guten Stern glauben und ihm vertrauen. Alles muß ſeine Zeit haben — nur keine unreife Frucht pflücken wollen.

Jetzt eine Entſcheidung erzwingen, wäre heller Wahnſinn, hieße vielleicht alles verlieren und nichts gewinnen. Ihr Vormund, die Tante, welch ſie erzogen, — die ganze Verwandtſchaft und Geſellſchaft, ſie würde im beſten Falle ein Lächeln haben für ſolch vorwitziges Handeln. Jahre ſeines Lebens gäbe er gerne darum, könnte er jetzt vor Martha hintreten, als Mann, aber abwarten, ſich gedulden, — das iſt das bittere Muß für ſein Alter.

Immer unverhohlener treten Troſtbergs Abſichten hervor und ſchon mehr als einmal iſt auch im Kreiſe der alten Herrſchaften die Wahrſcheinlichkeit von Martha's Zuſtimmung erörtert worden. Auch heute, während die Jugend draußen ihrem Vergnügen nachgeht, ſich mit Schneeballwerfen amüſirt, wird dieſe intereſſante Frage auf's Neue vorgenommen.

Auf ihre Arbeiten gebeugt, ſitzen die alten Damen im Salon — eine helle Winterſonne lacht hinein, ſpielt auf den grauen Scheiteln, die Stricknadeln klappern eifrig.

„Erzählten Sie nicht neulich, liebes Fräulein von Rehburg, daß die liebe Martha eine glänzende Partie im Auslande machen ſollte?" fragt Frau von Theren.

„Allerlei diesbezügliche Gerüchte ſchwirrten eine Zeitlang ſogar ſchon im Lande herum," ergänzt Frau Adda von Rehburg.

„Ja, ja!" erwidert Tante Rikchen und hält im Häkeln inne. „Wo wir hinkommen, liegen ihr gleich ein halbes Dutzend Verehrer zu Füßen, beſonders Lieute-

nants aller Waffengattungen, aber das bunte Tuch hat keine rechte Anziehungskraft für das liebe Kind. Und überhaupt, ich glaube nicht, daß Martha ſich je dazu entſchließen könnte, in's Ausland zu heirathen. Mehr als einmal," — ein Huſtenanfall unterbricht ihre Rede.

„Rikchen, Du ſollteſt wirklich etwas Ernſtliches für Deinen Katarrh thun," ermahnt die Landräthin.

„Du haſt ihn allzuſehr einreißen laſſen."

„Ja, er iſt ſehr hartnäckig," erwidert ihre Schwägerin. — „Doch was ich ſagen wollte? . . . richtig, wir ſprachen von Marthachen. Sie hat es häufig ausgeſprochen, daß ſie Alles eher begreifen könne, als daß man außer Landes gehe, ſich expatriire, und nun gar nach Deutſchland.

Von hier aus geſehen, nehmen ſich die Zuſtände dort ganz anders aus, als wenn man mitten drin lebt, leben muß. Enge Verhältniſſe, kleinliche Anſchauungen, beſonders unter den Frauen. Die hohe Ariſtokratie nehme ich natürlich aus, — die iſt in allen Ländern ſo ziemlich dieſelbe, was Lebenszuſchnitt und Bildungsgrad anbetrifft.

Gerade wenn man ſo viel im Auslande gelebt hat, wie wir in den letzten Jahren, da knüpft man vielfache Beziehungen an, lernt verſchiedene Schichten der Geſellſchaft kennen und ſieht, wie anders geartet im Grunde wir baltiſchen Frauen ſind, empfindet auf's Deutlichſte die Unterſchiede und Gegenſätze in Anlage, Geiſtesrichtung und Lebensgewohnheiten. Auch unſere jungen Mädchen ſind durch und durch anders erzogen, als all die deutſchen Gretchen's, viel ſelbſtſtändiger von früh auf.

Jedenfalls iſt es nicht leicht für eine Livländerin, ſich in die dort herrſchenden, in ſo viel beſtimmtere Formen ausgeprägten Verhältniſſe einzuleben — ſo einzuleben, daß ſie da auch wirklich Wurzel faßt."

„Aber die Liebe hilft über Alles hinweg," wirft die

Landräthin Rehburg ein. „Das Wort Ruth's bleibt immer wahr: „Wo Du hingehſt, will ich auch hingehn. Wo Du bleibſt, da bleibe ich auch. Dein Volk iſt mein Volk.“ Viele unſrer jungen Mädchen haben es ausgeſprochen und ausgeführt und dabei ihr Glück gefunden.“

„Ein volles, wolkenloſes Glück? Das iſt noch ſehr die Frage,“ erwidert Tante Rikchen.

„Denke doch zum Beiſpiel an Marthachen. Jetzt lebt ſie ſchon über 10 Jahre in Deutſchland, — freilich als Offiziersfrau, in ewigem Wechſel zwiſchen Weſt und Oſt, Süd und Nord — und als ſie im vorigen Sommer bei den Eltern in Kurrapäh zu Beſuch war, hat ſie es mir ſelbſt geſagt, mit feuchten Augen, daß trotz des Glücks, welches ſie in der Liebe zu Gatten und Kindern gefunden, ſie doch die ſtille, verborgene Sehnſucht nach der Heimath nicht loswerden könne.“

„Ja, Livland iſt ein wahres Blivland!“ wirft Frau Adda warm ein.

„Und wie ich Marthachen kenne, hängt ſie mit allen Faſern ihren tiefen Natur an der heimathlichen Scholle, iſt vor Allem eine treue Baltin.“

„Mag ſie es bleiben. Ruth's Wort in Ehren, aber dem Heirathen in's Ausland bin ich ſtets abgeneigt geweſen.“

Landrath Rehburg, der, ſeine Zeitung leſend, am Kamin ſaß, miſcht ſich in die Unterhaltung.

„Ich, als Vormund, wäre ſehr einverſtanden, wenn Martha Bernhard Troſtberg mit ihrem „Ja“ beglückte. Das wäre in jeder Beziehung eine gute Parthie für ſie. Troſtberg hat Alles, um ein Mädchenherz zu gewinnen. Seine ruhige Männlichkeit, ſeine wahrhaft vornehme Art, die Klugheit des Geſichts und der gütige Blick der Augen laſſen die Häßlichkeit ſeiner Züge faſt ganz vergeſſen.

Dabei iſt er ein feingebildeter Menſch, voll geiſtiger

Intereſſen, und nach Allem, was ich aus der Fellinſchen Gegend von ihm ſagen höre, ein durch und durch zuverläſſiger Charakter. Außerdem begütert, was auch nicht zu verachten iſt, in dieſer Zeit der erſchwerten wirthſchaftlichen Verhältniſſe und wenn man ſolch ſchöne Frau werden wird, wie unſere liebe Martha. Wohl zu begreifen, daß alle dieſe jungen Schmetterlinge um ſie her ſind, wie um eine Blume. Sie verſpricht einmal ganz ebenſo wunderſchön zu ſein, wie ihre berühmte Mutter!"

„Ja, die war eine vollendete Schönheit. Erinnerſt Du Dich noch, Betſychen, wie ſie als junge Frau in Neubad auftrat, Furore machte und . . ." Damit geht das Geſpräch auf ein anderes Thema über.

* * *

Zu Sylveſter treffen Nora und ihr Vater ein, und mit Sang und Klang iſt das neue Jahr begrüßt worden, wobei die Jugend mit Eifer all' den von altersher beliebten Spaß getrieben hat, wie Bleigießen, Walnußſchalen ſchwimmen laſſen und dergleichen.

In unvermindert angenehmer Weiſe genießt man die Tage, aber ſie laſſen ſich nicht halten, und mit Bedauern denkt man an das baldige Auseinanderfahren, welches auf den ſiebenten Januar feſtgeſetzt iſt.

„Die ſchönen Tage von Aranjuez ſind jetzt vorüber" — citirt Axel — „in 14 Tagen muß man in Dorpat ſein."

„Ich dachte, es ſei auch da ſchön, wo im Domgraben ein Haus ſteht, — — hat Axel von Rehburg das wirklich nicht vermißt?"

„Das fragſt Du doch nicht im Ernſte, Gräfin Marie von Savern. Seit er in Deiner Nähe weilen darf, iſt für den treuen Fridolin jedes Sehnen verſtummt."

„Puh!" Marie ſchnippt mit dem Finger.

„Bitte, keine Komplimente, Axel Rehburg, das iſt gegen unſeren Comment, und Fridolin kann ſie auf

Lager halten, bis ſich paſſendere Gelegenheit findet, ſie vor geneigten Ohren anzubringen.“

Für den letzten Tag des Beiſammenſeins iſt ein ganzes Vergnügungsprogramm zuſammengeſtellt worden und Troſtberg trägt es eines Abends, bei der faſt ſchon obligaten Bowle, zur Begutachtung vor.

Am Morgen Elensjagd, unter Betheiligung der Damen, mit nachfolgendem Dejeuner in einer neuerbauten Forſtei, wo Troſtberg ſich ein behagliches Jagdrendezvous eingerichtet hat. Hierauf Rückfahrt bei Mondſchein, ſolennes Diner mit Dreikönigskuchen und Königinnenwahl, und am Abend kleiner Ball zu dem, außer den Theilnehmern an der Jagd, auch ein weiterer Kreis von Nachbarsfamilien eingeladen werden ſoll, um die genußvolle Zeit in feſtlicher Weiſe zu beſchließen.

Alles ſtimmt jubelnd zu. Marie klatſcht voller Begeiſterung in die Hände.

„Herrlich! herrlich! — wieder einmal gründlich tanzen.“

„Wirſt Du auch ſchießen, Göttin Diana von Theren, wenn das große Thier die Abſicht zeigen ſollte, Dich auf ſeine mächtigen Schaufeln zu nehmen und zu entführen, was ich übrigens nicht überleben würde.“

„Ich ſchießen? Auf ein lebendes Thier? Gewiß nicht! Wie kann Axel Rehburg ſo etwas Unweibliches von mir vorausſetzen?

Als ob man vom Sehen nicht genug hätte. Eliſabeth hat ſchon mal eine Elensjagd hier mitgemacht und erzählte nachher, es ſei ein unvergeßlich ſchöner Anblick geweſen, als, vom Geſchrei der ſie umzingelnden Treiber aufgeſcheucht, die mächtigen Thiere durch den weißen, verſchneiten Wald gerade auf die Schützenlinie losgeſtürmt ſeien, und wenn ich ſo was zu ſchauen bekomme, genügt mir das vollkommen.“

Der für die Jagd angeſetzte Morgen bricht an, ein kalter, aber klarer Wintertag. Mit luſtigem Schellen-

geläut kommen die zwölf kleinen Schlitten, je mit einem Pferde beſpannt, vorgefahren und die Geſellſchaft vertheilt ſich nach Wunſch und Gefallen darin, zumeiſt natürlich ein Herr und eine Dame.

Gebhard, der zufällig früher von des Hausherrn Plänen Kenntniß erhalten, iſt Bernhard Troſtberg zuvorgekommen und hat Martha gebeten, ſie in ſeinem Schlitten fahren zu dürfen.

Und die herzliche Art und Weiſe, in welcher ſie ſeiner Bitte Gehör geſchenkt, ihr „Gerne, Gebhard", hat ihn beſeligt und für den Augenblick alle die trüben Nebel des Zweifels an ſich und ſein Zukunftsglück verſcheucht. Noch einmal allein mit ihr! Nichts ſoll ihm den Reiz der Stunde trüben.

Er hüllt ſie in die Pelze und Decken und dann fliegen ſie pfeilſchnell dahin, auf der glatt eingefahrenen Bahn, durch die in reinſtem Weiß ſchimmernde Landſchaft, und die ſcharfe Luft röthet die Wangen, weckt prickelnde Luſt am Leben in den jungen Körpern.

„Wirſt Du nicht kalt haben, Martha, bei der raſchen Fahrt?" Fürſorglich beugt er ſich vor und zieht den Bärenpelz höher über ihre Kniee.

„Danke, Gebhard — ich friere ja nie."

Roſig angehaucht, ein Bild blühendſter Geſundheit ſitzt ſie an ſeiner Seite, das kleidſame Winterkoſtüm und das koſtbare Fellmützchen ſtehen ihr zum Entzücken, die Augen blitzen, der Mund lächelt.

Welche Seligkeit, ihre Nähe zu fühlen, ihre klare Stimme zu hören, auf das ſchöne Geſicht niederblicken zu können, ungeſtört durch Beobachtung.

Nur mit dem Unterhalten geht es ſchlecht, wenn man einen Theil ſeiner Aufmerkſamkeit auf ſein Pferd richten muß. Pegaſus läßt ſich zwar willig zwiſchen Fehmerſtangen ſpannen, aber Gebhard hat doch einige Mühe, ihn zu bändigen, weil es dem edlen Blut nicht behagt, hinter anderen Rennern ſeiner Gattung einher-

traben zu müſſen. Er tänzelt, wirft den Kopf auf, geht mehrere Mal in Galopp über, aber noch hält ihn Gebhard mit nerviger Hand feſt im Zügel, nicht wenig ſtolz, auch hierin ſein Können zu zeigen.

„Iſt es Dir recht, Couſine, wenn wir in dieſen Waldweg einbiegen und die Anderen etwas weiter voraus fahren laſſen. Pegaſus' Ehrgeiz trägt ſchwer daran, nicht der Erſte im Zuge zu ſein. Soviel ich weiß, führt uns dieſe Spur zu einem Gefinde und von da gelangen wir wieder auf die Kreisſtraße, ein kleiner Umweg, den Pegaſus' Trab ſchnell ausgeglichen haben wird, — wir erreichen das Ziel nur wenige Minuten ſpäter."

Martha ſtimmt zu und nachdem Gebhard in der angegebenen Richtung abgelenkt, läßt er ſein Pferd im Schritt gehen, um es zu beruhigen.

Hier im Walde iſt es zauberhaft ſchön. Der ganze, ſtille Frieden einer Winterlandſchaft umfängt ſie.

Der Reiffroſt hat auch die kleinſten Aeſte und trockenen Gräſer dick verzuckert und das blitzt und flimmert und funkelt und ſprüht in buntem Farbenſpiel. Auf den Tannen aber, welche mit ihrem ewigen Grün des Winters Schrecken und ſeine erſtarrende Macht überdauern, liegt ſchwer der friſchgefallene Schnee und beugt die Aeſte ſo tief herab, daß die Inſaſſen des Schlittens ſich bücken müſſen, um durchzukommen.

„Welche Schneemaſſen — die Sonne wird Mühe genug haben, dieſelben fort zu ſchmelzen," bemerkt Martha.

„Iſt es aber nicht herrlich zu denken, daß wir die Winterſonnenwende ſchon ſeit einem Monat hinter uns haben und daß in acht Wochen überall die Thauwäſſerchen fließen werden.

Als Kinder machte uns nichts ſolchen Spaß, als ſolchen kleinen, gurgelnden Bächlein die Hinderniſſe wegzuräumen, — mein Vater kam immer mit und half mit ſeinem eiſenbeſchlagenen Stock. Er freute ſich auch daran und erzählte, wie er es als Kind mit ſeinen

Geſchwiſtern ebenſo getrieben habe. Wie gerne würde ich wieder einen ganzen Frühling auf dem Lande erleben, aber daraus wird wohl in dieſem Jahre nichts."

„Ihr werdet in's Ausland reiſen?"

„Ja, wahrſcheinlich ſchon Ende Februar in die Schweiz, oder ſogar nach Italien. Tante Rilchen ſoll die Uebergangszeit von Winter auf Frühling vermeiden, ihres Lungenkatarrhs wegen."

„Und bis dahin bleibt Ihr noch einige Zeit in Seſſen?"

„Ja und nein! Heute früh haben wir mit Erica herrliche Pläne gemacht. Wir wollen zuſammen nach Wolmar fahren, zu den Bällen. Tante bleibt hier und Erica wird uns chaperoniren. Das wird ſo luſtig. — Troſtberg's wollen auch alle hin."

Alle Troſtberg's. Natürlich, Bernhard Troſtberg wird es ſich nicht nehmen laſſen, mit von der Parthie zu ſein. Iſt ſie vielleicht ſchon mit ihm verlobt? Da iſt ſie wieder die marternde Eiferſucht, und ſie läßt ihn alle Vorſicht vergeſſen.

Mit Gewalt ſucht er die Worte zurückzuhalten, die ſich ihm übermächtig auf die Lippen drängen, aber wie in einen Wirbelwind widerſtreitender Gedanken fühlt er ſich hineingeriſſen, alle Ueberlegung, alle Vorſätze, Vernunftsgründe, der Sturm der entfeſſelten, jungen Leidenſchaft fegt ſie hinweg! — oh, nur die Gewißheit haben, daß ihr Herz noch frei, daß ſie nicht dieſen Troſtberg heirathen wird.

Haſtig beugt er ſich vor, um ihr in's Geſicht zu ſehen.

„Ich flehe Dich an, Martha, ſage mir nur eins — Du mußt es ſchon längſt gemerkt haben, ich . . ." Da ein Ruck, ein Stoß, der Schlitten neigt ſich auf die Seite und in weitem Bogen herausgeſchleudert, fliegen ſeine Inſaſſen in den Schnee.

Ein Raſcheln im Dickicht hat den nervöſen Pegaſus

erſchreckt. Die kurze Unachtſamkeit ſeines Herrn benutzend, hat er einen tüchtigen Satz nach links gemacht, wobei der Schlitten auf eine Baumwurzel geſtoßen war.

„Du haſt Dir doch keinen Schaden gethan, Martha?“

„Nein! ha, ha!“ Sie kann vor Lachen kaum antworten. „Gewiß nicht — im weichen Schnee — ha — ha! Das kam aber unerwartet.“

„Ich bitte Dich um Entſchuldigung — ich hätte nur beſſer aufpaſſen müſſen. — Haſt Du Dich wirklich nicht erſchreckt?“

„Aber nein, dazu war ja kein Grund. Recht oft umzufallen, gehört ja mit zum Vergnügen einer Schlittenfahrt.“

Und immer noch lachend hilft ſie dem Vetter die Kiſſen und Decken zuſammenſuchen, die verſtreut herumliegen.

„Du lieber, unartiger Pegaſus.“ Auf Gebhard's Anruf iſt Pegaſus etwa vierzig Schritt weiter ganz ruhig ſtehen geblieben und Martha klopft ihm den Hals. Gebhard hat ſeine Gefährtin in den Schlitten gehoben und die Zügel ergriffen.

Wie eine Ernüchterung iſt es über ihn gekommen.

Jetzt heißt es, ſein Pferd mit feſter Hand bändigen und mit eiſernem Willen Feſſeln anlegen ſeinem leidenſchaftlichen Verlangen.

Ohne weitere Zwiſchenfälle geht die Fahrt zu Ende. Als ſie in die Nähe der Forſtei gelangen, wo erſt ein Erwärmungskaffee „zu ſich“ genommen werden ſoll, kommt ihnen ein Schlitten entgegen und Axel ruft ſchon von Weitem:

„Nun, wo bleibt Ihr? Wir kehrten um, weil wir fürchteten, Euch ſei am Ende etwas zugeſtoßen mit dem edlen Araberblut.“

Man erzählt ihnen das Erlebniß im Walde.

„Na, ich bin auch heute dem Grabe auf haaresbreite nahegekommen,“ ſagt Axel. „Meine Roſſelenkerin hat mich dreimal umgeworfen, es iſt aber . . .“

„Flunkern — gut, Orthographie — ſchlecht, Herr von Rehburg! Graben ſollte es doch wohl heißen,“ fährt Marie dazwiſchen, die, ganz wie ein Kutſcher einen Fuß aus dem Schlitten geſtreckt, mit feſtem Drucke die Zügel regiert.

Neckiſch blitzen Axel's Schelmenaugen, als er unbeirrt fortfährt:

„Wirklich, ein ganz tolles Thier, dieſe Maſcha! Lebensgefährlich, ſich ihr und ihrer Herrin anzuvertrauen — ich hätte garnicht gedacht, daß ſolch ein Klepper . . .“

„Aber Herr von Rehburg,“ fährt Marie dazwiſchen „— meine Maſcha iſt engliſches Halblut — wie dürfen Sie . . .“ — ſie ſtockt und wird dunkelroth.

„Vielliebchen, Vielliebchen!“ Axel ruft es triumphirend.

„Sie ſind abſcheulich! jetzt ſchmeiße ich Sie wahr und wahrhaftig bei der nächſten Ecke um.“

„Ich wollte doch unbedingt gewinnen, um den grünen . . .“

„Darf ich Ihnen denſelben nicht auch ohnedem zu Füßen legen?“

„Nein, das wäre mogeln, aber heute Abend wollen wir noch ein Vielliebchen eſſen, doch nicht auf dieſes dumme „Du“ — da verſchnappt man ſich zu leicht. Thilde hat mir von einer ſehr luſtigen Art erzählt, die ſie im Auslande kennen gelernt hat; ſo wollen wir es auch machen. Jeder muß ein grünes Blatt tragen — es können auch Tannenäſtchen ſein, — und der, welcher beim Zuſammentreffen keins vorweiſen kann, hat verloren.

„Ich nähe mir in Dorpat ein Epheublatt an jedes Kleidungsſtück und an den Hut, und da gewinne ich ſicherlich,“ lacht ſie ſchon wieder ganz vergnügt, „denn wo werden Sie immer an Blätter denken.“

Für die Rückfahrt hat Erica ein allgemeines

„changez les dames“ commandirt und das Loos hat zu entſcheiden. „Es iſt ganz gut ſo,“ denkt Martha, als ſie in Rieſen's Schlitten ſteigt. „Ich glaube wirklich, der arme Junge wollte mir eine Erklärung machen.“

Das Diner, durch einige amüſante Reden gewürzt, und das den Tag beſchließende Tänzchen verlaufen dem Programm gemäß.

Leicht wie eine Feder fliegt Marie aus einem Arm in den anderen und genießt das ſeltene Vergnügen mit voller Hingabe. Am bequemſten tanzt ihr aber doch Axel und ſie ſtrahlt vor Entzücken über das ganze Geſichtchen, als er ſie feierlich zum Cotillon engagirt.

„Ich könnte ganze drei Tage durchtanzen,“ äußert ſie im Laufe des Geſprächs. „Im Sommer werde ich confirmirt und zum nächſten Landtage nimmt Papa mich mit — das hat er verſprochen. Und nicht wahr? dann werden doch immer Suſcriptionsbälle arrangirt — im Schützenſaal? Eliſabeth und Ihre Couſinen haben mir ſoviel davon erzählt. Es muß ja himmliſch ſein, in ſolch großem Saal zu tanzen.“

„Ja, Fräulein Marie, Hochedle von Theren, wenn ich erſt Aſſeſſor am Landgericht bin, arrangire ich für Sie einen Ball, der überhaupt garnicht aufhört.“

* * *

Die Weihnachtsglocken ſind verklungen. Dorpat hat wieder ſeine Semeſterphyſiognomie und das ganze Studentenleben geht ſeinen regelmäßigen Gang.

Die Fleißigen liegen ihren Studien ob, die Faulen haben hundert Gründe, um ihre Collegia zu ſchwänzen und ihren Büchern den Rücken zu kehren.

Wieder hat der Oldermann, dieſes Mal Axel, der Livonia eine Schaar Füchſe zugeführt und eine neue Woge ſchäumender Jugendluſt und Burſchenfidelität brandet in den Straßen der Univerſitätsſtadt.

In der Livonia haben mehrere Wahlen ſtattge-

funden. Max iſt zum Muſſenvorſteherſubſtitut ernannt worden. Dieſe Neuigkeit muß als erſte natürlich Marie erfahren und ſo ſtürmt er eines Tages mit dem Rufe: „Hurrah, hurrah! ich bin Muſſenvorſteherſubſtitut," in den Salon der Verwandten, wo Marie gerade ihre Tonleiter übt. Sie ſpringt freudig erregt auf.

„Ich gratulire, ich gratulire, Bruderherz. Der erſte Poſten! Viel iſt es ja nicht, aber „semper gradatim", ich ſehe Dich noch als Senior, ich habe es geträumt. Und iſt noch Jemand anderes ernannt?"

„Ja. Erich iſt dritter Chargirter geworden, Paul Rehburg Burſchenrichter u. ſ. w. Ich erzähle Dir unterwegs davon, jetzt wollen wir auf die Schlittſchuhbahn. Deine Verehrer warten ſchon ſehnſüchtig auf Dein Erſcheinen, Donnerer kann es kaum erwarten, Dir die Schlittſchuhe anzuſchnallen."

In Erwiderung lacht ſie ein kleines luſtiges Lachen.

„Ha, ha, ha! Verehrer iſt gut! Ein Student, ſolch ein Milchbart. „Nur die ausſtudirten Jünglinge kommen in Betracht," ſagt Ida Walldorf, und ſie hat ganz recht. Das iſt doch kein éponseur — ein Student, blos ein grüner Junge.

Darum habt Ihr, in richtiger Selbſterkenntniß, ja auch Eure Mützen in dieſer Farbe gewählt . . ."

Uebermüthig blitzen ihre Augen ihn an und während er ſie mit einem, „Du Erzſchelm, das verlangt exemplariſche Strafe," zu haſchen ſucht, iſt ſie wie ein Blitz aus dem Zimmer gehuſcht.

Für ihre Toilette braucht ſie nie lange Zeit — in fünf Minuten iſt ſie wieder da und greift nach ihrer Pelzmütze.

„Nun, und Eliſabeth?"

„Hausmütterchen läßt Dich herzlich grüßen. Sie hat einen Rieſenſchnupfen und Onkel hat ſie in's Bett geſteckt — er ſagt, ihr Huſten müſſe energiſch bekämpft werden."

„Schade, daß ſie nicht mitkommen kann, es iſt heute ſo ſchönes, ſtilles Wetter.“

Die Sonne ſteht blaß am dunkelblauen Himmel, ihre Strahlen leuchten, aber wärmen nicht — ein kalter, aber herrlich klarer Wintertag erfreut die Sinne nach ſtürmiſchen Wochen voll Flockengeriesel.

Munteres, fröhliches Treiben herrſcht auf der hübſchen Schlittſchuhbahn im Botaniſchen Garten. Alle Altersklaſſen, aber beſonders viele Studenten, tummeln ſich hier als Anhänger dieſes geſunden Winterſports, und manch junges Herz kommt in Gefahr, ſich zu verlieren an ein anmuthiges Fräulein, oder einen der fixen Jungen, welche hier, auf blankem Schlittſchuh dahingleitend, ihre Grazie oder ihre Geſchicklichkeit zeigen.

Durch die Bewegung in der ſcharfen Luft roſig angehaucht, ſehen die vielen blühenden Mädchengeſichter noch hübſcher aus, und ein regelrechter Flirt entwickelt ſich hier und da, trotz der Argusaugen der beobachtenden Mütter und Tanten, ſowie begleitender Gouvernanten.

Ein Knie ritterlich gebeugt, wird hier der Dame des Herzens der Stahlſchuh an das zierliche Füßchen geſchnallt — dort werden, Hand in Hand, kunſtvolle Bogen geſchwungen und den herzwarmen Druck der Finger verbirgt der Muff.

Auch auf dem Stoßſchlitten Platz zu nehmen, hat manch Kurmacher das Object ſeiner Schwärmerei erſucht, und die Holde, halb umgewandt, ſieht lächelnd auf zu den ſprechenden Lippen und noch ſprechenderen Augen und erröthet bei den feinen Complimenten, in denen die feurige Bewunderung ſich einen Ausweg ſchafft.

„Es iſt wohl ein zu himmliſches Vergnügen,“ ſagt Marie wieder einmal ganz enthuſiasmirt. „Komm, Max, jetzt machen wir Segelfahrt.“

Und der liebenswürdige Bruder, den kein Herzens-

intereſſe anderweilig feſſelt, iſt gern der Cavalier ſeines anmuthigen Schweſterchens.

Sie läuft ausgezeichnet, ſicher und graciös. Mit weichem Wiegen gleitet ihr zierlicher Körper dahin, und manch ein Auge blickt ihr neidiſch oder entzückt nach.

„Wo nur Axel Rehburg heute bleibt?“ meint ſie nach einer Weile, als ſie, um auszuruhen, auf einer Bank Platz genommen.

„Ich begreife auch nicht, wo er hingerathen iſt — er war ſchon auf dem Wege hierher,“ erwidert Max.

Plötzlich färbt heiße Gluth Marie's Wangen.

Aus dem Häuschen kommend, wo er ſich die Halifax angeſchnallt hat, läuft ihnen gerade der Beſprochene entgegen.

„Vielleicht hat er es vergeſſen!“

Mit ſcharf ſpähendem Ausdruck muſtert ſie den Näherkommenden.

„Herr von Rehburg, Sie haben kein Blatt?!“ fragt ſie eifrig.

„Doch, gnädigſtes Fräulein!“ Lächelnd ſchlägt er den Aufſchlag ſeines Jaquets zurück.

Ein Zug der Enttäuſchung fliegt über das roſige Geſicht.

„Sie ſehen, ich habe doch ein ganz gutes Gedächtniß.“

„Ich ein noch beſſeres, das will ich Ihnen beweiſen,“ giebt ſie zurück. „Diesmal m u ß ich gewinnen, ſo wahr ich Marie, Edle von Theren, benamſet bin.“

„Ja!“ denkt Axel „ſo ſoll es ſein, denn ich laſſe Dich gewinnen, Du reizendes Kind, aber verſichtig muß ich es einfädeln, ſonſt erräth ſie die Abſicht und das verzeiht ſie mir nie, das ehrliche Geſchöpf.“ Laut neckt er: „Vielleicht haben Sie es ſchon verloren, Fräulein Vielliebchen, wo tragen Sie heute den Oelzweig?“

„Da ſehen Sie — ein feſt angenähtes Epheublatt, das hält paar Tage. Aber jetzt wollen wir laufen!“

„Ja, à trois unſere ſchönſten Bogen ſchneiden. Das macht uns hier doch Keiner nach.“

Die Dame zwiſchen ſich nehmend, verſchlingen ſie die Hände und gleiten die Bahn ein paar Mal auf und ab.

„Ah! Da kommen die Walldorfſchen Damen!“

Zwei ſchlanke Blondinen in geſchmackvollen Winterkoſtümen zeigen ſich in Begleitung einer älteren Dame am Eingange der Bahn.

Marie's forſchender Blick ſtreift Axel's ſich belebendes Geſicht.

„Nun, fliegen Sie doch entgegen, Herr von Rehburg, wir kommen langſamer nach.“

Amüſirt giebt er ihren Blick zurück.

„Ihr Wunſch iſt mir Befehl! Ich ſehe, Sie wollen mich los werden.“

Seine elegante Geſtalt enteilt in der Richtung des Häuschens.

Mit einem ihr ganz ungewohnten Gefühl ſieht Marie ihm nach.

„Max! — Gefällt Dir eigentlich Ida Walldorf?“

„Nicht beſonders! Ich finde ſie albern!“

Eine Pauſe. Marie macht ſich mit ihrem Muffband zu ſchaffen.

„Glaubſt Du, daß Axel Rehburg ſehr für ſie ſchwärmt?“

„Axel? Ich weiß nicht — der muß immer Jemand anflirten. Ob das aber ſehr tief geht, iſt eine andere Frage. Er iſt ein rechter Schmetterling — ander Städtchen, ander Mädchen.“

„Schmetterling!?“ denkt Marie und empfindet plötzlich einen ganz kleinen Stich im Herzen. Aber dieſes Gefühl von Verſtimmung dauert nicht an, denn gar bald iſt er wieder an ihrer Seite und ſchlägt vor: „Sollen wir zur Abwechſelung einmal Quadrille auf dem Eiſe tanzen, oder machen wir, wie neulich, eine lange Kette?“

„Ja, ja," jubilirt Marie, „und ich komme ganz an's Ende und fliege wieder in einen Schneehaufen, wie vorgeſtern, das war zu herrlich."

Voll Begeiſterung über das genoſſene Vergnügen tritt ſie ein paar Stunden ſpäter an Eliſabeth's Bett. Ihr ganzes Geſicht ſprüht von Schelmerei.

Mit ein paar feierlichen Verbeugungen und Hofknixen legt ſie ein kleines Paquet dicht an die Füße der Schweſter.

„Mit ſeinen ehrfurchtsvollſten Grüßen ſendet der, in reſpectvoller Verehrung erſterbende, Ritter ohne Furcht und Tadel Euer Gnaden dieſe Pergamente, ſo da große und gelehrte Köpfe, die vom Geiſte inſpiriret waren, verfaſſet haben — und hoffet, daß Hochdero durchlauchtigſte Naſe bald befreit ſein würden von Hochdero peinſamem Schnupfenfieber."

Eliſabeth lächelt amüſirt. „Das geht wohl auf Gebhard Rehburg. Wenn Du ihn nächſtens triffſt, danke ihm für die Bücher und die Grüße."

Sie öffnet das Paquet.

„Ah! da ſind die Fircks'ſchen Gedichte, die er mir verſprochen hatte. So ſchöne Gedichte von ihm hat er mir neulich vorgeleſen."

Sie blättert in dem dünnen Band — „Da iſt das Eine, hör' nur, wie wunderhübſch es iſt:

„Ich kann's nicht glauben von der Liebe,
Nein, ſie betrügt die Herzen nicht,
Es wär' zu traurig hier auf Erden,
Wenn ſie nicht hielt', was ſie verſpricht.
Und ſollt' es wahr ſein, daß ſie Kummer,
Und Noth uns bringt und Herzenspein,
Was braucht man drum ſie zu verſchwören,
Man kann ja dulden und verzeih'n.
Und ſollt' es wahr ſein, daß ſie Jeden
Zum Thoren macht, ſo Weib als Mann —

Ich wollt', ich könnt' es ſelbſt erfahren
Damit ich's beſſer glauben kann."

„Ja, recht hübſch, aber Du weißt, ich habe nicht viel übrig für poetiſche Seelenergüſſe. — Aber hier ſind auch Theaterſtücke. Dafür ſchwärme ich."

Marie greift nach einigen Reclam's.

„Wollt Ihr eines aufführen? Das wäre luſtig. Ich ſpiele gerne mit, als ſchnippiſche Kammerzofe oder ſowas." Sie lieſt die Titel laut vor.

„Nora oder das Puppenheim." Das muß hübſch ſein. Ich möchte wiſſen, wie viel Puppen dieſe glückliche Nora wohl hat."

„Aber Marie, ſei doch nicht kindiſch, das iſt ja die berühmte Nora von Ibſen.

„Wie ſoll ich das wiſſen," erwidert Marie in tiefſter Entrüſtung. Es ſteht ja nicht auf dem Deckel geſchrieben, und in der Literaturſtunde hat uns Fräulein Ange noch nichts von einem berühmten Ibſen erzählt."

„In Seſſen wurde doch von dem Stück geſprochen und ich bin ſo geſpannt, es zu leſen. Man ſtritt ſoviel darüber, ob Nora das Recht hat, Haus und Kinder zu verlaſſen, weil der Mann ſie ſo tief verletzt hat."

Marie macht große Augen.

„Was iſt da noch zu ſtreiten. Warum, wenn er ein Gräuel iſt, ſchmeißt ſie denn nicht lieber ihren Mann heraus, dieſe „berühmte Nora", und bleibt ſelbſt bei ihren Kindern. So hätte ich es gemacht!" ſchließt ſie mit der ihr eigenen Beſtimmtheit im Ton.

* * *

Eliſabeth kann ihre Grippe nicht los werden, trotz der energiſchen Maaßregeln des Onkels. Eine Woche hat ſie das Bett, längere Zeit danach auch das Zimmer hüten müſſen, aber ſie huſtet noch immer ſtark, und

beſorgt blickt der Profeſſor auf ſeine Lieblingsnichte, die ſo müde blickt und ſich garnicht recht erholen will.

„Kind, Kind, Du wirſt mir doch nicht bleichſüchtig werden, ſodaß ich Dich im Frühling nach Elſter oder Schwalbach ſchicken muß. Für's Erſte darfſt Du mir aber bei dem böſen Wetter nicht hinaus, bis der Huſten ganz geſchwunden iſt.“

Der Februar hat ſcharfe Kälte gebracht und ein eiſiger Nord fegt die Straßen.

So ſitzt Eliſabeth wieder viel am Klavier, oder auf ihrem Plätzchen im Wohnzimmer, mit Lektüre, Malerei, Handarbeiten beſchäftigt. Doch ihre Gedanken ſchweifen ſo leicht ab und ihr iſt immer, als vermiſſe ſie etwas.

„Ich lehn' im offenen Gemache —
Es iſt die Stunde ſtill und ſpät —
Wie einſam geht der Tag vorüber,
Der ohne Dich vorübergeht.“

Wie dieſe Verſe ihrer Stimmung entſprechen. Warum iſt Gebhard in letzter Zeit ſo ſelten gekommen? Freilich, ihr Unwohlſein iſt Schuld, daß ſie ihn weniger geſehen als wohl ſonſt.

Weniger? Er war ja mit Max vor fünf Tagen zum Thee da. Fünf Tage ſind aber lang, wenn man ſie zählt, und ſie vermißt die Geſpräche mit ihm, die langen, in die Tiefe gehenden. Sie ſind ihr ein Bedürfniß geworden, mehr als ſie ſelbſt es ahnt.

So gut verſtehen ſie einander in all den ernſten Fragen des Lebens, tauſchen ſo gerne ihre Meinung aus über Welt und Dinge, disputiren über Bücher — nie fehlt es ihnen an Geſprächsſtoff und ſolch ſicheres Gefühl iſt in ihr, als müßte er immer alles verſtehen können, was ſie bewegt in frohen und ernſten Stunden.

„Wie einſam geht der Tag vorüber,
Der ohne Dich vorübergeht.“

Eine Droſchke raſſelt vor das Haus. Der Inſaſſe

blickt zum Fenſter empor, an dem ſie ſitzt, ein grüner Deckel hebt ſich grüßend.

Da iſt er ja, mit dem ihre Gedanken ſich beſchäftigten. Eine feine Röthe ſteigt in ihre Wangen, aber ſie iſt ſchon wieder verblaßt, als er ins Zimmer tritt.

„Ich komme nicht gleich näher, Fräulein Eliſabeth, bleibe ein Weilchen hier in der Nähe des Ofens, um mich zu erwärmen. Es iſt bitterkalt draußen. Ihre Verwandten ſind wohl zu beneiden um dieſe Wohnung, die immer ſo köſtlich warm iſt.

Wir ſind in unſerer Bude ſchon halbe Eiszapfen geworden und ich wundere mich, daß wir nicht ſchon einmal mit abgefrorenen Naſen erwacht ſind. Wirklich, man wohnt zu ſchlecht hier.

Wir ſind wahrlich nicht verwöhnt in Krakenorm, wo im Sommer der Regen hereintropft und im Winter der Schnee durch die Ritzen hineingeblaſen wird, aber die Oefen heizen immerhin ganz gut und man hat Fellteppiche um ſich die Füße warm zu halten, während hier — zum Alkoholiker könnte man werden, nur aus Wärmebedürfniß.“

Während Gebhard dies ſagt, hat Eliſabeth forſchend zu ihm hingeblickt. Es iſt etwas Gezwungenes in ſeinem Weſen und ſeiner Sprechweiſe.

„So, jetzt darf ich ſie wohl begrüßen und fragen, wie es Ihnen geht. Hoffentlich beſſer?“

Sie ſchütteln ſich freundſchaftlich die Hand und er nimmt ſeinen gewohnten Platz ihr gegenüber ein.

„Sie hatten geſtern einen ſtürmiſchen Convent?“

Statt zu antworten, fragt er zurück: „War Max ſchon hier?“

„Nein, aber ich ſehe es Ihnen an, daß etwas Sie erregt hat. Immer die Oppoſition in der Duellfrage?“

„Zum Theil ja.“ Zwiſchen ſeinen Brauen zeigt ſich eine Falte. „Wenn man glaubt, ein Feuer angefacht zu haben und auf die leuchtende Flamme rechnet,

dann iſt ſie plötzlich ausgelöſcht, weil man den Blaſebalg nicht immer gehandhabt hat, oder weil von anderer Seite ein Strahl kalten Waſſers die Gluth niederziſchte.

Jugend iſt zündfähig, aber leider iſt's ſo häufig nur ein Strohfeuer. Es flammt auf — und erliſcht."

„Dann blaſen Sie es auf's Neue an."

„Lohnt es ſich überhaupt, ſo frage ich mich . . ."

„Gebhard! Sie muthlos! Das darf nicht ſein!"

„Dürfte nicht und iſt. Im vorigen December glaubte ich wenigſtens die Livonia ſoweit zu haben, daß mir der Sieg über den von Curonia und Fraternitas Rigenſis vertretenen Standpunkt ſicher ſchien, und nun ſind mir im eigenen Lager neue Gegner erwachſen, gefährliche, wie Ecken und paar Andere, kluge Köpfe und ſcharfe Zungen, die ihre Meinung zu vertheidigen wiſſen. Mit Spott und Sarkasmus erreicht man immer viel, gewöhnlich mehr, als mit glühender Begeiſterung. Das heißt dann Ueberſchwang, wird laut und leiſe verlacht."

Eine Weile ſind Beide ſtumm.

Gebhard hat eine Scheere vom Tiſch genommen und ſchnitzelt an einem Stückchen Papier herum.

Da legt Eliſabeth mit bittender Geberde die Hand auf ſeinen Arm und, ihn mit ſeelenvollen Augen anblickend, ſagt ſie leiſe:

„Verzagen Sie nicht! ob früher oder ſpäter, das Gute bricht ſich Bahn, denn es läßt ſich wohl zurückdämmen, aber nicht aufhalten in ſeinem Siegeslauf."

In der Thür zu ſeinem Kabinet erſcheint die Geſtalt des Profeſſors. Mit einem wohlwollenden Lächeln begrüßt er Gebhard.

„Freut mich, Sie zu ſehen, lieber Rehburg. Ich hörte Ihre Stimme und will auch mein Theil an Ihrem Beſuch haben — kommen viel zu ſelten, z. B. ſo ganz sans façon zu Tiſch. Und dann habe ich hier ein Buch, das müſſen Sie unbedingt leſen — es betitelt

ſich: „Das Inventarium einer Seele,“ von Bertha von Suttner, ein mir bis jetzt ganz unbekannter Schriftſtellername! Eine geiſtreiche Plauderei, ganz vortrefflich geſchrieben, und ſie ſagt da Dinge gegen den Krieg — wirklich ſehr gut! Ja, die Frauen müſſen Vorkämpferinnen ſein der Ideen, welche die Menſchheit auf eine höhere ehtiſche Stufe führen werden.

Sie, die Mütter, können und ſollen den erſten Keim in die Seelen ihrer Söhne pflanzen, die heilige Entrüſtung gegen Alles, was an die Kain's That erinnert, ſei es nun Krieg oder Duell.

Heiliges Tödten, das ſagt Keiner, die Diſſonanz zwiſchen den beiden Begriffen iſt zu ſchrill, aber heiliger Krieg, das klingt noch ſo anfeuernd patriotiſch, und Gott iſt mit dem Sieger, auch wenn er über Tauſende und Abertauſende Leichen ſchreitet.

Sie wiſſen, die Idee der allgemeinen Abrüſtung, des Weltfriedens, das iſt auch eines von meinen Steckenpferden. Krieg — das iſt das Duell zwiſchen zwei Völkern, und warum ſollte es nicht einmal zu Ehrengerichten für Fragen des internationalen Rechts kommen können, zu Schiedsgerichten, welche die furchtbarſte Geißel der Menſchheit, mit ihrem Gefolge an geſtörter Kulturarbeit, Erweckung barbariſcher Inſtinkte, Vernichtung des Lebens und Gutes von Millionen endgiltig abſchaffen würde.

Und mir ſcheint, ich ſehe es dämmern, hier und dort erheben ſich Stimmen und ſie werden ſich mehren. Ein Kapitel in dem Suttnerſchen Buche handelt auch von dieſer Frage der Abrüſtung.

Aber um von der Zukunft in die Gegenwart zurückzukehren — was macht der Krieg im Waſſerglaſe bei Ihnen, junger Freund? Es wird brav gefochten, wie ich höre, puncto Piſtolenduell. Tagt es ſchon in den hitzigen jungen Köpfen?“

Gebhard referirt, tiefe Bitterkeit im Tone, und ſchließt mit den Worten:

„Vielleicht wird ein Anderer mehr erreichen.“

„Nur nicht den Muth verlieren, junger Freund, und feſt an beſſere Zukunft glauben. Langſam nur kann ſich wandeln, was tief eingewurzelt in den Anſchauungen liegt.

Um zu begreifen, daß Muth ſich offenbart hundert Mal mehr im Abbitten einer Beleidigung, als im Losfeuern von Piſtolen oder Schwingen einer blanken Waffe, dazu iſt Entwickelung nöthig, eine ganze Stufenleiter geiſtiger Reife.

Darum müſſen Generationen an dem Untergraben von Vorurtheilen arbeiten, an dem Aufrichten neuer Principien.

Aber wenn Jeder von uns nur ſein Saatkorn ſäet, ſo iſt das nicht umſonſt. Auch die Gedankenſaat vermehrt ſich nach ewigen Geſetzen. Zwar gerathen die Einen auf dürren Boden, die Anderen verweht der Wind, aber die, welche auf Ackerboden fielen, tragen hundertfältig, und das geht weiter und weiter, bis ein ganzes Feld reif iſt zur Ernte.“

Die Entréeglocke ſchlägt an — dann klingelt es noch einmal ſehr anhaltend und energiſch.

„Das iſt Marie, die ungeduldig wird,“ bemerkt Eliſabeth.

„Ja wohl, das iſt unverkennbar die kräftige Hand Deiner lieben Schweſter,“ lacht der Profeſſor und ſchickt ſich an, in's Vorhaus zu gehen, aber die Köchin öffnet ſchon. Man hört Marie's helle Stimme ausrufen „Endlich, Lina!“ die Thüre zum Wohnzimmer wird eilig aufgeſtoßen und mit jubelndem: „Ich hab' ſie, ich hab' ſie!“ ſtürmt ſie herein, einen Karton umherſchwenkend. „Und ich bin ſo froh, ſo ſchrecklich froh.“

„Was giebt's denn, Fräulein Queckſilber?“ fragt der Onkel.

„Mein Gewinnſt, mein Vielliebchengewinnſt!“

„Ah! Da bin ich wirklich geſpannt,“ intereſſirt ſich Eliſabeth. „Jetzt wird man doch endlich erfahren, was das ſo ſtreng behütete Geheimniß verbarg.“

„Ja. Nun iſt der große Augenblick da, aber macht erſt die Augen zu, ordentlich. Onkelchen, Du auch. Herr von Rehburg, auch Sie! Bitte, bitte. Und nicht mogeln, durch die Finger ſehen! Eliſabeth, nimm lieber ein Taſchentuch.“

Man hört ein Raſcheln von geöffnetem Papier.

„Wartet noch ein kleines Bischen, mir fehlt etwas.“

Eilig wirthſchaftet ſie in Eliſabeths Arbeitskorb herum.

„Haſt Du keine Stecknadeln? Ah, hier! — ſo, noch eine Viertelminute.“

Die Secunden dehnen ſich, aber die Drei halten ganz gehorſam Hände nnd Schnupftuch vor's Geſicht gedrückt.

„Jetzt! Los!“ commandirt Marie triumphirend.

Eliſabeth öffnet die etwas geblendeten Augen.

Vor ihr ſteht die zierliche Geſtalt der Schweſter und auf ihrem grauen Tuchkleid ſchimmert, von rechts nach links, quer über die Bruſt gelegt, das dreifarbige Band der Livonen — auf dem braunen lockigen Haar, recht keck auf die Seite gerückt, ſitzt der grüne Deckel derſelben Corporation.

„Hübſch, was? Steht mir gut, nicht wahr?“

Dann ſich vor Gebhard ſtramm aufſtellend, ſagt ſie launig:

„Habe die Ehre, mich als Muſſenvorſteher vorzuſtellen.“

Lachend ſchüttelt Gebhard ihr die Hand.

„Freut mich ſehr, Commilitone Theren, von dieſer Ernennung zu hören, aber wann hat ſie ſtattgefunden? Steht, meines Wiſſens nach, nicht im Protokoll.“

Marie wendet ſich zum Onkel und ſagt feierlich:

„Rector magnificus! Jetzt bin ich auch juvenis ornatissimus und bitte mich in Universitate zu recipiren.“

Plötzlich wechselt ſie die Stimme:

„Und wenn Du das nicht thuſt — biſt Du gefordert!“

„Ach, Du Erzracker!“ ſchmunzelt der Profeſſor.

Marie iſt ſchon wieder in einer anderen Ecke, vor dem Spiegel.

„Sie ſteht mir aber wirklich fein — nun muß ich mich gleich Tante zeigen. Servus, meine Herrſchaften.“ Sie macht eine tiefe, herrenmäßige Verbeugung und tänzelt aus dem Zimmer.

„Mein Fahn' iſt roth-grün-weiß,
Mein Herz für Livonia flammendheiß.“

Amüſirt blicken die Zurückbleibenden ihr nach und ſich dann lächelnd an.

„Wie ſie, ſo im grünen Deckel, Max gleicht,“ meint Eliſabeth.

„Und in Beiden iſt auch derſelbe prächtige Character, die offene, gerade Art, welche etwas ſo Vertrauenerweckendes hat,“ ſetzt Gebhard fort.

„Ja, bei all dem tollen Uebermuth ſind es treue, geſinnungsſtarke Naturen,“ beſtätigt der Profeſſor.

„Nach äußerem Schein urtheilend, hält man Max leicht für einen loſen Vogel, aber er iſt doch zuverläſſiger, als mancher Andere, der herumgeht, wie aus Bronze gegoſſen, das weiß ich längſt,“ ſagt Gebhard, warm werdend.

„An den erſten gefährlichen Klippen des Studentenlebens iſt er glücklich vorbei, der Gefahr des Verbummelns iſt er entronnen, und er wird ein tüchtiger Sohn Livland's werden, in jeder Beziehung. Nicht unnütz Trübſal blaſend und peſſimiſtiſch Grillen fangend, ſondern ſich ruhig bemühend, da, wo er ſteht immer Beſſeres zu leiſten, Gutes zu fördern — wo es Noth thut, ſeine ganze

Perſönlichkeit einzuſetzen. Und in Bälde kann er hoffentlich in der Livonia zu Ende führen, was ich in Gang gebracht — ich habe ihm ſchon geſagt, die Fahne vertraue ich ihm an, jetzt, wo ich von meinem Poſten, als erſter Chargirter, zurückgetreten bin."

„Sie ſagen das nicht im Ernſt, Gebhard Rehburg!" ruft der Profeſſor.

„Sie ſind nicht . . ."

„Mehr Senior — ja, ſo iſt's, Fräulein Eliſabeth. Ich konnte mir nicht Competenzüberſchreitung vorwerfen laſſen und habe geſtern feierlich abgedankt."

„Alſo das war der eigentliche Grund ſeines veränderten Weſens," denkt Eliſabeth. „Leicht wird ihm dieſer Schritt nicht geweſen ſein."

„Das iſt aber wirklich ſchade," ſagt bedauernd Profeſſor Dohrenberg.

„Für mich hat es auch ſein Gutes. Ich werde mit mehr Ruhe und größerer Concentration zum Examen arbeiten können. Im Mai möchte ich mein zweites Drittel abſolviren. Und Studium und Seniorſchaft ſind nicht ganz leicht zu vereinigen."

Dann, als wolle er quälende Gedanken abſchütteln, fragt er unvermittelt:

„Wie hat Ihnen „Brand" von Ibſen gefallen, Herr Profeſſor?" und bald ſind alle Drei in ein eifriges Geſpräch über die neueſte ſkandinaviſche Litteratur verwickelt, welches noch bis nach dem Mittageſſen — die Frau Profeſſorin läßt bald dazu auffordern — fortgeſetzt wird.

* * *

„Balder, Du mußt auch mitkommen!"

Rieſen, einen Brief in der Hand, tritt zu Gebhard, der, den Kopf in die Hände geſtützt, ein Kapitel aus den Pandecten memorirt.

„Wohin denn?" fragt er aufſehend.

„Da lies! Eine Einladung von den Merſen's, ich ſoll einen Podrett nach Fellin arrangiren, nette, tanzluſtige Livonen mitbringen — und natürlich kommſt Du als Nr. 1 auf die Liſte."

„Verlockend, Hermann, ſchrecklich verlockend, aber bedenke meinen Schwur „Nichts anderes als Studiren." Non possumus — das reißt mich zu ſehr heraus.

Bei Dir kommt es ja nicht ſo ſehr darauf an, aber ich muß es ſchon über's Herz bringen, Euch ohne mich abfahren zu ſehen. Wenn ich mich überhaupt entſchließe, etwas zur Auslüftung meines Schädels zu thun, ſo fahre ich vielleicht Anfang März nach Reval. Das koſtet mich 2—3 Tage und ich habe es Hellen ſchon längſt verſprochen."

„Noch eins, um Dich Reval abſpenſtig zu machen: Großmama ſchreibt mir, Deine Couſine Thilde und Martha kämen auch bald nach Fellin . . ."

Gebhard fühlt einen ſtechenden Schmerz am Herzen — ganz nah von Fellin liegt Bernhard Troſtberg's Gut.

„Mache es mir doch nicht noch ſchwerer „Nein" zu ſagen, Rieſenbär. Die Verſuchung iſt wahrlich groß genug, aber für dieſes Mal muß ich ſchon verzichten. — Es iſt vernünftiger, richtiger ſo."

Und dabei bleibt es, obgleich es ihm nicht wenig Ueberwindung koſtet, Rieſen, Max, Sandern, Ecken und andere an einem klaren Februartage in den großen Poſtſchlitten ſteigen zu ſehen, und ſich ihnen nicht zugeſellen zu dürfen.

Uebermächtig packt ihn im letzten Augenblick die Luſt, den gefaßten Entſchluß einfach über den Haufen zu werfen! — Dazu iſt man jung, um auch mal unconſequent zu ſein, über die Schnur zu hauen.

Aber nein! geſagt iſt geſagt. Er weiſt alle Ueberredungsverſuche der Freunde ab mit einem:

„Amüſirt Euch gut und ſchreibt mal, wenn Ihr Zeit findet, was Alles los iſt."

Fleißig liegt er seinen Studien ob und kommt auch ein gutes Stück vorwärts, — läuft mit Marie Theren und Ida Walldorf Schlittschuhe, hat, hin und wieder, ein Plauderstündchen mit Elisabeth, auch die Dorpater Geselligkeit sieht ihn ein paar Mal, dann in den ersten Tagen des März fährt er mit dem Senior der Estonia nach Reval.

Er wird überall freundlich aufgenommen, lernt viele liebenswürdige Menschen kennen, und manch neuer Gesichtspunkt eröffnet sich ihm in anregenden Gesprächen mit tüchtigen Landwirthen und strebsamen Neuerern auf dem Gebiete industrieller Unternehmungen.

Mit dem Nachmittagszuge wieder in Dorpat eintreffend, wird er von Oros stürmisch begrüßt und findet Alles zu seinem Empfang bereit.

Die neue Aufwärterin, Carline, ist eine brauchbare Person, hält die Wohnung rein und ordentlich, giebt den Hunden regelmäßig das Fressen, kurz, sorgt nach besten Kräften für das Behagen ihrer „Tuding's."

Sie hat schon den Tisch gedeckt und holt jetzt aus der Küche eine warme Speise, an die sie viel Sorgfalt verwandt hat. Das beste Stück Fleisch hat sie beim Schlächter ausgesucht, um ihrem lieben „Gebharderra" seine Lieblingsspeise herzustellen.

Brod und Butter, Käse, Bier und weichgekochte Eier stehen schon auf dem reinen Tischtuch. Es sieht alles sehr einladend aus und nachdem er sich vom Reisestaub gesäubert, macht Gebhard sich mit Appetit an all' die guten Sachen.

Carline bringt den Thee und watschelt dann an den Schreibtisch.

„Aette fast vergessen. Da sind auch Briewe. Ab sie hinter dickes Puch gelegt, damit nicht verkramt werden."

„Drei Briefe." Gebhard lehnt sich in seinen Stuhl zurück.

„Ah, von Nora, und endlich einer von Mama. Und eine Karte aus Fellin. Nett von Max, mich theilnehmen zu laſſen an ihren Erlebniſſen. Laß doch ſehen, was er ſchreibt. So, Rieſen fährt auf einige Wochen nach Riga.“

Nun öffnet er der Mutter Brief.

„Mein Herzensſohn!

Lange habe ich Dir nicht geſchrieben, ich konnte nicht die Feder führen und nur Nora hat Dir in meinem Namen danken können. Und doch thue ich es ſo gerne ſelbſt, denn was mir Deine Briefe ſind, mein Sohn, das weißt Du längſt und daß Du, trotz Examensarbeiten und ſonſtiger Abhaltungen Zeit findeſt, Deine alte Mama mit langen Plauderbriefen zu erfreuen, Du mein treues Kind, das danke ich Dir immer wieder aus vollſter Seele.

Mit welcher Ungeduld erwarte ich ſtets die Mittwochspoſt. Ich finde es ſo hübſch, daß Du mir gerade am Sonntag ſchreibſt. Viel Kirchengehen gehört ja wohl nicht zu den Tugenden eines Studenten, aber ich bin überzeugt, jede gute That gilt vor dem lieben Gott ſoviel, wie ein Gebet, und vor Ihm und ſeiner Gnade werthet eine Freude, die man ſeinen Mitmenſchen bereitet, höher als ein Sitzen in der Kirche, bei dem man ſeine Gedanken aus derſelben weit hinausſchweifen läßt.

„Was Ihr dem Geringſten Einer gethan, das thut Ihr mir,“ ſpricht der Herr.“

Gebhard wendet das Blatt — ein ſpäteres Datum.

„Sehr unwohl war ich eine Woche lang. Die böſe Kälte hat mich ſehr mitgenommen, das dumme Herz macht mir viel zu ſchaffen, auch ſchlimme Nervenſchmerzen — ſo blieb der angefangene Bogen liegen, aber dafür kann ich Dir gleich heute mittheilen, daß . . .“

Er lieſt und lieſt und plötzlich wird ſein Blick ſtarr,

die Finger, welche den Bogen halten, erzittern, krampfen ſich über dem Blatt zuſammen, der Herzſchlag ſtockt. Er wird leichenblaß, dann fluthet die Blutwelle jäh in's Haupt zurück, ein rother Nebel flimmert vor ſeinen Augen. Er wiſcht ſich mit der Hand über die Stirn.

Aefft ihn ein Spuck, oder hat er es wirklich geleſen, ſteht es da, ſchwarz auf weiß, auf dieſem kleinen Stück Papier, welches ſo leicht wiegt und ihm ſchwer dünkt, wie eine Centnerlaſt, daß er es nicht wieder bis zu den Augen heben kann.

Sein Herz pocht wie raſend, in ſeinen Schläfen hämmert das Blut, er athmet tief, ringt nach Luft. Mühſam erhebt er ſich, um an's Fenſter zu gehen, aber ein Schwindel packt ihn — er taumelt bis zu ſeinem Schreibtiſch und läßt ſich ſchwer in einen Stuhl niederſinken. Den verhängnißvollen Brief läßt er fallen — zerknittert liegt er vor ihm — und er ſtarrt darauf nieder, unfähig, ſich zu rühren.

Aufſchreien möchte er, und doch iſt ihm, als packe ihn etwas an die Gurgel, als ſchwinde ihm das Bewußtſein, aber keine barmherzige Ohnmacht umfängt die bis auf's Aeußerſte geſpannten Sinne, giebt ihm Vergeſſen, oh, nur auf Sekunden vergeſſen deſſen, was er geleſen, und was ſich mit glühenden Lettern eingebrannt in ſeine Seele: „Martha hat ſich verlobt.“

Immer ſieht er nur dieſe vier Worte vor ſich.

In Gedanken, mehr als einmal, hat er ſich ja ſchon die Möglichkeit dieſes Ereigniſſes dargeſtellt, aber ſiegreich hatte noch immer die blühende, junge Hoffnung alle Zweifelsgedanken überwunden, immer wieder hatte er ſich damit beruhigt — ſie iſt ja noch ſo jung!

Und jetzt iſt ſie Bernhard Troſtberg's Braut! Lange hatte die Mutterhand gezögert, ob ſie ihm mittheilen ſolle, was ihn, ſie ahnte es, ſchmerzlich treffen würde. Aber einmal mußte er es ja erfahren — da war es noch beſſer, es geſchah durch ſie, in einem Brief,

den man doch meiſt allein lieſt! — und ſo hatte ſie geſchrieben:

„Geſtern Abend war Frau von Theren hier und erzählte, Erica Troſtberg habe ihr einen Boten geſchickt mit der Nachricht, die ſie telegraphiſch erhalten: „Martha und Bernhard's Verlobung declarirt.“ —

Als Carline kommt, um den Tiſch abzuräumen, erſchrickt ſie über Gebhard's Ausſehen.

Wie im Traum hört er ihr angſtvolles „Wai Gottchen,“ giebt keine Antwort auf ihre beſorgte Frage: „Jungherrchen, ſind Sie krank?“ — winkt nur müde mit der Hand und weiſt zur Thüre.

Kopfſchüttelnd geht ſie hinaus.

„Wie ein marmorene Bild at er ausgeſehen,“ klagt ſie eine Weile ſpäter der Wäſcherin Elischen, welche die reine Wäſche gebracht hat und ſich am Heerdfeuer die Finger wärmt.

„Und Beefſteck mit tatarige Sauce, wo er doch ſonſten ſo liebte, hat er nicht angerührt!“

Zur gewohnten Stunde will ſie die Lampe hineinbringen, aber ſie findet die Thüre verſchloſſen.

Gebhard hat den Riegel vorgeſchoben. Nur nicht ſprechen, Niemand ſehen müſſen. Wie gut, daß Rieſen noch nicht zurück, die anderen Kameraden nichts von ſeiner Rückkehr wiſſen. Immer noch iſt er wie gelähmt, nur das wilde Pochen ſeines Herzens will nicht aufhören. — —

Draußen iſt es allmählich ganz dunkel geworden, ſchwacher Laternenſchein allein erhellt das Zimmer.

Ein paar Mal hat Oros den Kopf in ſeine Hand gedrückt, um ihn an ſeine Anweſenheit zu erinnern, ihn aufzufordern, mit ihm hinauszugehen zum gewohnten Abendſpaziergang. Mit leerem Blick hat er ihn angeblickt, „ſein Kameradchen“, — wie er ihn häufig in zärtlichen Momenten nennt, — verſtändnißlos für Alles,

was ihn umgiebt, etwas anderes iſt, als ſein Schmerz, den wühlenden, zerfleiſchenden.

„Martha, Martha!“ ſtöhnt er auf. „Habe ich Dich wirklich verloren, für immer verloren? Und vielleicht durch eigene Schuld.“

Oh, hätte er geſprochen, ihr einmal geſagt von ſeiner Liebe, ſeiner Leidenſchaft. Hätte er geworben, heiß, glühend, die Hinderniſſe nicht beachtend, Gegenliebe zu erwecken geſucht — vielleicht hätte ſie ihn erhört.

Und jetzt iſt ſie die Braut eines Andern!! . . .

Vorſtellung reiht ſich an Vorſtellung. Und er ſoll die Qual dieſes Gedankens ertragen, immer, immer?! Das kann er nicht, nein, das kann er nicht!

Scheu ſtreicht ſein Blick die Waffen, welche an der Wand hängen. Wie raſch iſt ſolch ein blinkendes Ding geladen — dann ein Druck — und die Qual iſt vorbei!! — —

Aber mehr noch als gegen ſich ſelbſt möchte er die Waffe richten gegen ihn, gegen den, der ſie ihm geraubt hat.

Tolle Gedanken wirbeln durch ſein fieberndes Hirn. In dieſem Augenblick erſcheint ihm Alles, was er je gegen den Zweikampf geſagt, eine Thorheit, hirnverbrannter Unſinn, verblendete Phraſe. — Was Forderung? was Duell? Ihm dünkt es einfach ein gutes Recht, ohne Weiteres, ohne ein Wort, den niederzuſchießen, der ihm das Kleinod ſeiner Seele geraubt, ihn, deſſen Hände ſich liebkoſend um ihren jungen Leib legen, deſſen Lippen ſie in heißem Kuſſe berühren werden, der Glück trinken wird aus ihren Augen, ihn, dem ſie ganz zu eigen ſein wird!

Er kann die Vorſtellung nicht zu Ende denken, wild kreiſt das Blut in ſeinen Adern, ſeine Gedanken flackern. Wie eine dunkle Wolke ſenkt es ſich auf ihn herab — über ein Weniges und die allzu ſtraff geſpannte Seite in ſeinem Innern ſpringt.

Ein irres Lachen ſchallt durch den Raum.

Selbſtvernichtung dünkt ihm plötzlich eine Erlöſung. Er macht ein paar Schritte zur Wand zu, ſeine Hand greift ſchon nach dem Revolver .... da kniſtert etwas unter ſeinem Fuß — der Mutter Brief. Seine Mutter!? Um Gotteswillen, er tödtet ja auch das Glück und den Frieden ſeiner Mutter, wenn er dieſe Sünde begeht.

Er bricht in die Knie und wildes, thränenloſes Schluchzen erſchüttert den jungen Körper.

Dann richtet er ſich auf, ihm iſt plötzlich, als ob er Luft haben müſſe, um nicht zu erſticken, hinaus, hinaus, oder er beherrſcht ſich nicht länger, faßt doch nach der Waffe... es gibt ein Unglück!

Er ergreift Deckel und Mantel, — Oros umſpringt ihn mit Freudenlauten, und Beide ſtürmen hinaus. Weiter, immer weiter, planlos, ziellos.

Plötzlich ſteht er an der Bahnüberfahrt. Er weiß nicht, wie er dahin gelangt iſt.

Von fernher, in die dunkle Stille, fällt der Pfiff einer Lokomotive. Wieder überkommt ihn der Drang der Selbſtzerſtörung mit treibender Gewalt.

Sich auf die Schienen legen, den Zug erwarten, Ruhe und Vergeſſen finden, nicht mehr denken, fühlen — die wahnwitzigen Gedanken ſuchen Macht zu gewinnen über ihn, aber hier und überall, jedes Mal, wo er die eigene Vernichtung ſucht, ſagt ihm eine innere Stimme laut und vernehmlich: „Du tödteſt auch Deine Mutter.“

Und langſam, gebeugten Hauptes geht er nach Hauſe.

Auch in den nächſten Tagen verläßt er erſt mit Anbruch der Dunkelheit ſeine Wohnung, ſucht die entlegenſten Straßen auf, oder wandert weit hinaus, macht ſich gewaltſam müde mit langen Märſchen auf den vom Thauwetter aufgeweichten Wegen.

Ueberglücklich iſt Oros über dieſe Promenaden, die ihn an ſelige Zeiten in Krakenorm erinnern, und tiefbefriedigt leckt er nachher ſeine ſchmutzigen Pfoten,

während, von quälenden Gedanken gemartert, ſein Herr vor ſich hinſtarrt, ſtundenlang.

Grauenhafte Wochen folgen. Am Tage keine Ruhe, — ſeine Bücher ſieht er nicht an! — in den Nächten kein Schlaf. Mit hämmernden Pulſen und brennenden Augen liegt er Stunde um Stunde wach da.

Uebernächtig ſteht er auf, tiefdunkle Schatten unter den Augen, erſchreckend blaß.

* * *

„Jungherrchen müßte zu Docter's gehen, muß krank ſein, haber will habſolut nicht ören hauf halte Carline," vertraut die arme Seele in heller Angſt ihrer Buſenfreundin, der Aufwärterin im Nebenhauſe, an.

„Sagt, das wird vorübergehen."

Und es geht vorüber. Alles geht vorüber! —

Es kommt der Tag, wo die furchtbare Erregung ſich mindert, aber nun iſt es Gebhard, als kröche eine Eiſeskälte bis an ſein Herz und Alles werde dort ſtumpf und ſtarr. Und da greift er auch wieder nach ſeinen Büchern, verſenkt ſich auf's Neue in die verſchlungenen Wege der Rechtslehre aller Staaten, und die Arbeit, die raſtloſe, wird ſein Troſt, ſeine Rettung.

Standhaft weiſt er Alles ab, was die quälenden Vorſtellungen erneuern könnte, und es gelingt ihm, ſeine Phantaſie in Bann zu halten, durch die trockene, unbarmherzige Logik des römiſchen Rechts.

Eines Tages erhält er die Verlobungsanzeige.

Mit einem ſtumpfen Wehgefühl lieſt er die wenigen Zeilen in der gebräuchlichen Form, aber dann iſt es doch für Tage aus mit dem ernſten Arbeiten — er muß wieder hinaus, hinaus, wandert raſtlos Stunden und Stunden, im Frühlingsſturm, der über die Fluren brauſt, neues Leben, neues Hoffen verkündend.

Wenn er ſich zu den Anderen geſellt, in Kneipe und Conventsquartier — was aber immer ſeltener ge-

ſchieht — iſt er ſcheinbar der Alte. Geiſtſprühend, witzig, voll Humor und guter Einfälle, iſt er der Mittelpunkt eines Kreiſes von Zuhörern, aber das Sonnige iſt wie weggewiſcht aus ſeinen Zügen, die Augen haben ihren Glanz verloren, der Mund zeigt ſchärfere Linien. Zwar bemerken Alle den veränderten Ausdruck, aber man ſchiebt es auf das angeſtrengte Arbeiten, nur Erich ſieht tiefer, blickt beſorgt auf den Vetter. Und als er eines Nachmittags in Corporationsangelegenheiten zu ihm kommt und ihn allein findet — Rieſen bleibt zu Oſtern in Riga! — verſucht er zu ſcherzen:

„Heraus mit der Sprache, Gebhardus, Du mußt krank ſein. Du ſiehſt wirklich miſerabel aus. Man muß nichts einreißen laſſen. Mir ſcheint Dein Herz nicht ganz in Ordnung zu ſein?“

„Wie ſo?“ In leichter Verlegenheit fragt es Gebhard.

Scheinbar unbefangen fährt Erich fort:

„Der Profeſſor Dohrenberg lieſt im Colleg gerade Herzkrankheiten und ſprach neulich von einer Form, die hauptſächlich junge Leute unter 20 Jahren befällt. Symptome ſind . . . .“ Es folgt eine Aufzählung derſelben.

Gebhard hat ſich unterdeſſen gefaßt.

„Am Ende könnte es ſtimmen. Das iſt ſo ziemlich, was ich ſeit Weihnachten empfinde, nur maß ich der Sache keine Bedeutung bei und gab ihr keinen wiſſenſchaftlichen Namen. Aber wenn Du ein Verſuchskaninchen brauchſt, um zu experimentiren, Deine erſte Cur zu machen, ſo ſtehe ich zur Verfügung und erlaube Dir Deine erſte Auskultation an mir vorzunehmen, Du zukünftiger großer Profeſſor. Nur auf eins mache ich Dich gleich aufmerkſam, Pillen ſchlucke ich nicht, Tropfen zähle ich nicht u. ſ. w. u. ſ. w., und meine Examensarbeiten gebe ich nicht auf.“

„Aber wenn ich Dir Spazierengehen verordne, täglich ein hygieniſcher Gang von 1—2 Stunden?“

„Ich renne ja ſchon ſoviel ich kann. Frage nur Dros.“

„Nun, dann könnteſt Du noch reiten. Block hat ſehr gute Pferde.“

„Das werde ich mir überlegen, obgleich es nur ein halbes Vergnügen iſt, ſich in einer Manege herumzudrehen.“

„Zugegeben, aber im Freien erlauben es weder die Witterung noch die Wege, und recht viel körperliche Motion mußt Du haben.“

„Gut, Herr Doctor, ich werde mich bemühen, Ihren Vorſchriften nachzukommen.“

* * *

März iſt vorüber — April, der launiſche Geſell, führt das Regiment nach alter Art. Sonnenblicke, die verheißen, Regenſchauer, die Knospen erwecken, Fröſte, die nicht mehr ſchrecken. Der Schnee ſchmilzt, Weidenkätzchen grüßen, Wandervögel ziehen, Frühlingsahnen liegt in der klaren Luft.

„Du, Eliſabeth, iſt es nicht rein zum Kuckerballſchlagen, daß jetzt der Frühling kommt und wir bald fortfahren, nach Hauſe. — Aber Du hörſt ja garnicht, was ich ſage, Du biſt ſchon wieder weiß der Himmel wo mit Deinen Gedanken?“

„Ja! Marie, was willſt Du?

Die Schweſtern ſitzen, mit Handarbeiten beſchäftigt, im Wohnzimmer.

Marie hat es in Gnaden übernommen, ihres Lieblingsbruders Socken — die ſich in unqualifizirbarem Zuſtande der Auflöſung befanden — zu ſtopfen, und mit lobenswerther Energie benutzt ſie die Oſterfeiertage zu dieſer, bei ihrer Abneigung gegen dergleichen

Beſchäftigungen, große Aufopferungsfähigkeit bekundenden Thätigkeit.

„Was ich will? Daß Du mir ſagſt, ob Du Dich nicht darauf freuſt. Eigentlich müßte man ſchon jetzt nach Therenhof zurück — himmliſch muß es auf dem Lande ſein.“

„Ja, grundloſe Wege, Pantſch und wieder Pantſch,“ läßt ſich die Tante vernehmen, die, Rechnungen machend, an ihrem Schreibtiſch ſitzt.

„Schadet nichts, — wozu giebt es Waſſerſtiefel. Mit denen kommt man überall durch. Und dafür kann man Flüßchen machen, hört die Staare pfeifen, ſieht die erſten Gräſer ſprießen, kurz, genießt den Frühlingseinzug vom erſten Vogelgezwitſcher an bis zum Aufbrechen der erſten Knospen. Nein, ich möchte um keinen Preis immer in der Stadt wohnen.“

„Ich auch nicht, obgleich ich mich in Dorpat ſehr gut eingelebt habe, bei dem lieben Tantchen,“ äußert Eliſabeth mit einem innigen Blick zur Profeſſorin hin.

Marie läßt ihre Arbeit in den Schooß ſinken und ſieht mit Augen, in denen der Schelm lacht, die Schweſter an.

„So gut, daß Du ſicher die grünen Deckel der Livonia, Eſtonia und Curonia ſchmerzlich vermiſſen wirſt — nicht? — Uebrigens in letzter Zeit verirren ſie ſich ſelten genug in unſere Straße. Sag' mal, warum kommt Gebhard Rehburg garnicht mehr zu uns?“

„Max ſagte ja neulich, er arbeite angeſtrengt zum Examen.“

„Deswegen kann er ſich immer hier zeigen, wenigſtens vier Wochen war er nicht hier. Nein, ich glaube, da liegt ein anderer Grund vor.“ Marie ſenkt die Stimme. „Du haſt ihn gewiß ſchlecht behandelt.“

„Ich? — Wie kommſt Du darauf?“

„Backfiſche haben auch Augen, und das konnte ein Blinder ſehen, wie gern ihr immer zuſammen wart,

aber bei aller Freundſchaft kann man ſich doch hin und wieder zanken. Das Sprichwort ſagt: „Was ſich l . . . .“ Sie hält inne, weil die Tante näher tritt.

„Sieh, Tante, dies Loch habe ich fein zugekriegt,“ — mit dieſen Worten lenkt das übermüthige Mädchen die Aufmerkſamkeit der alten Dame von der erröthenden Schweſter ab — „und jetzt bin ich mit dem zweiten Paar fertig. Das iſt für heute wahr und wahrhaftig genug — mehr kann ich nicht. Es kribbelt mir ſchon in allen Fingern. Liſabetha, Dein ſchöner Teppich wird gewiß auch noch rechtzeitig zu Marthas Hochzeit fertig, wenn Du jetzt mit mir ſpazieren gehſt. Es hat zu regnen aufgehört und wir wollen zum Photographen, die Probebilder abholen. Ich bin ſo ſchrecklich neugierig ſie zu ſehen.“

„Wenn es für Eliſabeth nicht zu windig iſt,“ meint die Profeſſorin.

„Es ſind ja 8 Grad Wärme im Schatten, Tantchen. das ſchönſte Wetter.“

„Aber ſie iſt ſo blaß,“ beharrt die Tante.

„Das kommt von der Lie . . .“ — Liebe hat Marie vorlaut ſagen wollen, aber ein Blick auf Eliſabeth läßt ſie anders ſchließen — „=gerei im Bett und ewigen Sitzerei im Zimmer. Sie muß gerade viel an die friſche Luft.“

Die Tante willigt ſchließlich ein, und die jungen Mädchen kleiden ſich zum Spaziergang an.

Es iſt wirklich ein köſtlicher Frühlingstag: Der Himmel lacht blau hernieder, wie reingewaſchen, die Luft iſt mild, von Dächern und Firſten tropft es und die Spatzen zwitſchern in den kahlen Aeſten, als redeten ſie von Neſterbauen.

Nachdem die Schweſtern bei Schulz ihre Bilder bekommen, ſchreiten ſie über den Barklayplatz zu Inſelberg. Am Ungernſchen Hauſe lehnt, Apfelſinen eſſend, eine Schaar Livonen. Die Deckel fliegen von den Köpfen

und Max, der auch dabei war, gesellt sich zu den Schwestern, welche in die Ritterstraße einbiegen.

„Wart Ihr beim Photographen? Sind die Bilder gut gerathen? Zeigt doch her! Bekomme ich als gehorsamer Bruder auch ein Exemplar oder werden dieselben bloß für Eure Verehrer bestellt? Dann müssen es schon ein paar Dutzend sein," neckt er und öffnet den Umschlag.

„Sieh doch mal! ganz gut, besonders Dein Bild, Marie. Du wirst ja eine Schönheit, kleine Schwester, die Nase wird immer kürzer, der Mund vom vielen Lachen immer breiter — die Stirn vom vielen Lernen..."

„Du bist wirklich gräßlich," unterbricht Marie empört.

In diesem Augenblick haben sie die Ecke des Marktplatzes erreicht und erblicken Gebhard und Erich, die ihnen entgegenkommen. Oros, der den Vettern vorausläuft, begrüßt schweifwedelnd die Theren's.

Gebhard, mit gesenktem Haupte dahinschreitend, sieht auf und bleibt grüßend stehen.

Elisabeth erschrickt über sein Aussehen: „Mein Gott, wie elend er aussieht!" denkt sie.

In ihrer ungestümen Weise hat Marie schon diesen Gedanken Ausdruck gegeben.

„Aber Herr von Rehburg, was hat Sie so verändert? Was haben Sie mit sich angefangen?"

„Studirt. Zum ersten Pandecten, zum zweiten Pandecten und zum dritten wieder dasselbe. Sie haben sich so oft gewünscht, Student zu sein, Fräulein Marie, aber wenn es erst zu den Examensarbeiten kommt, zu dem eigentlichen Zweck des Hierseins, da zeigen sich die weniger verlockenden Seiten desselben."

„Ja, das ist eine böse Sache," meint Max.

„In welchen Zustand ein Schädel geräth, den man längere Zeit mit altem römischen Recht füttert, darüber geht mir schon eine bange Ahnung auf, wenn ich auf all' diese zukünftigen Kirchspielsrichter blicke.

O hehre Juſtitia, weßhalb ſind Deine Wege ſo verſchlungen, Deine Höhen ſo mühſam zu erreichen. Ich werde beim Heraufklimmen wohl auch ſo mager und bleich werden, wie Baldur, dem wir ſchon gedroht haben, daß wir ihn umtaufen würden, wenn er nicht bald eine andere Miene aufſetzt.“

„Bis Dein Vollmondgeſicht ſich in Folge ſchwerer Gedankenarbeit in die Länge zieht und ſeine roſige Färbung verliert, wird wohl noch viel Embachwaſſer in den Peipus fließen,“ lacht Erich.

„Bitte ſehr! — Wenn ich mal anfange, werde ich ſehr gewiſſenhaft ochſen. Euer blaues Wunder ſollt Ihr erleben, bis zu welcher Gelahrtheit ich es bringen werde. Papa ſieht mich im Geiſte ſchon als Hofgerichtspräſidenten.“

„Armes Hofgericht,“ neckt Marie den Bruder, aber ihr Blick ruht dabei auf Gebhard's übernächtigen Zügen.

„Pandecten, Jura, Studium! — das allein? Nein, da ſtimmt etwas nicht!“ ſtellt ſie innerlich feſt.

Schweigend iſt er neben ihnen hergegangen.

„Jetzt muß ich mich verabſchieden,“ ſagt er nach einer kurzen Strecke, „ich muß hier einbiegen.“

Marie's offen fragende, Eliſabeth's ſcheu erſchreckte Augen ſind ihm ſchwer zu ertragen.

„Ich hoffe, wir ſehen Sie bald,“ ſagt Eliſabeth und reicht ihm die Hand. „Tante und Onkel werden ſich ſehr freuen über ihr Erſcheinen.“

„Wenn Sie erlauben, komme ich Sonntag zum Thee.“

Kaum, daß er außer Hörweite, platzt Marie los: „Um Himmelswillen, Max, was iſt ihm paſſirt?“

Auch Eliſabeth ſtellt innerlich dieſe Frage, aber ihre Lippen bleiben ſtumm.

„Was iſt ihm geſchehen? Ah!“ — Ein jäher Blitz der Erkenntniß durchzuckt ſie. Aber nein! unmöglich! — Sie ſchilt ſich thöricht. Ja, er hat ihr ge-

huldigt, für sie geschwärmt, aber mehr konnte es nicht sein, sonst hätte doch Martha gewartet.

Wie kann man einen Andern wählen, wenn man eines Gebhard Rehburg's Liebe besitzt.

„Nichts Besonderes," hat unterdessen Max geantwortet. „Ueberarbeitung. Das giebt sich nach glücklich bestandenem Examen und in den Ferien wieder, meint Erich, der ihn behorcht und beklopft hat. Arbeitet höllisch gewissenhaft, Gebhard."

Am Sonntag erscheint Gebhard verabredetermaßen bei Professor Dohrenberg und zum ersten Mal überkommt ihn in Elisabeth's Nähe wirkliche Ruhe, eine Ruhe, die nicht Uebertäubung ist.

Sie plaudert so schwesterlich mit ihm, fragt nach seinem Studium, erzählt ihm, was sie in der letzten Zeit gelesen, und ihm ist, als blicke er in einen klaren, tiefen See, der nur reines Himmelsblau widerspiegelt. Die Professorin erkundigt sich nach der neuen Wohnung, läßt sich Alles beschreiben und allmählich wird er gesprächiger, etwas von seiner früheren Verve bricht durch und er erzählt launig von der alten Carline, die sich als eine vortreffliche Acquisition bewährt.

„Wirklich eine Perle von Aufwärterin, und sie kocht so gut, daß wir uns von den Garküchenmittagen emancipirt haben und sogar, wenn wir in gnädiger Laune sind, verhungerten Füchsen Aufnahme gewähren."

Mit dem Professor discutirt er über medicinische Fragen, neckt Marie, die er zu ihrem größten Entzücken immer „Fräulein Corpsschwester" oder „Commilitone Theren" nennt, kurz, ist zuletzt ganz der Alte und sein Wesen löscht Elisabeth's letzte Zweifel aus.

„Es wird doch nur ein Uebermaaß geistiger Arbeit gewesen sein." Damit beschwichtigt sie sich selber.

* * *

„Ihr wohnt hier wirklich äußerſt gemüthlich.“

Max Theren iſt es, der dieſe Worte ſpricht, als er, gefolgt von Broſt, ins Zimmer tritt, wo Gebhard und Rieſen, arbeitend, an ihren Schreibtiſchen ſitzen.

Auf einem Fenſterbrett liegt Oros und läßt ſich von der warmen Morgenſonne beſcheinen, welche den kleinen, aber behaglich möblirten Raum mit hellem Licht durchfluthet.

An der hinteren Wand ſteht ein Pianino, und ein mit Schlägern und Waffen aller Art geſchmückter Teppich, ſowie eine Collection eingerahmter Bilder verdecken zum Theil die getünchten Wände.

Das mit blauem Rips bezogene Sopha und einige Lehnſtühle, die Schreibtiſche, ſowie ein großes Bücherregal vervollſtändigen die Einrichtung.

„Seid Ihr allzutief in Eure Jurisprudenz verſunken,“ beginnt Max auf's Neue, „oder darf man Euch etwas erzählen? Ich habe einen ganzen Sack voll intereſſanter Dinge auszukramen.“

„Na, ſchieß los, wir ſind ganz Ohr — Du triffſt es gut.‘

„Alſo, Wolfgang hat geſtern ſeinen 6. Verweis bekommen. An jedem Semeſterende balancirt er ſo auf des Meſſers Schneide herum. Er iſt überhaupt in einer rabiaten Stimmung, und Molten — (Molten iſt nach Gebhard's Abgang Senior geworden) kann mit ſeiner Oppoſition beim beſten Willen nicht fertig werden.“

Gebhard und Rieſen ſehen ſich an.

„Das war zu befürchten,“ ſagt Letzterer.

„Um Tiefenthal's Angriffe zu pariren, bedarf es einer forſcheren Zunge, als Molten ſie beſitzt. Mit bloßer Anſtändigkeit kommt man da nicht durch.“

Gebhard verhält ſich ſchweigend. Ihn überkommt etwas wie Bedauern, daß er nicht mehr ſo eingreifen kann in die Angelegenheiten der Corporation, keinen Antheil mehr hat an ihrer Führung, wie damals, als er auf den Conventen ſeine Feuerreden hielt.

Er und Rieſen haben ſich mehr und mehr von dem Corporationsleben zurückgezogen, und was in der Livonia ſchäumt und brandet, wirft nur hin und wieder eine Welle in ihre Arbeitsklauſe.

Nur dazwiſchen, wenn ſie gerade ſo gnädig ſind ihm zuzuhören, ſtatt ihn einfach herauszuſchmeißen, erfahren ſie von einem jüngeren Farbenträger von den internen Angelegenheiten derſelben, und was die Gemüther in Spannung erhält.

Max hat im Plaudern ein Buch von Rieſen's Schreibtiſch genommen und lieſt jetzt laut den Titel:

„Ihering — Geiſt des römiſchen Rechts."

Mit einer Grimaſſe wirft er es weg.

„Heiliger Pankratius! das eröffnet gleich einen ſchaudernden Blick in eine ganze Welt voll Mühſale für die Gehirnorgane! Noch gehe ich dieſen Scharteken aus dem Wege — mit einem weiten Bogen! — aber Sandern, der Ausbund, hat neulich ſchon einen ganzen Waſchkorb ſolch unheimlicher Druckerzeugniſſe angeſchleppt. Einem graut ja ſchon von der Farbe. A propos, Farbe, da muß ich Euch eine ſuperbe Geſchichte erzählen, die geſtern einem Fechtbodiſten der Eſtonia paſſirt iſt.

Geht er da — wie immer natürlich arg geladen — die Teichſtraße entlang und kommt an ein Haus, wo eben einige Arbeiter mit dem Anſtreichen der Außenwände beſchäftigt ſind. Er fängt unvorſichtiger Weiſe an, die Kullen zu mopſen. Die Kerls ärgern ſich und nicht faul, kriegen ſie den Tſchuchen am Schlawittchen feſt und malen ihm Kopf und Geſicht ganz dick mit grüner Farbe an. Wie er es fertig bringen wird, ſie aus ſeinen Haaren heraus zu bekommen, iſt mir ſchleierhaft.

Sandern und Ecken, die gerade dazu kamen, befreiten ihn aus den Händen der kunſtbefliſſenen Anſtreicher, konnten ſich aber des Lachens über den Anblick, den er bot, nicht erwehren. Das nahm er krumm und

das Ende vom Liede war eine doppelte Forderung. „Undank iſt der Welt Lohn.“

* * *

Zwei Drittel des Aprils ſind vergangen und Mai lugt über die Grenze, hat ſchon ſeine Vorboten geſchickt, alle die lieben Singvögelchen, damit ſie ihn bei ſeinem Einzug mit lautem Schall begrüßen. Der Wandertrieb erwacht auch in dem Menſchen, Natur ſchmückt ſich mehr und mehr, öffnet die Arme und ſagt: „Komm, bade Dir die Seele rein und geſund im Frieden meiner Einſamkeit.“

Nicht mehr in weiter, durch Schnee, Nebel und Regen getrübter Ferne winkt der Sommer, und mit Ungeduld blicken ihm die wintermüden Augen entgegen.

Näher und näher rücken auch die Univerſitätsferien. O Zauberwort „Sommerferien“.

Noch einmal aber zum 21. April und beſonders zur Walpurgisnacht lodert ſie auf, die ganze Begeiſterungsgluth der academiſchen Jugend.

An den funkenſprühenden Freudenfeuern verſammeln ſich die grün- und ſchwarzmützigen Schaaren der Corporellen, gruppirt ſich eine Jede auf den ihr von altersher zugewieſenen Plätzen. Körbe von Bier werden herangeſchleppt. Fröhlich kreiſen die Becher, und die Lieder, ſie ſteigen empor zum hellen Frühlingshimmel, wecken ein Echo in der Domruine und einen Widerhall in alten und jungen Herzen, da, wo in den Anlagen des Doms ſich — Kopf an Kopf — die Bewohner Dorpats verſammelt haben.

Marie, die mit Eliſabeth und dem Onkel in der vorderſten Reihe einen guten Platz gefunden hat, geräth in einen ſolchen Taumel des Entzückens, daß ſie am liebſten mitſingen möchte.

„Gaudeamus igitur,
Juvenes dum sumus.“

„Es iſt wohl kränkend, daß man kein Junge iſt. Himmliſch muß es ſein als Student, ſowas mitzumachen.“

„Ja! und einen gründlichen Schnupfen zu kriegen,“ meint trocken der Profeſſor.

„Das iſt aber der köſtliche Leichtſinn der Jugend — er denkt nicht an das dicke Ende, welches meiſtens nachkommt. Eigentlich iſt dieſer ganze Rummel, wo ſie auf der kalten, feuchten Erde lagern, ein rechter Unſinn, und in 8 Tagen zum Commers in Mollatz machen ſie es nicht viel beſſer.“

„Ach, dieſer achte Mai“ — ſagt Marie mit einem bedauernden Ton in der Stimme. „So ſehr ich darauf brenne, nach Therenhof zu kommen — wäre nicht Mamas Geburtstag am ſechſten, ich bliebe hier, um den berühmten Umritt zu erleben. Beſonders hätte ich für mein Leben gern Axel Rehburg als Oldermann auf dem lieben alten Fahnenfuchs durch die Straßen paradiren ſehen, gefolgt von der Schaar berittener Füchſe.

Sie erzählen Alle ganz begeiſtert davon — und von der tollen Wirthſchaft am Flaſchenkruge habe ich auch ſoviel gehört. Da ſauſen die Vier- und Sechsſpänner in Carriere vorbei und die Füchſe jagen ihnen nach, um den Inſaſſen die herausgereichten Flaſchen zu entreißen. Großer Triumph, wer die Meiſten abfangen kann. — Und eines habe ich mir ausgedacht! Wir machen in Therenhof auch einen Umritt. Ich nähe mir eine große roth-grün-weiße Fahne und, ſie haltend, reite ich voraus, den grünen Deckel auf dem Kopf! — wer von den Krabaten ſchon im Sattel ſitzen kann, hinterdrein. Ihr Uebrigen folgt in Kaleſchen und ſonſtigen Equipagen, und wir machen im Walde den erſten Picknick mit allem Drum und Dran — ſo feiern wir auf unſere Art den Tag mit. —

Ach, Eliſabeth, ſieh doch, welch ein mächtiges Feuer.“

„Aber wenn ich Dir Spazierengehen verordne, täglich ein hygieniſcher Gang von 1—2 Stunden?“

„Ich renne ja ſchon ſoviel ich kann. Frage nur Oros.“

„Nun, dann könnteſt Du noch reiten. Block hat ſehr gute Pferde.“

„Das werde ich mir überlegen, obgleich es nur ein halbes Vergnügen iſt, ſich in einer Manege herumzudrehen.“

„Zugegeben, aber im Freien erlauben es weder die Witterung noch die Wege, und recht viel körperliche Motion mußt Du haben.“

„Gut, Herr Doctor, ich werde mich bemühen, Ihren Vorſchriften nachzukommen.“

* * *

März iſt vorüber — April, der launiſche Geſell, führt das Regiment nach alter Art. Sonnenblicke, die verheißen, Regenſchauer, die Knospen erwecken, Fröſte, die nicht mehr ſchrecken. Der Schnee ſchmilzt, Weidenkätzchen grüßen, Wandervögel ziehen, Frühlingsahnen liegt in der klaren Luft.

„Du, Eliſabeth, iſt es nicht rein zum Kuckerballſchlagen, daß jetzt der Frühling kommt und wir bald fortfahren, nach Hauſe. — Aber Du hörſt ja garnicht, was ich ſage, Du biſt ſchon wieder weiß der Himmel wo mit Deinen Gedanken?“

„Ja! Marie, was willſt Du?

Die Schweſtern ſitzen, mit Handarbeiten beſchäftigt, im Wohnzimmer.

Marie hat es in Gnaden übernommen, ihres Lieblingsbruders Socken — die ſich in unqualifizirbarem Zuſtande der Auflöſung befanden — zu ſtopfen, und mit lobenswerther Energie benutzt ſie die Oſterfeiertage zu dieſer, bei ihrer Abneigung gegen dergleichen

Beſchäftigungen, große Aufopferungsfähigkeit bekundenden Thätigkeit.

„Was ich will? Daß Du mir ſagſt, ob Du Dich nicht darauf freuſt. Eigentlich müßte man ſchon jetzt nach Therenhof zurück — himmliſch muß es auf dem Lande ſein.“

„Ja, grundloſe Wege, Pantſch und wieder Pantſch,“ läßt ſich die Tante vernehmen, die, Rechnungen machend, an ihrem Schreibtiſch ſitzt.

„Schadet nichts, — wozu giebt es Waſſerſtiefel. Mit denen kommt man überall durch. Und dafür kann man Flüßchen machen, hört die Staare pfeifen, ſieht die erſten Gräſer ſprießen, kurz, genießt den Frühlingseinzug vom erſten Vogelgezwitſcher an bis zum Aufbrechen der erſten Knospen. Nein, ich möchte um keinen Preis immer in der Stadt wohnen.“

„Ich auch nicht, obgleich ich mich in Dorpat ſehr gut eingelebt habe, bei dem lieben Tantchen,“ äußert Eliſabeth mit einem innigen Blick zur Profeſſorin hin.

Marie läßt ihre Arbeit in den Schooß ſinken und ſieht mit Augen, in denen der Schelm lacht, die Schweſter an.

„So gut, daß Du ſicher die grünen Deckel der Livonia, Eſtonia und Curonia ſchmerzlich vermiſſen wirſt — nicht? — Uebrigens in letzter Zeit verirren ſie ſich ſelten genug in unſere Straße. Sag' mal, warum kommt Gebhard Rehburg garnicht mehr zu uns?“

„Max ſagte ja neulich, er arbeite angeſtrengt zum Examen.“

„Deswegen kann er ſich immer hier zeigen, wenigſtens vier Wochen war er nicht hier. Nein, ich glaube, da liegt ein anderer Grund vor.“ Marie ſenkt die Stimme. „Du haſt ihn gewiß ſchlecht behandelt.“

„Ich? — Wie kommſt Du darauf?“

„Backfiſche haben auch Augen, und das konnte ein Blinder ſehen, wie gern ihr immer zuſammen wart,

aber bei aller Freundſchaft kann man ſich doch hin und wieder zanken. Das Sprichwort ſagt: „Was ſich l . . . .“ Sie hält inne, weil die Tante näher tritt.

„Sieh, Tante, dies Loch habe ich fein zugekriegt,“ — mit dieſen Worten lenkt das übermüthige Mädchen die Aufmerkſamkeit der alten Dame von der erröthenden Schweſter ab — „und jetzt bin ich mit dem zweiten Paar fertig. Das iſt für heute wahr und wahrhaftig genug — mehr kann ich nicht. Es kribbelt mir ſchon in allen Fingern. Liſabetha, Dein ſchöner Teppich wird gewiß auch noch rechtzeitig zu Marthas Hochzeit fertig, wenn Du jetzt mit mir ſpazieren gehſt. Es hat zu regnen aufgehört und wir wollen zum Photographen, die Probebilder abholen. Ich bin ſo ſchrecklich neugierig ſie zu ſehen.“

„Wenn es für Eliſabeth nicht zu windig iſt,“ meint die Profeſſorin.

„Es ſind ja 8 Grad Wärme im Schatten, Tantchen. das ſchönſte Wetter.“

„Aber ſie iſt ſo blaß,“ beharrt die Tante.

„Das kommt von der Lie . . .“ — Liebe hat Marie vorlaut ſagen wollen, aber ein Blick auf Eliſabeth läßt ſie anders ſchließen — „=gerei im Bett und ewigen Sitzerei im Zimmer. Sie muß gerade viel an die friſche Luft.“

Die Tante willigt ſchließlich ein, und die jungen Mädchen kleiden ſich zum Spaziergang an.

Es iſt wirklich ein köſtlicher Frühlingstag: Der Himmel lacht blau hernieder, wie reingewaſchen, die Luft iſt mild, von Dächern und Firſten tropft es und die Spatzen zwitſchern in den kahlen Aeſten, als redeten ſie von Neſterbauen.

Nachdem die Schweſtern bei Schulz ihre Bilder bekommen, ſchreiten ſie über den Barklayplatz zu Inſelberg. Am Ungernſchen Hauſe lehnt, Apfelſinen eſſend, eine Schaar Livonen. Die Deckel fliegen von den Köpfen

und Max, der auch dabei war, gesellt sich zu den Schwestern, welche in die Ritterstraße einbiegen.

„Wart Ihr beim Photographen? Sind die Bilder gut gerathen? Zeigt doch her! Bekomme ich als gehorsamer Bruder auch ein Exemplar oder werden dieselben bloß für Eure Verehrer bestellt? Dann müssen es schon ein paar Dutzend sein," neckt er und öffnet den Umschlag.

„Sieh doch mal! ganz gut, besonders Dein Bild, Marie. Du wirst ja eine Schönheit, kleine Schwester, die Nase wird immer kürzer, der Mund vom vielen Lachen immer breiter — die Stirn vom vielen Lernen..."

„Du bist wirklich gräßlich," unterbricht Marie empört.

In diesem Augenblick haben sie die Ecke des Marktplatzes erreicht und erblicken Gebhard und Erich, die ihnen entgegenkommen. Oros, der den Vettern vorausläuft, begrüßt schweifwedelnd die Theren's.

Gebhard, mit gesenktem Haupte dahinschreitend, sieht auf und bleibt grüßend stehen.

Elisabeth erschrickt über sein Aussehen: „Mein Gott, wie elend er aussieht!" denkt sie.

In ihrer ungestümen Weise hat Marie schon diesen Gedanken Ausdruck gegeben.

„Aber Herr von Rehburg, was hat Sie so verändert? Was haben Sie mit sich angefangen?"

„Studirt. Zum ersten Pandecten, zum zweiten Pandecten und zum dritten wieder dasselbe. Sie haben sich so oft gewünscht, Student zu sein, Fräulein Marie, aber wenn es erst zu den Examensarbeiten kommt, zu dem eigentlichen Zweck des Hierseins, da zeigen sich die weniger verlockenden Seiten desselben."

„Ja, das ist eine böse Sache," meint Max.

„In welchen Zustand ein Schädel geräth, den man längere Zeit mit altem römischen Recht füttert, darüber geht mir schon eine bange Ahnung auf, wenn ich auf all' diese zukünftigen Kirchspielsrichter blicke.

O hehre Justitia, weßhalb sind Deine Wege so verschlungen, Deine Höhen so mühsam zu erreichen. Ich werde beim Heraufklimmen wohl auch so mager und bleich werden, wie Baldur, dem wir schon gedroht haben, daß wir ihn umtaufen würden, wenn er nicht bald eine andere Miene aufsetzt."

„Bis Dein Vollmondgesicht sich in Folge schwerer Gedankenarbeit in die Länge zieht und seine rosige Färbung verliert, wird wohl noch viel Embachwasser in den Peipus fließen," lacht Erich.

„Bitte sehr! — Wenn ich mal anfange, werde ich sehr gewissenhaft ochsen. Euer blaues Wunder sollt Ihr erleben, bis zu welcher Gelahrtheit ich es bringen werde. Papa sieht mich im Geiste schon als Hofgerichtspräsidenten."

„Armes Hofgericht," neckt Marie den Bruder, aber ihr Blick ruht dabei auf Gebhard's übernächtigen Zügen.

„Pandecten, Jura, Studium! — das allein? Nein, da stimmt etwas nicht!" stellt sie innerlich fest.

Schweigend ist er neben ihnen hergegangen.

„Jetzt muß ich mich verabschieden," sagt er nach einer kurzen Strecke, „ich muß hier einbiegen."

Marie's offen fragende, Elisabeth's scheu erschreckte Augen sind ihm schwer zu ertragen.

„Ich hoffe, wir sehen Sie bald," sagt Elisabeth und reicht ihm die Hand. „Tante und Onkel werden sich sehr freuen über ihr Erscheinen."

„Wenn Sie erlauben, komme ich Sonntag zum Thee."

Kaum, daß er außer Hörweite, platzt Marie los: „Um Himmelswillen, Max, was ist ihm passirt?"

Auch Elisabeth stellt innerlich diese Frage, aber ihre Lippen bleiben stumm.

„Was ist ihm geschehen? Ah!" — Ein jäher Blitz der Erkenntniß durchzuckt sie. Aber nein! unmöglich! — Sie schilt sich thöricht. Ja, er hat ihr ge-

huldigt, für sie geschwärmt, aber mehr konnte es nicht sein, sonst hätte doch Martha gewartet.

Wie kann man einen Andern wählen, wenn man eines Gebhard Rehburg's Liebe besitzt.

„Nichts Besonderes," hat unterdessen Max geantwortet. „Ueberarbeitung. Das giebt sich nach glücklich bestandenem Examen und in den Ferien wieder, meint Erich, der ihn behorcht und beklopft hat. Arbeitet höllisch gewissenhaft, Gebhard."

Am Sonntag erscheint Gebhard verabredetermaßen bei Professor Dohrenberg und zum ersten Mal überkommt ihn in Elisabeth's Nähe wirkliche Ruhe, eine Ruhe, die nicht Uebertäubung ist.

Sie plaudert so schwesterlich mit ihm, fragt nach seinem Studium, erzählt ihm, was sie in der letzten Zeit gelesen, und ihm ist, als blicke er in einen klaren, tiefen See, der nur reines Himmelsblau widerspiegelt. Die Professorin erkundigt sich nach der neuen Wohnung, läßt sich Alles beschreiben und allmählich wird er gesprächiger, etwas von seiner früheren Verve bricht durch und er erzählt launig von der alten Carline, die sich als eine vortreffliche Acquisition bewährt.

„Wirklich eine Perle von Aufwärterin, und sie kocht so gut, daß wir uns von den Garküchenmittagen emancipirt haben und sogar, wenn wir in gnädiger Laune sind, verhungerten Füchsen Aufnahme gewähren."

Mit dem Professor discutirt er über medicinische Fragen, neckt Marie, die er zu ihrem größten Entzücken immer „Fräulein Corpsschwester" oder „Commilitone Theren" nennt, kurz, ist zuletzt ganz der Alte und sein Wesen löscht Elisabeth's letzte Zweifel aus.

„Es wird doch nur ein Uebermaaß geistiger Arbeit gewesen sein." Damit beschwichtigt sie sich selber.

* * *

was ihn umgiebt, etwas anderes iſt, als ſein Schmerz, den wühlenden, zerfleiſchenden.

„Martha, Martha!“ ſtöhnt er auf. „Habe ich Dich wirklich verloren, für immer verloren? Und vielleicht durch eigene Schuld.“

Oh, hätte er geſprochen, ihr einmal geſagt von ſeiner Liebe, ſeiner Leidenſchaft. Hätte er geworben, heiß, glühend, die Hinderniſſe nicht beachtend, Gegenliebe zu erwecken geſucht — vielleicht hätte ſie ihn erhört.

Und jetzt iſt ſie die Braut eines Andern!! . . .

Vorſtellung reiht ſich an Vorſtellung. Und er ſoll die Qual dieſes Gedankens ertragen, immer, immer?! Das kann er nicht, nein, das kann er nicht!

Scheu ſtreicht ſein Blick die Waffen, welche an der Wand hängen. Wie raſch iſt ſolch ein blinkendes Ding geladen — dann ein Druck — und die Qual iſt vorbei!! — —

Aber mehr noch als gegen ſich ſelbſt möchte er die Waffe richten gegen ihn, gegen den, der ſie ihm geraubt hat.

Tolle Gedanken wirbeln durch ſein fieberndes Hirn. In dieſem Augenblick erſcheint ihm Alles, was er je gegen den Zweikampf geſagt, eine Thorheit, hirnverbrannter Unſinn, verblendete Phraſe. — Was Forderung? was Duell? Ihm dünkt es einfach ein gutes Recht, ohne Weiteres, ohne ein Wort, den niederzuſchießen, der ihm das Kleinod ſeiner Seele geraubt, ihn, deſſen Hände ſich liebkoſend um ihren jungen Leib legen, deſſen Lippen ſie in heißem Kuſſe berühren werden, der Glück trinken wird aus ihren Augen, ihn, dem ſie ganz zu eigen ſein wird!

Er kann die Vorſtellung nicht zu Ende denken, wild kreiſt das Blut in ſeinen Adern, ſeine Gedanken flackern. Wie eine dunkle Wolke ſenkt es ſich auf ihn herab — über ein Weniges und die allzu ſtraff geſpannte Seite in ſeinem Innern ſpringt.

Ein irres Lachen ſchallt durch den Raum.

Selbſtvernichtung dünkt ihm plötzlich eine Erlöſung. Er macht ein paar Schritte zur Wand zu, ſeine Hand greift ſchon nach dem Revolver.... da kniſtert etwas unter ſeinem Fuß — der Mutter Brief. Seine Mutter!? Um Gotteswillen, er tödtet ja auch das Glück und den Frieden ſeiner Mutter, wenn er dieſe Sünde begeht.

Er bricht in die Knie und wildes, thränenloſes Schluchzen erſchüttert den jungen Körper.

Dann richtet er ſich auf, ihm iſt plötzlich, als ob er Luft haben müſſe, um nicht zu erſticken, hinaus, hinaus, oder er beherrſcht ſich nicht länger, faßt doch nach der Waffe... es gibt ein Unglück!

Er ergreift Deckel und Mantel, — Oros umſpringt ihn mit Freudenlauten, und Beide ſtürmen hinaus. Weiter, immer weiter, planlos, ziellos.

Plötzlich ſteht er an der Bahnüberfahrt. Er weiß nicht, wie er dahin gelangt iſt.

Von fernher, in die dunkle Stille, fällt der Pfiff einer Lokomotive. Wieder überkommt ihn der Drang der Selbſtzerſtörung mit treibender Gewalt.

Sich auf die Schienen legen, den Zug erwarten, Ruhe und Vergeſſen finden, nicht mehr denken, fühlen — die wahnwitzigen Gedanken ſuchen Macht zu gewinnen über ihn, aber hier und überall, jedes Mal, wo er die eigene Vernichtung ſucht, ſagt ihm eine innere Stimme laut und vernehmlich: „Du tödteſt auch Deine Mutter.“

Und langſam, gebeugten Hauptes geht er nach Hauſe.

Auch in den nächſten Tagen verläßt er erſt mit Anbruch der Dunkelheit ſeine Wohnung, ſucht die entlegenſten Straßen auf, oder wandert weit hinaus, macht ſich gewaltſam müde mit langen Märſchen auf den vom Thauwetter aufgeweichten Wegen.

Ueberglücklich iſt Oros über dieſe Promenaden, die ihn an ſelige Zeiten in Krakenorm erinnern, und tiefbefriedigt leckt er nachher ſeine ſchmutzigen Pfoten,

während, von quälenden Gedanken gemartert, ſein Herr vor ſich hinſtarrt, ſtundenlang.

Grauenhafte Wochen folgen. Am Tage keine Ruhe, — ſeine Bücher ſieht er nicht an! — in den Nächten kein Schlaf. Mit hämmernden Pulſen und brennenden Augen liegt er Stunde um Stunde wach da.

Uebernächtig ſteht er auf, tiefdunkle Schatten unter den Augen, erſchreckend blaß.

* * *

„Jungherrchen müßte zu Docter's gehen, muß krank ſein, haber will habſolut nicht ören hauf halte Carline," vertraut die arme Seele in heller Angſt ihrer Buſenfreundin, der Aufwärterin im Nebenhauſe, an.

„Sagt, das wird vorübergehen."

Und es geht vorüber. Alles geht vorüber! —

Es kommt der Tag, wo die furchtbare Erregung ſich mindert, aber nun iſt es Gebhard, als kröche eine Eiſeskälte bis an ſein Herz und Alles werde dort ſtumpf und ſtarr. Und da greift er auch wieder nach ſeinen Büchern, verſenkt ſich auf's Neue in die verſchlungenen Wege der Rechtslehre aller Staaten, und die Arbeit, die raſtloſe, wird ſein Troſt, ſeine Rettung.

Standhaft weiſt er Alles ab, was die quälenden Vorſtellungen erneuern könnte, und es gelingt ihm, ſeine Phantaſie in Bann zu halten, durch die trockene, unbarmherzige Logik des römiſchen Rechts.

Eines Tages erhält er die Verlobungsanzeige.

Mit einem ſtumpfen Wehgefühl lieſt er die wenigen Zeilen in der gebräuchlichen Form, aber dann iſt es doch für Tage aus mit dem ernſten Arbeiten — er muß wieder hinaus, hinaus, wandert raſtlos Stunden und Stunden, im Frühlingsſturm, der über die Fluren brauſt, neues Leben, neues Hoffen verkündend.

Wenn er ſich zu den Anderen geſellt, in Kneipe und Conventsquartier — was aber immer ſeltener ge-

ſchieht — iſt er ſcheinbar der Alte. Geiſtſprühend, witzig, voll Humor und guter Einfälle, iſt er der Mittelpunkt eines Kreiſes von Zuhörern, aber das Sonnige iſt wie weggewiſcht aus ſeinen Zügen, die Augen haben ihren Glanz verloren, der Mund zeigt ſchärfere Linien. Zwar bemerken Alle den veränderten Ausdruck, aber man ſchiebt es auf das angeſtrengte Arbeiten, nur Erich ſieht tiefer, blickt beſorgt auf den Vetter. Und als er eines Nachmittags in Corporationsangelegenheiten zu ihm kommt und ihn allein findet — Rieſen bleibt zu Oſtern in Riga! — verſucht er zu ſcherzen:

„Heraus mit der Sprache, Gebhardus, Du mußt krank ſein. Du ſiehſt wirklich miſerabel aus. Man muß nichts einreißen laſſen. Mir ſcheint Dein Herz nicht ganz in Ordnung zu ſein?“

„Wie ſo?“ In leichter Verlegenheit fragt es Gebhard.

Scheinbar unbefangen fährt Erich fort:

„Der Profeſſor Dohrenberg lieſt im Colleg gerade Herzkrankheiten und ſprach neulich von einer Form, die hauptſächlich junge Leute unter 20 Jahren befällt. Symptome ſind . . . .“ Es folgt eine Aufzählung derſelben.

Gebhard hat ſich unterdeſſen gefaßt.

„Am Ende könnte es ſtimmen. Das iſt ſo ziemlich, was ich ſeit Weihnachten empfinde, nur maß ich der Sache keine Bedeutung bei und gab ihr keinen wiſſenſchaftlichen Namen. Aber wenn Du ein Verſuchskaninchen brauchſt, um zu experimentiren, Deine erſte Cur zu machen, ſo ſtehe ich zur Verfügung und erlaube Dir Deine erſte Auskultation an mir vorzunehmen, Du zukünftiger großer Profeſſor. Nur auf eins mache ich Dich gleich aufmerkſam, Pillen ſchlucke ich nicht, Tropfen zähle ich nicht u. ſ. w. u. ſ. w., und meine Examensarbeiten gebe ich nicht auf.“

„Aber wenn ich Dir Spazierengehen verordne, täglich ein hygieniſcher Gang von 1—2 Stunden?“

„Ich renne ja ſchon ſoviel ich kann. Frage nur Oros.“

„Nun, dann könnteſt Du noch reiten. Block hat ſehr gute Pferde.“

„Das werde ich mir überlegen, obgleich es nur ein halbes Vergnügen iſt, ſich in einer Manege herumzudrehen.“

„Zugegeben, aber im Freien erlauben es weder die Witterung noch die Wege, und recht viel körperliche Motion mußt Du haben.“

„Gut, Herr Doctor, ich werde mich bemühen, Ihren Vorſchriften nachzukommen.“

* * *

März iſt vorüber — April, der launiſche Geſell, führt das Regiment nach alter Art. Sonnenblicke, die verheißen, Regenſchauer, die Knospen erwecken, Fröſte, die nicht mehr ſchrecken. Der Schnee ſchmilzt, Weidenkätzchen grüßen, Wandervögel ziehen, Frühlingsahnen liegt in der klaren Luft.

„Du, Eliſabeth, iſt es nicht rein zum Kuckerballſchlagen, daß jetzt der Frühling kommt und wir bald fortfahren, nach Hauſe. — Aber Du hörſt ja garnicht, was ich ſage, Du biſt ſchon wieder weiß der Himmel wo mit Deinen Gedanken?“

„Ja! Marie, was willſt Du?

Die Schweſtern ſitzen, mit Handarbeiten beſchäftigt, im Wohnzimmer.

Marie hat es in Gnaden übernommen, ihres Lieblingsbruders Socken — die ſich in unqualifizirbarem Zuſtande der Auflöſung befanden — zu ſtopfen, und mit lobenswerther Energie benutzt ſie die Oſterfeiertage zu dieſer, bei ihrer Abneigung gegen dergleichen

Beſchäftigungen, große Aufopferungsfähigkeit bekundenden Thätigkeit.

„Was ich will? Daß Du mir ſagſt, ob Du Dich nicht darauf freuſt. Eigentlich müßte man ſchon jetzt nach Therenhof zurück — himmliſch muß es auf dem Lande ſein.“

„Ja, grundloſe Wege, Pantſch und wieder Pantſch,“ läßt ſich die Tante vernehmen, die, Rechnungen machend, an ihrem Schreibtiſch ſitzt.

„Schadet nichts, — wozu giebt es Waſſerſtiefel. Mit denen kommt man überall durch. Und dafür kann man Flüßchen machen, hört die Staare pfeifen, ſieht die erſten Gräſer ſprießen, kurz, genießt den Frühlingseinzug vom erſten Vogelgezwitſcher an bis zum Aufbrechen der erſten Knospen. Nein, ich möchte um keinen Preis immer in der Stadt wohnen.“

„Ich auch nicht, obgleich ich mich in Dorpat ſehr gut eingelebt habe, bei dem lieben Tantchen,“ äußert Eliſabeth mit einem innigen Blick zur Profeſſorin hin.

Marie läßt ihre Arbeit in den Schooß ſinken und ſieht mit Augen, in denen der Schelm lacht, die Schweſter an.

„So gut, daß Du ſicher die grünen Deckel der Livonia, Eſtonia und Curonia ſchmerzlich vermiſſen wirſt — nicht? — Uebrigens in letzter Zeit verirren ſie ſich ſelten genug in unſere Straße. Sag' mal, warum kommt Gebhard Rehburg garnicht mehr zu uns?“

„Max ſagte ja neulich, er arbeite angeſtrengt zum Examen.“

„Deswegen kann er ſich immer hier zeigen, wenigſtens vier Wochen war er nicht hier. Nein, ich glaube, da liegt ein anderer Grund vor.“ Marie ſenkt die Stimme. „Du haſt ihn gewiß ſchlecht behandelt.“

„Ich? — Wie kommſt Du darauf?“

„Backfiſche haben auch Augen, und das konnte ein Blinder ſehen, wie gern ihr immer zuſammen wart,

aber bei aller Freundſchaft kann man ſich doch hin und wieder zanken. Das Sprichwort ſagt: „Was ſich l . . . .“ Sie hält inne, weil die Tante näher tritt.

„Sieh, Tante, dies Loch habe ich fein zugekriegt,“ — mit dieſen Worten lenkt das übermüthige Mädchen die Aufmerkſamkeit der alten Dame von der erröthenden Schweſter ab — „und jetzt bin ich mit dem zweiten Paar fertig. Das iſt für heute wahr und wahrhaftig genug — mehr kann ich nicht. Es kribbelt mir ſchon in allen Fingern. Liſabetha, Dein ſchöner Teppich wird gewiß auch noch rechtzeitig zu Marthas Hochzeit fertig, wenn Du jetzt mit mir ſpazieren gehſt. Es hat zu regnen aufgehört und wir wollen zum Photographen, die Probebilder abholen. Ich bin ſo ſchrecklich neugierig ſie zu ſehen.“

„Wenn es für Eliſabeth nicht zu windig iſt,“ meint die Profeſſorin.

„Es ſind ja 8 Grad Wärme im Schatten, Tantchen. das ſchönſte Wetter.“

„Aber ſie iſt ſo blaß,“ beharrt die Tante.

„Das kommt von der Lie . . .“ — Liebe hat Marie vorlaut ſagen wollen, aber ein Blick auf Eliſabeth läßt ſie anders ſchließen — „=gerei im Bett und ewigen Sitzerei im Zimmer. Sie muß gerade viel an die friſche Luft.“

Die Tante willigt ſchließlich ein, und die jungen Mädchen kleiden ſich zum Spaziergang an.

Es iſt wirklich ein köſtlicher Frühlingstag: Der Himmel lacht blau hernieder, wie reingewaſchen, die Luft iſt mild, von Dächern und Firſten tropft es und die Spatzen zwitſchern in den kahlen Aeſten, als redeten ſie von Neſterbauen.

Nachdem die Schweſtern bei Schulz ihre Bilder bekommen, ſchreiten ſie über den Barklayplatz zu Inſelberg. Am Ungernſchen Hauſe lehnt, Apfelſinen eſſend, eine Schaar Livonen. Die Deckel fliegen von den Köpfen

und Max, der auch dabei war, gesellt sich zu den Schwestern, welche in die Ritterstraße einbiegen.

„Wart Ihr beim Photographen? Sind die Bilder gut gerathen? Zeigt doch her! Bekomme ich als gehorsamer Bruder auch ein Exemplar oder werden dieselben bloß für Eure Verehrer bestellt? Dann müssen es schon ein paar Dutzend sein," neckt er und öffnet den Umschlag.

„Sieh doch mal! ganz gut, besonders Dein Bild, Marie. Du wirst ja eine Schönheit, kleine Schwester, die Nase wird immer kürzer, der Mund vom vielen Lachen immer breiter — die Stirn vom vielen Lernen..."

„Du bist wirklich gräßlich," unterbricht Marie empört.

In diesem Augenblick haben sie die Ecke des Marktplatzes erreicht und erblicken Gebhard und Erich, die ihnen entgegenkommen. Oros, der den Vettern vorausläuft, begrüßt schweifwedelnd die Theren's.

Gebhard, mit gesenktem Haupte dahinschreitend, sieht auf und bleibt grüßend stehen.

Elisabeth erschrickt über sein Aussehen: „Mein Gott, wie elend er aussieht!" denkt sie.

In ihrer ungestümen Weise hat Marie schon diesen Gedanken Ausdruck gegeben.

„Aber Herr von Rehburg, was hat Sie so verändert? Was haben Sie mit sich angefangen?"

„Studirt. Zum ersten Pandecten, zum zweiten Pandecten und zum dritten wieder dasselbe. Sie haben sich so oft gewünscht, Student zu sein, Fräulein Marie, aber wenn es erst zu den Examensarbeiten kommt, zu dem eigentlichen Zweck des Hierseins, da zeigen sich die weniger verlockenden Seiten desselben."

„Ja, das ist eine böse Sache," meint Max.

„In welchen Zustand ein Schädel geräth, den man längere Zeit mit altem römischen Recht füttert, darüber geht mir schon eine bange Ahnung auf, wenn ich auf all' diese zukünftigen Kirchspielsrichter blicke.

O hehre Juſtitia, weßhalb ſind Deine Wege ſo verſchlungen, Deine Höhen ſo mühſam zu erreichen. Ich werde beim Heraufklimmen wohl auch ſo mager und bleich werden, wie Baldur, dem wir ſchon gedroht haben, daß wir ihn umtaufen würden, wenn er nicht bald eine andere Miene aufſetzt.“

„Bis Dein Vollmondgeſicht ſich in Folge ſchwerer Gedankenarbeit in die Länge zieht und ſeine roſige Färbung verliert, wird wohl noch viel Embachwaſſer in den Peipus fließen,“ lacht Erich.

„Bitte ſehr! — Wenn ich mal anfange, werde ich ſehr gewiſſenhaft ochſen. Euer blaues Wunder ſollt Ihr erleben, bis zu welcher Gelahrtheit ich es bringen werde. Papa ſieht mich im Geiſte ſchon als Hofgerichtspräſidenten.“

„Armes Hofgericht,“ neckt Marie den Bruder, aber ihr Blick ruht dabei auf Gebhard's übernächtigen Zügen.

„Pandecten, Jura, Studium! — das allein? Nein, da ſtimmt etwas nicht!“ ſtellt ſie innerlich feſt.

Schweigend iſt er neben ihnen hergegangen.

„Jetzt muß ich mich verabſchieden,“ ſagt er nach einer kurzen Strecke, „ich muß hier einbiegen.“

Marie's offen fragende, Eliſabeth's ſcheu erſchreckte Augen ſind ihm ſchwer zu ertragen.

„Ich hoffe, wir ſehen Sie bald,“ ſagt Eliſabeth und reicht ihm die Hand. „Tante und Onkel werden ſich ſehr freuen über ihr Erſcheinen.“

„Wenn Sie erlauben, komme ich Sonntag zum Thee.“

Kaum, daß er außer Hörweite, platzt Marie los: „Um Himmelswillen, Max, was iſt ihm paſſirt?“

Auch Eliſabeth ſtellt innerlich dieſe Frage, aber ihre Lippen bleiben ſtumm.

„Was iſt ihm geſchehen? Ah!“ — Ein jäher Blitz der Erkenntniß durchzuckt ſie. Aber nein! unmöglich! — Sie ſchilt ſich thöricht. Ja, er hat ihr ge-

huldigt, für sie geschwärmt, aber mehr konnte es nicht sein, sonst hätte doch Martha gewartet.

Wie kann man einen Andern wählen, wenn man eines Gebhard Rehburg's Liebe besitzt.

„Nichts Besonderes," hat unterdessen Max geantwortet. „Ueberarbeitung. Das giebt sich nach glücklich bestandenem Examen und in den Ferien wieder, meint Erich, der ihn behorcht und beklopft hat. Arbeitet höllisch gewissenhaft, Gebhard."

Am Sonntag erscheint Gebhard verabredetermaßen bei Professor Dohrenberg und zum ersten Mal überkommt ihn in Elisabeth's Nähe wirkliche Ruhe, eine Ruhe, die nicht Uebertäubung ist.

Sie plaudert so schwesterlich mit ihm, fragt nach seinem Studium, erzählt ihm, was sie in der letzten Zeit gelesen, und ihm ist, als blicke er in einen klaren, tiefen See, der nur reines Himmelsblau widerspiegelt. Die Professorin erkundigt sich nach der neuen Wohnung, läßt sich Alles beschreiben und allmählich wird er gesprächiger, etwas von seiner früheren Verve bricht durch und er erzählt launig von der alten Carline, die sich als eine vortreffliche Acquisition bewährt.

„Wirklich eine Perle von Aufwärterin, und sie kocht so gut, daß wir uns von den Garküchenmittagen emancipirt haben und sogar, wenn wir in gnädiger Laune sind, verhungerten Füchsen Aufnahme gewähren."

Mit dem Professor discutirt er über medicinische Fragen, neckt Marie, die er zu ihrem größten Entzücken immer „Fräulein Corpsschwester" oder „Commilitone Theren" nennt, kurz, ist zuletzt ganz der Alte und sein Wesen löscht Elisabeth's letzte Zweifel aus.

„Es wird doch nur ein Uebermaaß geistiger Arbeit gewesen sein." Damit beschwichtigt sie sich selber.

* * *

„Ihr wohnt hier wirklich äußerſt gemüthlich.“

Max Theren iſt es, der dieſe Worte ſpricht, als er, gefolgt von Broſi, ins Zimmer tritt, wo Gebhard und Rieſen, arbeitend, an ihren Schreibtiſchen ſitzen.

Auf einem Fenſterbrett liegt Oros und läßt ſich von der warmen Morgenſonne beſcheinen, welche den kleinen, aber behaglich möblirten Raum mit hellem Licht durchfluthet.

An der hinteren Wand ſteht ein Pianino, und ein mit Schlägern und Waffen aller Art geſchmückter Teppich, ſowie eine Collection eingerahmter Bilder verdecken zum Theil die getünchten Wände.

Das mit blauem Rips bezogene Sopha und einige Lehnſtühle, die Schreibtiſche, ſowie ein großes Bücherregal vervollſtändigen die Einrichtung.

„Seid Ihr allzutief in Eure Jurisprudenz verſunken,“ beginnt Max auf's Neue, „oder darf man Euch etwas erzählen? Ich habe einen ganzen Sack voll intereſſanter Dinge auszukramen.“

„Na, ſchieß los, wir ſind ganz Ohr — Du triffſt es gut.‘

„Alſo, Wolfgang hat geſtern ſeinen 6. Verweis bekommen. An jedem Semeſterende balancirt er ſo auf des Meſſers Schneide herum. Er iſt überhaupt in einer rabiaten Stimmung, und Molten — (Molten iſt nach Gebhard's Abgang Senior geworden) kann mit ſeiner Oppoſition beim beſten Willen nicht fertig werden.“

Gebhard und Rieſen ſehen ſich an.

„Das war zu befürchten,“ ſagt Letzterer.

„Um Tiefenthal's Angriffe zu pariren, bedarf es einer forſcheren Zunge, als Molten ſie beſitzt. Mit bloßer Anſtändigkeit kommt man da nicht durch.“

Gebhard verhält ſich ſchweigend. Ihn überkommt etwas wie Bedauern, daß er nicht mehr ſo eingreifen kann in die Angelegenheiten der Corporation, keinen Antheil mehr hat an ihrer Führung, wie damals, als er auf den Conventen ſeine Feuerreden hielt.

Er und Rieſen haben ſich mehr und mehr von dem Corporationsleben zurückgezogen, und was in der Livonia ſchäumt und brandet, wirft nur hin und wieder eine Welle in ihre Arbeitsklauſe.

Nur dazwiſchen, wenn ſie gerade ſo gnädig ſind ihm zuzuhören, ſtatt ihn einfach herauszuſchmeißen, erfahren ſie von einem jüngeren Farbenträger von den internen Angelegenheiten derſelben, und was die Gemüther in Spannung erhält.

Max hat im Plaudern ein Buch von Rieſen's Schreibtiſch genommen und lieſt jetzt laut den Titel:

„Ihering — Geiſt des römiſchen Rechts."

Mit einer Grimaſſe wirft er es weg.

„Heiliger Pankratius! das eröffnet gleich einen ſchaudernden Blick in eine ganze Welt voll Mühſale für die Gehirnorgane! Noch gehe ich dieſen Scharteken aus dem Wege — mit einem weiten Bogen! — aber Sandern, der Ausbund, hat neulich ſchon einen ganzen Waſchkorb ſolch unheimlicher Druckerzeugniſſe angeſchleppt. Einem graut ja ſchon von der Farbe. A propos, Farbe, da muß ich Euch eine ſuperbe Geſchichte erzählen, die geſtern einem Fechtbodiſten der Eſtonia paſſirt iſt.

Geht er da — wie immer natürlich arg geladen — die Teichſtraße entlang und kommt an ein Haus, wo eben einige Arbeiter mit dem Anſtreichen der Außenwände beſchäftigt ſind. Er fängt unvorſichtiger Weiſe an, die Kullen zu mopſen. Die Kerls ärgern ſich und nicht faul, kriegen ſie den Tſchuchen am Schlawittchen feſt und malen ihm Kopf und Geſicht ganz dick mit grüner Farbe an. Wie er es fertig bringen wird, ſie aus ſeinen Haaren heraus zu bekommen, iſt mir ſchleierhaft.

Sandern und Ecken, die gerade dazu kamen, befreiten ihn aus den Händen der kunſtbefliſſenen Anſtreicher, konnten ſich aber des Lachens über den Anblick, den er bot, nicht erwehren. Das nahm er krumm und

das Ende vom Liede war eine doppelte Forderung. „Undank iſt der Welt Lohn.“

* * *

Zwei Drittel des Aprils ſind vergangen und Mai lugt über die Grenze, hat ſchon ſeine Vorboten geſchickt, alle die lieben Singvögelchen, damit ſie ihn bei ſeinem Einzug mit lautem Schall begrüßen. Der Wandertrieb erwacht auch in dem Menſchen, Natur ſchmückt ſich mehr und mehr, öffnet die Arme und ſagt: „Komm, bade Dir die Seele rein und geſund im Frieden meiner Einſamkeit.“

Nicht mehr in weiter, durch Schnee, Nebel und Regen getrübter Ferne winkt der Sommer, und mit Ungeduld blicken ihm die wintermüden Augen entgegen.

Näher und näher rücken auch die Univerſitätsferien. O Zauberwort „Sommerferien“.

Noch einmal aber zum 21. April und beſonders zur Walpurgisnacht lodert ſie auf, die ganze Begeiſterungsgluth der academiſchen Jugend.

An den funkenſprühenden Freudenfeuern verſammeln ſich die grün- und ſchwarzmützigen Schaaren der Corporellen, gruppirt ſich eine Jede auf den ihr von altersher zugewieſenen Plätzen. Körbe von Bier werden herangeſchleppt. Fröhlich kreiſen die Becher, und die Lieder, ſie ſteigen empor zum hellen Frühlingshimmel, wecken ein Echo in der Domruine und einen Widerhall in alten und jungen Herzen, da, wo in den Anlagen des Doms ſich — Kopf an Kopf — die Bewohner Dorpats verſammelt haben.

Marie, die mit Eliſabeth und dem Onkel in der vorderſten Reihe einen guten Platz gefunden hat, geräth in einen ſolchen Taumel des Entzückens, daß ſie am liebſten mitſingen möchte.

„Gaudeamus igitur,
Juvenes dum sumus.“

„Es iſt wohl kränkend, daß man kein Junge iſt. Himmliſch muß es ſein als Student, ſowas mitzumachen.“

„Ja! und einen gründlichen Schnupfen zu kriegen,“ meint trocken der Profeſſor.

„Das iſt aber der köſtliche Leichtſinn der Jugend — er denkt nicht an das dicke Ende, welches meiſtens nachkommt. Eigentlich iſt dieſer ganze Rummel, wo ſie auf der kalten, feuchten Erde lagern, ein rechter Unſinn, und in 8 Tagen zum Commers in Mollatz machen ſie es nicht viel beſſer.“

„Ach, dieſer achte Mai“ — ſagt Marie mit einem bedauernden Ton in der Stimme. „So ſehr ich darauf brenne, nach Therenhof zu kommen — wäre nicht Mamas Geburtstag am ſechſten, ich bliebe hier, um den berühmten Umritt zu erleben. Beſonders hätte ich für mein Leben gern Axel Rehburg als Oldermann auf dem lieben alten Fahnenfuchs durch die Straßen paradiren ſehen, gefolgt von der Schaar berittener Füchſe.

Sie erzählen Alle ganz begeiſtert davon — und von der tollen Wirthſchaft am Flaſchenkruge habe ich auch ſoviel gehört. Da ſauſen die Vier- und Sechsſpänner in Carriere vorbei und die Füchſe jagen ihnen nach, um den Inſaſſen die herausgereichten Flaſchen zu entreißen. Großer Triumph, wer die Meiſten abfangen kann. — Und eines habe ich mir ausgedacht! Wir machen in Therenhof auch einen Umritt. Ich nähe mir eine große roth-grün weiße Fahne und, ſie haltend, reite ich voraus, den grünen Deckel auf dem Kopf! — wer von den Krabaten ſchon im Sattel ſitzen kann, hinterdrein. Ihr Uebrigen folgt in Kaleſchen und ſonſtigen Equipagen, und wir machen im Walde den erſten Picknick mit allem Drum und Dran — ſo feiern wir auf unſere Art den Tag mit. —

Ach, Eliſabeth, ſieh doch, welch ein mächtiges Feuer.“

Auf dem großen Domplatz unter ihnen ſind unterdeſſen die Studenten höchſt geſchäftig hin- und hergelaufen.

Alle leeren Bierkörbe werden auf einen Haufen gethürmt, Reiſig wirft man noch darüber und als die Flammen höher und höher aufprasſeln, da ſammeln ſich die Schaaren in großem Kreiſe um den lodernden Scheiterhaufen.

Schlag 12 Uhr erhebt der Magiſter cantandi den Tactſtock und in vielhunderſtimmigen Chor brauſt es empor, getragen von Begeiſterung:

„Der Mai iſt gekommen, die Bäume ſchlagen aus.“

— — — — — — — — — — — —

Marie's junge Seele jauchzt und jubelt mit über des Winters Ende. — Eliſabeth iſt ganz ſtill geworden und große Thränen rollen langſam über ihre zarten Wangen.

* * *

Als Max am anderen Tage — man kann ſchon nicht mehr ſagen Morgen! — mit ziemlich ſteifen Gliedern und wüſtem Kopf erwacht und, um darin nach ſeiner Papyrosdoſe zu ſuchen, in die Taſchen ſeines Jaquets fährt, entnimmt er denſelben eine Viſitenkarte nach der Anderen.

„1, 2, 3, 4! — Wie iſt das möglich? 5, 6, 7 . . .“ zählt er mit wachſendem Erſtaunen.

„Na, das muß ich ſagen, 7 Rempeleien in einer Nacht und keinen blauen Dunſt mehr davon, oder Halt! — es dämmert in meinem verwüſteten Schädel. Mit ein paar Kur'ſchen ſind wir ziemlich . . . hipſi, hipſi! — Ah, da meldet ſich ſchon der von Onkel Profeſſor als todtſicher prophezeite Schnupfen! — gründlich aneinandergekommen.“

Er betrachtet ſich die Karten genauer.

„So ziemlich alle Corporationen ſind vertreten und

— ha, ha, ha! Das iſt pappelhaft, ſogar mit meinem lieben Moritz ſollte ich geriſſen haben. Du . . .“

Er rüttelt mit einer energiſchen Bewegung Sandern aus dem Schlaf. „Begreifſt Du, was das heißt?“

„Na nu, was iſt denn los? Brennt's? Warum kannſt Du einen Chriſtenmenſchen, der eben erſt eingeſchlafen iſt, nicht in Ruhe laſſen?“

Max lacht fröhlich auf. „Eben erſt“ iſt gut. Weißt Du, wieviel die Uhr zeigt, mein Lieber? 3 Uhr Nachmittags.“

„Kann ſchon ſein.“ Phlegmatiſch ſagt es Sandern und reckt mühſam die langen Glieder. „Ausgeſchlafen hat man — trotzdem — noch — lange nicht,“ gähnt er. „Hipſi, hipſi.“

„Auch Du, Brutus. Zur Geſundheit, Freund Moritz und bravo! wir machen ſogar mit Katarrhen der Naſenſchleimhaut unſerer Kameradſchaft Ehre, aber ſonſt? Da, kannſt Du leſen, was hier ſteht, ſchwarz auf weiß.“

Max hält ihm eine Viſitenkarte ganz nahe vor Augen.

„In meiner Taſche fand ich ſie.“

„Moritz von Sandern, stud. oec. pol.“, entziffert blinzelnd Sandern und lacht denn laut und dröhnend auf. „Famos. Ich habe Dich gefordert, alter Flauſch!? Na, komm her, Maxchen. Woll'n uns vertragen, ohne die Ehrenrichter zu moleſtiren. Die werden ſchon genug auszufilzen haben, denn mir ſcheint, daß manche Taſche gleichen Inhalt birgt, wie die Deine. Reich mir mal meinen Rock her, da auf der Diele liegt er ja — merçi. — Natürlich!“

Er führt ebenfalls eine ganze Collection aus den dunklen Tiefen der Taſchen.

„Nicht übel — noch eine mehr als Du. Nu, viel wird von dem ganzen Zauber ſicher nicht nachbleiben,

bei Licht und Sonne beſehen. Jetzt, kurz vor den Ferien hat man Beſſeres zu thun, als ſich zu hauen und zu flicken.“

* * *

Nun ſind die Schweſtern wieder zu Hauſe, in ihrem lieben Therenhof.

Strahlend, glückſelig, läuft Marie herum, begrüßt Alles mit lachenden Augen.

„Grüne Mützen ſind ja recht nett,“ meint ſie, „aber grüne Blätter ſind mir noch lieber.“

Und jeder Baum bekommt einen liebkoſenden Blick. Wie ſchön! — kein Winterſturm hat ihn entwurzelt, oder ſeine Aeſte gebrochen! Das ſprießt und treibt und dehnt und entfaltet ſich in der Maiſonne und und rauſcht leiſe im Frühlingswinde.

Zu allen ihren Lieblingsplätzchen eilt ſie hin, zu dem großen Kletterbaum, zur Landungsſtelle am See, wo ſchon die vielen Böte ſich ſchaukeln, zu ihrem Gärtchen mit dem ſelbſtgepflanzten Kirſchbaum, der in voller Blüthe ſteht — kurz, jedes Eckchen in Garten und Park wird aufgeſucht und durchforſcht. „Ach ſieh doch, Thekla, die Menge Leberblümchen und hier, hier, ein weißer Teppich, ganz von Anemonen.“

Auch im Wirthſchaftshof giebt es ſoviel zu ſehen und wiederzuſehen.

Aus der Küche holt ſie ſich eine, dick mit Salz beſtreute, Scheibe Schwarzbrod und dann geht es in den Pferdeſtall, zu ihrer Maſcha, die ſie, kaum daß ſie die Hand auf der Thürklinke gelegt, mit frohem Wiehern begrüßt.

„Du liebe, liebe Maſcha, wart', gleich morgen fliegen wir „hatui“ über Stock und Stein.“

Im Viehhof giebt es eine Menge „ſchrecklich netter“ Kälber und nebenan „ſüße“ Ferkelchen, ſo roſa und appetitlich und luſtig mit ihren Ringelſchwänzchen.

Und nun gar die kleine Welt der molligen Küken und der gelben Watſchelentchen.

Immer wieder entdeckt ſie etwas zum Freuen und Bewundern, geräth aus einem Entzücken in's andere. Die dicke graue Hauskatze hat „reizende“ verſpielte Kätzchen und die Bernhardinerhündin „zuckerſüße“ Kutzen (Welpen), „wirklich zum Todtknutſchen lieb, ſo weich und kuſchelig.“

Und Eliſabeth?

Auch ſie genießt es tief, wieder zu Hauſe zu ſein, bei den lieben Eltern und Geſchwiſtern, freut ſich an dem jungen Lenz, der mit Lied und Duft und Glanz über Land wandert.

Auch ſie ſucht ihre Lieblingsplätze auf, den moosbewachſenen Stein am Waſſer, über den tief die Weiden herunterhängen, — die Bank auf dem kleinen Hügel am Parkſaum, von wo der Blick weit hinſchweifen kann über Wieſen und Felder, bis zu der dunklen Linie des großen Waldes. Oder ſie ſitzt in der Einſamkeit ihres Stübchens, wo ſie es ſich wieder gemüthlich gemacht, mit Blumen und Bildern und allerlei Nippes, wie junge Mädchen ſie gerne haben. Und doch, wo ſie auch weilt, drinnen und draußen, Ruhe, den früheren Gleichmuth findet ſie nicht in der trauten Umgebung. Eine drängende Unraſt iſt in ihr, ein räthſelhaftes Sehnen und Verlangen, dem ſie keinen rechten Namen zu geben weiß.

Sind vielleicht die lachenden Maitage Schuld, der Zauber des Frühlings, der ihr nie ſo ſchön erſchienen.

Abends findet ſie keinen Schlaf, — kann ſich nicht trennen von dem ſtillen Zauber der hellen Nächte, von ihren eigenen ſchweifenden Gedanken. Wenn Alle zur Ruhe gegangen, lehnt ſie noch lange am Fenſter, in tiefes Sinnen verſunken.

Wie oft hat ſie auch früher an dieſer Stelle geſtanden und im Wechſel der Jahreszeiten auf den

Garten heruntergeblickt, auf das Werden und Wachſen, Vergehen und Sterben.

Bunt gefärbt ſtand das welkende Laub und die Herbſtſtürme toſten daher und wirbelten die todte Pracht durch die naſſe Luft.

Lautlos ſchwebte der Schnee hernieder, mit weichem Flockenfalle alles begrabend, für lange, lange Zeit. Dann ſtieg die Sonne höher und höher und in brauſendem Rauſchen flog der Frühling wieder dahin und ſein Jubellied küßte ſchlummernde Knospen wach. Und als Alles prangend in Farbe und Glanz daſtand, entlud ſich die Sommergluth in rollendem Donner und feurigen Wettern, tiefdunkle Nacht erhellend mit jäh aufzuckenden Blitz.

All den Stimmen der Natur hat ſie gelauſcht, mit empfänglichen Sinnen, aber das Spiel der Elemente hat keinen Widerhall gefunden in der friedlichen Welt ihres Herzens.

Wenn ſie zurückblickt auf ihr bisheriges Leben — welch eine ſonnige, ſorgloſe Kindheit liegt hinter ihr, ein behütetes Mädchenleben in der beglückenden Atmoſphäre eines liebereichen Familienkreiſes.

Den Aufruhr quälender Gedanken, aufgewühlter Gefühle hat ſie nicht gekannt — Leidenſchaft hat ſich ihr nicht entſchleiert, in keinerlei Geſtalt. In ihrer Seele iſt alles ſtill geweſen und geblieben.

Und jetzt?

Geheimnißvolle Stimmen flüſtern, locken, immer lauter, und ſie muß ihnen lauſchen, ſtaunend, verwirrt. Widerſtreitende Empfindungen kämpfen in ihr, die ſie nie gekannt und unter denen ſie erbebt.

Auch in ihr Thränenregen, die ſchlummernde Keime erwecken, Stürme, die Knospen wachſchütteln aus tiefem Schlaf, heiße Gluthen, die ſie durchſtrömen, als rolle das Blut raſcher durch ihre Adern — und auch in ihrer Gedankenwelt Erkenntnißblitze, die jäh hin-

einleuchten mit grellem Schein in ungeahnte Gefühlstiefen.

Aus dem Wunderborn der Seele rauſcht es empor, wogt und wallt durcheinander, erfüllt ſie mit ſeligem Schrecken — „iſt das die Liebe?“

Mein Leben iſt ein Warten
Auf Liebe nur und Lenzeszeit.
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
O laßt mich ſchlafen, träumen,
Bis Liebe mich heißt auferſtehn.

Und plötzlich, eines Nachts, wird es ihr klar — ja! ſie iſt erwacht aus dem Traum der Kindheit, eingezogen iſt der Mädchenliebe heilige Macht in ihre junge Seele und wurzelt auf ewig in ihrer Treue.

Keiner ahnt, was in ihr vorgeht. In keuſcher Verſchloſſenheit, wie einen köſtlichen Schatz, hütet ſie das Geheimniß ihres Herzens. Selbſt die Mutteraugen ergründen es nicht.

Nur Marie blickt ſie bisweilen ſinnend an, umarmt ſie ſtürmiſcher, küßt ſie zärtlicher als früher, läßt aber nie wieder ein neckendes Wort hören — achtet, in erwachender Jungfräulichkeit, die Verſchwiegenheit der Schweſter.

Eines Abends ſteht ſie länger als ſonſt am Fenſter. Sie hat es geöffnet, das Licht gelöſcht und weiche Nachtluft umfächelt ſie.

Unter flimmerndem Mondſcheinſchleier athmet, ſchläft die Frühlingswelt, kein Blatt regt ſich, und traumverloren blickt Eliſabeth über den in Blüthenſchmuck prangenden Garten hinweg zu der dunklen Waldlinie, hinter der Krakenorm liegt. Berauſchend duftet der Flieder auf der Terraſſe zu ihr empor und von weither, ſüß flötend, klingt einer Nachtigall ſchmelzendes Lied.

Die Liebe hält ſie wach, die kleine Sängerin, und

die Sehnſucht thut desgleichen mit Eliſabeth's Seele, trägt ſie weit über Land, dahin, wo Gebhard noch immer weilt.

Heute früh hat die Poſt einen Brief von Max gebracht, ſeine bevorſtehende Ankunft meldend, und am Schluß hatte geſtanden:

P. S. Gebhard hat ein brillantes Examen gemacht! Wir fahren zuſammen ab in's Therenhoffſche Kirchſpiel."

Alſo nun kehrt Gebhard zurück in ſein geliebtes Krakenorm, iſt bald in ihrer Nähe.

Und an der zehrenden Erwartung, an dem ungeſtümen Wunſch ihn wiederzuſehen, ermißt ſie die Kraft ihrer Neigung.

Nur drei Wochen ſind es her, ſeit ſie ihn zuletzt geſprochen, und unerträglich lang dünkt ihr dieſe kurze Spanne Zeit.

„Wie einſam geht der Tag vorüber,
Der ohne Dich vorübergeht."

* * *

Die Univerſitätsferien nahen heran, ſelbſt der beliebteſte Colleg lichtet ſich und auch der fleißigſte Student, der, blind und taub für die Lockungen des Mai's hinter ſeinen Examensarbeiten ſich verſchanzte, denkt mehr an Vaters Reitſtute und Onkels Boot, an Tantens friſche Kümmelkuchen und Großpapas Erdbeerbeete — kurz an allerlei Sommerfreuden, als an Anatomie und Theologie, an Phyſik und Aſtronomie, an Jura und Nationalökonomie.

Schwere anſtrengende Wochen liegen hinter Gebhard, aber nun kann er mit gutem Gewiſſen Dorpat verlaſſen, um das Pfingſtfeſt mit den Seinigen zu feiern.

Vor dem P—ſchen Hauſe ſteht ſchon der große Poſtwagen, den er und einige Kameraden beſtellt, und ſeine Glocken läuten die Freiheit von drei Monaten ein.

Gebhard hat ſeinen Tſchemodan ſchon auf dem Bocke untergebracht, jetzt kehrt er, gefolgt von Otos, der gravitätiſch ſeinem Herrn den Spazierſtock nachträgt, noch einmal in die Wohnung zurück, wo Rieſen am Schreibtiſch ſitzt.

„Nun lebewohl Hermann, und auf Wiederſehn zum Commers in Wenden, und dann, nicht wahr, kommſt Du auf ein paar Wochen nach Krakenorm? Und im Juli machen wir einen Ausflug zu Pferde nach Neubad — aus Therenhof betheiligen ſich beſtimmt einige, Max, Lionel, Fräulein Marie, das wird dann eine luſtige Cavalkade."

„Machen wir, machen wir Baldur. Grüße die Deinigen beſtens von mir."

Rieſen iſt aufgeſtanden und den Arm um des Freundes Schultern gelegt, begleitet er ihn bis vor die Hausthür.

„Seid Ihr fertig?" ruft Gebhard zu einem offenen Fenſter des zweiten Stockes herauf.

Statt aller Antwort fliegt ein Handkoffer dicht neben ihm aufs Pflaſter und eine fröhliche Stimme ruft hinterdrein „da." Noch ein anderes Gepäckſtück nimmt denſelben Weg und dann kommt es polternd die Treppe hinab, Hundegekläff tönt dazwiſchen. Mützenſchwenkend, ſingend und jubelnd fährt die Geſellſchaft ab in den lachenden Frühlingsmorgen.

„Muß i denn, muß i denn, zum Städle hinaus."

Als der Wagen, der die Kameraden entführt, ſeinen Blicken entſchwunden, kehrt Rieſen zu ſeinen Büchern zurück, aber mehr als einmal tritt vor ſein geiſtiges Auge Gebhards blaßes Geſicht und er murmelt: „Wie verändert er iſt."

Vor ihm an der Wand hängt ein großes Gruppenbild der Livonia — es iſt im vorigen Herbſte angefertigt. So lebensfroh und ſorglos iſt darauf das Geſicht ſeines Freundes, daß er noch einmal nachdenklich wieder-

holt: „Wie verändert! Er hat ja angeſtrengt gearbeitet, aber immerhin. Was ihm fehlen mag? Sind es häusliche Sorgen? Oder hängt es mit Martha Rehburgs Verlobung zuſammen?“

Rieſen war erſt Ende März aus Riga zurückgekehrt, als Gebhard ſchon wieder die Herrſchaft über ſich gewonnen hatte, und mit keiner Silbe hatten ſie des Ereigniſſes Erwähnung gethan. Späterhin, als unter den Rehburgs von der bevorſtehenden Hochzeit der Couſine die Rede geweſen — Tante Rikchens Zuſtand wegen ſollte ſie in ganz kleinem Kreiſe gefeiert werden! — da hatte Rieſen Gebhard forſchend angeſehn, aber kein Zucken des Geſichts hatte die Qual des Herzens verrathen und ſo hatte Rieſen ſich damit beruhigt, daß die Sache doch wohl nicht ſo tief gegangen ſei, wie er gefürchtet.

Auch die Mutter erſchrickt über Gebhard's Ausſehen, findet ihn blaß, mit müdem Ausdruck in den früher ſo ſtrahlenden Augen, und nachdem die erſte Wiederſehensfreude ſich gelegt, ernſt und ſtill geworden, aber ihre forſchenden Blicke hält er ruhig aus, ſucht ihre Beſorgniſſe zu verſcheuchen durch den Hinweis auf das glücklich überſtandene zweite Drittel, das Schwerſte anerkanntermaßen.

„Ein kuriſches Baronsexamen hätte er nicht machen wollen, und das wäre ja wohl auch ſeinem Mamachen nicht recht geweſen, wenn er ſich nur oberflächliche Kenntniſſe angelegt. Sie ſelbſt predige es ja ihren Kindern immer vor „Ohne Mühe keinen Lohn!“ Nun er habe ſich wirklich redlich gemüht — dafür hoffe er auch im nächſten Mai ſein letztes Drittel abſolviren zu können. Das bißchen Bläſſe und Müdigkeit würde bald weichen, wenn erſt das geſunde Sommerleben wieder in Gang gekommen.“

Und es gelingt ihm das ſorgende Mutterherz zu beruhigen, ihre Befürchtungen wegzuſcherzen, um ſo leichter, als nach ein paar Wochen der gequälte Aus-

druck aus ſeinem Geſicht weicht, die Augen klarer werden, der Gang elaſtiſcher.

Der Frühling übt ſeine alte Macht auf Gebhard aus, und hier in ſeinen Wäldern und Feldern, bei allen den geliebten Sommerbeſchäftigungen, löſt ſich der ſtarre Bann, der wie lähmend auf ſeiner wunden Seele lag.

Immer häufiger hallt ſein lautes Lachen, ſein munteres Pfeifen durch's Haus und das alte Feuer blitzt wieder in den ſchönen blauen Augen.

Und dann iſt alles wie früher. Werſtelange Spaziergänge, Ritte, Bootparthien, Jagden, — das ganze ſchöne Ferienleben, die ganze Ferienluſt.

Mit Therenhof wird gute Nachbarſchaft gehalten, Picknicks und Ausflüge in Gemeinſchaft unternommen. Nora hat während der Confirmationszeit warme Freundſchaft mit Marie Theren geſchloſſen, es iſt als ob die Gegenſätze in ihren Naturen ſich ergänzend angezogen — und der Verkehr mit der von Lebensfreude überſprudelnden Marie übt den heilſamſten Einfluß auf ihren allzuernſten Character aus.

Sie iſt munterer, lebensfroher, genießt die Tage ohne Grübeln.

Im Juli verbringen Rieſen und Erich mehrere Wochen in Krakenorm und der Ritt nach Neubad gelingt in jeder Beziehung, hinterläßt bei den Theilnehmern eine Fülle angenehmer Erinnerungen.

Und alle Unternehmungen begünſtigt ein ſelten ſchöner Sommer.

Wochenlang helle wolkenloſe Tage, ſüdlich warme, ſtille Nächte. Trotzdem keine, alle Ernteausſichten vernichtende Dürre, immer wieder dazwiſchen ein paar Gewitter, mit erfriſchendem Regen, welcher die Herzen der Landwirthe zufrieden ſtimmt, und aufs Neue wölbt ſich in ſtrahlender Heiterkeit das Himmelsblau.

Aber auch der ſchönſte Sommer muß Abſchied nehmen von den nordiſchen Fluren.

Flüchtig, allzuflüchtig, verweilt er bei uns. —
Und immer war er zu kurz.

Kaum daß man Zeit gehabt ſich zu erquicken an Farbe und Schimmer, Winterkälte zu vergeſſen in wonniger Wärme, da, erſt langſamer, dann immer ſchneller, ſcheidet die Sonne, die Tage werden kürzer, die Nächte früh dunkel und kühl.

Zu bald vorbei, was das Herz leichter machte, mit neuem Lebensmuth erfüllte, zu bald!

Laut jauchzt der Frühling, ſeine Blüthen ſtreuend, die Luft iſt voll Geſang und voll Hoffnung die Welt. Vorüber die Sonnenwende, Johannisfeuer verglimmen, die erſte Senſe klingt durch duftendes Gras — das letzte Vogellied verſtummt. Noch blühen die Linden, aber die Erdbeere röthet ſich im Walde und das Feld ſteht in Aehren. Bald reift es in Juligluthen, ſenkt ſich ſchwer dem Schnitt entgegen und die Ernte beginnt. Und dann, wenn auch von ſonnigem Glanz klarer Tage übertäuſcht, es naht der Herbſt, ſchärfer wehen die Winde und von ihnen getragen ziehen die Vögel gen Süden, der Sonne nach.

Immer grauer wird es und trüber, Novemberſtürme brauſen und es wird ſtill unter ihrem erkältenden Athem, ſtarrer Froſt nimmt Natur in ſeine eiſige Umklammerung und die Winternacht breitet ſich aus, die Ruhe des Todes.

Dieſem Gedanken ſinnt Frau Adda nach, Trauer im Herzen.

Es iſt wieder ein Auguſtnachmittag in leuchtender Klarheit, aber ſeit Tagen ſteht im Weſten eine drohende dunkle Wolkenwand, ſteigt höher und höher, kündet einen Umſchlag der Witterung.

Frau von Rehburg ſitzt arbeitend allein auf der Vortreppe. Nora und Gebhard, deſſen Abfahrt nach Dorpat bevorſteht, ſind nach Therenhof geritten.

Faſt ſchwül iſt es für die Jahreszeit, und die Ge-

ſchwiſter laſſen ihre dampfenden Pferde viel im Schritt gehen. Gebhard überkommt es im wehmüthigem Erinnern. Vor einem Jahre ritt er denſelben Weg, aber mit welch andren Empfindungen. Solche thöricht ſchöne Hoffnungsträume ſchwellten ihm die Bruſt, erfüllten ſeine Seele, und jetzt hat er ſie eingeſargt, ſeine junge prangende Liebe.

Nur ein Jahr! und wie verändert dünkt ihm Alles.

Auch damals ritt er an Stoppelfeldern vorbei, aber er achtete ihrer nicht — jetzt geht es ihm durch den Sinn:

„Geſchnitten das Feld und ſo mancher Schnitt
Iſt mitten durch's Herz gegangen."

Mitten durch's Herz! und heiß brennt die Wunde bei jeder Berührung. Wird ſie je vernarben?

„Kann, was das Herz ſo tief empfand,
Gleich einem Traum verſchweben.
Verfliegt das heiligſte Gefühl?
O eitles, eitles Leben!"

Das Widerſtreitende, das Vergängliche aller Gefühle, es legt ſich ihm in neuem Druck auf die Seele. Wie hat er Martha geliebt, mit allen Faſern ſeines Ichs — und doch! wird auch er ſprechen:

„Wie liegt das Alles hinter mir,
Als ob ich's nie erlebte?"

Hat nichts Irdiſches Beſtand? Sind wir nur der Spielball unſerer Empfindungen, erſt lodernde Flamme, denn verkühlende Aſche. — Wandel, Vergehen, in uns und um uns.

O eitles, eitles Leben!

Auch hinter Noras ernſter Stirn grübeln die ſchweren Gedanken. Ein Griegſches Lied, das Max neulich geſungen, klingt ihr im Ohr, die ergreifenden Worte hallen in ihr wieder.

„Ich bin der ſcheidende Sommer!“ Ja, das iſt Gebhard ihnen Allen und in drei Tagen ſoll er fort, für lange, lange Wochen.

Ihr Herz krampft ſich zuſammen. Wie anders iſt Alles, wenn er in ihrem Kreiſe fehlt.

Ernſter, gereifter iſt er ihr in dieſem Sommer erſchienen, aber auch mehr Verſtändniß für ihre Eigenart hat ſie bei ihm gefunden, und ſie ſind ſich näher gekommen in tiefſter Seele, näher als je zuvor.

„Du biſt der ſcheidende Sommer, wir ſind der ſterbende Wald!“ variirt ſie die Worte des Liedes.

Er weiß es ja nicht, er kann es kaum ahnen, wie es einſam und öde iſt in Krakenorm, wenn er fort und die Mutter, deren Zuſtand der Winter immer verſchlimmert, ſtiller wird, wie zuſammenſinkt in ihrer Sehnſucht nach dem Sohn, wenn der wortkarge Vater noch mürriſcher und ſchweigſamer ſich giebt, — es wieder Winter wird, nicht nur in der Natur, auch in ihrem geiſtigen Leben.

Ein ſchriller Schrei tönt aus der Höhe.

„Siehſt Du die Kraniche, Nora, dort, aus Norden kommend? Früh in dieſem Jahr beginnt ihr Zug. Wie ſie die Richtung einhalten, ich muß es immer bewundern. Ein Inſtinkt, der unfehlbar zum Ziele weiſt.“

Die Glücklichen!“ denkt Nora. „Wer doch mitkönnte.“

Fremde Länder ſehen, hochragende Schneegebirge, die Wunderbauten großer Städte, ein ewig blaues Meer — wie oft hat ſie ſich das ſchon gewünſcht.

So zehrender Sehnſucht voll iſt dies Mädchengemüth, das verurtheilt iſt zu einſamen Landleben in ſeiner ſchwerſten Form, der faſt vollſtändiger Mittelloſigkeit, die nur dem Allernöthigſten gerecht werden kann, wie eine Feſſel an allen Ecken und Enden drückt und reibt, jeden Aufſchwung verhindert, lähmt.

Und wird es je anders werden? Wird eine liebende Hand kommen, die Feſſeln löſen, den Käfig öffnen und ſagen: „Fliege mit mir dahin, wohin mit raſchem Fluge die Wandervögel ziehn, wo unterm anderen Himmelſtrich das Blut leichter durch die Adern kreiſt, nicht graue Melancholie die Seele in ihre Schleier hüllt.“

In Therenhof finden ſie nur Eliſabeth zu Hauſe. Sie hat ſich vor einigen Tagen bei einem Lauffpiel den Fuß leicht verletzt und muß ihn ſchonen. Ihre Eltern ſind nach Seſſen, zu Troſtbergs, gefahren, die Brüder zu Reckenſtein's-Roggenthal, und die ganze Kinderſchaar hat unter Marie's Führung einen Ausflug in den Nußwald unternommen.

„Ich denke, ſie kommen Alle bald zurück.“

Eliſabeth bietet ihren jungen Gäſten Kaffee und Früchte an und man erzählt ſich gegenſeitig von den Erlebniſſen der letzten Tage, feiert Reminiſcenzen an einen Picknick: „Marie iſt noch in heller Begeiſterung, wie gut ihre Maſcha und Ihr Pegaſus, Herr von Rehburg, die Touren der Quadrille ausgeführt haben.“

Aber das Geſpräch ſtockt immer wieder.

In Gebhard laſſen ſich die, durch den Ritt geweckten, Gedanken nicht ſo raſch zurückdämmen.

Marthas Geſtalt in ihrem ganzen Liebreiz ſteht vor ſeinen Geiſtesaugen, und die Qual um ihren Verluſt überkommt ihn nach einmal mit voller Macht.

Abweſend ſtarrt er vor ſich nieder, etwas Geſpanntes liegt in ſeinen Zügen, derſelbe Ausdruck, der Eliſabeth im April in Dorpat erſchreckt.

„Was hat er nur?“ fragt ſie ſich.

Forſchend beobachtet ſie die Geſchwiſter — vielleicht iſt zwiſchen ihnen etwas vorgefallen? oder iſt es der Abſchied von Therenhof, von ihr?

Es durchzuckt ſie ſchmerzlich — nein, das iſt es nicht. Gleichmäßig, ruhig, freundlich iſt immer ſein Benehmen ihr gegenüber — wie das eines Freundes,

faſt eines Bruders, mehr aber empfindet er nicht für ſie, das weiß ſie längſt.

Wieviel ſtumm verſchwiegene Qual hat ihre Seele kennen gelernt in den Sommerwochen!

Bläſſer und bläſſer iſt ſie dabei geworden und in angſtvoller Zärtlichkeit hat ſich Marie mehr als einmal gefragt: „Was ſoll daraus werden?“

„Es iſt doch wirklich eine ganz dumme Sache, die ſogenannte große Liebe, mit ihrem Hangen und Bangen in ſchwebender Pein. Wenn man ſoviel Vergnügen daran hat, bedanke ich mich beſtens dafür ihre nähere Bekanntſchaft zu machen.“

„Iſt es Euch recht etwas zu muſizieren, da ein Spaziergang für mich ausgeſchloſſen iſt?“ fragt Eliſabeth Nora, nachdem ſie den Kaffeetiſch verlaſſen haben und wieder eine Pauſe in der Unterhaltung eingetreten iſt.

„Sehr recht,“ ſtimmt Nora zu, in der Hoffnung, daß ſie dadurch alle auf andere Gedanken kommen werden.

Sich auf Nora's Arm ſtützend, erſteigt Eliſabeth vorſichtig die Treppe und ſie treten in den kleinen Muſikſaal, wo Klaviere, Harmonium und andere Inſtrumente ſtehen.

Eliſabeth beugt ſich zu einem Notenſchrank herab und ſucht in demſelben herum.

„Ich habe da neue Muſikalien, die ſehr hübſch zu ſein ſcheinen. „Ungariſche Tänze“ von Keler Béla. Die Gräfin Reckenſtein hat ſie mir aus dem Auslande mitgebracht. Geſteru waren die lieben Alten hier und erzählten viel von ihrer genußreichen Reiſe. Sie waren in Biarritz, Paris und auf der Rückreiſe haben ſie in Berlin Troſtberg's getroffen, „das allerjüngſte Paar“, wie Papa ſagt. Es kommt bald in's Land zurück.“

„Auch in dieſe Gegend?“ fragt Nora, mit ſcheuem Blick den Bruder ſtreifend.

„Ja, man erwartet ſie in Seſſen — ich glaube ſchon in den nächſten Tagen.

Martha ſoll wunderſchön und ſtrahlend glücklich ausgeſehen haben. Troſtberg iſt ja auch ſo ſympathiſch, trotz ſeiner Häßlichkeit, und wie ich Martha kenne, ſind ſie für einander geſchaffen.“

Gebhard, der im Begriff ſtand den Bechſtein zu öffnen, läßt den Deckel jäh fallen. Die Saiten klirren, als ob ſie ſprängen.

„Entſchuldigen Sie, Fräulein Eliſabeth.“

Wie gepreßt hat die Stimme geklungen.

Mit den Worten „da ſind die Noten — die Kinder verkramen immer Alles,“ wendet ſich Eliſabeth um und bemerkt den verſtörten Ausdruck in Gebhard's Zügen.

Die Augen blicken finſter. Zwiſchen den Brauen ſteht, tief eingegraben, eine ſenkrechte Falte. Und plötzlich durchzuckt ſie eine Ahnung, blendend, athemraubend.

Martha hat er geliebt! Alſo das war's. Ihre eigene Liebe macht ſie hellſeheriſch. All dieſe Jahre hindurch hat er Martha geliebt.

Bild reiht ſich an Bild — Derbiten, Seſſen, Dorpat im März, als Martha ſich verlobt hatte. — Glied greift in Glied, die Gedankenkette ſchließt ſich feſter und feſter und ihr iſt als umſpanne ſie ihr Herz.

In ihren Ohren brauſt es — ſie fühlt ihre Hände eiskalt und alles dunkel werden vor ihren Augen.

„Nora, vielleicht übernimmſt Du den Baß und ich beendige unterdeſſen eine Arbeit, die Mama mir aufgetragen hat. Wir ſchicken morgen ein kleines Poſtpacket an Inga. — Du ſpielſt ja viel beſſer vom Blatt, wie ich.“

Und während die Geſchwiſter die ſchwungvolle Compoſition des ungariſchen Componiſten durch ihr ſicheres Spiel zu beſter Geltung bringen, ſitzt ſie etwas entfernt von ihnen und beugt ſich über ihre Arbeit.

Mechaniſch zieht ſie die Häkelnadel hin und her, wirft, obgleich ſie kaum hingehört, dazwiſchen eine Bemerkung zu den Spielenden hinüber: „Bravo, hübſch, nicht wahr?“ „Ausgezeichnet vorgetragen!“ „Wiederholt doch, bitte, dieſen Czardas.“ „Nächſtens ſpielt Ihr ihn ſchon auswendig,“ und dabei ſteht vor ihrem Auge nur das Eine: „Martha war's, Martha.“ Er hat ſie geliebt und ſie hat es vermocht einen Anderen zu wählen, einen Gebhard zu verſchmähen. Nun ja, er war ja noch ſo jung, vielleicht zu jung, um bei dieſer umworbenen Schönheit in Betracht zu kommen, aber doch . . . .

„Ein Jüngling liebte ein Mädchen,
Die hat einen Anderen erwählt . . .“

O das grauſame, grauſame Leben!

Da rollt es draußen vor der Anfahrt.

„Das iſt Marie mit den Krabaten!“ Sie ruft es überlaut, froh der Ablenkung. — „Nora, ſieh bloß dieſen Aufzug und alle Körbe voll Nüße. Das hätte ich nicht erwartet, man ſtiehlt uns viel weg im Nußpark, trotz des Buſchwächters, den Papa zur Bewachung hingeſchickt.“

Die uns ſchon bekannte Liniendroſchke und ein ſogenannter Kirchenwagen halten vor der Hausthür und entleeren ihre Inſaſſen auf die Vortreppe. Hausmütterchen ſieht ſich bald umringt von all dem kleinen Volk, Mädchen und Buben, die glühend vor Entzücken und athemlos vor Eifer alle zugleich berichten wollen von den aufregenden Erlebniſſen des Nachmittags.

„Wir haben Kartoffeln in der Aſche gebraten.“ — „Ich habe zum erſten Mal Bier getrunken.“ — „Aber ich habe eine Schlange geſehen und Marie hat ſie mit ihrem Sonnenſchirm todtgemacht.“ — „Und dann haben wir ſie auf einen Ameiſenhaufen gelegt.“ — „Ich will — bitte, Eliſabeth, erlaube, daß ich die Maſcha aus-

fahre," ſo plappert's und ſchnattert's durcheinander, giebt der Angerufenen Zeit ihre Faſſung wiederzufinden.

„Wie wäre es, wenn Ihr mal erſt die Tante und den Onkel hier begrüßtet, ein Patſchhändchen geben würdet," ermahnt ſie.

„Tag Gebhard," ſagt der kleine Ulrich, der noch etwas ſtrammer und kugelrunder ausſieht, als vor einem Jahr, — „biſt Du auf Pegaſus gekommen?" — „Darf ich ihm Zucker bringen?"

„Bleibe aber nicht lange im Stall, Brüderchen, es kommt ein Gewitter," ſagt die zwölfjährige Thekla mit altkluger Miene — „es donnerte ſchon ein paar Mal."

„Ja!" beſtätigt Marie, die unterdeſſen Nora zärtlich begrüßt und viele Mal abgeküßt hat.

„Ganz ſchwarz zieht es aus der Stallecke herauf und das iſt herrlich — nun müßt Ihr zur Nacht hierbleiben! — Bitte, Nora, ja?"

„Nein, Mariechen, das geht nicht, wir wollen ſo raſch als möglich nach Hauſe, nicht wahr, Gebhard?"

„Ja, Nora, Du haſt recht. — Kleiner Ulrich, Du fixes Kerlchen, willſt Du mal zum Stalle laufen und anſagen, man ſolle den Pegaſus ſatteln und das andere Pferd aus Krakenorm, Norne."

„Die bekommt auch Zucker," ruft Ulrich und, ſo ſchnell ihn ſeine dicken Beinchen tragen können, ſtürmt er ab.

„Wirklich, Ihr könntet hier bleiben, es wäre ſo hübſch," beredet Marie und ſchlingt den Arm um Nora. „Du würdeſt in meinem Zimmer ſchlafen und wir könnten uns einmal ordentlich ausſchwatzen. Wir ſehen uns zu wenig! Im Winter ſoll ich wieder nach Dorpat und zum nächſten Georgi ziehen wir weit fort. Das iſt das Neueſte. Papa hat ein Gut gekauft — im Fellinſchen — und will das in eben ſolche Muſterwirthſchaft verwandeln, um es Max zu übergeben, wenn

derſelbe ausſtudirt hat. — Sei nicht hartherzig, Nora, laſſe Dich erweichen — wenn Du willſt, ſchicken wir einen Boten nach Krakenorm, damit Deine Mutter ſich nicht ängſtigt.“

Lauter und lauter grollt es in der Ferne.

„Danke Fräulein Marie,“ erwidert Gebhard für die Schweſter.

„Heute müſſen Sie uns ſchon fortlaſſen. Meine Ferientage ſind gezählt und ich möchte Mama die letzten Abende nicht allein laſſen.“

Nora und Gebhard haben ſchon ihre Pferde beſtiegen, da hört man das Geräuſch eines raſch ſich nähernden Wagens.

„Das ſind die Eltern,“ ruft Marie, und freundlich begrüßen, von ihrer Kaleſche aus, Herr und Frau von Theren ihre jungen Gäſte.

„Sie wollen fort? des Gewitters wegen. Es kommt bös herauf, ich fürchte, Sie werden pitſchnaß.“

„Wir werden ſcharf zureiten — es ſind ja bloß 10 Werſt,“ giebt Gebhard zurück.

Mit verſchleiertem Blick umfaßt Eliſabeth Reiter und Roß.

„Wie vor einem Jahr!“ denkt ſie und doch Alles ſo anders.

Eine ſtille Mondnacht damals und in ihrer Seele der Widerſchein ihres Friedens! — Und jetzt?

„Wir bringen Euch eine hübſche Nachricht, die auch Deine Eltern intereſſiren wird, Nora. — Inga Rehburg hat einen Sohn und der Jubel iſt groß. Die Eſtafette kam an, während wir bei Tiſch ſaßen und natürlich gab es gleich Champagner. Erica bekam heute auch eine Karte von Martha Troſtberg . . .“

„Um Gottes Willen Eliſabeth,“ ſchreit Nora entſetzt auf. Kerzengrade hat ſich Pegaſus aufgerichtet, bäumt ſich hoch auf, ſeine Hufen blitzen gerade über Eliſabeths Haupt.

Aber ſchon hat Gebhard mit eiſerner Hand den noch immer auf den Hinterbeinen ſtehenden Hengſt eine halbe Wendung machen laſſen und niedergezwungen.

„Bravo! Sie könnten Kunſtreiter werden!“ ruft die unerſchrockene Marie begeiſtert aus.

Gebhard hat ſich tief herabgebeugt.

„Haben Sie ſich ſehr erſchreckt, Fräulein Eliſabeth?“

„Sind ja fixe Mädchen, meine Töchter, die fallen nicht in Ohnmacht, wenn ein Pferd ſich ein wenig ungeberdig ſtellt,“ beruhigt Herr von Theren.

„Solch Araberblut muß auch noch gut baltiſche Sitten kennen lernen, hat ſich noch nicht gewöhnt an das „Früh geſattelt, ſpät geritten.“ Aber nun machen Sie wohl, daß Sie fortkommen, dann ſchlüpfen Sie vielleicht noch durch.“

Noch einmal beugt ſich Gebhard zu Eliſabeth herab, die, Norne's Hals klopfend, zwiſchen den Pferden der Geſchwiſter ſteht.

„Wie blaß Sie ſind, Eliſabeth, ich fürchte, Sie haben ſich doch erſchreckt. Verzeihen Sie meine Unachtſamkeit. Sobald ich nicht aufpaſſe, macht Pegaſus, in jugendlichem Uebermuthe, noch ſolche Mätzchen. Es wird mit der Zeit vergehen.“

Wortlos blickt ſie zu ihm auf, ein eigenthümliches Licht flackert in ihren ſonſt ſo klaren, ruhigen Augen. „Spare Deine Worte, denn nicht ſo hängt es zuſammen. Martha Troſtberg! Dieſe Zuſammenſtellung haſt Du nicht ertragen,“ denkt ſie.

Ein Zucken der Hand, ein Ruck am Zügel, der Sporn, welcher dem feurigen Thier zu tief in die Weichen drang und es ſteilte, es bäumte ſich auf, — ein unwillkürlicher Beweis des noch kaum bezwungenen Wehs im Herzen ſeines Reiters.

Hätten des Roſſes Hufen ſie doch zermalmt — ihr wäre wohl. Martha hat er geliebt, er liebt ſie noch. Mein Gott, das iſt ja Sünde!

Immer näher und näher rollt der Donner.

Kein Blatt regt ſich, die Natur hält den Athem an, aber in den oberen Schichten jagen und überjagen ſich die Wolken. Wie eine Schaar rieſiger Sturmvögel fliegen ſie heran, verhüllen die Sonne.

Die Geſchwiſter ſetzen ihre Pferde in Bewegung.

„Halt noch eins, junger Mann!“ ruft Herr von Theren.

„Erzählen Sie Ihrem Papa, daß unſer alter Kirchſpielsrichter ſeinen Abſchied nimmt — er war nachgerade wirklich zu ſchlafmützig geworden! — und daß wir mit dem Grafen Reckenſtein heute beſprochen haben, Troſtberg als Candidaten für dieſen Poſten aufzuſtellen. Später kommen Sie an die Reihe, Sie großer Juriſt. Und nun bonne chance, kommen Sie gut nach Hauſe.“

Als einige Stunden ſpäter die jungen Mädchen den Eltern gute Nacht ſagen, nimmt der Vater Eliſabeths Geſicht zwiſchen ſeine Hände und ſieht ihr forſchend in die Augen, welche ſo ungewohnten Glanz haben.

„Was iſt Dir, Herzenskind? Du biſt ſo blaß und ſcheinſt doch Fieber zu haben. Schmerzt Dein Knöchel?“

„Ja, etwas Papa, und dann habe ich meine dumme Migräne — es war heute tagsüber ſo ſchwül.“

Und wie um weiteren Fragen zu entgehen, wendet ſie ſich zur Mutter, „Gute Nacht Mamachen.“

„Du ſollteſt doch lieber Deinen Fuß ordentlich ſchonen,“ meint dieſe, „und Dir von Marie ein paar Tage lang regelmäßig Umſchläge machen laſſen.“

„Ja, das will ich verſuchen,“ erwidert ſie leiſe und küßt der Mutter die Hand.

Mühſam ſchleppt ſie ſich die Treppe hinauf, ihr ſchwindelt bei jedem Schritt und ihr iſt als läge Blei in ihren Gliedern. Als ſie in ihrem Stübchen angelangt und die Thüre abgeſchloſſen, bricht ihre mühſam bewahrte Faſſung zuſammen und aufſchluchzend ſchlägt ſie die Hände vor's Geſicht.

Lange liegt ſie auf den Knieen und kämpft den erſten ſchweren Kampf ihres Lebens.

Wunſchlos ſei ihre Liebe, hat ſie gemeint, nichts für ſich fordernd, aber ihr ſelbſt unbewußt iſt in ihrem Herzen eine Hoffnung aufgekeimt, eine ſtille Zuverſicht, daß Träumen Erfüllung wird, und Glück kommt, über Nacht, wie im Märchen.

Und nun — während draußen im Aufruhr der Elemente Blitz auf Blitz folgt, unabläſſig der Donner grollt und der Regen in ſchweren Strömen niederrauſcht — tobt in ihr ein Gedankenſturm und entblättert mit grauſamer Macht den duftenden Roſenſtrauch ihrer hoffenden Liebe.

Müde und zerſchlagen ſucht ſie ihr Lager auf.

Grau bricht der nächſte Morgen an.

„Na, Liſabetha, Dir ſieht man die ſchlechte Nacht auf den erſten Blick an," begrüßt ſie der Vater.

„Das war aber wirklich ein böſes Wetter, von Schlaf keine Rede bei dem Donnern und Blitzen.

Und immer neue Gewitter zogen von allen Seiten auf. Im Garten und Park hat es auch arg gewüthet. Mamas ſchönſter Roſenſtrauch iſt gebrochen, und in die alte Weide, unten am See, wo Du einen Lieblingsplatz hatteſt, iſt ein Blitz gefahren, der Stamm iſt ganz zerſplittert.

Und heute geht es ſicher auf's Neue los — es iſt noch drückend ſchwül — aber dann heißt es wohl endgiltig — ade Sommerwärme!" . . .

* * *

Der letzte Abend vor Gebhards Abreiſe iſt gekommen.

Nach dem Abendeſſen hat ſich Frau Adda von dem Sohn auf die Vortreppe führen laſſen und er ſitzt an ihrer Seite, ihre Hand in der Seinen, den Kopf an ihre Schulter gelehnt, wie er es in ſeinen Knabenjahren

zu thun pflegte. Dieſes Anſchmiegende, bei aller Feſtigkeit des Characters, dieſes zärtlich Weiche hat immer etwas unendlich beglückendes und wohlthuendes für ſeine Mutter gehabt, dazu beigetragen ihr ſeine Nähe zu einer ſo unerſetzlichen zu machen.

Es iſt eine für die Jahreszeit ſelten milde Nacht. Alle Geräuſche ſind verſtummt, Stille breitet ſich aus, mehr und mehr. Nur hin und wieder raſchelt es im Graſe, ein Käuzchen läßt ſeinen durchdringenden Schrei vernehmen, und wie leiſe Klage raunt es in den Wipfeln der Ulmen am Hauſe.

In den Fenſtern der Knechtswohnungen verlöſcht Licht nach Licht, tiefe Dunkelheit lagert ringsum, nur am ſüdlichen Horizont flammt es bisweilen auf, geſpenſtiſche Wolkengebilde ſekundenlang erhellend, in feurig zuckendem Leuchten.

Der Mutter ſchweres Herz iſt zum Springen voll.

Sie fühlt ſich ſo angegriffen, geht mit jedem Jahre einem ſchwereren Winter entgegen. Sieht ſie ihren Einzigen wieder?

Sie verſucht ſich immer wieder daran aufzurichten, daß es nur noch acht Monate dauert — er danach ganz bei ihnen bleibt, aber als der Gedanke ſie durchſchauert, morgen, um dieſe Zeit iſt er weit, weit von ihr, muß ſie wieder ſeine herzerwärmende Nähe miſſen, ſo lange, trübe Herbſt- und Wintermonate hindurch — da fliegt ein leiſes Beben durch ihre Glieder.

„Wird es Dir nicht zu feucht, Mamachen? Soll ich Dir ein Tuch holen, oder ſollen wir hineingehen?“

„Letzteres wird wohl vernünftiger ſein, mein Sohn — es iſt plötzlich kühl geworden. Und Du ſpielſt mir vielleicht noch etwas vor?“

„Gewiß Mama, ſehr gerne.“

Er geleitet ſie in den Salon, wo Nora arbeitend an der Lampe ſitzt, und nimmt ſelbſt am Flügel Platz.

Einige einleitende Accorde und in rauſchenden

mächtigen Harmonien durchfluthen die Tonwellen des klangvollen Inſtruments den großen, aber niedrigen Raum. Und es iſt als weiteten ſich die Wände, als höbe ſich die altersgeſchwärzte Lage und als trügen dieſe Klänge die Seelen der Zuhörer in lichtere Sphären, hoch empor über irdiſches Leid und irdiſche Luſt.

Er ſpielt und ſpielt, aber jetzt nicht mehr bekannte Melodien berühmter Componiſten, der eigenen Phantaſie läßt er freien Flug, und ſeine Mutter, die mit geſchloſſenen Augen und mit gefaltenen Händen im Seſſel ruht, lauſcht mit ganzer Seele.

Ihr iſt, als redeten Engelsſtimmen zu ihr aus dieſem brauſenden Meer von Tönen, in denen das wechſelnde Auf und Ab einer reichen Gefühlswelt ſich widerſpiegelt.

Lange ſpielt er ſo. In immer neuen Variationen quellen die gewaltigen Harmonien unter ſeinen Fingern hervor, bald wettert es im Baß wie in Hadern und Grollen, dann wieder jauchzt es in jubelnder Seligkeit. Doch allmählich werden die Accorde immer gehaltener, ernſter, und immer wieder, wie eine ſtetig wiederkehrende Klage, tritt eine einfache, ſchwermüthige Melodie hervor, die, tiefer Wehmuth voll, zu ſingen ſcheint von Entſagen, von Scheiden und Vergehen — ſo klagend und ergreifend, daß der Mutter Augen ſich mit Thränen füllen. Noch einmal in hin und her wogenden Arpeggien rauſchen die Saiten, und leiſe, wie erſterbend, verhallen vom Klavier her die Töne! —

Einen Augenblick bleibt es ganz ſtill, dann fragt Nora: „Was war das, Gebhard?“

„Ich würde es „Abſchied“ nennen,“ ſagt Frau von Rehburg.

Der Sohn tritt hinter ihren Stuhl und drückt einen innigen Kuß auf ihren Scheitel. „Wie ſie mich verſteht,“ denkt er und legt ihr ein Blättchen in die Hand.

„Da haſt Du die Worte dazu — Eliſabeth Theren hat ſie mir einmal gegeben, und ſchon den ganzen Tag ging mir die Melodie im Kopf herum.“

Frau Adda entfaltet das Blatt.

„Leb' wohl! Leb' wohl! Kurz iſt das Wort,
Der Inhalt aber tief,
Lang tönt es noch im Herzen fort,
Nachdem der Mund es rief.
Auf Wiederſehn! Melodiſch Wort,
Voll Trug und Süßigkeit,
Du ruhſt als tief verhüllter Hort
Im Schooß der Ewigkeit.“

„Auf Wiederſehn! melodiſch Wort, voll Trug und Süßigkeit“, wiederholt ſie halblaut.

Der nächſte Morgen bricht an, kühl, grau. —

„Zum Abſchiednehmen juſt das rechte Wetter, damit einem die Trennung vom Landleben nicht allzuſchwer wird,“ meint Gebhard.

„Leelskungs, die Pferde ſind vor,“ meldet der Diener.

„Adieu, Papa.“ Sie ſchütteln ſich die Hand als Männer, aber die Mutter hängt lange, ſchluchzend, an ſeinem Halſe. Er allein kann hören, was ſie flüſtert in ausbrechendem Herzensweh. „Nimm Dich in Acht, mein Liebling. Gott ſchütze dich, immer und überall.“

„Weine nicht ſo, liebes, liebes Mamachen, ich komme ja wieder.“

„Ja, Du kommſt wieder.“ Aus ihren naſſen Augen trifft ihn ſolch weher, angſtvoller Blick, daß auch ſeine Wimpern ſich feuchten.

Beruhigend und tröſtend gleitet ſeine Hand über ihren weichen Scheitel, dann küßt er ſie mit inniger Liebe, zieht immer wieder die kalte, zitternde Hand an ſeine Lippen.

Und die Stimme zu einem fröhlichen Klang zwingend:

„Gewiß komme ich wieder, erſt zu Weihnachten und dann zu Pfingſten und dann bleibe ich überhaupt ganz bei Dir — ganz, denke immer daran.

Nur hin und wieder fahre ich auf ein paar Tage nach Riga, zu den Terminen, und alle drei Jahre einmal zum Landtag, die übrige Zeit wird hier geſchuftet, daß die Nachbarn ſich wundern ſollen. Und mein Mamachen hilft bei Allem mit Rath und That — nicht wahr? ſo machen wir es!“

Unter Thränen lächelnd ſieht ſie zu ihm auf, zieht ſeinen Kopf zu ſich herab und haucht einen Segenskuß auf ſeine Stirn.

Nora ſteht bei den Pferden und hält ihnen abwechſelnd ein Stück Zucker nach dem andern hin. Keine Muskel zuckt in dem blaſſen Geſicht, aber bisweilen geht ein Schauer durch ihre Geſtalt.

„Du biſt der ſcheidende Sommer,“ klingt es ihr wieder im Ohr.

„Lebewohl, Schweſterchen. Bleibe geſund, pfleg' unſer Mamachen gut und ſchreib ſo häufig als möglich. Und nun noch einen allerletzten Kuß, Mamachen, und auf Wiederſehn!“

„Auf Wiederſehn, auf Wiederſehn.“ Er ſchwenkt die Mütze, ſie wehen mit den Tüchern bis der Wagen um eine Wegbiegung verſchwindet, und ihnen Allen iſt es, als ſei der Tag noch grauer und trüber geworden, ſo ſchwer legt ſich die Trauer des Abſchieds auf ihre Seelen.

Wie verabredet, trifft Gebhard einige Kameraden in Wenden und weiter geht die Fahrt.

Man berichtet gegenſeitig über die Erlebniſſe des Sommers, beſpricht die Ausſichten des Winters.

„Ich habe es Papa mit Handſchlag verſprechen

müſſen, wenigſtens einige Collegia's zu beſuchen," ſagt Max und macht ein klägliches Geſicht.

„Er ſagt, man dürfe ſich nicht aeterniſiren, wenn man 9 Geſchwiſter hat. — Dieſer glückliche Lionel," er klopft ſeinem jüngeren Bruder freundſchaftlich auf die Schulter.

„Nächſtens bin ich ſchon ein abgekrähter Brander und für den nimmt das Fuchsleben erſt ſeinen Anfang — Bücher und Studien liegen für ihn in dämmernder Ferne."

„Aber wir wollen wieder mächtig büffeln, nicht wahr Rieſenbär? — und dann könnt Ihr uns im nächſten Frühjahr feierlichſt committiren," erklärt Gebhard.

„Die Lieder dazu kennen wir jedenfalls, haben ſie bei Paul tüchtig einüben müſſen."

„Ecce venit te salutans," beginnt Einer.

„Brr, das klingt gräßlich trübſelig — ſpülen wir es ſchleunigſt mit etwas Anderem ab," erwidert Rieſen. Z. B.:

„In des Waldibus tiefſtibus Gründibus
Iſt ein großer Bär zu findibus."

„Das iſt großartig!" lacht Lionel Theren.

„Und das geht ſo weiter!"

„Ja, durch alle Sprachen hindurch, lettiſch, eſtniſch, ja ſogar chineſiſch:

„In des Waldtſchin, tiefſtſchin Gründtſchin,
Iſt ein großer Bär zu findtſchin."

Ein Lied folgt dem Andern, dann kommt ein feuchter Krug, und landſchem Bier, ſowie den Speiſepaudeln, die mütterliche Liebe pfropfendvoll gepackt hat, wird Ehre gemacht.

Am folgenden Tage raſſelt ihr Vierſpänner den Stationsberg hinunter und von allen Seiten winken und grüßen bekannte Geſichter.

„Stoßt an, Dorpat ſoll leben, hurrah hoch,“ citirt Max, und die Mütze ſchwenkend, halten ſie ihren Einzug in die Univerſitätsſtadt.

* * *

Einen Monat ſpäter iſt Gebhard wieder Senior. Wie iſt das gekommen?

In ehrlicher Selbſterkenntniß, der übernommenen Aufgabe nicht gewachſen zu ſein — beſonders nicht im Stande, ſeiner Corporation, der in dieſem Semeſter die Führerſchaft im Chargirtenconvent zukommt, die gebührende Geltung zu verſchaffen, hat Molten abgedankt.

In vertraulicher Sitzung mit den älteren Landsleuten haben die Chargirten beſchloſſen den Verſuch zu machen, Gebhard zur Annahme der Seniorſchaft zu bewegen. Eines Tages erſcheint denn auch eine Deputation bei ihm — ziemlich feierlich, im Bewußtſein ihrer Wichtigkeit — und bittet ihn, er möchte die Würde des erſten Chargirten wieder annehmen.

Im erſten Augenblick hat er nur eine Abweiſung, dann, als ſie dringender werden, beſonders auch Rieſen ihm zuredet, mit den Worten: „Für mich und manchen Anderen biſt Du der Einzige, der augenblicklich in Frage kommt!“ verlangt er Bedenkzeit.

Tagelang kämpft er mit ſich, hin und hergezogen von widerſtreitenden Stimmen.

Soll er noch einmal die Laſt auf ſich nehmen, ſeine Zeit der Corporation, dem Wohle der Allgemeinheit opfern — denn wenn auch im Kleinen, hier handelt es ſich ohne Zweifel darum.

Ein paar unglücklich verlaufene Duelle im Laufe des letzten Halbjahrs haben die obrigkeitlichen Kreiſe auf's Neue erregt, und der Ernſt der Sachlage iſt nicht wegzuleugnen.

Welch eine ſchöne Aufgabe, noch einmal zu verſuchen ſeinen vollen Einfluß in die Wagſchaale zu

werfen, für die Idee einzutreten, die er noch immer für die einzig mögliche Löſung in der Piſtolenfrage hält — und vielleicht ihr zum Siege zu verhelfen, denn bei dem jetzigen Beſtande der Livonia hat er mehr Ausſicht als je damit durchzudringen. Aber andererſeits ſein Studium, ſein letztes Examen! Und ſeine Eltern, was werden ſie ſagen?!

Eine Nacht liegt er ſchlaflos, das Für und Wider erwägend, dann ſagt er „Ja!“

Und als er zum erſten Mal wieder einem Convent präſidirt, da fühlt er es mit dem Hochgenuß der zum Herrſchen geborenen Natur, welch ein Reiz darin liegt Führer zu ſein, an der Spitze zu ſtehen, ſeinen Einfluß zu bethätigen, einzuwirken auf das Wachs, welches man die Maſſe nennt — dieſer leichtflüſſige, bewegliche Stoff — der nur da zu ſein ſcheint, damit der zielbewußte Geiſt ihm ſeinen Stempel aufdrücke. Er hält eine flammende Rede, die junge Bruſt erfüllt von dem glühenden Wunſch durchzuſetzen, was er für richtig hält, und hinreißend erſcheint er ſeinen Zuhörern in der zähen Treue für das einmal aufs Schild erhobene Princip.

Bald ſchaaren ſich ſeine früheren Parteigänger um ihn und immer mehr Neue geſellen ſich dazu. Und ſie Alle fühlen es, es iſt etwas Anderes in ihm, etwas Größeres, als früher.

Ueber ſie hinausgewachſen iſt er in der kurzen Spanne Zeit, da er ſich faſt ganz aus ihrer Mitte zurückgezogen hatte. Kein Jüngling mehr, ein zum Manne herangereifter Charakter, tritt er ihnen entgegen, in der Klarheit ſeines Denkens, der Feſtigkeit ſeiner Anſchauungen, und ſicherer das Auftreten, präciſer die Ausdrucksweiſe, abgeklärter die Meinung, zielbewußter das Wollen. Mehr als je empfinden ſie die Macht ſeiner Perſönlichkeit, die ſtolze Unwiderſtehlichkeit

ſeines Weſens, und auch die Aelteſten unter ihnen folgen willig in der Richtung, in welche er weiſt.

Wolfgang ſchäumt. Er fühlt es deutlich, er hat ausgeſpielt, ſein Einfluß vermindert ſich immer mehr, und wüthender Haß gegen Gebhard frißt an ihm. Er, immer er! Ueberall ſteht er ihm im Wege, gewinnt, wonach ihn, Wolfgang, gelüſtet, die führende Stellung, die Gunſt eines Mädchens, die Werthſchätzung Aller. Dieſe Gedanken verſetzen ihn in Raſerei, entfeſſeln die wildeſten Begierden ſeiner Natur.

Er thut ſich keine Gewalt mehr an, treibt es ärger als je — verſpielte Nächte, wüſte Trinkgelage, allerlei Zügelloſigkeiten, ein Leben, das herabzieht und entwürdigt.

„So etwas hält auf die Länge, auch eine eiſerne Conſtitution nicht aus," meint eines Tages Axel im Geſpräch mit Max, „und wenn er nicht Vernunft annimmt, iſt er in einigen Jahren eine Ruine."

* * *

In der zum Concertſaal umgewandelten Aula der Univerſität hat ſich ein erwartungsvolles Publikum eingefunden, iſt es doch eine weltberühmte Sängerin, welche die Eſtrade betreten ſoll. Der Abend ſtellt auserleſene Genüſſe in Ausſicht und die muſikliebenden Bewohner der Stadt, vorwiegend den Profeſſorenkreiſen angehörend, aber auch der Adel der Umgegend und ſehr viele Studenten aus den verſchiedenſten Corporationen, füllen den weiten Raum, über den ein großer Kronleuchter helles Licht wirft.

Wie immer zu ſolchen Gelegenheiten iſt das Katheder voll beſetzt, nach altem Gewohnheitsrecht, nur von Livonen.

Ein paar vorwitzige Füchſe, die, ſich ſehr ſchlau dünkend, frühzeitig gekommen und vorne hingeſtellt

haben, werden bald eines Beſſeren belehrt und ob ihrer Dreiſtigkeit weiblich gehänſelt. Nachdrücklichſt wird ihnen klargemacht, daß ſie ſich ihre Plätze anderweitig zu ſuchen, ſich dahin zu verfügen hätten, wo ſolch kleines Gelichter hingehöre. Hier oben hätten bloß „die Matadore“, wie Axel ſagt, ihre angeſtammten Stehplätze.

Und bald erheben ſich über den Anderen, dem ganzen Saale weithin ſichtbar, Rieſens Reckengeſtalt neben Gebhards Characterkopf, Erichs energiſche Züge, Wolfgangs kühnes Profil, Axels pfiffiges und Max knabenhaftes Schelmengeſicht, Eckens und Sanderns ſympathiſche Phyſiognomien und manch Blick aus ſchönen Mädchenaugen fliegt verſtohlen oder mit heiterem Grüßen und Nicken hinüber zu der Gruppe.

„Ich kann mir denken, was die wieder für Witze reißen über die ganze Geſellſchaft,“ flüſtert Marie ihrer Schweſter zu. Die Profeſſorin und ihre Nichten ſitzen in der achten Reihe, ſodaß ſie die jungen Herren in einiger Entfernung links vor ſich haben.

„Axel macht natürlich mit Wonne boshafte Bemerkungen, das ſehe ich an ſeinem Lächeln und zitternden Schnurrbart — wenn er doch das Moquiren laſſen könnte. — Ah, ſieh doch, Eliſabeth — da kommt Ida Walldorf! Wie pikfein ſie ſich gemacht hat und wie ſie nach dem Katheder zu coquettirt.“

Ein Glockenzeichen und die Concertgeberin, gefolgt von ihrem Accompagnateuren, erſteigt das Podium.

Ein Beifallsſturm begrüßt ſie.

Einige Schubert'ſche Lieder bilden den Anfang des Programms und werden vollendet vorgetragen. Dann folgen einige andere Compoſitionen.

Als die erſte Pauſe eingetreten, redet Marie wieder auf die Schweſter ein.

„Richtig, ſtatt uns zuerſt zu begrüßen, ſteuert Axel geradenwegs auf Walldorfs zu, und was Ida für

Augen macht — ſo ein Gräuel.“ Auf wen ſich dieſes liebenswürdige Epitheton bezog, ergründet Eliſabeth nicht weiter — ſie iſt allzuſehr mit ihren eigenen Gedanken beſchäftigt. Ein Lied, welches die große Künſtlerin ergreifend ſchön geſungen, hat ſie gepackt in tiefſter Seele, als ſei die Mahnung an ſie gerichtet:

„O verſenk, o verſenk Deine Liebe, mein Kind,
In die See, in die tiefſte See.“

„Eliſabeth!“ Marie zupft ſie am Aermel. „So ſieh doch, wie er ſcharwenzelt und Ida, wie ſie himmelt, kokettirt und alberirt — einfach gräßlich.“

„Sprich doch leiſer, ich bitte Dich, Marie,“ ermahnt die Tante.

„Ah, da erſcheint die Joachim wieder.“

„Frauen-Liebe und -Leben“ beſtrickt die Zuhörer durch die Meiſterſchaft, mit welcher die gottbegnadete Stimme Schumanns Muſik vorträgt, und wieder durchſchauert es Eliſabeth.

„Nun haſt Du mir den erſten Schmerz gethan.“

Sie blickt hinüber zu dem Katheder. Welch blühendes Leben auf den jungen Geſichtern und doch, mäht der Schnitter Tod nicht auch grüne Aehren?!

In der zweiten Pauſe ſchiebt ſich durch das Gewühl plaudernder Menſchen Axel bis zur 8. Reihe.

Marie begrüßt ihn ziemlich ungnädig.

„Nun, Fräulein Commilitone, ſind Sie ganz weg? So eine herrliche Compoſition von Schumann — dieſer Cyklus. Das iſt gerade mein Ideal einer Frau, die ein Leben lang ſingen und ſagen kann: „Er der Herrlichſte von Allen.“

„So?! und ich finde die Worte gräßlich und noch dümmer die andere Stelle „Wie hat er unter Allen mich Aermſte erhöht und beglückt.“ Dummes Zeug! Wir beglücken, wenn wir uns gnädig herablaſſen einen Mann zu heirathen, und er mag in Verehrung emporſehen.“

Axel lacht über das ganze Geſicht.

„Da ſind Sie ja ultra modern, Fräulein Marie, emancipiren ſich und wollen von dem „Er ſoll Dein Herr ſein,“ wohl auch nichts wiſſen.“

„Natürlich nicht. Das iſt erſt recht dummes Zeug.“

Marie ſagt es ſo laut, daß die Tante wieder mahnt „Leiſer, Kind,“ und hinzuſetzt „Warte nur, die Stunde wird auch noch kommen, wo Du ganz anders reden wirſt.“

Nach Schluß des Concerts treffen die Damen in der Garderobe Max, Gebhard, Wolfgang und andere Bekannte.

„Dürfen wir die Damen begleiten?“ fragt Gebhard, nachdem man einige Phraſen über den gehabten Genuß ausgetauſcht.

„Danke, Herr von Rehburg,“ erwidert die Profeſſorin. „Ich dachte ſchon Max oder einer der Herren würde uns den Cavalierdienſt gerne leiſten. Im Uebrigen können Damen, trotz der vielen übermüthigen Jugend, unbehelligt allein gehen,“ fährt ſie fort. „Die Studenten attaquiren ja nicht, zu ihrem Lobe ſei es geſagt.“

„Na, ſo beſtimmt würde ich darauf nicht ſchwören, Tantchen. Sagen wir ſelten, dann wird es eher ſtimmen. Es regnet Verweiſe in letzter Zeit, für unangemeſſenes Betragen, wie der Kunſtausdruck lautet.“ Max äußert es mit einen Seitenblick auf Wolfgang. Derſelbe hat ſich gebückt, um Eliſabeth die hohen Galloſchen anzuziehen. Ihr Blick ſtreift das junge verlebte Geſicht. „Auch das!“ denkt ſie mit innerm Ekel.

Sie ſchreiten durch die Ritterſtraße, voran Marie und Max. Gebhard hat bei einem Straßenübergang der Profeſſorin den Arm gereicht und führt ſie fürſorglich auf dem ſchmalen Trottoir.

Wolfgang geht an Eliſabeth's Seite.

„Willſt Du nicht meinen Arm nehmen, Couſine?

Es iſt ſtellweis ſehr ſchlüpfrig und Du könnteſt ausgleiten.“

„Nein danke, Vetter, ich bin ganz ſicher auf den Füßen.“

Es klingt abweiſend und er beißt die Zähne aufeinander. Eine Zeitlang verfolgen ſie ſchweigend ihren Weg.

„Werdet Ihr Sonnabend auf dem Ball bei Walldorfs ſein?“

„Ja, gewiß, wenn nichts Unvorhergeſehenes eintritt. Marie iſt auch eingeladen. Hoffentlich erhält ſie von den Eltern die Erlaubniß hinzugehen, es wäre ihr erſter Ball und ſie freut ſich ſo darauf.“

„Darf ich Dich um den Cotillon bitten, Eliſabeth?“

Leidenſchaft vibrirt in der dunklen Stimme und da ſie nicht gleich antwortet, beugt er ſich tiefer zu ihr hinab — ſein heißer Athem ſtreift ihre Wange.

„Komme ich wieder zu ſpät?“

„Ja! ich habe ihn ſchon vergeben.“

„Wem?“ ziſcht er heiſer, dicht an ihrem Ohr.

„Herrn von Rehburg!“

„Welchem? Es giebt ja mehrere hier. Aber was frage ich noch —“ er lacht auf, ein häßliches, ſpöttiſches Lachen.

„Natürlich Herrn Gebhard von Rehburg.“

Sie mißt ihn mit tadelndem Blick, aber antwortet ruhig.

„Ja, Gebhard Rehburg. Ich plaudere ſtets gerne mit ihm.“

„Immer er, überall iſt er mir im Wege!“ knirſcht er innerlich. „Wenn ich ihm das mal heimzahlen könnte, jedes Mittel wäre mir recht.“

„Er verkehrt ſehr viel bei Onkel Profeſſor.“ Scharf betont er das ſehr und unverkennbare Ironie liegt in der Stimme.

„Mich hält man nicht der Ehre für würdig, so oft bei Euch zu speisen, aber . . .“

„Du warst doch noch vorige Woche da.“ unterbricht sie.

„Pflichteinladung — ich weiß, die verehrte Frau Tante kann mich nicht ausstehen. Sie sagt es nicht mit dürren Worten, aber das fühlt sich, ma chère cousine. Es ist fast, als ob sie ihre Kleider zusammenrafft, wenn ich in ihre Nähe komme — so einen mauvais sujet hält man sich lieber drei Schritte vom Leibe.“

Elisabeth schweigt zu den sarkastischen Worten.

Sie kann ihm doch nicht sagen: „Ja, Du hast recht. Je seltener Du Dich zeigst, desto lieber ist es dem, in ihren Anschauungen von Moral, Zucht und Sitte sehr strengen, alten Ehepaar.

Sie hat sich häufig gefragt, ob man Wolfgang nicht zu streng beurtheilt und hat früher immer seine Partei ergriffen, wenn von ihm die Rede war.

„Ein wüster Gesell,“ hat Max einmal gesagt, aber ihre Mädchenreinheit macht sich keinen rechten Begriff davon, was dieses Wort umfaßt, er ist leichtsinnig, ein Durchgänger, ja! aber verdorben, im Grunde der Seele schlecht? nein, das kann sie nicht glauben.

Eine Seele kann wohl überwuchert werden von schlechten Trieben, doch sie bleibt Gottes Ebenbild, und dem Leben mit seinen scharfen Messern mag es wohl gelingen, all das wilde Unkraut auszutilgen.

Ihr hat Wolfgang immer andere Seiten seines Wesens gezeigt, und sie hat Mitleid mit ihm gehabt, von dem sie weiß, daß er, ohne eigene Mutter aufgewachsen, eine schwere Kindheit gehabt — aber in das Mitleid mischt sich jetzt, bisweilen, ein leises Grauen, und sie hat häufig Mühe, es ihm nicht zu zeigen, muß sich überwinden, um in der alten Art und Weise mit ihm zu verkehren.

Etwas iſt in ihm, ſeit einiger Zeit, was ihr unheimlich iſt, ſie immer ſtärker abſtößt.

Langſam ſind ſie den Thunſchen Berg hinaufgeſtiegen und haben die Sternſtraße erreicht.

„Kommen die Herren noch herein zu einem Schluck Thee? Nein? Du auch nicht, Max? Nun denn gute Nacht, und ich kann wohl ſagen: „Auf Wiederſehn allerſeits bei Walldorfs.“

Als Eliſabeth für einen kurzen Moment die Hand in Gebhards Rechte legt, fällt ihr Blick zufällig auf Wolfgang, der hinter ihm ſteht.

In ſeinen lauernden Augen flackert es auf, ſekundenlang, wie eine Flamme lodernden Haſſes, dann legt ſich der frühere Ausdruck wieder über ſeine Züge, er beugt ſich in ſeiner chevalereſken Art über die Hand der Profeſſorin und ſeiner Couſine, und Eliſabeth iſt es nachher, als habe ſie nur geträumt.

* * *

„Ich armes, armes Röschen, bin ganz allein zu Haus,“ trällert Marie mit ganz heiſerer Stimme, indem ſie bald hier, bald dort der Schweſter eine Blume feſter ſteckt, oder einen Toilettengegenſtand reicht.

„Die Schweſter, ja die Schweſter, die iſt zum Balle aus. Hätt' gerne ſie begleitet, doch ſprach . . .“

Ein Huſtenanfall unterbricht den Geſang.

„Siehſt Du, wie recht Onkel hat Dir die Ausfahrt nicht zu erlauben — Du könnteſt Dir etwas Ernſtes holen.“

„Das wäre mir ziemlich einerlei. Es iſt wirklich zu kränkend. Da iſt man nun mit Mühe und Noth 18 Jahre alt geworden, ganz ordnungsmäßig confirmirt und muß, wegen eines dummen Schnupfens, zu Hauſe bleiben! — Einfach gräßlich, wenn man mit lauter Studenten tanzen könnte, einer netter als der andere. — Was bringen Sie da, Juhle?“

Das Stubenmädchen ſteht im Rahmen der Thür und reicht der Fragenden zwei, in weißes Seidenpapier gewickelte Gegenſtände.

„Dienſtmann hat gebracht — für Fräuleins von Theren.“

„Gewiß Bouquette,“ ruft Marie. Raſch entfernt ſie die Umhüllungen.

„Oh Eliſabeth, ſieh wie reizend. Da! Der iſt für Dich.“ Sie reicht der Schweſter einen duftigen Strauß von weißen und rothen Blüthen.

„Und hier, — nein wirklich?! für mich?!! — von Axel Rehburg. Das iſt zu nett von ihm. Und wie wunderhübſch, ganz weiß.“

Sie verſteckt ihr Näschen in die Blumen.

„Fräuleinchen, ier hiſt noch ein Pukett und Wagen hiſt vor Thir, läßt Err Profeſſor ſagen.“

Die Köchin ſteckt den rothen Kopf durch die Thüre.

„Wai! wie hunſer Wreilein Eliſabeth eite haber ibſch hausſieht — wirklich zum Werlieben ibſch. Is wohl zu ſchade, daß Mariechen Wreilein zu Auſe pleiben muß.“

„Von Wolfgang!“ Marie, die Neugierige, hat wieder das Auspacken des „Pukett's“ beſorgt. „Und wie prachtvoll! Das iſt ſicher nicht von hier. Was machſt Du aber nun? — zwei Blumenſträuße kannſt Du doch nicht in der Hand halten!“

„Natürlich nimmt ſie dies,“ beſtimmt die Tante, auf Gebhard's Strauß weiſend.

Sie iſt ſchon in Abendtoilette, ſchwerer, ſchwarzer Seide, und muſtert Eliſabeth mit befriedigtem Blick.

„Das paßt ja prächtig zu ihrem weißen Kleide mit den rothen Nelken, und außerdem „wer zuerſt kommt, mahlt zuerſt.“ Und nun tuntle Dich gut ein, Kind, daß Du nicht auch einen Katarrh bekommſt — dann ade Fahrt nach Therenhof zu Weihnachten.“

„Höre Eliſabeth,“ flüſtert Marie der Schweſter in's Ohr, „Danke Axel Rehburg *furchtbar* für das

ſchöne Bouquet und es thäte mir ſchrecklich leid, nicht damit im Ballſaal auftreten zu können. Und dann beobachte mit wem er die Quadrillen tanzt — zum Cotillon hat er Ida Walldorf engagirt, das hat ſie mir ſchon neulich triumphirend erzählt. Meinetwegen kannſt Du ihr auch einen Gruß beſtellen und, bitte, merk Dir genau, welch ein Kleid ſie trägt. Sie that ſehr geheimnißvoll, aber es ſoll Wunder was Schönes ſein, nie Dageweſenes, ganz mit Roſen überſtreut oder ſo was. Ich glaube, es kommt aus Petersburg und auf elegante Toiletten fallen Herren immer herein. Mach Deine Augen überhaupt ordentlich auf — nachher mußt Du mir Alles haarklein erzählen und das wird ein kleiner Troſt ſein. Amüſire Dich auch ſchön."

„Mariechen, komm nicht auf die Treppe hinaus," ermahnt die Tante. „Kriech bald in's Bett, trinke recht heißen Thee und verſuch' gründlich zu transpiriren, dann biſt Du ſchnell wieder geſund."

Marie ſchläft feſt und ſüß, als, ſpät in der Nacht, Eliſabeth vom Balle heimkehrt. Mit leiſen Bewegungen entledigt ſie ſich ihres Ballſtaates, wirft einen Kämmmantel um die weißen Schultern und beginnt ihr reiches Haar zu löſen und zu glätten.

Wenn ſie den Kamm auf- und abführt, blitzen die Edelſteine in ihren Ringen in buntem Farbenſpiele — um den ſchlanken weißen Hals ſchlingt ſich ſchimmernd eine Perlenkette, vom Tanze glühen ihre Wangen roſiger als ſonſt, aber ſie hat kein Auge für das Bild, welches der Spiegel widerſtrahlt, ihre Gedanken verweilen noch bei den Erlebniſſen des Abends.

Es war ſehr hübſch auf dem Ball, aber ſie kann den einen Blick nicht vergeſſen, den Blick tödtlichen Haſſes, — ja das war es! — der wieder in Wolfgang's ſchwarzen Augen gefunkelt, ſekundenlang nur und ſofort wieder verborgen unter der Maske ritterlicher Liebenswürdigkeit, die er Damen gegenüber zur Schau trägt.

Er hatte ſich faſt garnicht im Tanzſaal gezeigt, zum Cotillon keine Dame engagirt, aber in der Blumentour hatte er mit anderen Herren, die keine Tänzerin mehr gefunden, in der Thüre zum Cabinet des Hausherrn geſtanden und Eliſabeth von Weitem eine Verbeugung gemacht. Als das Theebrett mit den zierlichen Sträußchen an ihm vorübergetragen wurde, hatte er mit raſchem Griff eins gewählt und war auf ſie zugetreten.

„Vielleicht findet dieſes mehr Gnade vor Deinen Augen!“ Er hatte dabei gelächelt, aber ſie hatte den verſteckten Sinn der leicht ironiſchen Worte ſofort herausgefühlt. Ihn ſcheinbar nicht beachtend, hatte ſie ihn mit ruhiger Freundlichkeit angeſehen und geſagt:

„Ich habe Dir ja noch für das herrliche Bouquet zu danken. Wo haſt Du die Prachtblumen nur herbekommen? Es war zu ſchade zum Mitnehmen und da die Roſen langſtielig waren, haben wir ſie gleich in Waſſer geſtellt.“

„Und dann paßten ihre roſa Nüancen auch nicht ſo gut zu Deiner Toilette. Roth, grün, weiß, das ſind ja Livonia's Farben. — Ich konnte ja leider nicht wiſſen, daß Du ſie tragen würdeſt.“ Mit ſo perfidem Lächeln hatte er es geſagt, daß Eliſabeth erröthet war.

Vom Klavier her waren die lockenden Töne einer Polka erklungen und ſie hatte ſich erhoben, und die Hand auf ſeine Schulter gelegt, ohne etwas zu erwidern.

Ein paar Mal wirbelt er ſie durch den Saal.

Er tanzt ausgezeichnet, ſicher auftretend, aber er preßt ſie ſo feſt an ſich, daß es ihr unangenehm iſt. Als er ſie auf ihren Platz zurückführt, iſt Gebhard's Stuhl gerade leer.

„Darf ich einen Augenblick Deinen Cavalier vertreten, ich wage nicht zu ſagen, erſetzen.“

Wieder das malitiöſe Lächeln: Er hatte ſich neben ihr niedergelaſſen und plötzlich hatte ſich der Ausdruck

ſeines Geſichts ganz verändert — in faſt bittendem Tone war es über ſeine Lippen gegangen:

„Wirſt Du mir erlauben zu Weihnachten nach Therenhof zu kommen?“

„Ich habe doch nichts zu erlauben, und die Eltern werden gewiß . . . .“

„Nichts dagegen haben, einen Neffen mehr in ihrem gaſtfreien Hauſe aufzunehmen,“ hatte er ergänzt. „Ja, das weiß ich wohl, aber ich will es aus Deinem Munde hören, ob ich Dir ein genehmer Beſuch wäre?“

Erſtaunt aufblickend, hat ſie in leidenſchaftlich flammende Augen geſchaut, deren Blick zu verſengen ſchien.

„Dein Schweigen iſt eine beredte Antwort, Eliſabeth, und . . . ſo, da iſt Dein Tänzer, ich mache Platz.“

Wieder der jähe Wechſel des Ausdrucks, des Stimmklanges, und in dieſem Augenblick war es geweſen, wo Eliſabeth den haßerfüllten Blick erſpäht hatte, der dem ſich Nähernden entgegenflog. Ein paar Redensarten hatten, noch vor ihrem Stuhle ſtehend, die beiden Studenten getauſcht, — dann eine tiefe Verbeugung vor der Couſine, und Wolfgang hatte ſich entfernt.

Noch immer ſitzt Eliſabeth vor dem Spiegel und flicht das lange Haar zu einem dicken Zopf.

„Es iſt der Antagonismus zweier heterogener Naturen,“ hatte der Onkel einmal geäußert. „Sie ſind wie zwei Pole, die ſich abſtoßen, nach einem ewigen Naturgeſetz.“

„Iſt es nur das?“ fragt ſich Eliſabeth.

* * *

An einem Spätnachmittage aus ſeinem Colleg zurückkehrend, bemerkt Gebhard im Halbdunkel ſeines Studirzimmers eine Geſtalt, die es ſich mit einem Hunde auf dem Kanapee bequem gemacht hat.

„Ah! Du biſt's Max. — Guten Abend.“

„Gu — en — A — bend,“ tönt es dumpf zurück.

„Nun, was iſt denn los? Haſt Du Katzenjammer vom Commers? Die Aufnahme Deines Bruders zu gründlich mitgefeiert? — aber Du kannſt ſonſt ziemlich viel vertragen!“

Statt aller Antwort pafft Max kunſtvolle Rauchringe in die Luft, was bei ihm, wie er einmal behauptet, den höchſten Grad des Nachdenkens bedeutet.

„Was iſt nur in Dich gefahren, Dickerchen?“

Die Stirn in krauſe Falten gezogen, ſtarrt der alſo Genannte zu Gebhard empor, der Licht gemacht hat, und die Lampe in der Hand dem Liegenden in's Geſicht leuchtet.

„Biſt Du am Ende gar verliebt?“

„Unſinn!“ brummt Max.

„Na, na, thu nicht ſo empört. Ich habe auf dem Balle bei Walldorfs meine kleinen Beobachtungen gemacht. Mir ſcheint, für Dich hat die Stunde geſchlagen ....“

„Ja, aber eine Andere, als Du denkſt, die der Entſcheidung in einer ernſten Sache. Ich bin im Begriff ſie reiflich zu überlegen. Alſo rede bitte kein Blech! — Das ſtört den Flug meiner Gedanken.“

Ein tiefer Seufzer folgt.

„Na, dann erlaube, daß ich Dich dieſer höchſt nützlichen und angenehmen Beſchäftigung überlaſſe und mich an meine Arbeit mache.“

Eine Weile herrſcht tiefſte, nur durch das Kratzen von Gebhard's Feder auf dem Papier unterbrochene Stille. Plötzlich mit einem Ruck aufſpringend — Broſi, die ſich zu ihres Herrn Füßen zuſammengerollt hatte und gemüthlich ſchnarchte, kullert vor Schreck auf die Diele — tritt Max zu dem Bücherregal, welches faſt die eine ganze Schrankwand des kleinen Raumes einnimmt. Tiefſinnig ſtarrt er auf die Fächer, welche mit den Werken angefüllt ſind, deren Gebhard und Rieſen zu ihren Studien benöthigen.

„Du, Gebhard?“ Lächelnd blickt dieſer ſich um.

„Muß ich alle dieſe Bücher durchleſen?“

„Nicht alle, aber den größten Theil.“

„Auch dieſes Monſtrum?“ Er tippt auf einen dickleibigen Band. „Das wiegt ja wenigſtens 10 Pfund.“

„Dafür enthält es die Grundlagen des juriſtiſchen Studiums,“ lacht Gebhard.

„Schauderhaft,“ ſagt Max mit Ueberzeugung. „Soviel Gedrucktes bringe ich nimmermehr in meinen Schädel hinein. Er hat nicht das Kaliber dazu.“

„Mußt Du denn durchaus Jura ſtudiren. Es iſt fraglos ein ſehr ſchweres Fach.“

„Wenn Du das ſchon ſagſt, mit Deinem Gedächtniß — das ſchlägt dem Faß den Boden aus. Mir ſchwant ſchon längſt, das geht nicht, kann nicht gehen, wird nicht gehen, und deshalb bin ich glücklich am Ende meines ſchweren Nachdenkens angelangt und mir iſt's klar wie dicke Tinte — mag daraus werden, was da wolle, ich ſattle um.

Papa wird wohl eine Grimaſſe machen, aber bitte, Gebhard, Du wirſt ihm klar machen — er hält ſoviel von Dir und Deinem Urtheil — daß ich viel ſchneller fertig ſein werde, wenn ich etwas Leichteres wähle.“

„Nun gut, in der Weihnachtszeit, wo die Elternherzen immer weicher geſtimmt ſind, werde ich die Sache auf's Tapet bringen. Ich, als Dein Farbenvater habe da auch ein Anrecht mich um Dein weiteres Fortkommen zu kümmern. Und welches Studium würde Dich locken?“

„Locken? Du biſt gut. Für's erſte kein's, aber da man doch ohnedem nicht loskommt, ſo dachte ich es mit der Nationalökonomie zu verſuchen. Die kann man zur Noth in zwei Jahren kleinkriegen. Sandern und Ecken wollen auch dies Fach ſtudiren. Wir haben es ſchon beſprochen, wenn Ihr Dorpat Valet ſagt, dann miethen wir dieſe Wohnung und dann ſoll gebüffelt

werden, wie Ihr Muſtermenſchen es gemacht habt. Daß ein Gehirn das aushält."

„Es ſtreikt auch zuletzt. Schließlich kommt man dazu auf Ratten und allerlei eingebildete Spukgebilde zu ſchießen," lacht Gebhard. „Die reinen Halluci-nationen."

„A propos Ratten, Gebhard, da muß ich Dir doch eine himmliſche Geſchichte erzählen, die uns neulich paſſirt iſt." Max iſt wieder ganz in ſeinem Element, Geſchichten erzählen iſt ihm ein Hauptvergnügen.

„Alſo, wir kommen eines Tages zu Mittag nach Hauſe, da ſteht mit der gefüllten Plattemenage die Aufwärterin Liſa an der Thür. Wir hatten die neu-eröffnete Garküche ausprobiren wollen — Himmel, ich glaube, unſere Mütter rührte der Schlag, wenn ſie das Zeug's bloß auf 10 Schritt Entfernung zu riechen bekämen! —

„Nun, Liſa, warum laſſen Sie uns hier das Eſſen kalt werden?"

„Spenſt iſt drin," flüſtert ſie und bebbert dabei ſo, daß Ecken nach dem bewährten Spruch „Vorſicht iſt die Mutter des Porcellanſchranks," ihr das Eßgeſchirr aus der Hand nimmt und es auf die Treppe ſtellt."

„Jetzt, holdes Liſettchen, ſagen Sie uns mal in verſtändlichem Deutſch, was denn eigentlich los iſt.

„Kann man nicht hereingehen, Erra. Spenſt is drin oder Dieb."

„Was, ein Geſpenſt? Na, das wollen wir mal verklopfen, oder ihm dieſe Suppe anbieten, — wenn es dann nicht auf Nimmerwiederſehen verſchwindet, iſt dem guten Kerl aber wirklich nicht zu helfen."

„Alſo, rin in's Vergnügen."

Sandern marſchirt voraus und hinter mir die zitternde Liſa, in den Händen das Porcellan, welches wieder zum Löcherkriegen an einander ſtößt.

Wir ſchleichen uns vorſichtig die Treppe hinauf und richtig, man hört ein verdächtiges Geräuſch — es poltert und rumort.

„Jedenfalls iſt das ein fideler Geiſt, der da Tanzſtunden zu nehmen ſcheint.“

„Wai!“ ſchreit Liſettchen auf, als wieder etwas gegen die Thüre klatſcht, „ich fürchte mir ſo.“

„Seien Sie doch kein Dromedar, Fräulein Liſa, der Spenſt kriegt ja einen Todesſchreck, wenn Sie ſo ſchreien.“

Klatſch! ſauſt drin etwas gegen die Möbel.

Liſa ſchlottert an allen Gliedern vor Angſt.

Vorſichtig klinkt Sandern die Thüre auf, ſpringt aber mit einem Satz rückwärts, denn etwas iſt ihm zwiſchen die Beine gefahren, und raſt die Treppe herab mit Gepolter und mit Gequiek.

Und was glaubſt Du wohl, daß Spenſt war?

Eine coloſſale Ratte, die ſich mit der Naſe in unſerer Mauſefalle, neueſter Conſtruction, eingeklemmt hatte und im verzweiflungsvollen Beſtreben ſich dieſes unbequemen Maulkorb's zu entledigen, wie blind und toll im ganzen Zimmer herumtobte.

„Wai Gottchen, wai Gottchen!“ ſagte immer wieder die Liſa. „Und ich habe mir wegen Ratte ſo verſchrocken. Muß gleich Hoffmanitropfen nehmen, ſonſt liege ich morgen wie todtgeſtorben auf's Bett.“

Herzlich lachend hat Gebhard zugehört.

„Ja! mit den Nagethieren iſt das hier eine rechte Plage. Im vorigen Herbſte packte ich meine hiergebliebene Bücherkiſte aus, da ſprang mir eine ganze Familie ſolcher beſchwänzter Gäſte entgegen. Ein Rattenfänger à la Hameln, der ſie alle in den Embach practiſirte, würde ſich um Dorpat ſehr verdient machen.“

„Nun muß ich aber fort, wir haben heute Theaterprobe bei Walldorf's und Abends Quadrillenreiten.

Kommſt Du nicht mal es Dir anſehen — Block hat jetzt famoſe Pferde.“

„Nein, heute nicht. Ich habe dringende Arbeit vor, ein Vorſchlag für den nächſten Convent.“

Mit ſeinem hübſchen Lächeln ſetzt Gebhard hinzu: „Einmal wirſt Du auch darin Dich üben müſſen.“

„Ich — Senior? Baldur, wo denkſt Du hin?“

„Nun, man kann nicht wiſſen, aber jedenfalls, wenn die Reihe an Dich kommen ſollte, Du wirſt es leichter haben in vielen Fragen, hoffe ich. Wenn die Livonia immer ſolchen Nachwuchs erhält, wie ihn dieſes Semeſter gebracht hat, braucht uns Aelteren um ihr Fortbeſtehen nicht bange zu werden. Das ſind keine zerſtörende, nur ſichernde und feſtigende Elemente.“

„Ja, ein ſelten netter Coetus — das iſt das allgemeine Urtheil,“ erwidert Max in Weggehen.

Wie es ſich manchmal ſo trifft, haben in ihren Abiturienten die verſchiedenen Schulen des Landes eine Schaar Jünglinge entlaſſen, zu der die gebildetſten Litteraten ihre Söhne, der Uradel ſeine blaublütigſten Sprößlinge beigeſteuert hat.

Es ſind alles mehr oder minder begabte, aber vor allem wohlerzogene junge Leute, denen die guten Manieren eben ſo ſehr im Blute liegen, wie die Anſtandsbegriffe, Roheit der Sitten und der Geſinnung ebenſo unſympathiſch ſind, wie ein ſchlechtſitzender Rock oder eine geſchmackloſe Kravatte, und denen Wäſcherin Elischen's doppelt hohe Wochenrechnung nicht unvereinbar dünkt mit fröhlich ſchäumendem Burſchenübermuth.

Kraftpodolen à la Carlos haben ihnen freilich alsbald den Spottnamen „der Schwitencoetus“ beigelegt, allein die ariſtokratiſchen Elemente in der Corporation freuen ſich über dieſen Zuzug an jungen Herren, die neben Kneipe, Straßenulk und ſonſtigem Studentenzeitvertreib, es nicht verſchmähen mit Lackſchuhen neueſter Façon, über Tanzſäle zu ſchreiten, in tadel-

loſem Frack, die Blume im Knopfloch, ſich den bewundernden Blicken junger Damen zu präſentiren — elegante Erſcheinungen und flotte Cavaliere, die ebenſogut auf dem Fechtboden und bei Commerſen ihren Mann ſtehen, als ſich geſellſchaftlich zu benehmen wiſſen, und nicht nur mit dem Hieber gewandt pariren, ſondern auch in ſcherzendem Wortgefecht die Waffe des feingeſchliffenen Witzes zu gebrauchen verſtehen — kurz, in den Dorpater Salons, die ihnen gebührende — in letzter Zeit von den Eſtonen ſtreitig gemachte, Rolle zu ſpielen im Stande ſind.

Und einer dieſer ſchmucken, prächtigen Jungen ſteht am folgenden Morgen als Düjourfuchs vor Gebhard, der ihn wohlwollend anblickt.

Es iſt Lionel Theren, für den er von jeher eine beſondere Vorliebe gehabt hat.

Keck auf ein Ohr gerückt, ziert der vor paar Tagen erhaltene grüne Deckel den braunen Lockenkopf, welcher eine auffallende Aehnlichkeit mit dem ſeiner Schweſter Eliſabeth zeigt.

Hübſche durchgeiſtigte Züge, mit einem für einen Jüngling vielleicht zu weichen Ausdruck in Augen und Mund.

„Senior, haſt Du Wünſche und Befehle?“

„Aufträge, mein lieber Junge. Vor allem, ich ſchreibe zu übermorgen einen allgemeinen Convent aus — halt! iſt das nicht gerade der 8. December?“

„Ja, Maxen's Geburtstag,“ beſtätigt der Bruder.

„Sollen wir dann? ... Nein, laſſen wir es bei dem gewählten Tage — vielleicht kommt es ganz beſonders gut aus.

Und nun, willſt Du nicht Platz nehmen, eine Papyros anzünden — da ſind welche! und mir erzählen, wie es Euch jungem Nachwuchs der Livonia geht. Ich ſehe Euch doch nur ſelten.“

Sie verplaudern ein Viertelſtündchen, denn verabſchiedet ſich Lionel Theren mit den Worten:

„Du ſpeiſeſt doch auch Mittwoch bei Tante Profeſſor?“

„Alſo auf Wiederſehen in der Sternſtraße.“

* * *

Sie ſind eine fröhliche Tafelrunde geweſen, Profeſſor und Profeſſorin, die jungen Mädchen und ein paar Mitſchülerinnen derſelben — Max, Lionel, Gebhard, Rieſen, Sandern, Ecken und einige Rehburgs. Wolfgang hat abgeſagt und keiner vermißt ihn.

Beim Champagner hat man Max in allen Tonarten hochleben laſſen — jetzt ſitzt man im Salon und läßt ſich einen guten Kaffee und der Profeſſorin ſelbſtfabrizirte Liqueure ſchmecken, plaudert dabei munter über dies und jenes.

Der Profeſſor und Gebhard promeniren durch die Zimmer und haben ſich in ein literariſches Geſpräch vertieft. Von Dahn's „Kampf um Rom“ ſind ſie auf ein anderes Werk desſelben Verfaſſers gelangt, das Gebhard noch nicht kennt und welches der Profeſſor ihm zur Lectüre empfiehlt.

„Odhin's Troſt,“ müſſen Sie unbedingt leſen, junger Freund. Ich habe es ſehr genoſſen. Schon die Sprache, in der es geſchrieben, die vielen Alliterationen ſind ſtellweis die reine Muſik. Und neben tiefer Poeſie welche Höhe der Anſchauung findet ſich in dem Buch.

Beſonders der Schluß iſt großartig.

Aber es giebt viele herrliche Stellen, z. B. im Anfang, die Rede, mit welcher Baldur die von den Rieſen geſchmähten Menſchen vertheidigt, — dann, wo Harald und Hilde geprüft werden und als Odhin dem Zwerge Zwotto ſieben Fragen beantwortet, — welch eine prachtvolle Steigerung in den letzten Vier.

Denken Sie an mich, wenn Sie die Seiten leſen. Und auch bei der Einen, wo Baldur ſtirbt . . .“

Erich horcht auf — dieſe zwei Worte haben ihn

getroffen, wie ein Peitſchenſchlag. Er blickt auf und ſieht Eliſabeths Augen dem Onkel zugewandt, mit ſolch verſtörtem Ausdruck, als ſähe ſie eine Viſion, die ſie mit Grauen erfüllt.

Unbefangen fährt der Erzähler fort.

„So — ich möchte ſagen plaſtiſch, hat Dahn die Situation geſchildert. Hinterrücks von Lokis Wurfgeſchoß getroffen, liegt er da, der ſterbende Frühling, in Friggs Schooß gebettet, und Allvater Odhin iſt hinuntergeſtiegen zu den Nornen, in die Tiefen des Leids und der Qual, um zu erfahren, ob die Götter ewig leben oder untergehen müſſen, wie alles Geſchaffene.

Als er wiederkehrt, hat er das Lächeln verlernt, iſt einäugig — verdunkelt iſt ihm die Pracht der Welt durch die Erkenntnis des Vergehens, aber die Ueberzeugung hat er gewonnen als tröſtenden Troſt, — „es iſt kein Ende!“ Das Ende iſt die Unendlichkeit!

Alles vergeht, aber alles iſt ewig, nichts beſteht, über alles iſt Erneuerung, nichts ſchließt ab, alles iſt Wechſel, Umwandlung.

Menſchen, Götter, Welten verglühen, aber im wechſelnden Werden bleibt das All.

„Es war, es iſt, und es wird ſein! — Die drei Nornen, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, ſpinnen durch alle Ewigkeit ihre Fäden.

„Ewig, das iſt der Runen Geheimnisvollſte, ſpricht Odhin.“ Warten Sie mal, dieſe herrliche Seite muß ich Ihnen gleich vorleſen.“

Immer lebhafter iſt der alte Herr geworden.

„Kommen Sie in mein Schreibzimmer, da ſind wir ganz ungeſtört. Es iſt ja herzerquickend, was dies junge Volk lachen kann, aber in Dahns Gedanken über Weltenlauf und Schickſal paßt es nicht ganz hinein. So, ſetzen Sie ſich in dieſe bequeme Sophaecke, zünden Sie ſich eine Cigarre an — im Salon erlaubt ſie meine Alte nicht! — und nun hören Sie zu.“

„Ewig! Das iſt der Runen Geheimnißvollſte! Unerforſcht — aber unerforſchbar?

Laßt uns doch weiter grübeln! Und weiter leben und — kämpfen. Vielleicht findet ſich doch noch das Wort, welches alle Rätſel löſt, der Troſt, der Odhin tröſtet und alle Aſen und Menſchen für jeden Jammer, der jetzt untröſtbar ſcheint, der goldene Klang, in welchen friedlich verſöhnt, all die widerſtreitenden Mißtöne ausklingen des unendlichen Harfenſpiels der Welt. Laß uns ſuchen, mein Sohn, tragen und kämpfen, Gold iſt Hoffnung, aber höher als Hoffnung iſt Heldenthum."

Und in dieſem Gedanken klingt auch die Sage aus. „Heldenthum — Heldentod, das iſt Odhin's Troſt."

Heldentod, dazu bedarf es keines Schlachtfeld's. Die Furcht vor dem Tode überwinden, ihm gefaßt ins Auge ſehen, das iſt vielleicht der größte Sieg, den wir erringen können, in einem Kampfe, den jeder in ſich ſelber ausfechten muß, als ein geiſtig lebender und auf unſterbliche geiſtige Güter bauender Menſch."

„Entſchuldigen Sie, Herr Profeſſor, wenn ich ſtöre," Erich iſt in der Thüre zum Salon erſchienen, „aber ich glaube, Gebhard," das Baldur geht ihm plötzlich nicht über die Zunge, „daß es Zeit iſt . . ."

„Aufzubrechen?" Gebhard zieht die Uhr.

„Ja, Du haſt recht, Erich. Sie müſſen uns ſchon entſchuldigen, Herr Profeſſor, die Pflicht ruft. Wir haben heute noch einen Convent vor uns, und es gilt noch eine heiße Schlacht ſchlagen, bevor wir Alle zu den Weihnachtsferien auseinanderfahren."

„Soll ich Ihnen „Odhins Troſt" nicht mitgeben?"

„Wenn Sie mir erlauben wollen das Buch über die Weihnachtszeit hinaus zu behalten, ſo nehme ich Ihr Anerbieten mit Dank an, Herr Profeſſor.

Nach Allem, was Sie eben davon erzählt haben, bin ich wirklich ſehr geſpannt es zu leſen. Und ich glaube, es wird auch meine Mutter ſehr feſſeln. Sie

hat eine Vorliebe für Alliterationen und ein beſonderes Intereſſe für die germaniſche Mythologie.“

Die Livonen verabſchieden ſich von den Damen.

Der Profeſſorin ſagt Gebhard einige Dankesworte, macht Marie mit einem „Servus, Fräulein Corps-ſchweſter,“ eine ſcherzhaft tiefe Verbeugung — Eliſabeths kalte Hand zieht er an die Lippen.

„Halten Sie mir den Daumen, Egeria,“ ſagt er leiſe — „das bringt mir ſicherlich den gewünſchten Erfolg. Ich verſuche noch einmal anzuſpringen, aber ſollte es nicht möglich ſein, ſo ſehen wir uns bald in Therenhof. Grüßen Sie mir mein liebes Krakenorm im Vorbeifahren. Nochmals beſten Dank für das Buch, Herr Profeſſor, es ſoll ihm kein Schaden geſchehen. Na, komm Geburtstagsknabe, heute ſollſt Du Deine Jungfernrede halten. Nach all dem ſchönen Wein, den wir in dieſem gaſtlichen Hauſe getrunken haben, muß doch endlich das Feuer Deiner Beredſamkeit ins Lodern gerathen ſein und Du ſollſt mir helfen, gerade ſolche Lokigeſchoſſe unmöglich zu machen. Wie häufig, leider, mögen ſich unter dem Deckmantel einer zu ſühnenden Beleidigung andere Beweggründe verbergen, denen man nicht nachzuſpüren vermag — Haß, Neid, Rachſucht, das alte Kain- und Abellied! — Aber nun vorwärts, Sandern trampelt ſchon das Trottoir zu Schanden.“

Als die Thüre ſich hinter den Fortgehenden geſchloſſen, ſteht Eliſabeth noch unbeweglich im Vorzimmer, wie lauſchend.

Warum krampft ſich ihr das Herz zuſammen in unſäglicher Angſt?

„Baldur ſtirbt!“ das Wort hallt in ihr nach — und die Anderen „Haß und Neid,“ — „das alte Kain- und Abellied.“

* * *

Das Conventsquartier der Livonia enthält, außer der Bibliothek und einigen Nebenräumen, einen großen Saal, der mit Tiſchen und Schemeln angefüllt iſt. Nur an der einen Schmalwand ſteht ein, mit zerſchliſſenem Wachstuch überzogenes Kanapee, auf welchem bei Conventen das Präſidium ſeinen Platz hat.

An den graugetünchten Wänden hängen die Wappen der livländiſchen Städte, Gruppenbilder und Einzelphotographien, welche die früheren und die gegenwärtigen Generationen der Livonia repräſentiren. Tagsüber geben mehrere hohe Fenſter die nöthige Helligkeit, Abends iſt der lange, aber niedrige Raum durch einige Lampen und Lichte erleuchtet, und Bierduft und Cigarrenrauch machen die Luft qualmig und ſchwer.

Der Convent iſt zu ſieben Uhr angeſetzt und allmälig füllt ſich der Raum, mehr und mehr, mit Farbenträgern und Fechtbodiſten.

Jetzt öffnet ſich geräuſchvoll die Thüre, um einen Schub Livonen hineinzulaſſen und unter ihnen befindet ſich auch Wolfgang, das Geſicht nicht nur von der ſcharfen Decemberluft geröthet.

Während er den Saal durchſchreitet, grüßt er ſchon von Weitem mit vielſagendem Lächeln einige ſeiner Geſinnungsgenoſſen, die, um einen Tiſch verſammelt, ihn mit lautem Halloh in ihre Ecke rufen.

„Füchſe, Bier her,“ brüllt Eſchmann.

„Ja! wenigſtens das. Böſe genug, daß man nichts Belebenderes haben kann, um ſich für das Bevorſtehende zu ſtärken. Man wird uns ja wohl mit dem alten Knochen füttern wollen, der Piſtolenfrage. Gräßlich langweilig, dieſes viele Gerede in einer Sache, die ſo einfach liegt. Ohne Duelle mit der Schußwaffe geht es nicht, das iſt, klipp und klar, meine Meinung, und ſchon der Antrag der Curonia geht viel zu weit. Und wir ſollen, in feierlicher Abſtimmung, es zu noch viel Schlimmerem bringen, aber da ſpiele ich nicht mit.

Neulich habe ich einen Rigiſchen lahm geſchoſſen, weil er ſich eine Bemerkung über die Zahmheit der Livonia erlaubte, aber ich werde ihm wohl ein Erſatzbein ſtiften müſſen, denn er hatte eigentlich Recht. Langſam und allmälig, aber ſicher kommt, bei dem jetzigen Regiment, die Livonia auf den Hund."

„Solch eine Canaille," raunt Rieſen Axel zu, „aber wart, ich will es ihm geben," und Wolfgang fixirend, der mit ſataniſchem Lächeln ſeinen Schnurrbart dreht, ſagt er mit deutlichem Hohne:

„Eigentlich eine ganz dumme Redensart, dieſes viel gebrauchte „auf den Hund kommen." Sie hätte ſchon längſt abgeändert werden müſſen. Jedenfalls iſt und bleibt der Hund ſtets ein edles Thier, welches wenigſtens eins verſteht — und oft beſſer als Menſchen — treu ſein und Treue halten, während, zum Beiſpiel, der Wolf wirklich eine falſche, hinterliſtige Beſtie iſt. Dir, Tiefenthal, wäre es wohl lieber, die Livonia heulte mit den Wölfen, oder wenigſtens mit dem Wolf, wie Du ihn gern als Vorſänger in unſerer Corporation ſehen möchteſt. Aber, Gottlob, es ſind doch nur ſehr Wenige, die in dieſem Concert mitwirken würden, und ich glaube, wir können dieſe Zukunftsmuſik in Ruhe abwarten. Und im Uebrigen, wenn die hier zu verhandelnden Fragen weiter kein Intereſſe für Dich haben, ſo iſt Dir das Fortgehen unbenommen — der Beſuch eines Convents iſt ja nicht obligatoriſch."

Wieder öffnet und ſchließt ſich die Thüre.

Diesmal iſt es Gebhard, mit Max, Sandern und einigen Anderen.

Es liegt etwas Leuchtendes, Strahlendes auf ſeinen Zügen. Er weiß, daß hier heute eine entſcheidende Stunde bevorſteht und, kühn und tapfer angelegt, geht er ihr mit dem Feuermuth einer großdenkenden, an Mißgunſt und Hinterliſt nicht glaubenden, Natur entgegen.

Und ihn ſtärkt die Gewißheit, die das Beſſere Wollenden ſind ihm gleichgeſinnt, werden zu ihm ſtehen.

Ob er ſie durchſetzt, die endgültige Regelung der Piſtolenfrage, das läßt ſich nicht vorausſagen — in einem halben Jahre wird ein anderer hier auf dem alten zerſchliſſenen Kanapee Platz nehmen, aber das Bewußtſein wird er mitnehmen können, ſein Theil dazu beigetragen zu haben, um die ganze, ſo viel umſtrittene Angelegenheit in andere Bahnen zu leiten. Möge ein Anderer ernten, was er geſäet. Nicht um Befriedigung perſönlichen Ehrgeizes, um ſeinen Triumph handelt es ſich, ſondern um das Wohl des Ganzen!

Die Chargirten haben ihre Plätze eingenommen, der Protocollführer ſchlägt ſein Buch auf.

„Ich bitte um Ruhe," ruft Gebhard.

Mehr als einmal ſchon hat er einen verweiſenden, aber erfolgloſen Blick in die Ecke geworfen, wo Wolfgang und ſeine Cumpane, vor denen ſich eine ganze Batterie Flaſchen angeſammelt hat, laut ſprechen, lachen und lärmen.

„Tiefenthal und Eſchmann, ich erſuche Euch nicht zu ſtören," ruft Gebhard ruhig, aber feſt hinüber.

„Der Convent fängt an." Und ſich zum dritten Chargirten wendend:

„Bitte das Protocoll zu verleſen."

„Könnt Ihr uns nicht damit verſchonen. Wiſſen wir ja ſchon alles!" Es iſt wieder Wolfgangs ſcharfes Organ.

„Tiefenthal, ich bitte um Ruhe. Du haſt nicht das Wort."

Während der Verleſung des Protocolles fährt Wolfgang, oſtentativ Unaufmerkſamkeit marquirend, fort, halblaut mit den ihm zunächſt Sitzenden zu tuſcheln, als aber Gebhard den II. Punkt der Tagesordnung, ſeinen Antrag auf Abſchaffung der Piſtolenſkandäler unter Burſchen, zur Diskuſſion ſtellt — bricht der Lärm wieder aus.

„Das ist ja das reine Blech," ruft Wolfgang und schlägt dröhnend auf den Tisch.

„Was verlohnt es sich darüber noch Worte zu verlieren! Es bleibe beim Alten und damit basta."

„Tiefenthal, ich ersuche Dich noch einmal, nicht zu stören. Hast Du etwas zu sagen, so kannst Du um's Wort bitten."

Auch diese Mahnung bleibt unbeachtet, und unbeirrt läßt Wolfgang fort und fort, mit lauter Stimme, höhnische Zwischenrufe in die beginnende Diskussion fallen.

Die Röthe des Unwillens steigt Gebhard in's Gesicht und laut und vernehmlich, aber noch immer vollständig beherrscht, sagt er:

„Ich fordre Euch auf, Tiefenthal, Eschmann und Koßberg, den Saal zu verlassen."

Einen Augenblick ist es, als wolle Wolfgang etwas erwidern, aber dann steht er nachlässig auf — er muß ja gehorchen! — Mit höhnischem Auflachen Eschmann's Arm erfassend, verläßt er mit diesem den Raum.

Der Convent verläuft ohne weitere Störung.

Nach lebhafter Hin- und Herrede wird Gebhard's Antrag mit großer Majorität angenommen.

Ein Leuchten bricht aus seinen Augen.

„Wie wird Mama sich freuen," ist sein erster Gedanke, „und Elisabeth Theren! Gleich morgen gehe ich hin und nach Hause schreibe ich noch heute Abend. Dann haben sie dort die Nachricht immerhin noch paar Tage früher als durch mich. — Und nun gilt es noch einen anderen beglücken, Max sein Geburtstagsgeschenk schaffen." Laut sagt er:

„Der allgemeine Convent ist zu Ende, bitte die Landsleute hier zu bleiben."

Einige Wahlen sind zu vollziehen — unter anderen die des Fechtbodendirectors. Auf Gebhard's Antrag wird Max, per Acclamation, mit dieser Würde bekleidet.

Alles umringt ihn gratulirend und er ſtrahlt vor Freude über das ganze Vollmondgeſicht. Ein großer Herzenswunſch iſt ihm erfüllt.

Der größte Theil der Landsleute bleibt auch nach Schluß des Convents gemüthlich plaudernd und trinkend beiſammen.

Gebhard, im Begriff fortzugehen, beſpricht noch einige Fragen mit den anderen Chargirten.

Er hat nicht auf das Auf- und Zugehen der Thüre geachtet, nicht bemerkt, daß Tiefenthal mit ſeinen Begleitern wieder erſchienen iſt. Stimme, Gang, Haltung des Erſteren und ein böſes Flackern in den Augen zeigt, daß er auch unterdeſſen ſeine Zeit nicht verſäumt — einigen Flaſchen den Hals gebrochen hat.

Jetzt ſchlagen einzelne Brocken der zwiſchen ihm und ſeinen Tiſchgenoſſen, welche den Convent mitgemacht, geführten Unterhaltung bis an Gebhards Ohr.

„So," knurrt Eſchmann mit ſeinem rauhen Baß, „alſo richtig durchgedrückt."

„Bravo! Gut bezeichnet," ſagt überlaut Wolfgang und ein tückiſcher Blitz ſeiner ſchwarzen Augen fliegt zu Gebhard hinüber.

„Es iſt aber weiter kein Kunſtſtück ſich die Majorität zu ſchaffen, wenn man ſich der unbequemen Oppponenten zu entledigen weiß, indem man ſie rechtzeitig aus dem Saal weiſt."

Und ſich plötzlich an Gebhard wendend, ſchleudert er ihm mit beißendem Hohn die Bemerkung zu.

„Wirklich, Rehburg, das haſt Du Dir im gegebenen Falle trefflich einzurichten gewußt — gleich drei Stimmen weniger contra! Ein meiſterhafter Schachzug, das muß ich ſagen."

Todtenſtille legt ſich über die Verſammlung. Gebhard fährt herum. Er iſt ſehr bleich geworden.

„Du wirſt dieſe Worte zurücknehmen, Tiefenthal!"

Die Stimme hat ſtählernen Klang, die Augen lodern. Hochmüthig wirft Wolfgang den Kopf zurück.

„Warum? Ich nehme nichts zurück. Im Grunde bewundere ich ja blos Deine politiſche Klugheit, Verehrteſter.“

Ein perfides Lächeln theilt die ſchmalen Lippen, als er fortfährt:

„Ich halte es unbedingt für erlaubt, einen Gegner, deſſen Widerſpruch man fürchtet, nicht zu Worte kommen zu laſſen. Der Zweck heiligt bekanntlich die Mittel.“

Wieder legt ſich Schweigen über den Saal. Starr vor Schrecken, hält alles den Athem an. Gebhard Rehburg, ihren Senior, dieſen Inbegriff der Honorigkeit, der Lauterkeit und Anſtändigkeit, ſo der Parteilichkeit zu bezichtigen.

Was wird jetzt geſchehen?

Mit ein paar raſchen Schritten iſt Gebhard bis zum Beleidiger herangetreten.

Secundenlang treffen ſich die Blicke, funkelnder Zorn ſprüht aus den blauen Augenſternen, unverhüllter Haß bricht aus den ſchwarzen!

„Du biſt gefordert.“

Ein Zug grauſamer Härte gräbt ſich um Wolfgang's Mund, boshafter Triumph fliegt über ſeine Züge.

„Jetzt habe ich Dich, wohin ich wollte,“ triumphirt er in ſich hinein, „vor den Lauf meiner Piſtole.“

* * *

Gebhard und Rieſen verlaſſen zuſammen das Conventsquartier.

„Alſo, Du bleibſt dabei, willſt die Sache nicht verſchieben, ſondern vor der Weihnachtszeit abgemacht wiſſen?“

„Ja, Hermann, unbedingt. Ich will meiner Mutter

nicht vor die Augen treten, mit etwas, was ich ihr verbergen müßte."

„Es hat ja auch Manches für ſich, nichts auf die lange Bank zu ſchieben — abgemacht iſt abgemacht. Ich werde alſo das Ehrengericht zu übermorgen einberufen. — Doch wir gehen ja in falſcher Richtung. Kommſt Du nicht mit zu Schüler? Wir wollen doch den Sieg der guten Sache feiern und Maxen's Ernennung, über die er froh iſt, wie ein Stint, der gute Junge."

„Ich komme etwas ſpäter nach, Rieſenbär, ich möchte nur meiner Mutter gleich einige Worte ſchreiben, dann hat ſie dieſelben ſchon Sonnabend."

„Gut! mach nur nicht zu lange, ich beſtelle unterdeſſen das Menu."

Rieſen kehrt um, Gebhard verfolgt ſeinen Weg zur Holzbrücke. Es iſt eine eiſige Nacht, aber er empfindet es nicht — im Gegentheil, die kalte Luft kühlt angenehm ſeine heißen Wangen, und einem unwillkürlichen Impulſe folgend, geht er an ſeiner Hausthür vorbei, und raſch ausſchreitend, erſt längs dem Embach, dann in weitem Bogen über den Stationsberg, gelangt er auf den Dom, wandert lange hin und her in den Anlagen. Hier hat der Reiffroſt eine wahre Märchenwelt geſchaffen, und zauberhaft ſchön, im ſilbernen Mondenlicht, liegt ſie vor Gebhard. Und ſeinen für Naturreize ſo empfänglichen Sinn beſänftigt dieſe Stille, dieſe Reinheit, dieſer Frieden.

Die kochende Empörung, die in ihm nachzitternde Erregung der letzten Stunde, ſie laſſen nach. Ruhiger werden ſeine Gedanken, ſchweifen in eine andere Richtung. Was ſoll er ſeiner Mutter ſchreiben, jetzt? Nur über den erſten Theil des Abends kann er berichten — muß von dem zweiten ſchweigen. Erſt der Sieg, dann die Niederlage — vor ſich ſelber wenigſtens.

Hatte er ſich nicht feſt vorgenommen, und bis jetzt

auch durchgeführt, nie die ſchickſalsſchweren Worte zu ſprechen: „Du biſt gefordert.“

Und nun ſind die Umſtände doch ſtärker geweſen, als ſein Vorſatz. Demüthigende Erkenntniß für den zielbewußten Willen.

Seine Gedanken kehren zum Convent zurück, reconſtruiren die Scene von Wolfgangs brutalem Angriff.

Hätte er, Gebhard, ihm anders entgegen treten ſollen, als er es gethan, über die beleidigende Aeußerung hinwegſehen ſollen?

Nein, das war unmöglich! „Ein Edelmann verweigert kein Duell,“ hatte Rieſen damals auf der Fahrt nach Dünaburg geäußert, und das hieß eben ſo gut: „er geht ihm nicht aus dem Wege.“

Aber ſeine Mutter? was wird ſie ſagen, wenn ſie erfährt, daß er ein Duell vorgehabt, ein Duell auf Piſtolen?! — Wird ſie ihm zürnen?

Nein, ihn verſtehen, wie ſie es immer gethan. Auch bei dieſer Gelegenheit wird ihr Vertrauen mit ihm gehen. In Anlaß ſeiner Wiederwahl zum Senior hatte ſie ihm geſchrieben: „Dein Vater und ich, wir ſind feſt überzeugt, daß Du ſtets ſo handeln wirſt, wie es die Umſtände verlangen.“

Und er hat gehandelt, wie er mußte, daran will er ſich halten. Aber übermächtig erwacht in ihm der Wunſch, ihr Alles zu ſchreiben — mögen die Kameraden noch etwas warten! Kommt er ſelbſt zu ihr, kann er ja den Brief vernichten, aber wird er aufgehalten, kann nicht zu Weihnachten nach Hauſe, — eine Verwundung iſt ja nicht ausgeſchloſſen! — ſo erfährt ſie doch, wie Alles gekommen.

Und mit leichten, raſchen Schritten geht er ſeiner Wohnung zu.

* * *

Das Ehrengericht hat ſeine Pflicht erfüllt, die Verſöhnungsverſuche ſind an Wolfgang's Widerſtand geſcheitert. Der Vorabend des Duells iſt gekommen. Rieſen hat ihn zum Theil bei Erich verbracht. Sie haben die nöthigen Vereinbarungen getroffen, dem Oldermann wegen der aufzuſtellenden Wachen die erforderlichen Weiſungen gegeben, aber bis jetzt mit keiner Silbe die Chancen des bevorſtehenden Rencontre berührt. Auf Beiden liegt es wie ein Druck, und es iſt, als ob ſie mit Abſicht vermeiden wollten, irgend welcher Befürchtungen Erwähnung zu thun.

Rieſen kann den Ausdruck triumphirender Bosheit nicht vergeſſen, die Tiefenthals Züge annahmen, als er minutenlang die Maske abgeworfen, welche Liſt und Verſchlagenheit für gewöhnlich über ſeine Züge breiten.

Und Erich ſieht im Geiſte große dunkelgraue Mädchenaugen, die ſo ernſt blicken, ſo müde-verſchleiert.

Wie wird Nora es ertragen, ſie, die den Bruder ſo innig liebt, wenn .... Er kann den Gedanken nicht zu Ende denken. Nein, das darf nicht geſchehen, das wäre zu entſetzlich — der einzige Sohn, der Stolz, der Sonnenſchein der Seinigen.

Der Oldermann hat ſich mit einem „Alſo auf morgen," entfernt, und ſchweigend haben ſie eine Weile geſeſſen, ihren Gedanken nachhängend. Jetzt wirft Rieſen die ausgelöſchte Cigarre in den Aſchenbecher und erhebt ſich mühſam.

„Alſo auf morgen," wiederholt er wie abweſend, Erich die Hand hinhaltend

„Ja! Pünktlich 9 Uhr im X'ſchen Garten," erwidert dieſer.

„Sollen wir nicht einen älteren Mediziner bitten? — ich fürchte, es wird eine ernſte Sache."

Sekundenlang treffen ſich beider Augen.

„Nein, Erich, — nein! Es kommt doch, wie es

kommen ſoll," ſagt Rieſen dumpf. „Morgen um dieſe Zeit iſt alles entſchieden! — — Gute Nacht."

Er hat die Thüre hinter ſich zugeſchlagen, ſein ſchwerer Schritt verhallt auf der Treppe. Erich blickt ihm nach — „Sein beſter Freund!"

Ja! Morgen, um dieſe Zeit, iſt alles entſchieden! 15 Schritt Diſtanz, einmaliger Kugelwechſel!

Als ob *ein* Schuß nicht genug wäre! Und wenn Wolfgang will, mit dem nie fehlenden Schuß ſeiner Lieblingswaffe?! —

Es überläuft ihn kalt. Auch er hat Wolfgang beobachtet und er, der einſt ein großer Arzt ſein wird, nicht nur des Leibes, ſondern auch der Seele, er ſieht tiefer noch als Rieſen.

Gebhard hat die Abendſtunden benutzt, um ſeinen Schreibtiſch in Ordnung zu bringen, allerlei Papiere durchzuſehen und die belangloſen zu vernichten.

Eine Verwundung, ein Aufſchub der Fahrt nach Hauſe iſt nicht undenkbar, aber ob es ſo oder ſo kommt, dieſe Arbeit muß gemacht werden, denn in der nächſten Woche wollen er und die Kameraden für die Weihnachtszeit auf's Land.

Wie das Mutterherz ſchon die Stunden zählt.

Von den brennenden Lichtern des Tannenbaums wird verklärender Kerzenſchimmer in die dürftigen Räume von Krakenorm fallen, und in aller Herzen wird es widerklingen „Friede auf Erden."

Gebhard hat ſchon verſchiedene Geſchenke für die Seinen beſorgt. Mit den Baarmitteln, über die er verfügt, laſſen ſich keine großen Sprünge machen, aber mit Geſchmack und liebevoller Fürſorge gewählt, erfreuen auch Kleinigkeiten. Für den Vater einen neuen Pfeifenkopf und einen Aſcheneimer, für die Mutter Noten und zwei Bücher — Tauchnitz-Edition. Nora bekommt ein Bild und ein Paar Handſchuhe. Dieſe Gegenſtände

wickelt er jetzt ſorgfältig ein und legt ſie vorläufig in ſeinen Tſchemodan.

Fach auf Fach ſeines Schreibtiſches zieht er auf, entleert ſie ihres Inhalts.

Und plötzlich hält er Marthas Bild in Händen, zum erſten Mal ſeit jenem Märztage, wo er es für immer ſeinem Taſchenbuch entnommen und in eine wenig benutzte Schublade geworfen. Es ſtellt ſie dar in der Balltoilette, die ſie zum Livonenball trug, zeigt ſie in dem ganzen beſtrickenden Liebreiz ihrer Schönheit. Lange ſtarrt er auf die Photographie nieder, dann, einem plötzlichen Impulſe folgend, zerreißt er das Bild in kleine Stücke und läßt eines nach dem anderen an einem Lichte verkohlen. Es iſt beſſer, richtiger ſo. Die Flamme in ihm iſt, muß ausgelöſcht ſein! — Vorbei — vorbei!

Jetzt iſt er mit allem fertig. Er ſieht ſich um in dem kleinen Raume. Soweit es ihn betrifft, überall Ordnung. Seine Blicke fallen auf eine kleine Standuhr — ein Geſchenk ſeiner Mutter! — ſie weiſt auf 10 Uhr. Aber nach Schlafen iſt ihm nicht zu Muth. Vieles hat das Bild in ihm aufgewühlt, die Erinnerungen ſtürmen auf ihn ein. Kommt man doch nie ganz von dem los, was ſich in unſerem Innenleben widergeſpiegelt hat?!

„Und Vergeſſen iſt im Tod allein," geht es ihm durch den Sinn.

Er tritt ans Klavier und läßt ſeine Finger über die Taſten gleiten.

Wie war doch der ſchöne Chor aus der Unterwelt in der Bruchſchen Odyſſee, welchen Max neulich geſpielt? da liegt ja auch die Partitur auf dem Deckel des Inſtruments. Er ſchlägt die Seite auf.

„Klagt! klagt! Wer ruft die Schatten? wer ruft die Todten?" Und da iſt die Antwort der Jünglinge,

„Wir erblühten, um zu ſterben, Kraft erhielten wir zum Tod."

Er ſpielt eine Weile weiter, dann bricht er mit einem ſchrillen Accord ab.

„Zum Tod!“ Es kommen ihm plötzlich ſo eigene Gedanken. Droht ihm der Tod?

Er hat ihn ſich doch gewünſcht, in all den grauenhaften Tagen des Frühjahrs. Und jetzt iſt es, als kröche etwas Unerklärliches an ihn heran — iſt es das Grauen vor der Vernichtung, vor dem Unbekannten, dem wir verfallen, wenn unſer Herzſchlag ſtockt?

Soll es zu Ende ſein, bevor es eigentlich war?

Hat er denn ſchon gelebt mit allen Fibern ſeines Seins, die goldenen Hesperidenäpfel gepflückt, die im Lichte der aufgehenden Sonne leuchten?

Der junge Lebensmuth iſt wieder in ihm erwacht und lechzt nach Bethätigung im Fühlen, Denken, Handeln und Schaffen.

„Und wenn ich morgen um dieſe Zeit nicht mehr bin,“ denkt er, „wird alles weitergehen, ſeinen alten Gang!“

Gebhard tritt ans Fenſter. Die Sterne blinken ſo hell in der froſtklaren Nacht.

Vor ihm liegt der Embach in ſtarren Eiſesbanden, der Tod auch in der Natur. Aber für dieſelbe giebt es eine Auferſtehung nach ewigen Geſetzen, wie es einen Frühling giebt nach Winters Grauen.

Rieſeln wird es wieder in lauen Märzwinden, rauſchen und ſchäumen werden die Waſſer, ſchwinden wird der Schnee unter dem Kuß der Sonne, erwachen, wiedererwachen wird alles zum Leben, zum Genuß, aber er, der ihn ſo geliebt, den Frühling, wo und woran wird ſeine unſterbliche Seele ſich freuen in der Ewigkeit?

„Ewig, das iſt der Runen unerforſchlichſte.“

Wie ſchön das war, was der Profeſſor aus „Odhins Troſt“ citirte und vorlas. „Heldenthum, Heldentod.“

Ja! Stille Heldenkraft der Seele, darauf kommt es an.

Gebhard tritt wieder an den Schreibtiſch und greift nach dem Buch, das noch da liegt, wo er es nach dem Convent hingelegt. Und gleich die erſte Seite, die er aufſchlägt, feſſelt ihn im höchſtem Maaße.

„Verzagen, verzweifeln in elender Angſt vor Tod und Vernichtung iſt furchtſam, verächtlich.

Wer ſein Leben nicht opfern kann dem ewigen All, von dem er's empfangen, dem Feigling vergleich ich, welcher ſich weigert für ſein Volk zu fallen bei hallendem Heerhorn. Wie für ſein Volk fällt freudig der Held, für Aſen der Aſe, ſo ſind alle Weſen geweiht für werdende Welten zu verweſen; — wir welken und weichen, auf das Andere erſtehen — wie der Same verſinket, daß die Blume erblühe, für Andere ſterben, iſt das ſo troſtlos untragbar?"

Wie recht hatte der Profeſſor mit ſeiner Begeiſterung, das ſind herrliche Gedanken.

„Nicht das Nichts und die Nacht — ewig iſt einzig das Licht und das Leben und wonniges, warmes Bewegen!" „Wen der Troſt nicht tröſtet, daß auf ewig das All wechſelnde Wandlungen wirkt, daß Leben, Licht unerlöſchlich lodern in Unendlichkeit, daß Andere ernten, wo er geſäet, daß andere erben, wenn er ſelber verſank, die Luſt des Lebens — den tröſtet kein Troſt als trügender Traum"

„So ſchließt mein Geſang. Kein Jubeln, kein Jauchzen, doch nicht zages Verzweifeln, ernſt iſt das Ende, doch nicht düſter . . ."

Er lieſt weiter und weiter. Wie in eine Welt hoher, erhebender Gedanken wird er verſetzt, und er fühlt ſich eins mit dem All, dem wir entſtammen und deſſen unwandelbaren Geſetzen auch unſere Lebensſchickſale ſich einzufügen haben, wenn wir auch den Zuſammenhang aller Dinge, das Weßhalb? und Wofür? und Wozu? nicht zu erfaſſen vermögen. Noch eine Stelle lieſt er in tiefer Bewunderung.

„Klangvoll die Klagen durchtönte ein tapferer, tröſtender Ton:
Ich ahnte mit Andacht, ich hörte mit Ehrfurcht,
Ja ich ſchaute mit Schritten ſchreiten,
Mit ehernen, ewigen Schritten,
Das ſchrecklich ſchöne, das Schickſals-Geſetz — —
Und horch: mit Frohlocken erkannt' ich den Klang,
Als altgewohnten; denn es geht im Geheimen,
In gleichem Gang mit des rollenden Rades großem Geſetz
Wenn hoch es ſich hob: mein eigenes Herz! —"

„Es geſchieht, was geſchehen muß, wir können es nicht hindern!" iſt ſein letzter Gedanke.

Als es 11 Uhr ſchlägt, ſchläft er feſt und ruhig.

Auch Rieſens Eintritt in ihr gemeinſchaftliches Schlafzimmer ſtört ihn nicht, aber einige Stunden ſpäter fährt er auf. Ein Geräuſch hat ihn geweckt. Er richtet ſich auf, horcht.

Bleiches Mondlicht fällt durch die befrorenen Scheiben — im Nebenzimmer tickt eifrig und eilig die kleine Standuhr, als könne ſie den Morgen nicht raſch genug heraufbringen. Wieviel mag es wohl an der Zeit ſein? Er ſtreicht ein Zündholz an — 4 Uhr! — Alſo kann er noch einige Stunden ſchlafen.

Oros, der zu ſeinen Füßen liegt, blinzelt ihn, ein Auge öffnend, verſchlafen an, wedelt mit dem Schwanz und legt ſich auf die andere Seite.

Auch Gebhard ſucht ſich eine bequemere Lage, zieht die Decke höher herauf und ſchließt die Augen, aber der Schlaf kehrt nicht wieder. Soviel Gedanken wirbeln ihm plötzlich durch den Kopf. Er wirft ſich ein paar Mal hin und her, liegt bewegungslos — umſonſt.

Aufs Neue macht er Licht, brennt ſich eine Papyros an, ſchiebt ſich das Kiſſen feſter unter den Nacken und ſtarrt zur Decke empor.

Da iſt auch das Geräuſch wieder — Oros jagt

im Schlaf, nun ſieht er es deutlich. Seine Nüſtern blähen ſich und ſeine Pfoten bewegen ſich, als ob er laufen wolle — dabei ſtößt er hin und wieder kurze Laute von ſich.

Welche Bilder reflectirt in dieſem Augenblick ſein Hundehirn? Hat ein Thier auch Erinnerung an Orte? Träumt er jetzt vielleich von Krakenorm, von ſeiner geliebten Jagd auf Krähen und anderes Gelichter, die er, obgleich hundertmal dafür berufen, doch nicht laſſen kann.

Iſt der Kampf zwiſchen Menſchen, iſt zum Beiſpiel das Duell auch ſolch ein angeborener Naturtrieb, ein Atavismus der wilden Mordgelüſte unſerer Vorfahren, ein Rudiment aus einer Zeitperiode, da es ohne blutige Jagd, ſei es gegen Menſch oder Thier, keine Nahrung gab für den phyſiſchen Organismus. Und jetzt kämpfen die Ideen den Kampf um's Daſein und auch da muß es Siegende und Unterliegende geben. Und der Unterliegende — von einem höherem ethiſchen Standpunkte aus geſehen und beurtheilt — iſt er nicht oft gerade der Sieger?

„Das Leben iſt der Güter höchſtes nicht —
Der Uebel größtes aber iſt die Schuld."

Wie oft hat er über die Tragik der Schuld geredet, die auf einem Gewiſſen liegen kann, als ſchwere Laſt, und nun naht vielleicht auch für ihn das Verhängniß. Was wird geſchehen, wenn er und Wolfgang ſich gegenüberſtehen? Mit welchen Gefühlen wird er auf den Gegner zielen? Rachegelüſte? — Nein, er hat dies Duell nicht gewollt, aber iſt man ſeines Schuſſes immer abſolut ſicher?

Alle die Duelle, welche er erlebt oder von denen er gehört, treten in ſein Gedächtniß.

Das eine zwiſchen einem Eſtonen und einem Curonen, welches ihm zuerſt über die Conſequenzen einer in Leichtſinn provocierten Forderung die Augen

geöffnet — Thalbergs ſchweres Schickſal und auch manch ein anderes, welches mit Verſtümmelung oder Tod geendigt. Und unter ihnen, das, welches ihm immer das grauenhafteſte erſchienen, der Tod des einen Partners, durch reinen Zufall. In's Bein getroffen, war einer der Duellanten geſtürzt, im Fallen war ſeine Piſtole losgegangen, hatte den Gegner in's Herz getroffen, todt niedergeſtreckt.

Und nun wird er ſelbſt eine tödtliche Waffe richten auf eine Menſchenbruſt.

Wie nun, wenn ſeine Kugel einen unglücklichen Lauf nimmt, würde er es je verwinden, den Tod eines Menſchen verſchuldet zu haben, oder ſich damit beruhigen, daß die Umſtände ihn dazu gezwungen?

Umſtände, Schickſale? Giebt es ein blindes Ungefähr, oder waltet in Allem eine höhere Macht? Mußte das ſein, was geſchieht? Konnte es nicht anders kommen?

„Kann geſchehen, was auch nicht geſchehen konnte?" Wo hat er das gehört oder geleſen? Richtig geleſen, in Odhin's Troſt!

Wie war es doch?

Leiſe, um Rieſen nicht zu wecken, geht er in's Nebenzimmer. Bleiches Mondlicht wirft ſeine Strahlen auf den Fußboden, ſtill, alles ſo ſtill.

Etwas wie ein Froſtgefühl durchſchauert ihn in dieſem laſtenden Schweigen der Nacht.

Das Buch nimmt er mit, ſchlüpft wieder unter die Decke, zündet ſich eine neue Papyros an.

Er wirft die Seiten hin und her — war es mehr am Anfang? Ah, da iſt die Stelle.

„Odhin ſpricht: „Glücklich die Bäume und glücklich die Thiere. Sie müſſen, wie die Menſchen, aber ſie wähnen doch frei zu ſein.

Sie entbehren die Wonne, von ſich ſelbſt zu wiſſen,

dieſe ſtolzeſte Ebenbürt mit uns Göttern, welche ich zuallerletzt erſt — den Menſchen verlieh.

Aber der Wolf, der das Lamm zerreißt, kennt nicht die Reue.

Ein Mann aber, der im Jähzorn den Freund erſchlug, verflucht ſich ſelbſt um die That.

Der Mann zerfleiſcht ſich ſelbſt mit ſeinen ihn verklagenden Gedanken. Er haßt ſich ſelbſt."

Weiter ſpricht Odhin:

„Die Reue iſt die Wurzel, welche immer weiter wächſt, ſo oft Sühne ſie herausgeriſſen wähnte. Das iſt des Schickſals grauenhafte Qual, die er in Götter- und Menſchenbruſt gelegt hat: Die That iſt nothwendig und die Reue nicht minder.

Oder bezeugt die Reue, daß die That nicht nothwendig war? Kann geſchehen, was auch nicht geſchehen konnte? Konnte es werden, mußte es nicht ſchon ſein?"

Gebhard läßt das Buch ſinken.

„Mußte? Giebt es ein Muß, das uns zwingen könnte, Schlechtes, Falſches zu thun! Nein, nimmermehr! Zwar können wir nicht immer das Böſe hindern, aber ſelbſt es begehen, das brauchen wir nicht. Erkenntniß gab ein ſchöpferiſcher Wille dem Menſchen, er weiß von ſich ſelbſt, iſt Herr über ſich und ſeine Triebe und er hat die Wahl zwiſchen Gut und Böſe, zwiſchen Recht handeln und Unrecht thun. Er kann ſo oder ſo, er muß nicht!" — —

Und plötzlich, wie eine Antwort auf ſeine eigenen Gedanken, ſteht es ihm vor Augen.

„Sieg iſt und Unſieg des Schickſals Sendung, aber uns eigen, ewig uns eigen, nicht von Schickſal noch Scheuſal zu ſchmähen, zu ſchänden, kenn ich die Kraft, die kernig kühne, den tröſtenden Troſt, der das Traurigſte trägt: Der Sieg iſt des Schickſals — Edelſinn unſer."

„So iſt ewig das Edle, das einmal geworden, denn es war — nie verneinen es neidiſche Nornen.“

Eine große Ruhe kommt über Gebhard.

Er muß mit der Waffe in der Hand Wolfgang entgegentreten, aber zu treffen braucht er ihn nicht.

„Der Sieg iſt des Schickſals, Edelſinn unſer.“

Und das Schickſal liegt in Gottes Hand. Sein gläubiges Gemüth greift danach, wie nach einem Halt. Er faltet die Hände, ſpricht ein Vaterunſer.

„Und vergieb uns unſere Schuld, ſo wie wir vergeben unſeren Schuldigern.“

* * *

„Gebhard!“

Rieſen ſagt es leiſe, zu leiſe.

Eine Weile ſchon hat er an des Freundes Bett geſtanden und auf den Schläfer hinabgeblickt.

Wie ſchwer ihn zu wecken, er ſchläft ſo tief und ruhig. Am Fußende liegt ſein Hund.

Oros hat die ſchwarzen Hundeaugen weit offen, und ihm iſt, als leſe er darin: „Thue ihm nichts, ich wache!“

Und nun kann eine kleine Kugel kommen und dieſes ganze lebensfrohe, hoffnungsvolle Daſein iſt ausgelöſcht. Und nicht abzuwehren, wenn das Verhängniß naht.

Er glaubt nicht an Ahnungen — „Altweibervergnügen“, hat er oft geſagt, aber warum geht es ihm jetzt durch den Sinn: „Zu gut für dieſe Welt.“

Gerade die ſtolzeſten Aehren holt ſich der Schnitter Tod — ſo oft noch vor der Reifezeit!

Ein plötzliches Angſtgefühl ſchnürt ihm die Kehle. Wie ſchwer, ihn zu wecken! Und doch, es muß geſchehen, die Zeit drängt.

„Gebhard!“ Er wiederholt es lauter.

Der Angerufene öffnet die Augen, fährt empor. „Es iſt Zeit, Hermann, ja?“

Rieſen nickt.

Gebhard kleidet ſich ſorgſam an. Inſtinctiv will er auch das Farbenband anlegen — es iſt Eliſabeths Arbeit! — doch nein, das muß ja zurückbleiben. Er wirft es zurück auf den Nachttiſch und es fällt auf das Buch — „Odhin's Troſt.“

„Dies Werk von Dahn mußt Du auch leſen, Rieſenbär, und bald. Es iſt großartig ſchön. Halt, ich hab's! Ich ſchenke es Dir zu Weihnachten, zur Erinnerung an unſer letztes Univerſitätsjahr. Gleich heute holen oder beſtellen wir es bei Karow. Und nun vorwärts.“

Eine Taſſe glühend heißen Kaffee's gießen ſie eilig herunter und fahren in die Mäntel.

„Halten Sie den Oros feſt, Karlinchen, wir können ihn nicht brauchen,“ ſagt Rieſen.

Kopfſchüttelnd blickt ihnen die alte Aufwärterin nach: „Ach Gott, ach Gott, ſchon wieder einmal! — Oros, komm in Küche, ſonſten ſpickſt Du mir noch los, und Erra's wollen Dir nicht mitaben.“

Und ſorgfältig ſchließt ſie die Thüre.

Gebhard und Rieſen ſind hinausgetreten auf die Straße. Noch herrſcht winterliche Morgendämmerung, aber im Oſten glüht ſchon der Widerſchein der aufſteigenden Sonne und röthet die Wolkenwand, welche Schnee verheißt.

Es iſt bitterkalt und Rieſen fröſtelt.

Wie oft hat er ſolche Secundantendienſte geleiſtet — nie, ſo wie heute, hat es ſich ihm dabei ſchwer auf die Bruſt gelegt, in beängſtigendem Druck. An der nächſten Ecke finden ſie einen Schlitten.

„In den X.'ſchen Garten,“ raunt Rieſen dem ver-

ſchlafenen Roſſelenker zur, und derſelbe greift zur Peitſche — Studenten fahren gerne raſch.

Es geht durch verſchiedene Straßen, überall ſind Wachen aufgeſtellt, und freundlich begrüßt Gebhard im Vorbeifahren Lionel und einige Andere.

Der Unparteiiſche und die Offiziellen ſind ſchon zur Stelle. Einige Secunden ſpäter trifft Wolfgang ein mit ſeinen Secundanten.

Er iſt ſehr blaß, ſieht übernächtig, aber elegant und correct aus.

Die Diſtanz wird gemeſſen, die Piſtolen geladen. Die Dämmerung lichtet ſich mehr und mehr.

Jetzt ſtehen ſich die Gegner gegenüber, in kalter Ruhe, gewollter Gelaſſenheit.

Auch die Uebrigen nehmen ihre Plätze ein.

Am öſtlichen Himmel glühen roſenrothe Wölkchen, faſt bis zum Zenith hinauf, es wird heller und heller — die Sonne iſt aufgegangen, wirft einen goldigen Strahl über die Gruppe. Der Unparteiiſche hält die Uhr in der Hand.

„Seid Ihr fertig?“

„Ja.“

„Ich werde jetzt zählen! — „Eins!“

Gebhard hebt leicht und raſch die Waffe — ein Blitz! — ein Knall! — Sie ſehen es Alle, mit Abſicht vorbeigeſchoſſen.

„Zwei!“

Wolfgang zielt länger, kalte Tücke im Blick.

„Aha, auch hier will man den Edelmüthigen ſpielen,“ knirſcht er innerlich. „Nein, mein Lieber, ohne Denkzettel geht es nicht ab.“

Jetzt kracht ſein Schuß.

„Drei!“

Wolfgangs Hand fällt ſchlaff herab. Die weiße Hemdenbruſt, da vor ihm, ſieht er roth ſich färben.

Gebhard hat die Arme emporgeworfen — er wankt,

und bevor Rieſen zuſpringen und ihn auffangen kann, ſchlägt er rücklings ſchwer zu Boden.

Beſtürzt eilen ſeine Freunde herbei, und Erich kniet raſch nieder, um zu unterſuchen, wo der Schuß getroffen, welchen Weg die Kugel genommen.

Jähes Entſetzen zuckt durch ſein aufgeregtes Hirn. Als er ſich wieder aufrichtet, iſt das charaktervolle Antlitz des jungen Mediziners faſt ſo geiſterhaft bleich, wie das plötzlich ſo ſchmal gewordene Geſicht des Verwundeten, der zu ſeinen Füßen liegt.

In kalten Schauern rieſelt es ihm über den Rücken.

Er winkt Max bei Seite zu treten und flüſtert ihm zu:

„Mir ſcheint, hier reicht mein Können nicht aus, hole ſo ſchnell Du kannſt Deinen Onkel, den Profeſſor.“

Und wie gehetzt iſt Max davongejagt.

Lange, bange Minuten folgen. —

Gebhard hat den Verſuch gemacht, ſich zu erheben, aber mit einem Stöhnen iſt er zurückgeſunken. Um ſeine Lage bequemer zu geſtalten, haben ſie ihre Mäntel unter ſeinen Kopf geſchoben und Rieſens ſtarker Arm ſtützt ſeine Schultern.

Jetzt liegt er regungslos, die Augen geſchloſſen, nur die Bruſt hebt und ſenkt ſich in raſchen Athemzügen.

Der Sonnenball iſt emporgeſtiegen, höher, immer höher, badet die Welt in Licht.

Ein neuer Tag beginnt, neues Hoffen, Wünſchen, Streben, und hier geht ein junges Leben zu Ende, bevor es noch eigentlich gelebt.

„Um Nichts!“ denkt Erich. „Um Nichts!“

Schweigend, in tiefer Ergriffenheit umſtehen auch die Anderen den Schwerverwundeten, deſſen Athem immer raſcher geht und über deſſen Antlitz tiefer und tiefer die Schatten des Todes ſich ſenken.

Sie fühlen es Alle mit entſetzlicher Klarheit — hier iſt menſchliche Kunſt zu Ende, alle Hülfe zu ſpät.

Da kommt es in großen Sätzen herangeſprungen. Oros hat ſich losgeriſſen, ſein Spürſinn hat ihn hierher geführt und mit kurzem Freudenlaut wirft er ſich auf die am Boden liegende Geſtalt, ſucht das Geſicht und die Hände zu lecken.

Erich will ihn fortziehen, aber Gebhard hat die Augen weit aufgeſchlagen — ein Strahl erwachenden Bewußtſeins fliegt durch ihre glanzloſe Tiefe, ein ſchwaches Lächeln des Erkennens umſpielt ſeinen Mund.

„Oros, mein Hundchen,“ murmelt er leiſe und ſtreichelt ſanft den ſchwarzen Kopf, der ſich in ſeine Hand ſchmiegt.

Und Oros legt ſich neben ſeinen Herrn nieder, wedelt zufrieden mit dem Schwanz und bellt ein paar Mal vergnügt auf. Für ihn iſt das Alles nur ſo ein bekanntes Spiel. So oft in Krakenorm's Wäldern, wo Gebhard ihn darauf dreſſirte Verlorenes zu finden, hat ſein Herr ſich zum Spaß verwundet geſtellt und hat ſich ſuchen laſſen.

„Mein liebes, treues Hundchen,“ wiederholt der Sterbende, und noch einmal fährt die ſchwache Hand über das weiche Fell des Thieres, ſinkt dann ermattet zurück.

Aber die großen blauen Augen werden klarer und klarer, ſchauen empor zum Himmelsdom, wo die Sonne ſiegreich durch Nebelſchleier bricht. Mühſam wendet er den Kopf, ſeine Blicke ſuchen umher, haften an der Geſtalt des Gegners.

„Wolfgang!“ kommt es kaum vernehmbar von den blaſſen Lippen.

Der Gerufene zuckt zuſammen. Zögernd, widerſtrebend tritt er näher und näher.

Mit Anſtrengung hebt Gebhard ihm die Hand entgegen.

„Es iſt ſchade um Dich, Wolfgang, ſehr ſchade.

Man muß Ideale haben, ſonſt iſt das Leben farblos und leer. Schade!“ wiederholt er noch einmal, dann verlieren ſich die Worte in undeutlichem Gemurmel und Rieſen muß ſich tief hinabbeugen, um einzelne Silben zu erfaſſen.

„Arme — ar — me Ma — ma. — Krake — norm.. Grüßt . . . Alle . . .“

Mehr und mehr haben ſich die Nebel gelichtet, mit rothem Schein übergießt die Morgenſonne die weißbeſchneiten Bäume des Gartens.

Geblendet ſchließt Gebhard die Augen, dann öffnet er ſie wieder weit und groß.

Wie der Widerſchein eines Lächelns verklärt die fahlen Züge. „Livonia's Farben.“

Noch einmal wird die Stimme lauter, mühſam, aber klar und deutlich tönt es:

„Meine — Fahn' — iſt — roth — grün — weiß — mein Herz für . . .“

Ein gequälter Ausdruck verzerrt das Geſicht, er reckt ſich empor, als wolle er ſich aufrichten, ſeine Hand krampft ſich um Rieſen's Aermel, dann wirft er plötzlich die Arme weit auseinander, ein Zucken geht durch den ſchlanken Körper und langſam läßt Rieſen ihn niedergleiten, das edle, große Herz ſchlägt nicht mehr!

In dieſem Augenblick erſcheinen Max und ſein Onkel. Tief bewegt beugt ſich der Profeſſor herab, prüft den Pulsſchlag — dann, mit faſt liebkoſender Gebärde, ſchließt er die Augen des Todten.

* * *

Als der Profeſſor in ſeine Wohnung zurückkehrt, blicken ihm die in Aufregung und Spannung zurückgebliebenen jungen Mädchen angſtvoll fragend entgegen. Vor einer Stunde hatte es ſcharf geſchellt, und dann war Max, im Mantel, ganz außer Athem, in's Wohnzimmer geſtürzt, und, ohne die Schweſtern zu begrüßen,

„Iſt Onkel zu Hauſe? Wo iſt Onkel?“ — Er hatte es faſt geſchrien, mit vor Aufregung heiſerer Stimme.

„Hier! mein lieber Junge! Was willſt Du von mir?“ hatte aus dem Nebenraum die freundliche alte Stimme geſagt, und Pfeife und Zeitungen in der Hand, war zugleich der Geſuchte auf der Schwelle ſeines Cabinets erſchienen. Ein Blick auf die wahrhaft verſtörten Züge ſeines Neffen und er hatte erſchreckt hinzugeſetzt:

„Um's Himmelswillen, Max, was iſt Dir zugeſtoßen?“

Statt aller Antwort hatte ihn Max in's Vorhaus gezogen und, ihm den Pelz um die Schultern legend, halblaut ein paar Worte geflüſtert, worauf der Profeſſor mit dem Ausruf „Mein Gott, wie furchtbar! Wo denn?“ haſtig nach ſeiner Mütze gegriffen. Und ohne ſich auch nur umzuſehen, waren ſie davongeeilt.

Doch ſo leiſe ſie geſprochen, zwei Worte hatte Eliſabeths, durch eine jähe Ahnung geſchärftes Ohr erfaßt, zwei Worte nur, aber ſie durchzuckend, wie mit elektriſchem Schlag. „X.'ſcher Garten.“ Wenn das nur kein Unglück bedeutet! Das iſt ja der Garten, wo in letzter Zeit häufig die Piſtolenduelle abgemacht werden. Der Boden ſchwankt unter ihren Füßen. Sie greift nach einem Halt.

„Was glaubſt Du, daß geſchehen iſt?“ Marie fragt es aus erſchrecktem Geſichtchen.

Eine Stunde ſpäter wiſſen ſie es. In's Zimmer tretend, läßt ſich der Onkel ſchwer in einen Seſſel fallen. Ein grauer Schatten liegt auf dem gütigen Geſicht, die Augen ſchimmern feucht. Faſt automatenhaft hat ſich Eliſabeth, die, ſeine Rückkehr erwartend, am Fenſter geſeſſen, erhoben und nähert ſich ihm, aber ſie iſt nicht im Stande mit den bebenden Lippen eine Frage zu formen.

Marie iſt es, die ungeſtüm ausruft:

„Oh bitte, Onkelchen, ſage uns doch, weshalb hatte es Max ſo eilig und war ſo erregt?“

„Gebhard Rehburg lag ſchwer verwundet . . .“ Er bricht ab vor dem ſtarren Blick aus Eliſabeth's weit geöffneten Augen — dann fährt er fort, mit zitternder Stimme:

„Nein! Schlimmeres iſt geſchehen und Ihr müßt es ja doch erfahren — unſer lieber Gebhard iſt todt.“

Abwehrend breitet Eliſabeth die Hände aus, weicht zurück wie vor einer Schreckgeſtalt.

„Todt!“ wiederholt ſie leiſe, wie abweſend. „Todt..!“

Mit Anſtrengung die Füße ſetzend, kommt ſie dem Onkel ganz nahe.

Ein paar Mal bewegt ſie die Lippen, dann zwingt ſie die Worte heraus, mühſam, ohne Klang.

„Iſt er . . . in einem . . . Duell gefallen?“

Wortlos nickt der alte Herr und beſchattet die Augen mit der Hand.

Marie bricht in Thränen aus.

„Wie werden die Krakenormſchen es überleben,“ ſchluchzt ſie. „Meine arme, liebe Nora.“

„Und durch weſſen Hand? — Mit wem das Duell?“ Eliſabeth fragt es wieder. — Schauernde Angſt vibrirt in der Stimme.

Einen Augenblick zögert der Profeſſor die Antwort zu geben, dann ſagt er hart:

„Wolfgang.“

„Wolfgang!“ ſchreit ſie auf. „Oh mein Gott, wie gräßlich! — Wolfgang!“

Und ſie ſchlägt die Hände vor's Geſicht, aber keine Thräne erleichtert die Qual ihres zuckenden Herzens.

Durch Marie herbeigerufen bringt die Tante beruhigende Tropfen, will ſie überreden ſich hinzulegen, aber ſie bittet nur leiſe: „Laßt mich hier.“

In dieſem Raume hat ſie ihn zuletzt geſehen, lebensfroh, hoffnungsreich — vor drei Tagen!!

Im Vollgefühl des errungenen Sieges war er eingetreten, und ſie hatte den Blick nicht wenden können von dem ſtrahlend ſchönen Geſicht.

Von dem Convent hatte er ihr erzählt — ob die Forderung damals ſchon gefallen war?

Jetzt erinnert ſie ſich! Mit eigentümlicher Betonung hatte er geſagt: „Wenn Sie die Meinigen ſehen, grüßen Sie Alle ſehr, ſehr von mir.“

Das ſtürmiſche Wetter hatte die Abfahrt der Schweſtern verzögert und ſo war es gekommen, daß ſie ſich noch in Dorpat befanden.

Im Duell gefallen! Er, der Vorkämpfer für die Abſchaffung desſelben, — welche furchtbare Tragik! Und durch Wolfgang's Hand! — —

Vor ihren Geiſtesaugen ſteht plötzlich das dunkle Geſicht des Vetters mit dem Blick voll wüthenden Haſſes, der ſie mehrere Mal ſo tief erſchreckt.

Was mag er empfinden, jetzt? Ueberall muß es ihn ja verfolgen, das Bild deſſen, den er getödtet mit frevelnder Hand.

O, wie ihr graut vor ihm.

In dieſem Augenblicke meldet das Stubenmädchen, Graf Rieſen wünſche den Herrn Profeſſor zu ſprechen.

„Ich laſſe bitten.“ Der alte Herr geht mit ſchweren Schritten ſeinem jungen Gaſt entgegen.

Zuſammen treten ſie in's Zimmer und ſchweigend begrüßt Rieſen die Profeſſorin und die jungen Mädchen.

Eliſabeth's Hand bebt in der Seinen und nie vergißt er den ergreifenden Ausdruck ihrer dunklen Augen.

„Ich bin gekommen, Herr Profeſſor, um mit Ihnen die Depeſchen zu beſprechen, welche wir nach Krakenorm ſchicken müſſen — eine zu plötzliche Mittheilung könnte Frau von Rehburg tödtlich erſchrecken.“

„Sie haben Recht, lieber Graf. Die ſchwere Pflicht,

Gebhards Eltern vom Geſchehenen in Kenntniß zu ſetzen, läßt ſich nicht verſchieben Ich habe auch ſchon darüber nachgedacht, in welcher Form es am ſchonendſten zu machen wäre. Kommen Sie in mein Cabinet, da finden wir Schreibzeug."

Nach einigem Hin- und Herreden entſcheiden ſie ſich für folgenden Wortlaut:

„Gebhard erkrankt, hoffentlich bald hergeſtellt."

Am Nachmittag ſoll ein zweites Telegramm folgen.

„Verſchlimmerung — wenig Hoffnung."

Und dann ein drittes, die ſchreckliche Thatſache meldendes: „Gebhard heute früh ſanft entſchlafen."

* * *

Nun liegt er aufgebahrt unter Blumen, in dem Raume, der erfüllt iſt von der Erinnerung an ihn. Silberne Armleuchter brennen ihm zu Häupten und hohe Blattpflanzen umgeben das Lager.

Am Fußende lehnt ein herrlicher Kranz, in den Farben der Livonia, den Rieſen gebracht.

Und von den Wänden ſehen die Portraits ſeiner Lieben herab auf den ſtillen Schläfer, der nie mehr zu ihnen emporgrüßen wird mit liebenden Augen.

„Ach, mein Jungerrchen, mein Jungerrchen!" jammert die alte Carline und wiſcht ſich die dicken Thränen mit ihrer Schürze ab.

„So ein Unglück! Wai Gottchen, ſo ein Unglück!" ſchluchzt ſie.

„Aach ätte ich doch verräthet! Herr Pedell iſt oft gekommen und at geſagt — „Frau Carlinchen, ſagen Sie mir immer, wo und wann wird Piſtolenſchießen ſein!" Ich wollte aber doch nicht — dachte, Jungerras wollen doch losknallen und hauen, ſoll ihr Spaß nicht verdorben ſein durch alte Carline, aber dies Unglück jetzt. — —

Herz ſchmerzt und Kopf ſchmerzt — kann man nicht aushalten und muß doch ſo weinen."

Und ſie kniet hin zu Oros, der vor dem Bette liegt, als wache er über ſeinen ſtillen Herrn.

„Ja, Oros — haſt auch geweint — große Thränen haſt Du geweint, als all dein Lecken Gebhard-erra nicht aufwecken konnte. Wird nie mehr ſagen: „Altes Carlinchen", und ſo ſchön lachen, daß immer gleich war wie Sonnenſchein ins Herz hinein." Und bitterlich weinend küßt ſie die wachsbleichen Hände des Todten.

* * *

Es iſt der Abend des übernächſten Tages und man erwartet die Krakenormſchen, welche ſich telegraphiſch angemeldet haben.

„Nun gehe ich in das X'ſche Haus und werde dort bis zur Ankunft der Krakenormſchen verweilen," ſagt der Profeſſor zu ſeiner Frau.

„Du wirſt gut thun, das Abendeſſen warm zu halten, denn ihre Ankunft könnte ſich ſehr verzögern. Es ſchneit ohne Unterlaß und die Wege ſollen ganz entſetzlich verſtühmt ſein."

Als er mit dieſen Worten in's Vorhaus tritt und ſich nach ſeinen Galloſchen umſieht, ſteht Eliſabeth, ſchon in Hut und Mantel, wartend da.

„Nimm mich mit, Onkel, bitte," ſagt ſie halblaut und zieht den ſchwarzen Schleier tief über die verweinten Augen.

Beim Hinaustreten auf die Straße packt ſie ein heftiger Windſtoß. Dem Onkel iſt es, als ob ſie ſchwanke, und er reicht ihr den Arm. Wortlos legt ſie ihre kleine Hand darauf und ſchweigend gehen ſie die Strecke Weges zum Embach hinunter und bis vor das Haus, welches ſo ſtill daſteht, als ob es nichts Außergewöhnliches berge.

Aus dem Flur treten ſie gleich ins Zimmer — die Thür iſt nur angelehnt.

Rieſen und Erich begrüßen ſie ehrerbietig und ziehen ſich discret zurück.

Eliſabeth iſt es, als habe ſie Blei in den Füßen, aber langſam, mit geſenkten Lidern kommt ſie näher und näher.

Noch einige Schritte und da ſieht ſie ihn! — — —

Ein Nebel legt ſich über ihre Augen, die Lage ſcheint zu ſtürzen, doch mit übermächtiger Willensanſtrengung überwindet ſie den Schwindel, gebietet dem athemraubenden Klopfen ihres Herzens.

Und dann neigt ſie tief das Haupt und faltet die Hände zum Gebet.

Oh, wie hat ſie täglich für ihn die Gedanken zu Gott erhoben und, ſeitdem ſie die eigenen ſelbſtſüchtigen Träume überwunden, ihm ein ſchrankenloſes Glück gewünſcht und erfleht, alle die Seligkeiten dieſer Erde, und jetzt liegt er vor ihr, kalt, ſtarr, ſtumm.

Regungslos das lebenſprühende Geſicht, geſchloſſen die glänzenden Augen, auf ewig verſtummt der beredte Mund. Iſt es zu faſſen, zu ertragen, das nie, nie wieder?!

All ihr bisheriges Leben iſt mit ihm und ſeinem Bilde ſo eng verwachſen, und ſie ziehen an ihren geiſtigen Augen vorüber, die frohen Kinderjahre voll unbekümmerten Frohſinns, dann die Confirmationszeit, wo ſie ſich näher kennen lernten, und nachher die langen Geſpräche, in denen ſie ſich gegenſeitig förderten und die herzliche Freundſchaft ſich entwickelte, auf Vertrauen und Achtung gegründet, bis etwas Anderes hinzukam, der ſchmerzhafte Glanz ihrer tiefverborgenen, heißen Liebe . . .

Poſtglocken tönen näher und näher. Sie achtet ihrer nicht — ſo viele Studenten fahren um dieſe Zeit ſchon zu den Weihnachtsferien weg! — Erſt als ſie

dicht vor dem Hauſe klingeln und der Onkel leiſe hinausgeht, fährt ſie aus ihrem Sinnen empor.

„Das ſind die Krakenormſchen, gleich werden ſie da ſein.“

Aus ihrem Muff zieht ſie ein kleines Sträußchen und legt es auf die Bruſt des Todten, dann beugt ſie ſich herab und preßt die Lippen auf die marmorkalte Stirn.

„Ich bleibe Dir treu, auch über den Tod hinaus,“ flüſtert ſie.

Als ſie ſich umwendet, ſind ſie ſchon eingetreten, Nora und ihr Vater.

Schwer ſtützt ſich Nora auf Erichs Arm, Herr von Rehburg geht allein, aber ſein Anblick ſchneidet Eliſabeth ins Herz.

Düſter glühen die mächtigen Augen unter der hohen Stirn, gramvolles Leid furcht die Züge, Geſtalt und Geſicht ſind um Jahre gealtert.

Lange umſtehen ſie Alle den Sarg, blicken ſchweigend auf das im Tode ſo wunderſchöne, junge Geſicht, welches wie gemeißelt iſt in ſeiner ſtarren Ruhe.

Nur Erichs beſorgte Augen ſuchen immer wieder Nora. Sie ſieht erſchreckend blaß aus und hält ſich kaum auf den Füßen.

„Nora müßte zur Ruhe gehen, Onkel Anton . . .“

„Du haſt Recht, Erich, aber wo werden wir wohnen?“

„Meine Frau erwartet Ihre Tochter, Herr von Rehburg,“ miſcht ſich der Profeſſor ein, „und auch für Sie iſt ein Zimmer bereit.“

„Danke, vielen Dank, aber ich bleibe hier — ich möchte auch noch von Erich erfahren, wie Alles gekommen und . . .“ Die Stimme bricht in heiſerem Schluchzen und kraftlos ſinkt die gebeugte Geſtalt auf einen Stuhl.

„O mein Einziger, mein Einziger,“ murmelt er — „Alles zu Ende, alles.“

Nachdem der Professor sich mit Riesen und Erich über die Stunde der Abfahrt geeinigt, verläßt er mit Nora und Elisabeth den Raum.

Nora ist so müde, daß sie nichts mehr empfindet. Ihr Kopf schmerzt unerträglich und eine lähmende Schwäche ist über sie gekommen.

Willenlos läßt sie sich von Marie entkleiden, gehorsam trinkt sie die Tasse Thee, welche die Professorin ihr bringt, aber kein Schlaf kommt in ihre Augen. Sie sieht immer nur das stille Gesicht im Sarge. Und die Mutter hat nicht einmal diesen letzten Trost. Der Arzt hatte ihr das Mitfahren unbedingt verboten — Herzschwäche, Ohnmachten, nach der letzten Depesche eine schwere, die stundenlang gedauert hatte. Allein ist sie zurückgeblieben, — nur Frau von Theren ist gleich herübergekommen, nachdem die furchtbare Nachricht sie erreicht, wird mit ihr nach Ruhensee, wo die Rehburgs ihr Familienbegräbniß haben.

Wird sie den Schlag überleben? Zwar lebt in dem zarten Körper eine starke Seele, die gläubig auch das Schwerste als von Gott gesandt trägt, aber ihr körperliches Befinden hat sich im Laufe der Jahre langsam und allmälig immer mehr verschlimmert, flößt den Ihrigen die größten Sorgen ein.

„Oh, mein Gott, erhalte sie uns," schluchzt es auf in Nora's Seele.

* * *

Auch über dem Therenhoffschen Hause ist der Todesengel dahingeflogen, mit seinen Schwingen die weiße Mädchenstirn streichend, und dunkle Schatten sind auf die sonst von Lust und Jubel erfüllte Weihnachtszeit gefallen.

Ein schweres Nervenfieber hat Elisabeth niedergeworfen und bange Wochen folgen.

Aber ihre junge Lebenskraft ringt mit der gefähr-

lichen Krankheit, widerſteht dem drohenden Feinde. Sie bleibt den Ihren erhalten.

„Auf wie lange?!“ fragen ſie ſich, in zagender Angſt, da ſie ſo kraftlos in ihren Kiſſen liegt.

Als ſie endlich, nach Monaten, ihr Lager verlaſſen darf, zwitſchern die Spatzen, ſich allerlei Vogelneuigkeiten erzählend, auf ihrem Fenſterſims, und die Staare haben ihre Sommervilla bezogen, da im großen Ahorn auf der Terraſſe.

Und während die Eltern oder Geſchwiſter ihr, plaudernd und arbeitend, Geſellſchaft leiſten, oder ihr etwas vorleſen liegt ſie, zu jeder Beſchäftigung noch zu ſchwach, mit müßigen Händen im Wohnzimmer und blickt mit müden Augen ſtundenlang hinaus in den werdenden Frühling.

Den Winter vertreibt die ſteigende Sonne — es rieſelt vom Dache, der Schnee ſchwindet mehr und mehr, das erſte Grün ſchimmert, allerorten regt ſich neues Leben, Wünſchen und Hoffen, und in ihr liegt das Herz, wie erdrückt von der Wucht ihrer Trauer um Gebhard.

So kommt das Oſterfeſt heran, ein ſpätes Oſtern, mit ſonniger, warmer Luft die Wangen der Geneſenden umfächelnd.

Am Palmſonntag darf ſie zum erſten Mal hinaus, zu Charfreitag auch in die Kirche, und die Predigt über den Text: „Vater, vergieb ihnen, denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun —“ packt ſie tief.

Allmälig übernimmt ſie auch wieder ihre häuslichen Pflichten, geht der Mutter, wie früher, in Allem zur Hand, nimmt an allem Theil und iſt auch den Geſchwiſtern wieder die Vertraute, zu der ſie, faſt lieber noch als zu der Mutter, mit all den kleinen Sorgen und Freuden ihres Kinderlebens flüchten.

Nie klagt ſie. Gleichmäßig, ruhig iſt ihre Stimmung, aber der klare Blick der ſeelenvollen Augen iſt oft ver-

ſchleiert und wie erloſchen der weiche Glanz in dem zarten Antlitz.

Kurz vor Himmelfahrt kommen die Brüder aus Dorpat zurück — jetzt trägt auch ſchon Adalbert die Farben! — und fröhliches, buntes Treiben herrſcht im Hauſe. Eliſabeth, deren Kopf lautes Geräuſch noch nicht verträgt, ſucht in dieſer Zeit häufiger die Einſamkeit ihres Stübchens auf, und man läßt ſie gewähren.

Eines Tages tritt Max, einen Brief in der Hand, in Eliſabeth's Zimmer und beugt ſich mit zärtlichem Kuß zu ihr hinab. Sie liegt auf ihrer Couchette, ein geöffnetes Buch im Schooß. Ein Ausdruck ſinnenden Ernſtes reift das weiße Geſicht.

„Willſt Du etwas von mir, mein lieber Jung'? Soll ich Dir vielleicht einen ſchwierigen Brief ſtiliſiren?"

Und als er nicht gleich antwortet, fügt ſie hinzu:

„Du machſt nämlich genau ſolch ein hilfloſes Geſicht, wie als kleiner Bub', wenn es galt, den Großeltern oder ſonſt Jemand in der Verwandtſchaft ein Dank- oder Gratulationsſchreiben zu ſenden, und Du abſolut nicht wußteſt, in welcher Form Dich Deiner ſchweren Aufgabe zu entledigen."

„Ja! Schreiben war nie meine Force und wie man es fertig bringt, zum bloßen Vergnügen ganze Bücher vollzuſkribiren, das wird mir, ſo lange ich lebe, ein ungelöſtes Räthſel bleiben."

Noch verſucht er es hinzuhalten, was er ihr mitzutheilen gekommen, ſchafft ihr und ſich ſelbſt, durch Plaudern, eine Friſt.

„Was lieſt Du da für ein Buch, Hausmütterchen? Ah, das iſt wohl . . ."

„Odhin's Troſt!" Ja. Ich leſe es ſchon zum dritten Mal, verſenke mich mehr und mehr darin und finde es jedesmal ſchöner."

Ein feines Roth färbt ihre Wangen.

„Weißt Du auch, wie Onkel und Gebhard Rehburg

davon geſprochen, als Ihr Alle an Deinem letzten Geburtstage bei uns ſpeiſtet. Auf Onkels Vorſchlag nahm Gebhard Rehburg das Buch mit, um es in den Weihnachtsferien zu leſen, und als Onkel es von Graf Rieſen zurückbekam, ſchenkte er es mir. Ein Zeichen lag darin und dieſe Stelle muß ich immer wieder aufſchlagen — vielleicht hat er noch in dem Buch geblättert — in der letzten Nacht."

Ein leichtes Zittern läuft durch ihre Geſtalt. — Mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck blickt ſie vor ſich hin, dann hebt ſie wieder den Kopf.

„Es iſt die Stelle, wo Odhin verkleidet zum Zwerg Zwotto hinabgeſtiegen iſt, um die Salbe zu holen, welche Baldur unverwundbar machen ſoll. Sieben Fragen ſtellen zu dürfen hat der Zwerg ſich ausgebeten, und Odhin's Antworten finde ich ſo großartig ſchön, beſonders die Steigerung in den letzten, — Frauenliebe — Schlachtenſieg — Heldenthum! Und ſo muß es auch ſein, für den echten, rechten Mann. Höher als Herzensleben muß ihm Geiſtesleben gelten. Höher als das Haus mit ſeinen ſtillen Freuden, als die Familie mit ihrem Liebeslohn, werthet Schlachtenſieg, aber nicht in verheerendem, männermordendem Krieg erfochten, — nein, in höherem Sinne gemeint. Es bedeutet — für mich wenigſtens — den Kampf des Geiſtes um die heiligſten Güter der Menſchheit, der Sieg errungen in edlem Wettſtreit um den Beſitz ewiger Wahrheiten und zum Beſten der großen Völkerfamilie.

Aber noch giebt es ein drittes, allerhöchſtes — Heldenthum! In ſeiner tiefſten Tiefe gefaßt, das ſtille, unſichtbare Heldenthum der Seele, ein Entfalten innerer Kräfte, durch welche wir ſiegen über uns ſelbſt.

Sich bewußt werden des göttlichen Funkens, der in Jedem von uns lebt und auflodern ſoll zu des Ewigen Ehre — und im Gefühl dieſer Gotteskindſchaft

und Gottähnlichkeit nach Vollkommenheit dürstend, den Kampf aufnehmen mit dem eigenen Ich, ringen und streben nach ewigen Gütern, unvergängliche Schätze inneren Lebens sammeln, die uns lösen vom Irdischen, emporheben über der Erde Lust und Schrecken."

Max hat ihr staunend zugehört. „Wie sie gereift ist, geistig gewachsen," denkt er.

„Größe suchen," fährt Elisabeth fort, „wahre Größe! Heldenhaftigkeit entwickeln im Dulden, im Entsagen, Selbstverleugnung üben, Barmherzigkeit haben, und verzeihen, ja, Liebe empfinden können auch für die, welche uns hassen und wehe thun. Und so wahres Heldenthum erreichen, weil der Siege göttlichster das Vergeben ist."

„Da ist der Anknüpfungspunkt," fährt es Max durch den Sinn.

Er schiebt seinen Stuhl näher zu ihr heran und nimmt ihre kalten Finger in seine lebenswarmen Hände.

„Laß mich an das appelliren, was Du eben sagtest, Schwester," beginnt er — „denn — ich habe einen Auftrag an Dich . . . eine Bitte . . ." wieder stockt er.

„Und, wie es scheint, eine schwere?" sagt sie, noch immer ahnungslos.

„Ja! es ist, daß . . . er möchte . . ."

„Wer möchte?"

„Lies, bitte, diesen Brief."

Sie greift nach dem Couvert, das er ihr reicht.

Als sie die Handschrift erkennt, zuckt sie zusammen, — jähe Gluth fliegt bis zur reinen Stirn empor, doch sie entfaltet schweigend den Bogen. Aber während sie liest, gräbt sich eine Falte, immer tiefer, zwischen ihre Brauen.

In dem Schreiben bittet Wolfgang um die Erlaubnis nach Therenhof zu kommen. Er müsse Elisabeth sprechen und wolle von Allen Abschied nehmen, da er, dem Wunsche des Vaters entsprechend, für

mehrere Jahre in's Ausland gehe, um dort ſein Studium zu beendigen.

Ihn wiederſehen, ihn begrüßen, der ihn traf aus ... nein! Das braucht ſie nicht über's Herz zu bringen, das nicht!

Eliſabeth faltet den Brief zuſammen und reicht ihn Max zurück.

„Nein," ſagt ſie kurz. „Schreibe ihm ein Nein."

„Eliſabeth!? Er iſt ein Anderer geworden ...."

„Zu ſpät," ſagt ſie tonlos, „zu ſpät."

„Laß Dir erzählen, Schweſterchen. Er hat ſchwere Monate hinter ſich, eine lange Krankheit — er war dem Tode nahe, nach ſeiner Verwundung."

Ueberraſcht ſieht ſie ihn an.

„Verwundung? Er verwundet?"

„Ja, in einem Duell mit Rieſen."

„Noch ein Duell?! Schuld auf Schuld gehäuft." Ihre Stimme wird tief, bebt in Erregung.

„Ich will ihn nicht ſehen — mir graut vor dem, was er gethan."

„Aber Eliſabeth, ſo darfſt Du es nicht nehmen. Ein Duell iſt doch kein ..."

„Verbrechen, willſt Du ſagen," unterbricht ſie ihn. „Ja, Ihr meßt nach anderem Maaß, aber Du weißt es längſt, Max, wie ich dazu ſtehe. Für mich iſt und bleibt ein tödtlich verlaufendes Duell ein Mord und laſtet als Blutſchuld auf dem Thäter."

Leiſe, kaum hörbar hat ſie begonnen, jetzt wird die Stimme lauter, die Betonung nachdrücklicher.

„Ihr bezeichnet es nicht ſo — Ihr nennt ein Duell bloß einen Ehrenhandel, ſprecht von Sühnung für erlittene Beleidigung, aber wo bleibt die Sühne, wenn der Unſchuldige als Opfer fällt?

Sühnen kann man nur durch Reue und Abbitte. Für begangenes Unrecht, für weniger noch — bloßes Wehethun um Verzeihung zu bitten, ward uns gelehrt

von klein auf, und deshalb kann ich mit meinem Mädchenempfinden Euren Ehrenkodex nicht verſtehen, kann Euch nicht folgen in dieſe ſogenannten Ehrbegriffe, die es erlauben, daß man ungeſtraft den Gegner zum Krüppel macht oder ihn aus dem Leben ſchicken darf — unvorbereitet, vielleicht eigenes, ſchweres Verſchulden bezahlt, mit fremdem Blut.

Für mich, und ich denke für einen rechten Chriſten, giebt es nur eine wahre Ehre, die Chriſtenehre — und die gebietet, kurz und bündig, Gottes Willen zu thun und ſeine heiligen Gebote zu halten. Und das lautet einfach und klar: „Du ſollſt nicht tödten.“ Da iſt nicht zu deuteln und deshalb graut mir vor Wolfgang, wie vor einem Mörder . . .“

„Schweſter, um Gotteswillen, ſag' ſo etwas Furchtbares nicht. Es war doch nur ein unſeliger Zufall . . .“

„Natürlich Zufall! Und das glaubſt Du? Ich weiß, ich weiß,“ fährt ſie erregt fort, als er ſie auf's Neue unterbrechen will.

„Nach juriſtiſchen Begriffen liegt ein Mord nur dann vor, wenn eine Abſicht vorlag. Sonſt iſt es nur Todtſchlag, oder Nothwehr oder unabſichtliche Tödtung — aber es kommt auf eins heraus.

Und ſage mir auf's Gewiſſen, weiß man immer, was tief innerlich in einem Menſchen vorgeht? Wer ſieht ganz klar in den Seelenregungen, wer erforſcht die verborgenen und doch treibenden Beweggründe, blickt in die dunklen Tiefen des Empfindens, kennt die Gedanken, die ſecundenlang durch ein Hirn blitzen, die man ſich ſelbſt kaum zu geſtehen wagt, und die allein ſchon tödten würden, wenn ſie könnten?! — —

Kaum wiſſen wir ſelbſt, was die geheimſte, tief innerſte Triebfeder unſerer Handlungen iſt, wozu uns und andere, gekränkte Eitelkeit, verwundete Eigenliebe führen kann.

Und von jeher war Wolfgang ein ungebändigter

Charakter, eigenwillig, herrſchſüchtig, der gerne ſelbſt die erſte Rolle ſpielen wollte.

Schwer trug er an Gebhard Rehburg's anerkannter Vorherrſchaft und Superiorität . . .“

„Das iſt wohl möglich,“ unterbricht Max. „Es lagen überhaupt unvereinbare Gegenſätze in ihnen. Wolfgang iſt eine wilde, zügelloſe Natur, aber bei aller Rivalität und ſo brutal rückſichtslos er ſich auch gab — einer bewußt ausgeführten Schlechtigkeit, Niederträchtigkeit, halte ich ihn nicht für fähig. Vielleicht wollte er ſchwer verwunden, aber mit Abſicht tödt . . . nein! das kann ich nicht glauben, und Du müßteſt die Grundloſigkeit Deiner Annahme einſehen und nicht ungerecht werden, Eliſabeth.“

„Ich will ihn auch nicht verdammen. Möge Gott, der in die tiefſten Tiefen der Seele blickt, ihn richten, und wenn er gefehlt, ihm in Seiner Gnade verzeihen — ich kann es noch nicht und darum will ich ihn auch nicht wiederſehen! — Nein, bitte, ſage nichts mehr, Max,“ abwehrend hebt ſie die Hand — „dringe nicht weiter in mich und — bitte — gehe jetzt. Sage Mama, ich käme nicht zu Tiſch, ich hätte ſtarke Kopfſchmerzen.“ Mit einer müden Bewegung drückt ſie die Finger an die Schläfen.

Ohne etwas zu erwidern, küßt Max ihr die Hand und verläßt das Zimmer.

Am nächſten Morgen ſucht ihr Vater ſie in ihrem Stübchen auf.

„Nun, wie geht es, Liſabetha? Kommen die Kräfte wieder? Sind die Kopfſchmerzen vergangen? Ja? Nun, das iſt ſchön, denn ich habe über Ernſtes mit Dir zu reden, mein Töchterchen.“

Er nimmt ſie zärtlich in die Arme und ſie lehnt en Kopf an ſeine Bruſt, wie ſie als Kind ſo oft gethan.

„Maxen's Brief iſt noch nicht abgegangen — ich habe ſeine Abſendung verhindert. Ich wollte noch ſelbſt

mit Dir ſprechen, von Deiner Weigerung, Wolfgang wiederzuſehen.“

„Bitte, Papa, erlaſſe mir darauf zurückzukommen.“

„Nein, mein Herzenskind. Deiner Krankheit wegen habe ich es bis jetzt vermieden, aber einmal muß es doch zur Sprache kommen zwiſchen uns, dieſes ſchreckliche Ereignis. Ja, es iſt namenlos Trauriges geſchehen, aber laß mich Dir wiederholen, was Max Dir ſchon geſagt — es war nur ein Zufall.“

„Ich weiß es beſſer,“ will ſie aufſchreien, aber ſie hält die Worte zurück, verſchlingt nur die Hände ineinander.

„Einen anderen Gedanken dürfen wir garnicht aufkommen laſſen,“ fährt Herr von Theren eindringlich fort, ihren Kopf, den ſie tief geſenkt hat, leiſe ſtreichelnd.

„Muthmaßungen ſollen wir keine Gewalt einräumen über unſer Denken und Fühlen.

Ich begreife, daß Dich Gebhard's Tod beſonders ergriffen hat. Ihr wart ſo befreundet und Du hatteſt ihn lieb, wie einen Bruder.“

„Wie einen Bruder,“ wiederholt ſie leiſe, wehmüthig.

„Auch wir trauern aufrichtig um ihn, aber das Leben hat nun einmal ſeine Forderungen, — wir können einem Verwandten nicht die Thüre weiſen wegen eines unglücklich verlaufenen Duells.

Gott allein kann da Richter ſein, und Wolfgang leidet auch unter dem, was geſchehen iſt, davon bin ich überzeugt.

Er hat auch mir geſchrieben, mit dringenden Worten, und eine ernſte Bitte muß man nie abſchlagen, auch wenn es bisweilen große Ueberwindung koſtet dem eigenwilligen Ich. Ohne Opfer zu bringen, lebt man kein Leben, Kind, und beſonders kein Chriſtenleben.“

Und als ſie noch immer ſchweigt, nur ſich feſter in ſeine Arme neſtelt, fährt er überredend fort:

„Meine Eliſabeth will doch nicht nur eine Chriſtin heißen, will in Wahrheit eine ſein! — Nicht wahr? Zu Pfingſten willſt Du mit uns an des Herrn Tiſch treten — da macht man Frieden mit ſich und ſeiner Umgebung. Und Gebhard ſelbſt hat ihm die Hand gereicht zur Verſöhnung, hat man Dir das nicht erzählt?“

Sie hebt die Augen, die voll Thränen ſtehen.

„Ja, Gebhard ſelbſt — — — keiner unedlen Regung war er fähig.“

„So ſei mein tapferes Kind, Eliſabeth, bekämpfe Deine Gefühle und verſprich mir, daß Du es Dir noch bis morgen überlegen wirſt, was wir Wolfgang antworten ſollen.“

„Mitleid haben, Barmherzigkeit üben, Verzeihen können!“ — ihre eigenen Worte hallen in ihr nach. Sie beugt ſich herab und küßt des Vaters Hand.

„Ich will thun, was Du wünſcheſt, lieber Papa.“ Leiſe, kaum hörbar, kommt es über die durch die Erregung tieferblaßten Lippen.

* * *

Eine Woche ſpäter hört man das Geklingel von Glocken, und ein Poſtwagen rollt vor die Hausthür.

Es iſt Wolfgang.

Max übernimmt es, ihn der Schweſter anzumelden.

Als er ihr Zimmer betritt, ſteht ſie am Fenſter, den Blick verloren hinausgerichtet auf die Frühlingspracht draußen, und die ſinkende Sonne überfluthet die ſtille Geſtalt mit goldigem Glanze.

„Wolfgang bittet Dich um eine Unterredung, willſt Du ſie ihm gewähren?“

Sekundenlang verharrt ſie regungslos, dann nickt ſie ſtumm.

Und ſie hat die Stellung nicht gewechſelt, als jetzt die Thüre ſich wieder öffnet und Wolfgang die Schwelle überſchreitet.

Seine heißen Blicke ſuchen ſie, und ihr Anblick ſchneidet ihm tief in's Herz.

„Wie durchſichtig blaß und ſchmal ſie geworden iſt," denkt er.

Ein ſchwarzes Gewand ſchmiegt ſich in weichen Falten um die ſchlanken Glieder, hebt die vergeiſtigte Klarheit des feinen Ovals, in denen die dunklen Augen größer als früher erſcheinen.

In tiefer Bewegung tritt er auf ſie zu, bietet ihr die Hand.

Sie ſchaut auf — einen Augenblick iſt es, als würde ſie, gebannt durch ſeine düſteren Augen, die ihre hineinlegen, aber dann rieſelt ein Schauer durch ihre Glieder und ſie wendet ſich ab.

Nein! dieſe Hand, welche die tötliche Waffe erhoben, ſie kann ſie nicht berühren.

Eine Weile ſtehen ſie unbeweglich, wortlos.

Dann plötzlich, mit einem klagenden Laut, ſinkt er ihr zu Füßen, umklammert ihre Kniee.

Sie weicht einen Schritt zurück.

„Stehe auf, Wolfgang," ſagt ſie leiſe.

„Nein, Eliſabeth, nicht eher, als bis Du mir die Hand gereicht, als Beweis, daß Du dereinſt vergeſſen wirſt, was geſchehen iſt."

„Ich bitte Dich, ſtehe auf!" wiederholt ſie noch einmal — beſtimmter.

„Eliſabeth, ich flehe Dich an, habe Mitleid mit mir. Sage, daß Du vergeſſen wirſt. — Laß mich nicht von hinnen gehen, auf lange, ohne dieſe Hoffnung! — Oh, wenn Du wüßteſt, was ich gelitten habe . . ."

Sie hebt die geſenkten Lider, richtet den Blick der dunklen Augen voll auf ihn, forſchend, als wolle ſie auf den Grund ſeiner Seele ſchauen.

Max hat Recht, er iſt verändert, die Augen liegen tief und um den ſonſt ſo ſpöttiſch lächelnden Mund iſt ein Leidenszug tief eingegraben.

„Du haſt gelitten!! Auch Du haſt gelitten!“ ſagt ſie ernſt, faſt feierlich. „Und Du wirſt noch mehr leiden ... Dunkel wird Dir das Leben ſein, weil ...“

„Ja!“ ſtöhnt er auf. „Nimmer hätte ich es gedacht, aber ein Schleier liegt mir auf Allem.

Ich fühle es bang, vielleicht habe ich es ſelbſt verſcherzt, mein Lebensglück, und ſie laſſen mich nicht los, die anklagenden Stimmen ...“

„Des Gewiſſens,“ ergänzt ſie mit ſchwerer Betonung. „Denn, wer Blut vergoſſen hat, deß Blut ſoll wieder vergoſſen werden — und iſt es nicht ſein Lebensblut, ſo mag er es doch ungeſehen verlieren, in Einſamkeit und Trauer, in Reue und Schmerz, das Herzblut ſein, mit dem ſein Frieden dahinſickert.

Aber wer wahrhaft, aus tiefſter Seele bereut, für den giebt es Heilung, Barmherzigkeit auf Erden und im Himmel Vergebung.“

Er richtet ſich auf und haſcht nach ihren ſchlanken Händen, drückt leidenſchaftliche Küſſe darauf.

Sie entzieht ſie ihm ſanft.

„Nicht ſo, Wolfgang, ich bitte Dich! — Gehe hin in Frieden und Gott wird Dir vergeben, um Deiner Reue willen, wie ich,“ ſie ſtockt, dann kommt ein faſt überirdiſches Leuchten in ihre fiebrigglänzenden Augen — — — „um Gebhards willen Dir verzeihen will.“

Er zuckt zuſammen, noch iſt der Dämon in ihm nicht ganz gebändigt. Aus ihrem Munde dieſen Namen und in dieſem Ton — welche unſägliche Marter. Auch todt haßt er noch den, der ihn getragen und der ihm geraubt, was allein ihm werth erſchien, die Seele dieſes Mädchens, des einzigen Weſens, an das er ſich geklammert hatte, wie der Ertrinkende an die Planke, um ſich herauszuretten aus den Strudeln ſeines wilden Lebens. Alle Weichheit iſt wieder weggewiſcht aus ſeinen Zügen, er ſteht vor ihr bleich, finſter, kalt.

„Eine Verzeihung in dieſer Form brauche ich nicht,“ ſagt er ſchneidend herb.

„Er verlor ſein Leben durch meine Hand — und ich verliere das Leben meiner Seele durch ihn.“

Wilde Gluth lodert auf in ſeinen dunklen Augen.

„Wir ſind quitt.“

Entgeiſtert ſieht ſie ihn an.

„Was meinſt Du?“ entringt es ſich ihr, „Was bedeutet das?“

„Was das bedeutet?“ Schmerzliche Bitterkeit bebt im Ton.

„So höre meine Beichte, heilige Eliſabeth, und nur von Dir will ich Abſolution.

Weißt Du etwas von meiner troſtloſen Kindheit, von dieſer Hölle, die mein Vaterhaus war, nachdem meine Mutter geſtorben und Papa ſich eine zweite Frau ins Haus brachte, nicht ſchlecht, aber jung, vergnügungsluſtig, eine Natur, die den trotzigen, ungeberdigen, nach ſeiner Mutter ſich krank ſehnenden Jungen nicht verſtand?

Mein Vater ſelbſt, ein Tiefenthal — das ſagt alles! — ebenſo meine älteren Brüder, deren Beiſpiel Gift war für mich Fünfzehnjährigen.

War's da ein Wunder, daß ich wurde, was ich jetzt bin, oder wenigſtens ſcheine und was man ſo gemeinhin einen Taugenichts zu nennen pflegt — ſo einen, dem nichts heilig iſt, der alles in den Staub zieht und mit Füßen tritt, was der Tugendhaften A und O iſt — und der nur einen Cultus kannte, den ſeines eigenen Ichs.

Merkwürdig nur, daß auch ſolche Egoiſten einen, freilich vor aller Augen ſtreng verborgenen, Fleck im Innern haben, wohin er ſich rettet, der Glaube an ein Ideal, und wo, wenn auch cyniſch verſpottet, ſie lebt, die Sehnſucht nach Edlerem, Beſſerem. Und auch in mir war ſie nicht ganz geſtorben, die Seele, aber ſie war

überwuchert von Leidenſchaften, wie von Unkraut, zerfreſſen von ungezügelten Begierden, wie von Roſt.

Da ſah ich Dich!“ Er hat in ſteigender Erregung geſprochen, jetzt wird die Stimme weicher — „Weißt Du es noch, hier zu Deiner Confirmation. Wie eine Lichtgeſtalt ſtandeſt Du vor dem Altar und in mir erwachte der alte Kinderglaube an einen Schutzengel, vor dem das Unreine flieht und das Gemeine ſich verbirgt.

Unwiderſtehlich zog es mich zu Dir hin — ſo ähnlich warſt Du meiner Mutter, und was ſie geweſen wäre für mich, wurdeſt Du, der gute Genius meines Lebens.

Und ich beſchloß, Deiner werth zu werden, ich rang mit all den niederen Trieben in mir, ich kämpfte an gegen böſe Leidenſchaften und ein paar Jahre lang war ich ein Anderer, wenigſtens innerlich. Aus meiner Liebe zu Dir machte ich mein Heiligthum, ein Tempel erwuchs in mir, wo ich, der Freigeiſt, betete — zu Deinem Bilde! Da waren Stufen, auf denen ich kniete, vor Deiner Reinheit! Da brannte Tag und Nacht das ewige Lämpchen meines Gefühls — für Dich!

Und Dich zu gewinnen, zu erringen, wurde der heißeſte Wunſch meines Lebens, das Ziel all meiner Zukunftspläne. Freundlich kamſt Du mir entgegen, aber — vor anderthalb Jahren — da fühlte ich, daß etwas zwiſchen uns trat — er!“

Eliſabeth, die ſich an ihren Schreibtiſch gelehnt hatte, läßt ſich in einen Seſſel fallen und ſchattet das Geſicht mit der Hand.

„Und als ich fühlte, daß Du ihm gabſt, wonach ich lechzte, Vertrauen, Achtung, Freundſchaft — auch Deine Liebe, — ſah, wie Du Dich immer mehr und mehr von mir abwandteſt, ſcheuer, fremder werdend, da wurde ich wie wahnſinnig vor Eiferſucht und Verzweiflung, verlor die Macht über mich, die letzte.

Mein Vater rief mich zurück — nur noch ein

paar Monate, dann ſollte ich fort aus Deiner Nähe, die wieder geweckt in mir, was ich erſtorben wähnte, den Glauben an mein beſſeres Ich, daß noch zu retten ſei — nun war alles umſonſt! Er bekam das Feld frei, den ich haßte, oh ſo glühend, weil er gut und edel war, makellos.

Ihn von ſeinem Tugendpiedeſtal zu reißen, dazu war mir jedes Mittel recht. Er wollte ſich nicht duelliren, aus Princip, und ich zwang ihn dazu . . .“

Die ganze ungebändigte Leidenſchaftlichkeit ſeiner Natur bricht hervor. Seine Augen lodern in wildem Triumph. Schön wie ein Dämon der Vernichtung ſteht er vor Eliſabeth.

In ſtarrem Grauſen hat ſie ihm zugehört, bleich geworden bis in die Lippen. Nun ſchaudert ſie weit von ihm zurück und ſchlägt die Hände vor's Geſicht.

„Alſo das war es doch — jetzt erſt ſehe ich klar, begreife ganz, worum es ſich handelte zwiſchen Euch. Nicht um Fragen der Vorherrſchaft, nicht um Principien — — um mich.“

Ihre Stimme bricht in einem ſchluchzenden Laut.

„Um mich mußte er ſterben. Als vermeintlichen Nebenbuhler fürchteteſt Du ihn, und Du räumteſt ihn fort — mit mörderiſcher Hand.“

„Eliſabeth!“ ſchreit er auf.

„Mit mörderiſcher Hand,“ wiederholt ſie mit ſteigendem Nachdruck — „denn Du wollteſt ſeinen Tod. Du dachteſt damit den Weg frei zu bekommen, glaubteſt wirklich, daß ich das Geſchehene vergeſſen würde, doch Du haſt Dich verrechnet — nicht mich liebte er, ich aber bleib' ihm treu, auch über das Grab hinaus.“

Sie hat ſich hoch aufgerichtet, der verzückte Glanz kommt wieder in ihre Augen.

„Um ihn ſtrahlt ewig die Erinnerung, verklärend auch, was irdiſch an ihm war. Sein lichter Geiſt zieht mich hinan und ich ſehe ihn bald wieder vor Gottes

Thron. Meine Seele grüßt den Tod ohne Bangen, denn, als Du ihn trafſt, haſt Du auch mich getroffen, bis ins Lebensmark. Ich habe abgeſchloſſen mit Glück und Hoffnung.“

Eine Weile ſtehen ſie Beide unbeweglich.

Er fühlt es klar — ſie iſt ihm verloren! Auch todt hat Gebhard geſiegt, beſitzt, wofür er ſeiner Seelen Seligkeit gegeben hätte, die Liebestreue dieſes Mädchens.

Noch einmal tönt ihre Stimme klanglos an ſein Ohr.

„Wir haben uns nichts mehr zu ſagen, Wolfgang! Geh' jetzt, meine Kraft iſt zu Ende.“

Stumm ſieht er zu ihr hinüber, umfaßt mit düſterem Blick die geliebte Geſtalt.

Mit gefalteten Händen ſteht ſie am Fenſter, und auf dem Goldgrund des Abendhimmels hebt ſich ihr zartes Profil ab, wie ein Heiligenbild.

So wird er ſie immer ſehen, in all den ſtillen Stunden, da die Vergangenheit auf das Herz eindringt mit ſchweren und peinigenden Gedanken! —

Die Thüre fällt hinter ihm zu und ihm iſt als ſähe er den Engel der Vergeltung mit dem ſcharfen Schwert der Reue Wache halten vor ſeinem verlorenen Paradieſe.

* * *

Hermann Rieſen hat ſein letztes Examen gemacht, ſeine Schrift geſchrieben und eingereicht. Die Studienjahre ſind vorbei, und man rüſtet ſich in der Livonia ihn zu committiren.

Ihm wird das Scheiden ſchwer, aber er fühlt es nur allzu gut, es iſt Zeit, dem Burſchenleben Valet zu ſagen.

Die älteren Kameraden ſind faſt alle fort, hierhin und dorthin verſtreut, mit dem jungen Zuzug iſt er wenig bekannt, entfremdet der früher ſo allgemein beliebte Rieſenbär. Ueberhaupt — verändert iſt ſo

Vieles, und auch er ist ein Anderer geworden. Gebhard's Tod hat ihm die frohe Sorglosigkeit genommen und er vermißt ihn überall, bei Allem, den lebensvollen Genossen, den liebsten Freund.

Jahrelang haben sie Alles getheilt, zusammen wollten sie Dorpat verlassen, hatten sich oft den Augenblick ausgemalt.

Und jetzt betritt er allein noch einmal das Conventsquartier, wo sich, altem Brauch gemäß, alle Glieder der Corporation versammelt haben.

„Ecce venit te salutans," schallt es ihm entgegen.

Wie oft hat er sie mitgesungen, die Comitatslieder, und jetzt erklingen sie für ihn.

„Da hängst Du nun in dunkler Ecke,
Du alter Flausch, mit Staub bedeckt,
Es höhnen Dich die andern Röcke,
Sie sind so neu und glatt geleckt."

Zwischendurch wird Captschello und Negus herumgereicht und manches Glas ihm zu Ehren geleert.

Dann geht es hinunter auf die Straße, und der Zug ordnet sich, der ihn noch bis zum Stationsberge geleiten soll.

Voraus flattert, von jugendstarkem Arm getragen, die roth-grün-weiße Fahne, ihr folgt Riesen — Axel und Erich zur Seite — und hinterdrein, bunte Lampions tragend, die ganze Schaar der Kameraden.

„Bemooster Bursche zieh' ich aus,
Behüt' Dich Gott, Philisterhaus!
Zur alten Heimath geh' ich ein,
Muß selber nun Philister sein.

Jetzt erreichen sie das Universitätsgebäude. Hier hält der Zug. Mit grüßender Bewegung der Hand entblößt Riesen das Haupt, und aus voller Brust, mit lauter Stimme ruft er: Vivat, crescat, floreat — alma mater Dorpatensis in aeternum."

Weiter geht es, weiter.

„Fahrt wohl, ihr Straßen, grad und krumm!
Ich zieh' nicht mehr in Euch herum,
Durchtön' euch nicht mehr mit Geſang,
Mit Lärm nicht mehr und Sporenklang!"

An den Fenſtern zeigen ſich neugierige Geſichter und in der Mädchenſchule klopft manch Backfiſchherz, erſehnt in Ungeduld den Schluß der Unterrichtsſtunde, als es emporſchallt.

„Da komm' ich, ach! an Liebchens Haus,
O Kind, ſchau noch einmal heraus,
Heraus mit Deinen Aeuglein klar,
Mit Deinem dunklen Lockenhaar."

Ueber den Markt, die Ritterſtraße entlang, bewegt ſich der ſtattliche Zug.

Nach allen Seiten wirft Rieſen grüßende Blicke.

Bild um Bild verlebter Stunden, heitere Reminiscenzen, ſie ziehen vorüber, ja — vorüber!

Die Wehmuth des Scheidens überkommt ihn, ſeine Augen feuchten ſich. Alles vorüber,

„Wenn die Reben wieder blüh'n
Regt ſich auch der Wein im Faß,
Dann aus Dir der Burſch muß zieh'n,
Alma universitas."

Auf dem Stationsberge halten ſchon die Poſtwagen, in denen er und ſeine Kameraden Platz nehmen — Axel, Molten, Erich, Max, Lionel und einige Andere begleiten ihn noch ein Stückchen Weges.

Rieſen ſchüttelt den Zurückbleibenden herzhaft und kräftig die Hand, und dann, hinter den davonrollenden Wagen her, erklingt es noch in vollem Chor:

„Es ſchlägt die Abſchiedsſtunde,
In unſerm Freundſchaftsbunde,
Leb' wohl, leb' wohl, auf Wiederſehn."

Rieſen ſteht im Wagen und ſchwenkt den Deckel grüßend nach allen Seiten.

„Ja! auf Wiederſehn!" ſchreit er mit Stentorſtimme.

Der Staub wirbelt auf! Ein Lebensabſchnitt liegt abgeſchloſſen für immer hinter ihm, aber einen unverwelklichen Kranz leuchtender Erinnerungen, die nimmt er mit, und ob dereinſt die Haare grau und die Augen trübe werden, in ſeinem Herzen ſollen ſie weiterleben in ſchimmernden Glanz.

In Novum wird noch brav gezecht und manch treues Freundeswort geſprochen, — dann, als die Sonne aufgeht, rollt er allein auf der Poſtſtraße weiter.

Zum letzten Mal iſt er in dieſer Richtung und auf dieſem Wege Gebhard's Sarg gefolgt.

Welch eine grauenvolle Fahrt durch die winterlichen Einöden. Nur langſam war man vorwärtsgekommen auf den bis zur Unfahrbarkeit verſtühmten Wegen, und den ganzen Tag, in ununterbrochenem Flockengerieſel, hatte es weitergeſchneit — bei wüthendem Südoſt, der die Schneekryſtalle ins Geſicht blies, hineinwehte in die Kleider, durch doppelte Pelze hindurch. Tief verſanken die Pferde in den locker angehäuften Schneemaſſen und in mancher Wehe waren ſie ſtecken geblieben, hatten die Poſtillone in benachbarte Geſinde ſchicken müſſen, um Leute mit Schaufeln zu holen und die Schlitten ausgraben zu laſſen — mehr als einmal auch hatten er und Erich ihre Plätze verlaſſen müſſen, um die Krakenormſche Kibitke vor dem Umwerfen zu bewahren, den Schlitten mit dem Sarg zu ſtützen. Obgleich unſichtbar, hatte der Mond die lange Winternacht matt erhellt, aber gegen Morgen war er untergegangen, und auf einer der Stationen in der bergigen Gegend von Ruhenſee — dem Ziel ihrer Fahrt — hatte der Poſthalter kategoriſch erklärt, es ſei unmöglich bei dem Höllenwetter in der Dunkelheit weiterzufahren, ſchon tagsüber könne man kaum durch.

Nora hatte ſich in eines der Gaſtzimmer zurückgezogen und auch Erich und er, todtmüde nach all den Eindrücken der letzten Tage, den ſchlafloſen Nächten,

hatten ſich auf die noch reichlich vorhandenen Betten ausgeſtreckt. Ruhelos aber war Anton von Rehburg im Vorderraum auf und abgeſchritten, bis zur Weiterfahrt.

Am Nachmittag hatten ſie Ruhenſee erreicht, den Sarg aufgebahrt in der Friedhofscapelle des Erbbegräbniſſes der Rehburgs.

Viele Glieder der Familie waren da verſammelt geweſen und ſie tauchen vor ihm auf, all die ernſten, wehmuthumſchatteten Geſichter, er ſieht Noras verweinte große Augen und Frau Rehburg's weißgewordene Haare. Einige Tage ſpäter, an einem froſtklaren Nachmittage — die Beerdigung.

Eine wunderſchöne Rede hatte der Paſtor, welcher ihn confirmirt, gehalten über den Text: „Du wirſt geſäet verweslich, aber Du ſollſt auferſtehen unverweslich."

Ergreifende Worte hatte auch Erich im Namen der Livonia dem lieben Kameraden nachgerufen, an des Dichters Wort anknüpfend: „Nur wer liebt und ſtrebt, lebt wahrhaft."

Gebhard's ideales Streben hatte er gerühmt und ſeine Liebe. Seiner reichen Natur ſei Geben, Umfaſſen ſo recht eigen geweſen. Und nun ſei ſie für immer erloſchen die Wärme des Herzens, das Feuer der Begeiſterung für alles Große, Edle und Hohe, in ein unbekanntes All zurückgeflogen die Seele. Aber in ihrer Aller Gedächtnis werde er fortleben, als der Beſten und Edelſten einer, als der ewig junge und wache Geiſt des Strebens, des Fortſchritts.

Und ſie wollten deſſen würdig ſein, daß ſie in ſeiner Nähe geweilt, ſo oft die Macht ſeiner Perſönlichkeit empfunden, wahr machen, was er gewollt und erſtrebt als Glied ihrer Gemeinſchaft und für dieſelbe.

Warm ſchlug ſein Herz für die corporative Idee und, werth zu beſtehen und zu bleiben, auch im launen-

haften Wechsel der Zeit, sollte die Livonia keinen verderblichen Mächten verfallen — das war sein Wunsch und ihn wollen sie erfüllen.

Ein Wahrzeichen für Ehre, Recht und Sitte, soll ihre roth-grün-weiße Fahne wehen, hoch über allem Gemeinen, makellos rein!

Kranz an Kranz hatte sich gehäuft auf dem mit Tannengrün geschmückten Hügel und dann war es hinausgeklungen in die kalte Winterluft:

„Ist einer unsrer Brüder nun geschieden."

Strahlenlos, ein glühend rother Ball, hatte die Sonne damals tief am Himmel gestanden — jetzt steigt sie höher und höher, und welch ein anderes Bild beleuchtet sie.

Thaufrisch schimmern die Wiesen, Lerchen steigen jubilirend empor, das zarte Gezweig der Birken wiegt sich im Morgenwinde. Lenzeswonne überall. Maienluft.

An den Zäunen der Gesinde und Gehöfte stehen flachsblonde Kinder, dürftig bekleidet, lassen sich von der langentbehrten Sonne bescheinen.

Er winkt ihnen freundlich zu.

Hüterjungen und -mädchen treiben das magere Vieh auf die noch kaum grünen Wiesen und Raine, aber mit tollen Sprüngen freuen sich Kälbchen und Lämmchen der gewonnenen Freiheit. Aus den dunklen, dumpfen Stuben und Ställen drängt alles hinaus in's Freie, lechzend nach Luft, sucht Mensch und Thier seinen Platz im Licht.

Sonniger werden auch Riesen's Gedanken.

Was Gebhard ihm gewesen, das nimmt er mit in seines Herzens Tiefen, und Gebhard's Streben soll ihm Richtschnur sein auch fernerhin.

Kühl und herb, aber kräftigend weht ihm die Frühlingsluft, voll Erdgeruch und Birkenduft, in's Gesicht — seine breite Brust dehnt sich in neuer Spann-

kraft. Was Gebhard's Tod ihm Niederdrückendes gebracht, er ſchüttelt es ab — vor ihm liegt das Leben, und er fühlt Luſt, Energie und Willen, um es auszuleben, mit allen Sinnen und allen Kräften, um zu arbeiten für ſeine Umgebung, für ſein Land, als Mann.

Arbeiten! — Wo er vorbeikommt, Arbeit überall.

Noch trägt das Vögelchen die Halme zum Neſt zuſammen und hinter dem Pfluge ſchreitet der Bauer und öffnet den Boden für künftige Ernten. Und rechts und links am Wegrande, bald hier, bald dort, ſchimmert es grün, reckt und ſtreckt ſie ſich dem Lichte entgegen, die junge Saat! Ueberſtanden des Winters Grauen und Gefahr, und unter dem treibenden Odem des Frühlings ſprießt und wächſt ſie in der Lenzſonne, genährt von fruchtbarer Erde und himmliſchem Thau.

Die junge Saat, die Hoffnung des Jahres.

Und plötzlich überkommt Rieſen der Gedanke, daß auch der Nachwuchs eines Landes ſolch eine junge Saat iſt, welche — vorwärts drängend und ihren Platz im Lichte fordernd — die Zukunftshoffnung der Heimathserde zur Wirklichkeit machen ſoll. Hier und dort dieſelben Geſetze des Werdens — dieſelbe Beſtimmung aus dem Dunkel emporzuſtreben in's Licht, höher und höher, und zur Erfüllung innerſter Forderungen zu wachſen und Früchte zu tragen. Sie haben alle ihre Berechtigung, die Tage des knabenhaften Uebermuths, der ſorgloſen Studentenzeit — dieſe Jahre ſonniger Kindheit und lachender Jugend, damit es ſich recke und ſtrecke, dehne und weite, was als Keim und als Trieb in jedem Individuum ſteckt, anfangs noch verborgen, wie das Korn, welches der Säemann dem Boden anvertraut.

Aber es gilt noch mehr — heranreifen zu ſtolzer Ähre, die ſich im Glanz der Sommerſonne wiegt, einen feſten Kern bilden, welcher den Fröſten des Lebens widerſtehen kann.

Nun ſteht die Sonne im Zenith — er öffnet den Mantel und dehnt die Glieder unter dem warmen Schein.

Stundenlang rollt er durch das blühende Land — immer hügeliger, waldreicher, reizvoller wird die Gegend und ſeine Augen grüßen immer bekanntere Fluren.

Jetzt iſt er ſeinem Ziel nicht mehr allzu fern. Hinter den Bergen, welche ſich am Horizont thürmen, liegt ſein geliebtes Dohlenburg, wo Großmütterchen ihn erwartet, um dem Volljährigen die Zügel der Verwaltung zu übergeben, die Leitung der großen Güter und Beſitzthümer in ſeine ſtarken jungen Hände zu legen.

Da er Tag und Stunde ſeiner Ankunft nicht genau vorausbeſtimmen konnte, erwarten ihn keine eigenen Pferde auf der letzten Station, aber zwei kräftige Gäule ſpannt man ihm vor den Poſtwagen und in ſchlankem Trabe geht es vorwärts, Berg hinauf und hinab in gleichmäßiger Allüre.

Nur bei einem lang anſteigenden Berge verfallen die Pferde in Schritt. — Jetzt iſt die Höhe erreicht, und da — was vor ihm liegt, das iſt ſchon Dohlenburgſches Gebiet, dieſe dunklen Linien am Horizont, das ſind Dohlenburgs, ſich weithin erſtreckende, prachtvolle Forſte.

Nur noch 10 Werſt!

Ein Wort dem Poſtillon — willig ſchwingt derſelbe die Peitſche. Die Pferde legen ſich in's Geſchirr, raſcher und raſcher rollen die Räder. Nun geht es einen Berg hinunter und dort, jenſeits der großen Kiefer, bei der kleinen Brücke, da ſteht die Kupitze — das iſt ſeine Grenze. Nun fahren ſie daran vorüber — ein tiefer Athemzug! — er iſt auf eigenem Grund und Boden! Es überkommt ihn in jubelnder Daſeinsfreude, die Luſt am Beſitz erfüllt ihn ganz.

Jetzt denkt er nicht mehr zurück, die Zukunft öffnet ihre goldenen Thore, das Mannesleben winkt, ein reiches Feld der Thätigkeit.

An der Kirche vorbei, noch eine kurze Strecke auf der Landstraße und der Wagen biegt in eine große Allee. Da haben die Gutsleute eine Ehrenpforte errichtet — die Fähnchen in den Riesenschen Farben wehen fröhlich im Winde. Lustig klingeln die Postglocken, im Galopp geht es die letzte Anhöhe hinan. Da ragt das stattliche Haus, wo ihm alles lieb und vertraut von Jugend auf. Im Widerschein der Abendsonne blinken die Fenster, wie leuchtende Augen, und auf dem Balcon steht Großmütterchen, welche den Frühverwaisten erzogen — winkt mit liebem, treuem Lächeln dem Ankommenden ein Willkommen zu.

Und überall in Dolden, weiß schimmernd, überreich, blüht der Faulbaum, umduftet den alten rothen Thurm des einstigen Ordensschlosses, der aus üppigem Grün der Laubmassen aufragt, trotzig, ein Wahrzeichen für alle Zeit.

Roth-grün-weiß! Mit den heiligen Farben, denen er Treue gelobt für's Leben, empfängt ihn auch die geliebte Scholle, sie umstrahlen auch sein „Zu Hause."

Grüßend schwenkt Riesen den Deckel, ein Leuchten geht über sein Gesicht.

„O Heimathboden, o Heimathsluft.
Ehre sei Euch jetzt und immerdar."

In übermächtigem Gefühl schwillt ihm die Brust und er schwört es sich zu: „hier will ich arbeiten, wirken und schaffen, ein livländischer Edelmann sein und bleiben — nicht mehr und nicht weniger."

Verlag von **Jonck & Poliewsky,**

Riga, Kaufstrasse Nr. 3.

Von derselben Verfasserin erschien zu Ende des vorigen Jahres:

Bilder aus Livland. II. Folge. Preis brosch. R. 2.—; geb. R. 2.60.

Unsre Heimat. Baltische Lieder. Preis R. 1.—.

Aus baltischer Geistesarbeit. Reden und Aufsätze, neu herausg. vom Deutschen Verein in Livland. 12 Hefte. Preis R. 2.80.

Arbusow, L. Grundriss der Geschichte Liv-, Est-, Kurlands. 3. Aufl. Preis brosch. R. 2.40; geb. R. 3.—.

Staël von Holstein, R. Baron von. Fürst Paul Lieven als Landmarschall von Livland. Preis R. 3.—.

— — Hamilkar von Fölkersahm. Preis R. 4.—.

Mettig, C. Geschichte der Stadt Riga. Mit Ansichten und Plänen, sowie Abbildungen im Text. Preis in eleg. Halbfranzband R. 5.80.

— — Baltische Städte. Skizzen aus der Geschichte Liv-, Est-, Kurlands. 2. Aufl. Preis geb. R. 1.80.

Badendiek, A. Bauernhandel. Rigasche Erzählung aus den Tagen unserer Grossväter. Preis geb. R. 2.—.

— — Sankt Jürgen. Rigasche Erzählung aus dem 13. Jahrhundert. Preis geb. R. 2.—.

— — Munkenbek. Rigasche Erzählung aus dem 16. Jahrhundert. Preis geb. R. 1.60.

Girgensohn, Lotta. Ylo, Kaupos Sohn und Hans von Tiesenhusen. Erzählung aus der Zeit von Rigas Gründung. Illustriert. Preis geb. R. 2.40.

Glasenapp, Gregor von. Essays. Kosmopolitische Studien zur Poesie, Philosophie und Naturgeschichte. Preis ungeb. R. 3.—; geb. R. 4.—.

M. v. M. Was sollen wir morgen essen? Vorschläge zu einer zweckmässigen Zusammenstellung eines einfachen Mittags- und Abendtisches für alle Tage des Jahres. **Zweite** vermehrte Auflage. Preis kartoniert 80 Kop.

Druckfehler.

Seite	34,	Zeile	21,	ſtatt einzurichten — einrichten.
„	126,	„	26,	„ Schvanken — Schranken.
„	149,	„	21,	„ arwarten — erwarten.
„	178,	„	20,	„ an-deren — anderen.
„	181,	„	12,	„ dejourixenden — dujorixenden.
„	183,	„	13,	„ ſingen — ſingen.
„	188,	„	10,	„ Woifgang — Wolfgang.
„	245,	„	30,	„ immerhier — immerhin.
„	336,	„	36,	„ auch — noch.
„	341,	„	34,	„ en — den.

Digitized by Google

:r aus Livland.

Von

A. L. von T. R.

II. Folge.

Riga.
Verlag von Jonck & Poliewsky.
1907.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
50
AND
TIONS.
L

Rüllerſchen Buchdruckerei in Riga
Herderplatz Nr. 1).

I.

Der Subſkriptionsba

Schneetreiben — echtes, nordiſches, winterliches Unwetter!

Langſam, in dicken Flocken oder in wirbelndem Tanz rieſelt es herab, ohne Unterbrechung, ſtundenlang, tagelang, alles begrabend unter gleichmäßig weißer Decke! — —

Dann erhebt ſich der Sturm und weht — weht! — — —

Ueber die Flächen treibt er ſie vor ſich her in wilder Jagd, die Schneekriſtalle, häuft ſie hier an zu haushohem Wall, füllt dort Schluchten und Bodenvertiefungen — ändert in kurzer Zeit den Charakter der Landſchaft bis zur Unkenntlichkeit, ſo daß es ſelbſt einem geübten Auge ſchwer fällt die Wegſpur zu finden.

Dann folgt einem kurzen, grauen Tage raſch ſinkende Dämmerung — tiefe Dunkelheit deckt die Fluren. — Stühmwetter, dies Geſpenſt nächtlicher Winterfahrten! Nirgends ein Schimmer von Licht, eine menſchliche Behauſung zu erblicken, kaum, daß man die Hand vor den Augen ſieht, ſo erfüllt iſt die Luft von naſſem Flockengerieſel oder ſcharfen Eisnadeln, welche der Wind ins Geſicht ſchlägt, athemraubend, augenblendend. Und während es draußen ſo tobt, wie zufrieden iſt der, welcher, von ſchützenden Mauern umgeben, es ſich in behaglich warmem Zimmer, an traulich brennender Lampe wohl ſein läßt, kaum mit einem bedauernden Gedanken die ſtreifend, welche ein ſchwerer Beruf oft Tag für Tag in das grauſige Wetter, in die ſturmgepeitſchte Finſterniß und eiſige Kälte hinausſendet — in den Kampf der Elemente, die dem Sterblichen, der ſich hinauswagt, mit Vernichtung drohen.

Aber ſie darf kein Hinderniß, keinen Aufſchub kennen, die Poſt — dieſe große Errungenſchaft der Neuzeit. Als Trägerin einer hohen Miſſion ſchlingt ſie das Bruderband der Cultur und Civiliſation um die Millionen Bewohner der Erde.

Und wie ſie unter anderen Breiten Länder durchläuft auf blanker Schienenſpur, Ströme überſchreitet auf ſchwindelndem Bogenbau, Meere durchſchifft und Wüſten durchquert, ſo darf ſie in unſeren Gegenden ſich nicht abhalten und ſchrecken laſſen durch grundloſe Frühlingswege und ſtrömenden Herbſtregen, muß furchtlos über gefrorene Gewäſſer hinweg, wo vielleicht ein Eisloch noch nicht wieder feſtgefroren, eine Eisſpalte ſich tückiſch gebildet hat, muß mühſam nach verlorener Spur ſuchen in mondloſer, ſchauriger Winternacht.

Und doch, wer möchte ſie miſſen, die geregelte Poſtverbindung, welche vermittelt zwiſchen buntbewegtem Städteleben und weltabgeſchiedener Landeinſamkeit, wo man oft wochenlang von jedem menſchlichen Verkehr abgeſchnitten iſt. — Wer möchte ſie entbehren, die Poſt, welche den Menſchen mit dem Menſchen verbindet, den Gedanken zum Gedanken trägt? Und nicht nur Troſt bringt ſie dem ſehnenden Herzen, nicht nur Anregung ſchafft ſie dem hungernden Geiſte, Neues, Großes ausſtreuend, wie eine Saat — in alle Verhältniſſe greift ſie mächtig ein, entſcheidet manch ein Lebensloos, hinterläßt auch in dem engumfriedeten Daſein eine Spur.

Aus den dunklen Falten der Poſttaſche flattern ſie heraus, die bedruckten und beſchriebenen Blätter, verkünden entbrannte Kriegswuth und des Friedens Lächeln, Verheerung durch entfeſſelte Elemente und reichen Saatenſtand, melden glühenden Sonnenbrand und
ohenden Sturm, wecken Freude, ſäen Leid, bringen
offnung und Glück, Verderben und Schmach, Wonne
id Seligkeit, Kummer und Noth, Segen und
luch.

Doch auch ſie ſind nur Werkzeuge für des Ewigen Fügungen. Jeder *lebt ſein Schickſal*, empfängt es aus Gottes Hand und glücklich *der*, welcher an eine höhere Macht glaubt, die ſeine Schritte lenkt, und der ſagen kann: „Ich habe *mein Schickſal lieb*, auch wenn es mich durch Sturmesbrauſen und dunkle Nacht führt — denn, ich *fühle* es, ich *weiß* es — es iſt der *Gang Gottes* mit *meiner Seele*!“

* * *

„Zum Kuckuck noch einmal, iſt das aber eine verflixte Patience! Nun mache ich ſie ſchon zum vierten Male und wieder iſt ſie nicht ausgekommen!“

Rauhen und ſcharfen Klang hat die Stimme des Herrn, der dieſe Worte in ärgerlichem Tone hervorſtößt. Er wirft die nachgebliebenen Karten heftig auf den Tiſch und, ſich in ſeinen Stuhl zurücklehnend, greift er nach einer langen Pfeife und dem Tändſtikorſtänder.

Struppiges, graues Haar fällt unordentlich in eine hohe faltenreiche Stirn. Unter buſchigen, zuſammengezogenen Brauen hervor blicken düſtere Augen; harte, ſtrenge Linien zeigt der Mund, und als hätte es ſich in dieſem alten Geſicht geſammelt, Jahre hindurch, in tiefer Bitterkeit und ſtarrem Groll, liegt ein Ausdruck finſteren Mißmuths feſt eingeprägt auf den markigen, energiſchen Zügen. Ihm gegenüber, auf der anderen Seite des Tiſches ſitzt, Strümpfe ſtopfend, ein junges Mädchen. Bei der heftigen Bewegung des alten Herrn hat ſie ſekundenlang aufgeſchaut — welche Augen! Wie wenig paſſen ſie hinein in dies unſchöne Geſicht, in dem die Naſe zu breit, der Mund zu groß, die Wangen zu ſtarkknochig ſind, große graue Augen, die ſo trübe blicken, ſo verſchleiert, in denen aber jetzt unmuthiger Vorwurf flackert. Doch raſch ſenken ſich die blonden Wimpern, und die gebräunten, wenig gepflegten Hände greifen wieder nach der Arbeit.

Das Licht der niedrigen Lampe beleuchtet die Umriſſe der eckigen, etwas plumpen Geſtalt und unter dem grünen Schirm hervor fällt der Schein hell auf den geſenkten Scheitel mit dem üppigen, dunkelblonden Haar, welches ganz glatt zurückgeſtrichen und ſchmucklos, faſt geſchmacklos aufgeſteckt, eine hohe, ſchöngeformte Stirne freiläßt.

„Nora, gieb mir eine andere Pfeife — dieſe hat keine Luft! — Nun, Kind? — Woran denkſt Du wieder? — Nora?!“

„Ach, verzeih, Papa, Du ſagteſt?“

„Eine andere Pfeife will ich, die Stambulka, da, rechts im Ständer — die mit dem braunen Kopf, ja, ja — die iſt es! — Gieb auch den Tabaksbeutel her! — ſo, und während ich ſtopfe, denn das macht doch Keiner, wie ſich's gehört, miſche mir mal die Karten. Zum Kuckuck auch, ſie muß doch endlich auskommen, dieſe verflixte Patience. Ich will es doch noch einmal verſuchen!“

Wie aus tiefer Zerſtreutheit auffahrend, hat die Angerufene des Vaters Wünſche erfüllt, ihm ſtumm die gemiſchten Karten zugeſchoben und ſich dann wieder an ihre Strümpfe gemacht, von denen noch ein ganzer Haufen neben ihr liegt.

Aber es iſt etwas Unluſtiges, Mechaniſches, faſt Abwehrendes in der Art, wie die Finger die Stopfnadel hin und herziehen. Müde Abgeſpanntheit liegt in der ganzen Haltung — nichts Friſches, Sorgloſes ſtrahlt aus dieſem Mädchenantlitz. Ungeſund, krankhaft blaß iſt die Hautfarbe, und als hätte ein hartes Schickſal eine drückende Laſt lebenverdunkelnden Leides auf dieſe jungen Schultern gelegt, verdüſtert ſchwermüthiger Ernſt die Augen, umſchattet grübelndes Sinnen die gedankenvolle Stirn.

In dem Gemach herrſcht jetzt längere Zeit Schweigen — nur ein Holzwurm pocht in der Wand, eine Uhr

läßt ihr langſames, regelmäßiges Tick-Tack vernehmen — wie ein eintönig fragendes „Wo zu“ — „Wo zu“, denkt Nora — im Nebenzimmer kniſtert und praſſelt ein Ofenfeuer, draußen aber tobt ein Winterſturm, pfeift und heult ums Haus und wirft die Schneekörner gegen die Fenſterſcheiben, und wenn er mit einem ſtärkeren Windſtoß daherbrauſt, ſpürt man, trotz der geſchloſſenen Läden, einen eiſigen Hauch, flackert im Luftzug die Lampenflamme. Ein Fröſteln durchläuft die Geſtalt des jungen Mädchens, wärmend bläſt ſie in die erſtarrten Hände und hüllt ſich feſter in das auf ihren Schultern liegende, ſchwarzwollene Tuch.

„Ja, es iſt wirklich grimmig kalt im Zimmer,“ ſagt der alte Herr, die Bewegung der Tochter bemerkend.

Rauchwolken um ſich verbreitend und in eine dunkle Ecke ſtarrend hat er ſchon eine Weile dageſeſſen, als gingen ihn die Karten nichts an.

„Grimmig kalt!“ wiederholt er. „Nicht einmal gute Oefen verſtehen ſie hier zu ſetzen — unnützes Pack, dieſe landſchen Maurer! — Klingle mal, Nora.“

Sie gehorcht der Weiſung und ein Diener tritt ein.

„Karl, lege noch ein Armvoll Holz in den Speiſezimmerofen — bei dieſem infamen Nordoſtwinde iſt ja die ſchlechtgebaute alte Baracke nicht warm zu kriegen! — aber gieb auch ordentlich Acht, daß der Ofen raſch und gut ausbrennt und die Klappe rechtzeitig zugemacht wird, ſonſt iſt es wieder nur weggeworfenes Geld, alle Hitze geht zum Schornſtein hinaus und vom Himmel fällt uns das Holz doch nicht. — — Noch eins, iſt die Poſt noch nicht da?“

„Nein, Herr.“

Wieder breitet ſich düſteres Schweigen über das große, niedrige Wohnzimmer, nur der Sturmwind rüttelt mit erneuter Gewalt, als wolle er das morſche Gebäude umblaſen wie ein Kartenhaus.

Lauter knattert im Nebenzimmer das Ofenfeuer und die alte Uhr pendelt hin und her, zählt raſtlos, unermüdlich die rinnenden Minuten — — — — — dann ſetzt ſie langſam zum Schlagen an, mit heiſerem, ſchnarrendem Geräuſch. 1 — 2 — 3 — 4.

„4 —“ zählt aufhorchend der alte Herr, der eben im Begriff ſtand, eine neue Patience auszulegen, „5 — 6 — 7“ — zählt er weiter, mit entrüſteter, immer erzürnterer Stimme, „was, ſchon 7 Uhr? — — Potz Schweden noch einmal! Da ſoll doch der Teufel alle Poſtmeiſter holen und ein regelrechtes Donnerwetter einſchlagen in die hieſigen Zuſtände!“ ſchreit er.

„Das iſt aber wirklich, um aus der Haut zu fahren, wo bleibt denn heute die Poſt?“

„Aber, Papa, denk' an das Wetter. Hör' doch, wie es draußen tobt!“

„Ach was, Wetter! Was zu arg iſt, iſt zu arg. Um 6 Uhr — ſpäteſtens — müßte ſie hier ſein. Von der Poſtſtation X, wo ſie ſortirt wird, ſind es ja nur 8 Werſt bis hierher. Wetter!?! nur Schlendrian, Faulheit! kennt man ſchon, aber ich werde dem geehrten Herrn Poſtmeiſter doch nächſtens eine Epiſtel ſchreiben, die ſich gewaſchen haben wird und ihm meinen Standpunkt in dieſer Sache höchſt klar und deutlich machen ſoll. Umſonſt zahlt man auch nicht das viele Geld für die Poſtirungen und ſoll ſich dann überdies noch alle Woche ein paar Mal grün, roth und gelb ärgern — na, danke! Wetter? — — Schlendrian, weiter nichts, keine Zucht hier zu Lande, keine Energie, kein Mark und keine Knochen — alles lauter Waſchlappen“ — ta — ta — ta, die Finger trommeln ungeduldig auf der Stuhllehne: „Verfluchte Wirthſchaft!“ — ta — ta — ta —. „Es iſt um die Motten zu kriegen, dieſe ewige Warterei.“

„Aber, Papa, wirklich, ich wundere mich, daß bei ſolchem Hundewetter, in den ſtockfinſteren Herbſt- und

Winternächten die Poſt überhaupt noch ankommt. Jetzt haben wir freilich das ſchwache Mondlicht des erſten Viertels, doch es ſchneit ſo, wie aus dem Sack und hör nur, wie die Windſtöße um die Ecken ſauſen — der arme Poſtillon, in dieſem Stühm. Schrecklich!"

„Ach was, armer Poſtillon — iſt ſeine verdammte Pflicht und Schuldigkeit, wird dafür bezahlt und damit baſta! Iſt überdies nicht ſo ſchlimm, hat einen warmen Pelz an, legt ſich die Leinen um den Hals und läßt das Pferd gehen — das kennt ſeinen Weg und verfolgt ruhig die Spur. Hab' noch anderes Hundewetter aushalten müſſen in meinem Leben, ohne zu muckſen, z. B. da um den Schipkapaß herum, da ſagte Keiner: „Arme Soldaten!" — da hieß es vorwärts und damit baſta! War aber auch eine andere Zucht, als hier zu Lande — da gab's Disciplin, Strammheit, nicht ſolch' nichtsnutziges Pack wie hier," — wieder trommeln die Finger einen Generalmarſch — „lauter Schlafmützen", ta — ta — ta, „alles verfaulte Zuſtände" — ta — ta — ta — ta, „Kreuzbombenelement, iſt das ein niederträchtiges Leben! — eine unmögliche Exiſtenz!"

Nora erwidert nichts mehr: „Wozu auch? es iſt ja umſonſt!" aber ein müder, gelangweilter Zug tritt in ihr Geſicht, ſchürzt die ſchmalen, bleichen Lippen.

„Papas ewige Unzufriedenheit iſt entſetzlich und was nützt dieſes endloſe Klagen, welches doch nichts beſſert, garnichts ändert," denkt ſie, während ſie ans Fenſter tritt und den Riegel des von innen geſchloſſenen Ladens zurückſchiebt: „Aber ich ſelbſt, mache ich es anders? Denke ich anders, wenn ich auch meinen Gedanken nicht laut Ausdruck gebe?"

„Iſt mir einfach verhaßt, ſolche Warterei," wiederholt der alte Herr immer ergrimmter.

„Es iſt doch wahrlich ſchon greulich genug, daß man die Zeitungen nur zwei Mal wöchentlich und die ausländiſchen Journale und Tagesblätter faſt eine

Woche alt erhält, aber der einzige Troſt in dieſen mordsverdammten Einöden, die einzige Abwechſelung in dieſer jammervollen Exiſtenz iſt doch — der Poſttag, welcher hier, wenigſtens für Augenblicke, die Illuſion giebt, nicht lebendig begraben zu ſein — der Poſttag, der einen vergeſſen macht, für eine kurze Zeit, daß man verurtheilt iſt, in einem Kreislauf öder, inſipider Tagesbeſchäftigungen — in nutzloſem Ankämpfen gegen unhaltbare, hoffnungsloſe Verhältniſſe zu verſimpeln, zu verbauern, immer tiefer zu verſinken!"

Auf der gerötheten Stirn des Sprechenden ſind die Adern hoch angeſchwollen — zwei tiefe Falten zwiſchen den dichten, faſt zuſammengewachſenen Augenbrauen verſtärken den Ausdruck des Unzufriedenen, geben dem alten Geſicht faſt etwas Furchterweckendes, Abſtoßendes. In immer größeren Zorn hat er ſich hineingeredet und ſchlägt zuletzt mit der Fauſt auf den Tiſch, daß die Lampe klirrt und Nora zuſammenzuckt, obgleich ſie an ſolche, mit ſeiner Wortkargheit abwechſelnde Ausbrüche gewöhnt iſt.

„Iſt es nicht ſchon genug," ſetzt er grollend hinzu, „daß man nicht fort kann, hier ſolch ein vermaledeites Jammerleben führen, hier vegetiren muß — verfaulen!"

Nora fährt herum und heftet einen Augenblick die Augen auf den Vater.

„Warum muß man? — warum bleiben wir denn noch hier, wenn Du immer nur ſo ſchimpfſt — ſo —," die fragende Bemerkung ſchwebt auf ihren Lippen, doch nur zu höhniſch bitterem Lächeln verziehen ſie ſich und über des Vaters erregtes Geſicht hinweg gleitet ihr kluger, prüfender Blick durchs Zimmer, fällt auf die einfache, faſt dürftige Ausſtattung desſelben.

„Wie leer, wie ärmlich! — kalt und ungemüthlich — die reine Krugsſtube," denkt ſie.

Nichts, nichts von modernem Luxus, von verſchönerndem Comfort, nicht einmal, in aller Einfachheit,

freundlich und behaglich iſt dieſer Raum, über dem jetzt noch eine ſchwere Qualmſchicht liegt, die vor Zeiten geweißte Lage immer mehr einräuchernd.

Die ungeſtrichenen Holzdielen, ſchon grau vor Alter, bedeckt kein Teppich, die Fenſter haben keine Gardinen — alte, harte Möbel in unbequemen Formen mit verblichenen Bezügen ſtehen langweilig und ſteif aufgereiht an den Wänden, deren Tapeten, ebenfalls lange nicht erneuert, Riſſe und Feuchtigkeitsflecke zeigen.

Nur — faſt wie eine Ironie berührt es jedes Mal Nora — zwei von Künſtlerhand gemalte Portraits in breiten Goldrahmen hängen über dem Eckſopha, vor dem der große, runde Tiſch mit der Lampe ſteht, aber ſonſt, wohin ſie blickt — nichts, was das Auge erquicken könnte — nichts von dem Anheimelnden, Traulichen des Alten, Vielgebrauchten, nur das Häßliche, Troſtloſe des Verwohnten!

Nora durchſchauert es wieder und das ſchmerzlich herbe Lächeln verſchärft ſich zu verbiſſener Qual — freilich, die Frage wäre umſonſt. Bevor hier nicht erneuernde Veränderung die Dinge gewandelt, iſt an kein Entkommen, kein Entrinnen, kein Entfliehen zu denken. Und doch! — immer wieder erwacht der Wunſch! — oh, wie möchte ſie fort!

Heraus aus dieſer Atmoſphäre der Einſchränkung, der laſtenden Monotonie des Landlebens, aus dieſer qualvollen Einſamkeit! Oh, einmal vergeſſen können all die ſchmerzenden Erinnerungen, all den Kummer und die Herzenspein! Ein einziges Mal wieder aufathmen in anderer Luft und anderer Umgebung . . . .

Ein Mal? — Nur ein Mal?! — Nein, für lange, für immer abwerfen die lähmende Wucht der Sorgen, abſchütteln die niederdrückende Schwere enger Verhältniſſe, hinter ſich laſſen alles, was wie ein Bleigewicht ſich an die Seele hängt, das innere Leben lähmt — hinaus — weitweg, über die Grenze, in lachendere

Fluren, in die unbekannte, lockende Ferne, in die märchenhaft grüßende Fremde — reiſen, ja reiſen!! — Gottes ſchöne, wundervolle Erde ſehen, in ſich aufnehmen all die reichen Eindrücke, die Natur, Kunſt, Wiſſenſchaft und Civiliſation bieten, mit durſtiger Seele ſich vollſaugen an Schönem, Erhabenem und Erhebendem und über ſich ſelbſt und über ſein kleinliches Weh und Leid hinweg, emporgetragen durch eine reine, hohe Begeiſterung, fühlen, daß etwas wach wird, was ſchon im Erſterben war und — leben — wirklich leben, nicht „vegetiren," wie der Vater ſagte — leben mit allen Fibern des Herzens, mit aller Genußkraft des Geiſtes.

Aus dieſen, von ihrem Vater ſo ungeduldig erwarteten Zeitungen, mit ihrem aufregenden Depeſchenmaterial, den neueſten Nachrichten aus allen Welttheilen, ihren politiſchen Leitartikeln über große und kleine Ereigniſſe, die als drohende oder ſich verziehende Wolken am europäiſchen Staatenhimmel auftauchen, — mit ihren Bismarckreden und diplomatiſchen Combinationen über den nächſten Krieg, oder Pourparlers
t dieſer oder jener, ihr abſolut indifferenten „verdrehten"
ulgariſchen, türkiſchen, Colonialfrage, über die er ſich
rgern und losziehen kann, und die ihn doch auf's
ebhafteſte intereſſiren — aus dieſen Tagesblättern, in
:nen ſich das ganze Thun und Treiben der Gegenwart
t ſeiner bunten Mannigfaltigkeit widerſpiegelt, ſchöpft
ır reger, entwickelungsbedürftiger Verſtand, ihr be-
:iſterungsfähiges Empfinden etwas Anderes!

In ihr lechzendes Ohr fällt ein verhallendes,
ber doch weckendes Echo von dieſem brandenden
Meere, wo jede Welle etwas Neues emporhebt —
n Echo von dieſem Kampfplatz, wo in lärmender
Gedankenſchlacht die Edelſten und die Beſten kühn
ntreten für die höchſten Güter der Menſchheit, wo
t ſtets ſich erneuerndem Ringen das Gute und das
Böſe ſich bekriegen und immer wieder, auf allen Gebieten

das Licht der Erkenntniß jedes täuſchende Halbdunkel verſcheucht und der ſiegende Fortſchritt die Fahne hochhält, auf der in leuchtenden Lettern das Eine ſteht „Excelſior“ — „Immer höher,“ dieſer Wahlſpruch der aufwärtsſtrebenden Menſchheit für alle Ewigkeit.

Und aus all dieſen Zeitſchriften mit ihren Erzählungen und Illuſtrationen ſaugt ſie ſüßes, berauſchendes Gift — alle dieſe Bilder und Anſichten, Beſchreibungen, Schilderungen von Menſchenſchickſalen und reich ſich entfaltendem Geiſtes- und Herzensleben, ſie wecken marternde Sehnſucht und erhalten ſie wach, aber nicht nur das Sehnen nach dem nie Geſchauten — Italiens Wunderland, der Alpen majeſtätiſche Pracht, des Meeres unendlicher Bläue, nach Blüthenzauber und ewigem Frühling — auch nach Menſchen, auch nach Zärtlichkeit und Liebe, beſonders nach Liebe und Verſtändniß dürſtet das junge Mädchenherz, dieſe verſchloſſene, aber tief leidenſchaftliche Seele.

Und geſteigert hat ſich dieſe quälende, zehrende Sehnſucht durch die langjährige Entbehrung alles deſſen, was für ein junges Gemüth Licht, Anregung, Troſt iſt — durch dieſes Daſein ohne Wärme, ohne Glanz, ohne Erhebung.

Wieviele Jahre lebt ſie nun ſchon ſo?!

Vor 3 Jahren, als die Mutter ſtarb, ein Jahr nach dem Sohne, da war Nora lange Zeit innerlich wie erſtarrt. In dumpfer Trauer vergingen die Tage. — Der Vater war ſchweigſamer, unzugänglicher geworden. Umgang gab es keinen für ſie — ſeitdem die Therens in eine andere Gegend gezogen — andere Nachbaren ſah man ſelten — und aus den Tagen wurden Wochen, aus den Monaten Jahre, in ihrer Erinnerung eine graue Fläche, farblos und verſchwommen, eine endloſe Nacht.

Aber dann hatte doch die jugendliche Elaſticität geſiegt über den alles Glücksgefühl vernichtenden Schmerz, und wenn es ſie bisweilen auch ſchüttelte in verzweifeltem

Grauen, daß es nie, nie mehr werden könne wie zuvor, die jeder jungen Seele innewohnende Forderung nach Glück — dieſe träumeriſche Sehnſucht und ſüße Hoffnung auf ſonniges Glück und ſtille Seligkeit — ſie waren wieder erwacht aus ihrer Betäubung, auferſtanden aus der Gruft, wo ſie ſie hineingebettet, zu den theuren Todten, in erſtem untröſtlichen Weh, und in friſcher, neupulſirender Lebensluſt hatte ſie begonnen hinauszuverlangen in andere Lebenskreiſe, wo in Sorgloſigkeit junge Menſchenkinder ſich ihres Daſeins freuen, leichtherzig und fröhlich ihre Jugend genießend.

„Was hält mich hier? wer braucht mich hier? — Papa?! — Ja, äußerlich vielleicht, aber bin ich ihm etwas? wirklich etwas? Nein — nein — nein, denn wir verſtehen uns garnicht. Immer wieder kommt es zu Reibungen, zu Meinungsverſchiedenheiten zwiſchen uns. O Mutter! Du nur allein vermochteſt uns wilde Naturen zu bändigen, zu leiten mit Geduld, mit Nachſicht, mit Milde, nimmer müder Liebe — aber ich? Ich verſtehe ja nicht ſo weich zu ſein, wie Du, ſo ſachte alle Falten auf ſeiner Stirn zu glätten, mit einem Lächeln, mit einem Blick. Ich bin ja ſelbſt ſo empfindlich, ſo heftig, abweiſend und unausſtehlich und ich kann nicht ſorgen für ihn, wie Du es mir anbefahlſt — o Gott, ich kann ja nicht! — — — — Mutter, o Mutter, warum haſt Du uns verlaſſen?“

Sie hat ſich wieder zum Fenſter gewandt, ſtarrt mit brennenden Augen hinaus in das wilde Spiel der Elemente.

Und doch, was iſt der Aufruhr entfeſſelter Naturgewalten gegen den Sturm, den aufwühlenden Gedankenſturm in einer jungen Menſchenbruſt, die, gerade weil ſie ſo viel hofft, an der Enttäuſchung ſchwerer krankt, weil ſie mehr erwartet vom Leben, auch leichter verzweifelt, trotziger ſich aufbäumend gegen die Macht der Verhältniſſe, ihren hindernden Druck ſtärker empfindet

und führerlos, ſteuerlos preisgegeben dem Anprall widerſtreitender Empfindungen, in ſtumm ausgefochtenem Kampfe mit ſich ſelber ringt — in ſolchen Augenblicken faſſungsloſen Verzagens jedes Dunkel viel ſchwärzer ſieht, weil ſie es noch nicht gelernt hat, die andere Seite der Erlebniſſe zu ſehen, die andere, vielleicht ſchon vom Schimmer eines dämmernden Glückes erhellte Seite.

Freilich, nicht jeder Dämmerung folgt ein ſonniger, lichtſtrahlender Tag — wieviele von ihnen bleiben trüb verſchleiert, grau bewölkt vom Morgen bis zum Abend, ſo lange Zeit hindurch. Arme Nora!

„Mutter, mein einzig liebes Mütterchen, warum ließeſt Du mich allein?“

Sie lehnt den ſchmerzenden Kopf an die kalten Scheiben.

Welche unwirthliche, grauſige Nacht! Kein Friedenszeichen ſpricht aus dem wüſten Chaos der Naturkräfte — über dem düſter ſchaurigen Winterbilde blinkt kein Stern.

„Nein! was zu doll iſt, iſt zu doll — da ſchlug es eben halb acht.“

Seine Ungeduld zu beſchwichtigen, hat ihr Vater ſich mit einer neuen Patience zu zerſtreuen geſucht. Jetzt erhebt er ſich mühſam.

„Wie ein altes Poſtpferd ſo ſteif wird man von dieſer ewigen Sitzerei,“ brummt er, und den vertragenen Schlafrock feſter um die hageren Glieder wickelnd, tritt er an die hintere Wand des Zimmers und reißt einige Male heftig an einer perlengeſtickten Glockenſchnur.

Erſt nach einer geraumen Weile, während welcher die Zornesader ſchon wieder bedenklich angeſchwollen iſt, erſcheint der Diener.

„Na, wo ſteckſt Du denn?“ wird er angeherrſcht. „Wo bleibſt Du denn ſo lange? haſt Du keine Ohren, daß man jetzt immer drei Mal klingeln muß? „Und iſt die Poſt noch immer nicht da?“

„Ich bringe ſie eben, gnädiger Herr, der Stroſche (Aufſeher) ſchickte ſie eben herauf.“

„Na endlich, aber wo iſt nu wieder der Schlüſſel zur Poſttaſche?“

„Hier liegt er, Herr.“

Der Schlüſſel knarrt im Schloſſe, der Riegel wird zurückgeſchoben und aus der umgeſtülpten Ledertaſche flattert der Inhalt auf den Tiſch. Zeitungen und Zeitſchriften unter Kreuzband, Couverts mit den Stempeln Rigaſcher Firmen, ein paar Briefe. Der alte Herr muſtert Alles ſorgfältig, ſeine Züge haben ſich geglättet beim Anblick der erwarteten Schätze.

„Da, hier dieſen Haufen bringe dem Stroſchen, und der Poſtjunge kann weiterfahren. — Nora, hier iſt auch ein Brief für Dich.“

„Für mich?“ kommt es fragend vom Fenſter.

„Für mich ein Brief? Von Marie hatte ich ganz vor Kurzem einen, und ſonſt ſchreibt mir doch Niemand.“

Sie tritt näher und ſtreckt die Hand aus.

„Nein, warte, ich will erſt ſehen, aus wo? von wem?“

„Ich könnte es Dir ja gleich ſagen, Papa, nach der Handſchrift.“

„Nein, laß, ich will ſelbſt — zum Kuckuck, wo iſt nu wieder meine Brille?“

„O Gott, wie umſtändlich, wie weitläufig, mit einem Blick hätte ich's gewußt,“ denkt Nora, während ſie, ungeduldig die Bewegungen ihres Vaters verfolgend, kaum ein heftiges „So gieb ihn mir doch her!“ unterdrückt.

Endlich iſt die Brille gefunden, abgewiſcht — endlich ſitzt ſie feſt auf der Naſe und Handſchrift und Poſtſtempel können eingehend ſtudirt werden.“

„Para — Riga,“ das kann man ganz gut unterſcheiden.“

„Riga?“ wiederholt Nora verwundert. „Wer kann denn mir aus Riga ſchreiben?“

„Hochwohlgeboren Fräulein Eleonore von Rehburg in Krakkenorm über St. X," entziffert der alte Herr die feine, etwas undeutliche Schrift der Adreſſe.

„Zu doll, wieder einmal ſchreibt man Krakkenorm und es heißt doch Krakenorm."

„Marie Theren macht häufig den Fehler, aber wie käme ſie dazu, aus Riga zu ſchreiben."

„Da, nimm!"

„Ja wirklich! von ihr und aus Riga. Wie merkwürdig!" — —

Herr von Rehburg hat nach der letzten Nummer der „Düna-Zeitung" gegriffen — (in ſeiner Ungeduld nach den neueſten Nachrichten durchfliegt er die Nummer immer erſt rückwärts und lieſt ſie dann noch ein Mal aufmerkſam und langſam in umgekehrter Reihenfolge!) — eine Pfeife friſch gefüllt und große Rauchwolken ſtoßweiſe in die Luft paffend, vertieft er ſich in ſeine geliebte Lectüre.

Zeitungen leſen iſt die Lieblingsbeſchäftigung — Politik das einzig wahre Intereſſe dieſes Mannes, der ſelbſt einmal politiſche Fäden in ſeiner Hand kunſtvoll verſchlungen und deſſen energiſcher, feuriger Geiſt manche „kritiſche Frage" in ſichere Bahnen gelenkt hat.

Familienumſtände hatten ihn veranlaßt nach ehrenvollem Staatsdienſt ſeinen Abſchied zu nehmen und ſich auf ein ihm durch den Tod ſeines jüngeren Bruders zugefallenes Gütchen in Livland zurückzuziehen. Aber ohne praktiſche Erfahrung, beſonders ohne Intereſſe für die Landwirthſchaft, und auch zu unvermögend, um dieſelbe anders als in den enggezogenſten Nützlichkeitsgrenzen zu treiben, ohne Antheilnahme für die, ſeine Nachbaren lebhaft beſchäftigenden Betriebs- und landespolitiſchen Fragen, hatte er in dieſem Wirkungskreiſe keine Befriedigung, in Krakenorm keinen rechten Boden finden können. Als dann, Mitte der 80er Jahre, in Folge ſchlechter Ernten und des Niederganges der Preiſe

für Bodenproducte, die pecuniären Sorgen ſich noch häuften, und zu allem Anderen ein ſchweres Leid, ein furchtbares Geſchick über ihn hereinbrach — der Tod ihm erſt den einzigen Sohn, ſeinen Stolz, die verkörperte Hoffnung ſeiner alten Tage, und binnen Jahresfriſt auch die heißgeliebte Frau entriß, die der gute Geiſt, der ſtille Engel ſeiner Seele geweſen — da, ſtatt ſich zu beugen unter die unerforſchlichen Rathſchlüſſe des Höchſten, hatte er ſich aufgelehnt in wildem Trotz gegen ſeine Fügungen, ſeitdem, verbittert, vergrämt und menſchenſcheu, lebt er mit der einzigen Tochter, die ihm geblieben, ein einſames, hoffnungsleeres Leben.

Was aber in dieſer, von der Gewalt der Sorge und des Schmerzes verſchloſſenen Mannesbruſt noch lebt an weicheren Regungen — wer kann es ergründen? Wie er ſich durch die gedruckten Blätter wieder in Contact verſetzt fühlt mit der Welt, nach der ſich zurückzuwünſchen er nicht aufgehört hat, liegt ein anderer Ausdruck auf ſeinem Antlitz, breitet ſich Ruhe über die charaktervollen Züge und läßt die edlen Formen des alten Kopfes hervortreten.

Nora hat den erhaltenen Brief erbrochen und lieſt mit Spannung die engbeſchriebenen Bogen — da, als ſie auf die letzte Seite gelangt iſt, flammt jähes Roth über ihre ſonſt ſo blaßen Wangen, die Hand, welche die Blätter hält, erzittert.

Ob trotz der intereſſanten Reichstagsdebatte, die er eben begonnen, der Vater doch etwas gemerkt hat von dieſem Erbeben? —

Ueber das groß ausgebreitete Zeitungsblatt hinweg ruht ſein Blick ſekundenlang prüfend auf dem erglühten Geſicht der Tochter.

„Nun, was ſchreibt Dir Marie Theren?“ Zögernd, wie unſicheres Terrain ſondirend, bruchſtückweiſe, die Stimmung zu erforſchen ſuchend — kommt die Antwort:

„Marie bittet mich dringend — auf einige Zeit nach Riga zu kommen. — — Die Gräfin Reckenſtein, bei der ſie drei Monate zubringt, iſt ſo freundlich mich einzuladen — mich ebenfalls bei ſich aufnehmen zu wollen. — — Es ſollen in der nächſten Zeit auch einige Bälle und Tanzgeſellſchaften ſtattfinden.“

Es dauert lange, bis hierauf eine Bemerkung erfolgt; faſt iſt es, als hätte der alte Herr ſeine Frage ſchon wieder vergeſſen und die Antwort nicht gehört, ſo eifrig ſtudirt er wieder ſeine Zeitung — dann muß dieſelbe gewendet werden — die Pfeife iſt ausgegangen und es giebt einen langen Kampf mit einem widerſpänſtigen Zündhölzchen.

Welche Qual für das junge Weſen, deſſen Wangen vor Erregung immer heißer erglühen, deſſen Herz ſo ſtürmiſch klopft — welche Qual, dies Warten auf eine Entſcheidung.

Endlich brennt die Pfeife und zieht gut, die Zeitung iſt ausgeleſen, in ihre Falten gelegt und glatt geſtrichen worden — da erſt, langſam, jedes Wort wägend, ſagt er: „Nun, und möchteſt Du die Einladung annehmen?“

Ob ſie möchte? Dunkler wird das Erröthen.

„Würdeſt Du gerne nach Riga fahren?“

„Ach ja, Papa! gewiß, ſehr gerne, aber ich kann Dich doch nicht allein laſſen?“

„Dummer Schnack! als ob ich wirklich nie allein geweſen bin — allein bin,“ ſetzt er in Gedanken hinzu. „Madde wird mich ſchon gut pflegen . . .“

Nach kurzer Pauſe: „Iſt ein Termin genannt? Wann erwartet man Dich?“

„Nächſten Sonnabend ſoll der erſte Subſcriptionsball ſein —.“

„So! und heute haben wir Sonntag? . . . Nun, dann kannſt Du Mittwoch fahren und Kathrin begleitet Dich. Aber haſt Du auch etwas anzuziehen?“

„Ja, Papa, ich habe noch die Kleider von der Derbitenſchen Hochzeit.“

„Dann fahre Du nur, Nora, und amüſire Dich ein wenig. Es iſt gut, daß Du Dich wieder einmal etwas auslüfteſt. . . Armes Kind, haſt es ja auch wirklich zu einſam hier!“

Ueber Noras Geſicht fliegt ein Freudenſtrahl — ſeine Art und Weiſe iſt ja ſchroff, der Ton rauh wie immer, und doch bebt etwas in ihm, zittert in den letzten Worten eine Weichheit, die ſie lange nicht gehört — — ſie möchte ſich in ſeine Arme ſtürzen und vielleicht hätte dieſe Minute ihn ihr näher gebracht, aber als ſie, auf ihn zutretend, mit feuchtſchimmernden Augen die ſeinen ſucht, da hat er ſich ſchon wieder abgewendet, und ſo bleibt ſie nur vor ihm ſtehen, beugt ſich über ſeine Hand und ſagte leiſe:

„Danke ſehr für die Erlaubniß, Papa, aber eigentlich müßte ich Dich nicht allein laſſen.“

„Ach, Schnack, Du fährſt und damit baſta!“

Als nach ſchweigſam eingenommenem Abendeſſen Nora ihrem Vater das letzte Glas Thee eingeſchenkt und ihm eine „Gute Nacht“ gewünſcht hat, ſucht ſie ihr Stübchen im oberen Stock auf und ſobald ſie Licht gemacht hat, zieht ſie den empfangenen Brief aus der Taſche, um ihn noch ein Mal zu leſen.

Riga, den ** Januar, 188?.

Inniggeliebtes Norchen!

Alſo, vor Allem falle nicht in Ohnmacht oder einfach vom Stuhl vor Verwunderung über dieſes Erdbeben in meinen Plänen, die ich Dir in meinem Neujahrsbrief, als glatt und ruhig im alten Wintergeleiſe verlaufend, ſchilderte — (nicht einmal auf die Wolmarſchen Bälle ſollte ich dieſes Jahr, ich armer tanzluſtiger Wurm!) — und nun bin ich in Riga

und nicht nur vorübergehend, um ein Mühlenſches Concert mit- oder eine Zahnplombirerei durchzumachen, ſondern auf längere Zeit, auf 3 Monate!!! hörſt Du? . . . ich muß es noch einmal hinſchreiben, auf drei ganze Monate, bei dieſen engelsguten, himmliſch-reizenden, einzig lieben Reckenſtein's, die immer einem oder dem anderen jungen Mädchen den Himmel auf Erden erſchließen. Wie es gekommen, daß auch ich einmal zu dieſen Auserwählten gehöre, das ſollſt Du Alles ausführlich hören, wenn Du herkommſt, denn das Schönſte iſt, auch Du ſollſt dieſes Sandſtraßen-paradies kennen lernen und wir ſollen hier zuſammen köſtliche Stunden, Tage, Wochen verleben, genießen.

Wie ich nämlich vorhin in dem Idealzimmerchen, das ich bewohne — ich ſage Dir, zum Ueberſchnappen hübſch iſt es! — am Schreibtiſch Platz genommen, aber gerade nur Datum und Ueberſchrift dieſes Briefes hingekritzelt hatte, tritt die liebe, verehrte Gräfin herein.

„Laſſen Sie ſich nicht ſtören, liebe Marie, wenn Sie ſchreiben wollten. Wohl nach Hauſe?“

„Nein, Frau Gräfin, an Nora Rehburg.“

„Das iſt Ihre liebſte Freundin, nicht wahr? Sie erzählten mir ja neulich ſoviel von dem armen Ding, daß es ſo einſam hat, ohne Geſchwiſter, allein mit einem verdrießlichen, griesgrämigen Papa. Und außerdem, wenn man erſt 21 Jahre alt iſt, den ganzen Winter auf dem Lande hocken, ohne etwas Tanz und Zer-ſtreuung, ohne jugendlichen Verkehr — wai Gottchen, das iſt ſchrecklich! Taugt nichts, weder für den Körper, noch für die Seele, dieſe Einſamkeit. Melancholiſch kann man ja dabei werden. Wiſſen Sie was, fordern Sie ſie in meinem Namen auf, einige Wochen mit Ihnen hier bei uns zu verbringen. In dieſem Zimmer iſt ja Raum genug. Wir ſtellen ein zweites Bett hinter die ſpaniſche Wand, dann

iſt ſie gut aufgehoben, und ſchwatzen können Sie nach Herzensluſt," — und ſie lächelte ihr gütiges, verſtändnißvolles Lächeln — (ach, wenn alle Menſchen der Jugend ſo nachfühlen würden!!!) — fort flog die Feder und ich ihr am liebſten um den Hals, aber dann küßte ich nur unzählige Male ihre lieben Hände, bis ſie freundlich abwehrte: „Sie ſind ein gutes Kind, Mariechen. — Alſo ſchreiben Sie gleich meine Einladung, denn es iſt keine Zeit zu verlieren, wenn ſie noch ein Bischen Tanzvergnügen mitnehmen ſoll. Sonnabend, das heißt übermorgen in 8 Tagen, ſoll der erſte Subſcriptionsball ſtattfinden, ſagte mir eben die Landräthin Walldorf, und da dachte ich am darauffolgenden Montag einen Ball zu geben — man muß es benutzen, daß viele landiſche Tänzer eingekommen ſein werden! — und wollte Sie gerade bitten, liebe Marie, mir beim Aufſtellen der Liſten zu helfen." — Ach, Norchen, mein Herzens-Norchen, das wird zu nett! Natürlich wirſt und mußt Du kommen. Laß Dir bei meinem Zorn nicht einfallen, „Nein" zu ſagen, das verzeihe ich Dir mein Lebtag nicht. Jedenfalls erzähle ich Dir jetzt nichts weiter — Du hörſt Alles, wenn Du erſt neben mir ſitzeſt, da auf dem niedlichen Kanapeechen, welches aus der Ecke ſo einladend zum Plaudern herüberwinkt — ich ſage Dir nur noch eins, nimm alle Toiletten mit, die Du haſt, und voller Hoffnung auf ein baldiges Wiederſehen umarmt Dich zärtlich, küßt Dich innig Deine glückſelige

Marie.

Postscriptum. Ich konnte den Brief heute früh nicht abſchicken, ſo kann ich Dir aber noch etwas erzählen, was Dich intereſſiren — auch herlocken?!! — wird. Ich ſah heute (wie jetzt häufig!!!) auf der Schlittſchuhbahn Deinen Vetter Axel Rehburg — (Du weißt doch, daß er ſeit dem Herbſt, nachdem er, wie er ſagt, „ſeinen Doctor Juris mit Glanz in die

Taſche geſteckt hat, denn ſeit der Gründung der Univerſität iſt ſolch eine ſtupende Diſſertation nicht geſchrieben worden!“ behauptet er mit komiſcher Emphaſe — hier als Landgerichtsaſſeſſor in der Criminalabtheilung angeſtellt iſt. Na, die Urtheile, die der ſchreibt, möchte ich auch ſehen. Er verſichert freilich: „daß alle Verbrecher vor ihm zittern, ſo daß ſie ſofort alle ihre Schandthaten eingeſtehen, ſobald er ſie bloß mit ſolchen Augen anſehe“ und dabei macht er ſolche Augen, daß man ſich halb todtlachen will — aber natürlich iſt das Alles bloß bodenloſer Unſinn und großartigſte Flunkerei, das iſt ja die Force dieſes Taugenichts. — „Und doch haſt Du dieſen Taugenichts ſehr gern,“ denkt Nora, und haſt ihm Dein Herz geſchenkt, Dein goldenes, treues Herz!“ — aber amüſant iſt er, Dein Vetter Axel, das muß man ihm laſſen. — — — Himmel, dieſe Parantheſe, ich ſchließe) — alſo den ſah ich auf der Bahn des Schützengartens, wo wir ſehr luſtige Nachmittage verbringen, und er jammerte darüber, daß man ihn zum Tanzvorſteher ernannt habe, und daß er ſicher einen Schreibkrampf bekäme von den vielen Briefen und Telegrammen, die er verfaſſen und nach rechts und links ſenden müſſe, um eine genügende Anzahl das Tanzbein ſchwingender Herren zuſammenzutrommeln, auch Graf Rieſen, der ſchon im November von ſeiner italieniſchen Reiſe zurückgekehrt iſt, hat er aufgefordert und rechnet beſtimmt darauf, daß er kommen wird. Du wirſt Dich gewiß freuen, ihn zu treffen, denn nicht wahr, Du haſt ihn lange nicht geſehen?

Noch einen herzwarmen Schlußkuß von

Marie.

„Lange nicht!“ wiederholt Nora halblaut — „3 Jahre und was für Jahre!“

Jetzt iſt es nicht mehr die Zukunft, deren Vorhang ſie mit ungeduldiger Hand zu lüften ſucht, jetzt

iſt es die Vergangenheit, in die ſie zurückblickt und Bild an Bild zieht vorüber. Ihre Kindheit! einige Jahre fern im Süden, von denen ſie nur ein dunkles, ahnendes Erinnern hat — ob die vielleicht ihr dieſe, faſt krankhafte Sehnſucht nach Wärme und Licht eingeimpft haben? — ihre Jugend!

Zwölf Jahre alt war ſie, als die Eltern nach Krakenorm zogen, ein frühreifes, ernſtes, ſchwer zu lenkendes Kind. Die Mutter ſo zärtlich, ſo liebevoll — aber faſt immer leidend, der Vater oft ſchlechter Laune, aufbrauſend, ja jähzornig, und doch war's ein ſtill glückliches Familienleben und ſein Mittelpunkt, der Liebling Aller, Gebhard, ihr einziger Bruder, 3 Jahre älter als ſie, hübſch, begabt, talentvoll, in überſchäumender Lebenskraft. Er wurde nach Fellin, in die Landesſchule gegeben, aber welch ein Leben brachte er ſtets ins Haus, wenn er zu den Ferien nach Krakenorm kam und einer ſeiner Kameraden, irgendein gleichgeſinnter, luſtiger Junge, ihn begleitete. Und als er dann mit 18 Jahren ſein Abiturium beſtanden, die Univerſität bezog und im Juni zum erſten Male aus Dorpat zurückkehrte, da zierte das Farbenband der Livonia die junge, kräftige Bruſt, und mit ihm kam ſein Stubenflauſch und beſter Freund Graf Hermann Rieſen!

Luſtig bis zur Ausgelaſſenheit trieben die beiden Studenten den unglaublichſten Unſinn, ſtellten mit ihren tollen Streichen das ganze Haus auf den Kopf, erfüllten es mit ihren munteren Liedern und riſſen auch die ſtille Eleonore mit hinein in ihren jubelnden Uebermuth.

O dieſe Tage ſorgloſen Frohſinnes, harmloſeſten Lebensgenuſſes — wie leuchten ſie unvergeßlich in ihrer Erinnerung!

Dieſe heiteren Krebs- und Riezchenpartien, wo man halbe Nächte, mit Kienfackeln bewaffnet, im Waſſer herumwatete oder ganze Nachmittage im Walde herumſtrolchte — dieſe Ritte auf den flüchtigen Roſſen, Krake-

norms einziger Luxus, denen keine Graben zu breit und kein Zaun zu hoch war.

Und überall hinein ſtrahlt ein friſches, ſympathiſches Jünglingsantlitz, mit ſo ſonnigen, fröhlichen Augen — ſie beſitzt noch ein Bild aus dieſer Zeit, auf dem beide Freunde und der ſchöne Oros, der jetzt ſo müde und ſchwach ſeine alten Knochen in der Küche wärmt, zuſammen photographirt ſind. — Wie zog er ſie an, Hermanns gutmüthiger, heiter liebenswürdiger Charakter, der ſo viel freundlichere Nachſicht, als Gebhard, zeigte für ihre Empfindlichkeiten, ihre wechſelnde Stimmung, immer einen harmloſen Scherz bereit hatte, um die Geſchwiſter zu verſöhnen, die, trotz ihrer zärtlichen Liebe zu einander, doch häufig in Streit geriethen, weil Nora, rechthaberiſch und eigenſinnig, von dem Bruder unbarmherzig geneckt wurde.

Wie gewann ſie ihn lieb, den Freund ihres Bruders, der noch häufig wiederkehrte, auf längere oder kürzere Zeit. — Wie freute ſie ſich auf ſein Kommen, immmer mehr und mehr! — Wie leer ſchien das Haus, wenn die jungen Herren bei Beginn des Semeſters nach Dorpat zurück mußten.

Auch die Mutter war dann ſtiller und bleicher, der Vater verſtimmter über all die täglichen Aergerniſſe, welche die Bewirthſchaftung eines Gutes mit ſich bringt und ſie — wieder allein, allein mit ihren grübelnden Gedanken.

Da, im vorigen December wurden es 4 Jahre! — ſie erwarteten Gebhard und Hermann zu den Weihnachtsferien — — o dieſe grauenvollen Tage, die ſie nie, nie vergeſſen wird, die nichts verwiſchen kann, weil ſie unauslöſchlich eingebrannt ſind in ihrem Gedächtniß mit jedem Detail! — ſtatt des Erwarteten ein Telegramm „Gebhard erkrankt, hoffentlich bald hergeſtellt — Hermann Rieſen.“ Noch am ſelben Abend eine zweite Eſtafette „Verſchlimmerung — wenig Hoffnung“ —

und dann am nächſten Morgen die dritte Depeſche, welche der Vater todtenbleich ergreift, mit zitternder Hand aufreißt, um lautlos zuſammenzubrechen, ſobald er ihren Inhalt erfaßt, die wenigen, aber die liebſte Hoffnung des unglücklichen Vaters vernichtenden Worte.

Erſt ſpäter erfuhren ſie, daß Gebhard im Duell gefallen, die tödtliche Kugel das daſeinsfrohe, für alles Edle, Große und Hohe ſo begeiſtert glühende Herz getroffen, das ſtarke, junge Leben fällend, wie der erbarmungsloſe Blitz den im Frühlingsſchmuck prangenden Baum zerſchmettert, mit einem zuckenden Schlag! Und danach! — wie ausgelöſcht das Glück unter dieſem Dach, geflohen der Friede aus dieſen Mauern.

Der Vater murrend, hadernd mit ſeinem Schickſal und ſeinem Gott — die Mutter in namenloſer Trauer, aber klaglos, das auferlegte Kreuz glaubensſtark als Chriſtin tragend, doch wie erdrückt von der Wucht des jäh hereingebrochenen Leides, in ſchwerer Krankheit dahinſiechend und durch einen Herzſchlag den Ihrigen entriſſen, am Jahrestage des furchtbaren Ereigniſſes, neben dem Sohne gebettet zu ewiger Ruh'.

„O Gebhard, unſer Gebhard, warum mußtet Du ſterben?"

Nora iſt ans Fenſter getreten und heiße Thränen rinnen über ihre Wangen, fallen auf die über dem Fenſterriegel verſchlungenen Hände.

Draußen hat es ausgetobt.

Nachdem er die letzten Wolken weggefegt, hat der Sturm ſich gelegt und in ihrem ernſten Schweigen athmet die Winternacht tiefen, unendlichen Frieden. Wie ſie funkeln in ewiger Pracht, die goldenen Sterne und da, über den entlaubten Wipfeln des kleinen Parkes, ſteigt er langſam empor, glänzend und groß, wie ein leuchtender Hoffnungsgedanke — der Jupiter.

Allmählich ſänftigt ſich der ſchmerzgequälte Ausdruck in dem jungen Geſicht, die aufgewühlten Gefühle

ebben zurück, die Thränen trocknen — andere, freundlichere, lockende Bilder malt die Phantaſie und über die Lippen kommt es, wie träumendes Erinnern, in beſeligender Zuverſicht: „Ich werde ihn endlich, endlich wiederſehen!“

* * *

Allerorten in baltiſchen Landen ragen ſie empor — aus üppigen Baumgruppen oder auf einſamer Fläche — die Ueberreſte der feſten Häuſer und Ordensſchlöſſer, und eindringlich reden ſie zur Phantaſie, dieſe auch im Verfall mächtigen Wahrzeichen einer längſtverſchwundenen Zeit.

Aber zerſtörende Kräfte thun raſtlos ihr Werk — ſie zerfallen, die geſprengten Mauern — ſie ſtürzen zuſammen, die geborſtenen Thürme. — Stein löſt ſich von Stein, Gras und Moos wuchert darüber und wovon ſtolzvermeſſener Menſchenſinn geglaubt, es ſei für alle Ewigkeit gegründet — der Vernichtung iſt es geweiht, wird rettungslos herabgezogen in die Nacht des Vergeſſens, bis es dereinſt nur als Ueberlieferung fortleben wird im Gedächtniß künftiger Geſchlechter.

Und doch! — welch volles Leben pulſirte nicht auch in dieſen Ruinen.

Stattlich und groß erhoben ſich die Burgen und Schlöſſer und hoch oben, den Freunden als Willkommensgruß, den Feinden als Mahnung, flatterte fröhlich das Banner.

Dieſe Trümmerhaufen, ſie bildeten Wall und Wehr, boten ſicheren Schutz kampfesmuthigem Thun und Treiben — dieſe bröckelnden Mauern, einſt waren ſie feſtgefügt und ſtark — bargen kühne, ritterliche Geſchlechter, bereit, für Gott und Ordensmacht Gut und Blut dahinzugeben, und dieſe trotzig aufragenden Thürme, ſie überdauerten das Mittelalter mit ſeinen Verwüſtungsgräueln — ſahen Generationen in's Leben treten — und daraus

verſchwinden, ſahen auf den Schichten der Vergangenheit eine neue Zeit ſich aufbauen mit anderen Forderungen und anderen Zielen.

Doch ob auch Jahrhunderte kamen und gingen, Ueberlebtes dahinſank — alles ſich wandelte, Glauben, Sitten und Gebräuche — eins blieb beſtehen im Sturmeswehn der Zeiten — unwandelbare Naturgeſetze herrſchten und herrſchen, lindem Frühlingsregen folgt brütende Sommergluth, klarem Herbſttage — froſtſtarrende Winternacht. Jetzt, wie einſt, duftet der blühende Faulbaum — wogt das reifende Korn — Wandervögel ziehen und ſchaurig klagt der Sturm um die erſtorbene Welt. Und heute, wie damals, wandeln Sonne und Mond ihre leuchtenden Bahnen, und in lichten Glücksminuten, wie in finſteren Trauerſtunden, iſt es der alte Kampf des heißen Menſchenherzens mit einem unerforſchlichen Schickſal — heute, wie damals, tönt es durch die Schöpfung, durch dieſe Fluren, das urewige Lied vom Leben und Lieben, vom Leiden und Sterben.

* * *

Inmitten der Gutsgebäude von Dohlenburg, die ſich wie Schutz ſuchend um den ungefügen Bau gruppirt haben, erhebt ſich ſolch ein verwitterter rother Thurm, den pittoresken Hintergrund für einen der hübſcheſten Edelſitze unſeres Landes bildend. Bergig und waldreich iſt die Gegend — tief unten, am Abhang des Hügels, auf dem einſt das ſtolze Schloß Dohlenburg geſtanden, rauſcht zwiſchen ſteilen, mit edlem Laubholz beſtandenen Ufern ein Fluß — und die maleriſche Lage und reizvolle Umgebung richtig würdigend, hatte ſchon der Großvater des jetzigen Beſitzers viel für den Gutshof gethan, die günſtigen Bodenbedingungen mit Geſchmack und Verſtändniß zu nutzen gewußt.

Eines abenteuerlichen Reiſelebens müde, hatte ſich Graf Theodor Rieſen hierher zurückgezogen, aber mit

dem Unternehmungsgeiſte, der ihn auf ſchweifenden Wegen faſt um den ganzen Erdball geführt, ſich dann wieder voll Eifer daran gemacht, in Dohlenburg alles um- und neuzuſchaffen. Er hatte eine paſſende Stelle für das Herrenhaus gewählt, die in unſchöner Nähe des Wohnhauſes belegenen Ställe und Scheunen einfach abgeriſſen, einen großen Park angelegt, hier gepflanzt, dort Ausblicke und Promenadenwege geſchaffen, und bald ſprach man in der Nachbarſchaft und im Lande von den rieſigen Bauten, den großartigen Abſichten und der eiſernen Energie des Grafen, der vor keiner Mühe und keinen Koſten zurückſchreckte, um die auf ſeinen Reiſen geſammelten Eindrücke und Erfahrungen in Bezug auf Behaglichkeit und gepflegte Umgebung zu verwirklichen.

Doch das unerbittliche Schickſal machte einen Strich durch dieſe glänzende Rechnung! Als Graf Theodor in voller Manneskraft ſtarb, eine junge Wittwe und einen 10-jährigen Sohn hinterlaſſend, da war nur ein kleiner Theil ſeiner Pläne zur Ausführung gekommen. Zwar ſtand das Haus, in welchem engliſcher Comfort, franzöſiſche Eleganz und die Kunſterzeugniſſe aller Länder ſich zu einem harmoniſchen Ganzen verbinden ſollten, fertig, zum Theil möblirt, da, die innere Einrichtung aber und die ganze Umgebung, insbeſondere der Park, verlangten noch ein liebevolles Eingehen auf die Intentionen des Verſtorbenen, um das Endziel zu erreichen, welches ihm vorgeſchwebt. Dieſes Eingehen jedoch fand ſich nicht — Graf Theodor war ſeiner Umgebung vorausgeweſen und ſeine entwickelten Ideen hatten in dem Erdenwinkel ſeines Kirchſpiels, mit ſeinen beſcheidenen Anſprüchen an Luxus und Behaglichkeit noch keinen Eingang, eher Widerſtand gefunden. Die beiden Vormünder des jungen Erben, zwei Nachbaronkel von der alten, vernünftigen Schule, erklärten ein Weiterwirthſchaften in dieſem Sinne — der eigentlichen

Landwirthſchaft hatte der Verſtorbene nur wenig Intereſſe entgegengebracht — für den „radikalſten Unſinn“ und da auch die Gräfin es vorzog, bis zur Mündigkeitserklärung ihres Sohnes im Auslande zu leben, ſo wurde nur das Allernöthigſte gethan, um das begonnene Werk vor totaler Zerſtörung zu ſchützen. In den engeren ausländiſchen Verhältniſſen aufgewachſen, von einer praktiſchen Mutter erzogen, hatte Leonhard von Rieſen nach eifrigen Studien auf deutſchen Hoch- und landwirthſchaftlichen Schulen viele tüchtige Kenntniſſe erworben, aber das ideale Streben ſeines Vaters war ihm fremd geblieben, und in die Heimat zurückgekehrt, verwandte er ſorgſam, aber ſparſam, Zeit und Mittel zu rationellerer Kultur des Bodens nach weſteuropäiſchem Muſter, nahm regen Antheil an den Maßnahmen zur Hebung und Regulirung der bäuerlichen Verhältniſſe, die, ſeiner Meinung nach, allein die Grundlage geſunder agrarer Zuſtände bilden und den Wohlſtand des adligen Grundbeſitzers begründen konnten.

Auch gelang es ihm durch vortheilhaften Ankauf angrenzender kleiner Güter ſein ſchönes Beſitzthum abzurunden und da ſolches in eine Zeit fiel, wo der Werth des Bodens ſtark in die Höhe ging, konnte er, als auch ihn ein jäher Tod in der Blüthe der Jahre ereilte, ſeinem ſiebzehnjährigen Sohn ein verdoppeltes Vermögen hinterlaſſen. So war Graf Hermann Rieſen ſchon als Student Erbe und Nutznießer großer Revenuen, aber nie auf ſeinen Reichthum pochend, oder damit geizend — der beſte, gemüthlichſte, freigebigſte Kamerad — verſtand er es, ſein Geld auszugeben, ohne es leichtſinnig zum Fenſter hinauszuwerfen, ſein Leben in vollen Zügen zu genießen, ohne es zu entwürdigen. Nach fleißigen Studien in Dorpat hatte er ſich ein paar Jahre lang in den Hauptſtädten des Weſtens und im Morgenlande herumgetrieben — dann jedoch zog es ihn mächtig zurück zu der heimathlichen Scholle und nun wirthſchaftet er

in Dohlenburg mit einem ſo energiſchen Streben auf allen Gebieten, daß er anfängt in landwirthſchaftlichen Kreiſen Aufſehen zu erregen, auch die Aufmerkſamkeit Aelterer auf ſich zu lenken.

In glücklicher Miſchung die hervorragendſten Eigenſchaften ſeines Vaters und Großvaters beſitzend — geſunden Idealismus und den practiſchen Scharfblick, der die Dinge ſtets richtig beleuchtet und von der rechten Seite anfaßt, iſt er der junge Ariſtokrat im beſten Sinne des Wortes. Seiner Stellung voll bewußt, doch ſtets über den rein materiellen Erwerb und Gewinn hinaus höhere Ziele ſich ſteckend und höhere Zwecke fördernd, findet er in der abwechſelungsreichen Thätigkeit drinnen und draußen volle Befriedigung, was ihn jedoch nicht hindert, ab und zu durch einen kleinen Abſtecher über die Grenze ſich über ein paar trübe Herbſtmonate hinwegzutäuſchen und neue Anregung und friſche Arbeitsluſt zu ſchaffen.

Auf dem Hofe zu Dohlenburg herrſcht reges Leben. Einſpännige, niedrige kleine Schlitten — ſogenannte Raggen — ſammeln ſich vor dem Keller der Brennerei, wo die gefüllten Tonnen herausgerollt und aufgeladen werden. Ein Spiritustransport ſoll am nächſten Morgen ganz früh nach W. abgehen — eifrig arbeiten die Knechte, um noch vor Anbruch der Dunkelheit fertig zu werden und es ſpannt die Kräfte nicht wenig an, daß, von einem Spaziergange zurückkehrend, der junge Gutsherr ſtehen geblieben iſt und zuſieht. Es iſt eine athletiſche Geſtalt, die da, in den kurzen Gehpelz gehüllt, durch hohe, bis über's Knie reichende Pelzſtiefel gegen den tiefen Schnee geſchützt, ſeit einer Weile an der Kletenwand lehnt, hin und wieder eine Bemerkung mit dem beaufſichtigenden Verwalter tauſchend. „Wieviel Pferde gehen? 40? So! gut! Vergeſſen Sie aber nicht, für die großen Berge bei X ein paar Hilfspferde mitzugeben — nach dem Schneegeſtöber der letzten Woche wird

der Weg ſehr ſchwer ſein. Und der Staroſt der Hoflage Laiskaln begleitet den Transport, nicht wahr?“

Die tiefe, volltönende Stimme iſt das Befehlen gewöhnt, hat aber angenehmen Klang.

Neben ſeinem Herrn, dicht an ihn geſchmiegt, ſteht ein ſchöner Vorſteherhund, und die behandſchuhte Hand ſtreichelt den feinen, ſchwarzen Kopf des Thieres, deſſen kluge Augen immer wieder fragend emporſehen. „Dir gefällt das lange Stehen nicht, Arno? Was? Jetzt wird aber nicht mehr getollt — nun geht es zum Kaffee nach Hauſe. — — — — Guten Abend, Birkmann, vergeſſen Sie nicht, mir den Staroſt heute noch herauf zu ſchicken,“ und dem Verwalter freundlich zunickend, verläßt der junge Graf ſeinen Platz, gefolgt von ſeinem treuen vierfüßigen Begleiter, der ihn bellend umſpringt.

Dem Stühmwetter der letzten Tage iſt ein ſehr kalter, aber köſtlich ſtiller Wintertag gefolgt. Kerzengerade ſteigt der leichte Rauch aus den Schornſteinen der ſtattlichen Gutsgebäude empor; weich und hauchig liegt der friſchgefallene Schnee und kleidet die entlaubten Bäume in weiße Wattenmäntelchen. Roſige Wölkchen ſchweben im lichten Blau und im Scheiden grüßt die untergehende Sonne die Winterlandſchaft mit feurigen Strahlen, beleuchtet mit röthlichem Glanz den Thurm der Ruine, um den, ihr Nachtquartier ſuchend, Krähen und Dohlen mit heiſerem Geſchrei flattern — flammt wie der Widerſchein eines lodernden Brandes in den ſpiegelblanken Scheiben des ſchloßähnlichen Herrenhauſes, auf welches Hermann zuſchreitet.

„Was Arno, noch immer rennluſtig? noch nicht müde vom ſtundenlangen Waten im Walde? — na, denn lauf! apporte!“

In weitem Bogen fliegt der Spazierſtock den Abhang hinab auf den feſtgefrorenen Fluß und lachend ſieht Rieſen, wie der Hund mit großen Sätzen nach-

ſpringt, halb rutſchend, halb kollernd unten anlangt, um dann mit Anſtrengung im tiefen Schnee wieder heraufkletternd, ſchweifwedelnd den geholten Gegenſtand ſeinem Herrn in die Hand zu drücken. „So iſt's brav! — Nu biſt Du aber naß und mußt erſt hübſch trocken werden, bevor Du in's Zimmer darfſt.“ Eine ſchwere, eiſenbeſchlagene Doppelthür öffnend, betritt er eine hohe Entrée, deren Wände eine Sammlung verſchiedener ſeltener Geweihe und ausgeſtopfter Thierköpfe ſchmückt.

Sofort iſt ein Diener herbeigeeilt.

„Jahn, führe den Hund in die Küche, damit er recht gründlich abgewiſcht wird und dann komme mir die Waſſerſtiefel ausziehen. Iſt die Poſt ſchon gekommen?“

„Nein, Herr Graf.“

Nachdem er ſich ſeines Pelzes entledigt, ſteigt Rieſen die monumentale Steintreppe empor — ſein feſter Schritt hallt durch eine Flucht zum Theil unbeleuchteter Räume, dann tritt er in ſein Arbeitscabinet. Hier hat, alle Reſſourcen neueſter Wohnungstechnik nutzend, der gute Geiſt des Geſchmackes gewaltet und in einem Gemiſch von eleganter Einfachheit und gediegenem Luxus ein ideales Junggeſellenheim geſchaffen, das Jedem, der auf die Schwelle tritt, den entzückten Ausruf entlockt „Wie urgemüthlich!“ Die braune Tapete — eine kunſtvolle Ledernachahmung — die Bezüge der niedrigen, weichen Polſtermöbel, Vorhänge und Portièren und die dicken, den Fußboden faſt ganz bedeckenden Teppiche — ſie alle ſind in den unbeſtimmten, matt abgetönten Farbennüancen gehalten, ohne welche, für unſer modernes Auge, kein Wohnzimmer wahrhaft behaglich erſcheint. Was aber dieſem Raume ſeinen beſonderen Reiz giebt, iſt, daß er bis in's kleinſte Detail den Stempel einer ausgeſprochenen Individualität trägt, Zeugniß giebt von geiſtiger Regſamkeit und Vielſeitigkeit. In der Nähe des Fenſters der große, vielgebrauchte Schreibtiſch, hier

eine Etagère mit Kornproben und beſonders großen Kartoffeln — dort in der Ecke ein Flintenſchrank — auf einem Tiſchchen ein geöffneter Zitherkaſten und überall verſtreut Bücher, Fachſchriften, Zeitungen — lauter Beweiſe von Liebhabereien und Intereſſen des Bewohners, der die Stunden der Muße wohl auszufüllen verſteht.

Jetzt ſind die braunen Plüſchvorhänge herabgelaſſen, zwei hohe Mondbrennerlampen verbreiten ruhiges, mildes Licht und ein luſtiges Feuer flammt im Kamin, an dem, aus dem anſtoßenden Toilettenzimmer zurückkehrend, Hermann die Fußſpitzen wärmt. Nicht minder gut als vorhin der praktiſche Draußenanzug kleidet ihn der bequeme dunkelblaue Complet mit der modernen „four in hand“ Cravatte, und hell beleuchtet die aufflackernde Gluth das von der kalten Luft geröthete Geſicht, die breitſchultrige Geſtalt mit der ruhigen Sicherheit des vornehmen Mannes in Haltung und Weſen.

Unter leichtgelocktem blondem Haar eine etwas niedrige Stirn, die Naſe breit im Anſatz, aber wohl geformt, um den Mund ein Zug gutmüthiger Ironie, welche der offene Blick der hellen Augen noch mildert, die ganze Perſönlichkeit, in ihrer vollentwickelten Männlichkeit, das Bild kraftvoller Friſche und vertrauenerweckender Tüchtigkeit — das iſt Hermann Rieſen, dem ſeiner Zeit in Dorpat ſeine Studienkameraden den Spitznamen „Rieſenbär“ gegeben hatten.

Er durchmißt ein paar Mal den tiefen Raum, zieht die Vorhänge feſter zu, ſchürt das Feuer und ſtreichelt den Hund, der, nachdem er ſtürmiſch um Einlaß gebeten, auf ſeinem Lieblingsplatz vor dem Kamin liegt und ſich die Pfoten leckt. Plötzlich ſpitzt das kluge Thier, leiſe knurrend, die feinen Ohren. „Kuſch, Arno, ſchäme Dich, das iſt Jahn, der den Kaffee bringt, kannſt Du noch immer nicht ſeinen Schritt unterſcheiden?“

„Gnädiger Herr, die Poſt.“

„Ach endlich! Gieb her.“

Auf ſilbernem Tablett überreicht der Diener die Briefſchaften.

„Dem Poſtjungen gebt etwas Warmes zu trinken — er ſoll eine Weile warten, ich habe vielleicht noch etwas mitzugeben.“

„Ja, Herr Graf.“

„Nr. 1 — ein Brief aus Fellin.“

Er durchfliegt raſch den Inhalt — ſeine Züge erheitern ſich und das warme Lächeln giebt eine Reihe glänzender Zähne frei.

„Das gute Großmamachen! genießt noch im Rückblick die netten gemüthlichen Feiertage, die wir zuſammen verbracht. Sie gefällt ſich auch immer mehr an ihrem neuen Wohnort, hat ſchon eine Menge angenehmer Beziehungen angeknüpft. Es iſt doch gut, daß ich ſie beredete zum Winter in die Stadt zu ziehen — hier wurde es ihr doch zu einſam, ſeitdem die Führung des Haushaltes ſich als eine zu große Anſtrengung für ſie erwies. Schade nur, daß es ſoweit iſt bis Fellin, ich könnte ſie ſonſt viel häufiger beſuchen.

Sieh da! — Auch ein Brief von dem faulen Menſchen, dem Axel! Eine Ewigkeit weiß ich nichts von ihm. Telegramme, Poſtkarten, höchſtens Briefe im Depeſchenſtyl, mehr bekomme ich gewöhnlich nicht zu ſehen.“ Haſtig zerreißt er das Couvert. „Und jetzt, eine ganze Epiſtel! — — — —

Na, was will denn der von mir? der reine Bettelbrief.“ Er entfaltet das Blatt — immer prononcirter wird ſein Lächeln: „Iſt doch noch immer der tolle Kauz, dieſer Axel!“ lacht er auf. — „Ja, freilich, Dorpat...“

„Sehnſt Du Dich nicht bisweilen in die Zeit zurück, wo noch Farbenband und Deckel der Inbegriff aller Wünſche waren? Wie harmlos fröhlich, unblaſirt genoß man das Leben und nahm achſelzuckend das ſchlechte Bier, die unmöglichen Wohnungen und ſonſtigen Uebel-

ſtände mit in den Kauf. Hatte man Geld, ſo gab man's aus, hatte man die letzten Rubel ſpringen laſſen, ſo pumpte man irgend einen braven Philiſter an, und wollte der nicht herausrücken mit den Petacken — na dann ging's eine Weile ohne — mit Kreide wußte Kneipmadamchen gar gewandt umzugehen und man brauchte nicht gleich Hungers zu ſterben! — Immer luſtig und kreuzfidel und ſich den Kuckuck um's Studiren kümmernd — ach, Du alter Flauſch, es war doch eine einzig ſchöne Bummelzeit in unſerem Fuchsſemeſter. „Stoßt an, Dorpat ſoll leben, hurrah hoch.“

Herman iſt aufgeſprungen.

„Ja, eine herrliche Zeit! O Burſchenherrlichkeit, o Jugend! Lieb werden einem mit den Jahren ja auch die Pflichten — man lernt andere, ernſtere Genüſſe kennen, aber ſchön war es doch, unvergeßlich ſchön das Leben damals in ſeinem überſchäumenden Freiheitsdrang, in der ſich keine Gedanken machenden Sorgloſigkeit.“ Er ſchaut empor, auf die Wand, wo, zwiſchen Schlägern, farbigen Mützen und ſonſtigen Reminiſcenzen aus dem Studentenleben, ein großes Gruppenbild der Söhne Livonias hängt — und plötzlich erliſcht das Lächeln und der Blick wird ernſt.

„Freilich auch da bisweilen viel Sorge und Kummer! — — — — Gebhard, mein Gebhard, wie oft gedenke ich Deiner in wehmüthiger Trauer.“

Eine Weile ſteht er ſinnend da, dann faßt er wieder nach dem Brief.

„Ha, ha, nein wirklich famos dieſer Paſſus: „Deine Maſtochſen verſtehen ganz gewiß auch ohne Dich ihre Brache zu freſſen, mein Beſter, und wenn Du Deine Kartoffelhaufen auch noch ſo ſtreng und entrüſtet anſiehſt — am Faulen wirſt Du ſie nicht verhindern — zu Spiritus, für den man Dir ſo gut wie nichts bezahlt (ſoviel verſtehe ſelbſt ich von den Vortheilen der heutigen Güterbewirthſchaftung!) werden ſie doch —

alſo laß ſie ruhig faulen und die berühmten Ochſen auf eigene Hand täglich 10 Pfund zunehmen und komme ſchleunigſt her, wo Beſſeres Dich ſchmerzlich vermiſſen würde.

Es haben ſich nämlich ein paar tanzluſtige junge Frauen und einige Mamas, die ihre Töchter — ſagen wir es mild — amüſiren wollen, ausgedacht, wieder ein Mal einen Subſcriptionsball zu arrangiren, und zwar ſchon übernächſten Sonnabend. Und nun ſoll ich Unglücksmenſch Tanzvorſteher ſein und Herren ſchaffen. Liebliche Lage, was? wenn es reichlich 50 Damen giebt, die tanzen wollen, und zu gleicher Zeit hier nur knapp ebenſoviele Herren, von denen, höchſtens die Hälfte zu den Wunderthieren gehört, die am Tanzen um des Tanzes Willen Vergnügen finden, während die Uebrigen abſolut nicht zu dieſem „Frohndienſt“ zu bewegen ſind, ſondern lieber zuſehen. Gerechter Strohſack — lieber zuſehen! Ja, ſie ſollten zuſehen, nicht ſo faul, langweilig, troſtlos und unbrauchbar zu ſein, da würde bei dem Sehen doch etwas herauskommen. Jedenfalls iſt es das undankbarſte Vergnügen hier Tanzanführer zu ſein und ich proteſtirte energiſch gegen dieſen Ehrenpoſten, aber es half nichts. So muß ich denn verſuchen aus der Patſche zu kommen, indem ich den hoffnungsvollen Nachwuchs unſeres Adels, die Groß- und Kleingrundbeſitzer — alias die livländiſchen „Landbären“ — aus ihren Winterlöchern locke und mit Dir, als Rieſenbär, fange ich an, weil Du, épouseur im vollſten Sinne des Wortes, Beſitzer einer runden Million,“ — „Na — na,“ murmelt Rieſen, „die Deine Taſchen übrigens mit Anſtand tragen — das muß Dir der giftigſte Neid laſſen — Dorpats berühmteſter Walzertänzer (mir fehlt die Zeit zum weiteren Aufzählen aller Vorzüge, welche Dich zum Stern erſter Größe am Himmel heirathsfähiger junger Damen machen!) — zum Mindeſten für zehn andere Jünglinge giltſt!!! Und da Du zu Deinen Tugenden

wirklich auch die beſitzeſt, dich nie unnütz bitten zu laſſen, ſo drohe ich nicht einmal mit meinem Zorn, ſondern ſchließe mit einem „Auf Wiederſehen.“

Dein alter Axel, in ſchönſter Vergangenheit Stubenflauſch Axchen.

P. S. Eben höre ich, daß zur Feier des Geburtstages meiner Schwägerin Inga die Derbitenſchen am Donnerstag einen Thé dansant geben, alſo erwarte ich Dich „für ganz beſtimmt“ ſchon Mittwoch.“

Hermann faltet den Brief ſorgfältig und blickt dann nachdenklich vor ſich hin.

„Donnerstag und heute haben wir Montag! — Ob ich fahre? Ich könnte es am Ende wohl einrichten! Der Verwalter hat ſich ganz eingearbeitet, auf ihn kann ich mich ſchon verlaſſen und zum Convent in 14 Tagen kann ich ja wieder zurück ſein. Alſo vorwärts mit friſchem Muth — die Wolmarſchen Bälle habe ich ſowieſo verpaßt und es wird ganz amüſant ſein, den Mädchenflor aus der Rigaſchen Ecke zu muſtern.“

An den Schreibtiſch tretend, wirft er einige Zeilen auf ein Blatt Papier.

„Riga — Schmiedeſtraße, Axel Rehburg. Beſtelle zu Mittwoch Zimmer Hôtel Rome, Hermann. — — So!“

Ein Druck auf den Knopf einer elektriſchen Glockenleitung und der Diener erſcheint.

„Der gnädige Herr befehlen.“

„Hier iſt eine Depeſche, die der Poſtjunge mitnehmen muß und dann gehe zum Herrn Verwalter und ſage ihm, ich ließe ihn bitten, nach dem Abendeſſen noch herauf zu kommen. — — — Noch eins, dem Kutſcher ſage, die beiden Braunen ſollen morgen nicht ausgefahren werden und einen Garnez Hafer mehr bekommen, weil ich übermorgen früh mit ihnen bis zur Station Weſſelshof fahren muß. Du kannſt auch ſchon zuſammenſuchen, was ich für Riga nöthig habe — natürlich den neuen Londoner Frack, den Viſitenanzug, den Stadt-

mantel — vergiß auch nicht den Cylinderhut und den Claque, ſowie die Lackſchuhe. — Zum Packen nimm den leichten Rohrkoffer, den ich von meiner letzten Reiſe mitgebracht, und wie immer den Juchtennachtſack mit dem Neceſſaire.“

Ueberlegend geht Hermann noch eine Zeitlang auf und ab, macht ein paar Notizen über Anordnungen für die Dauer ſeiner Abweſenheit, legt ein paar Scheite auf die verlöſchende Gluth und ſchiebt ſich einen bequemen Fauteuil an das Tiſchchen, auf welchem unterdeſſen der Diener den Kaffee ſervirt hat. Behaglich daran inſtallirt, die Füße an den Rücken ſeines Hundes geſtützt, der ſich unter der Berührung wohlig dehnt — eine feine Havanna rauchend und ſeinen Mocca ſchlürfend, vertieft er ſich in einen Leitartikel der St. Petersburger Zeitung.

Draußen hat ſich wieder heulender Nordoſt erhoben, brauſt über die Flächen, ſtürmt in die entblätterten Wälder, aber machtlos prallt er ab von den feſten, breiten Mauern des Hauſes, ſiegreich halten Doppelfenſter und die ſchweren Stoffe der Vorhänge Zug und Kälte ab — luſtig flackert das wärmende Feuer und raſch und kräftig tickt die Wanduhr, kündet mit vollem glockenartigen Schlag die verrinnenden Stunden.

* * *

In ihrem ſtillen Leben iſt alles Ereigniß! Nora iſt all die Tage umhergegangen, wie im Fieber und hat in der Nacht nur unruhigen Halbſchlummer gefunden.

Endlich iſt der erſehnte, kaum zu erwartende Mittwoch Morgen herangebrochen und vor innerer Erregung noch bleicher als ſonſt iſt ſie im Speiſezimmer erſchienen.

Schwere Rauchwolken aus ſeiner Stambulka paffend, geht ihr Vater dort ſchon langſam auf und ab, dazwiſchen am Fenſter ſtehen bleibend, um den Stall und den Himmel zu beobachten.

In der Nacht iſt der Wind umgeſprungen und der ſcharfen Kälte der letzten Wochen ſcheint Thauwetter folgen zu wollen; eine blaſſe Winterſonne lugt durch Nebelſchleier, die ſich am weſtlichen Horizont ſchon zu drohender, blaugrauer Wolkenwand verdichtet haben.

„Beeile Dich fortzukommen, Kind, es giebt wohl wieder Stühm und ich möchte, daß Du noch vor Anbruch der Dunkelheit Riga erreichſt. — — Sind Deine Sachen alle gepackt? — es wird ſchon geſpannt."

„Ja, Papa, es iſt alles bereit und ich bin gleich fertig."

Ihre Stimme klingt gepreßt — halb Aufregung, halb Freude, aber auch ein unerklärliches Angſtgefühl ſchnürt ihr die Kehle, und keinen Biſſen bringt ſie hinunter.

„Warum iſt der Abſchied immer ſo ſchwer?" denkt ſie, während ſie raſch zwei Taſſen heißen Kaffees trinkt — „Sonntag, bei Empfang von Maries Brief ſolch aufjauchzende Freude und heute? — jetzt? — — Es iſt, als ob man mich gewaltſam von hier fortreißt, als könnte ich unmöglich Papa ſo allein laſſen."

„Ich habe drei Pferde lang vor die Kibitke ſpannen laſſen — die Landwege ſollen in Folge des ſtarken Schneefalles in der letzten Woche noch ſehr verweht, ſehr ſchwer ſein, doch auf der Chauſſée werden wohl zwei Pferde genügen! In Ramotzky nimmſt Du alſo Poſtpferde — ſo, hier iſt Geld, auch für Deine Toilette."

„Aber Papa, ſoviel?"

„Ach was, Schnack! — dieſe lumpigen paar rothen Scheine viel! — Nu, verlier ſie nur nicht — haſt Du ein Portemonnaie? So, und nun kommen die Pferde gleich vor — gehe Dich anziehen — und ordentlich warm — die Länge trägt die Laſt."

Als ſie das Zimmer verläßt, blickt er ihr mit trübem Lächeln nach: „Wie blaß und mager ſie iſt, und ſo ernſt! Armes Kind! — — Ja, ja, zu traurig hat

ſie es hier gehabt! — Taugt nicht für ſolch ein junges Blut, dies ewige Zuhauſeſitzen, ohne Verkehr, ohne Anregung — nicht einmal genug Bewegung — nichts! — — garnichts!!!“

Mit luſtigem Schellengeklingel fährt der Schlitten vor die Rampe.

Wohl verpackt tritt Nora aus der Hausthür und nimmt Abſchied vom Vater, der auf die Vortreppe hinausgetreten iſt, um dem Kutſcher einige Befehle zu geben.

„Wie alt und gebeugt er doch ausſieht, ſo im fahlen Halblicht des dämmernden Wintermorgens,“ denkt Nora, und als ſie ihn umarmt und ihm die Hand küßt, da iſt es wieder, dies ſeltſame, unerklärliche Bangen, welches ſich ihr ſchwer auf die Seele legt.

„Papa, ich bitte Dich, ſtehe doch nicht ſo lange draußen — der Wind iſt ſo ſtark. Gehe hinein — bitte — Du wirſt Dich erkälten, ſo ohne Mantel....“

„Ach was, Unſinn! — Ein alter Soldat, wie ich, dem wird nicht gleich das bißchen Wind an's Leben gehen. Nun amüſire Dich gut, Kind, und komme geſund nach Hauſe — ſo in 2 bis 3 Wochen, nicht wahr?“

„Ganz gewiß, Papa — ſpäteſtens, eher früher — adieu, Papa.“

„Vergiß nicht Tante Ina bald zu beſuchen und grüße auch die Verwandten! — Nu, fahr zu, Rein! — adieu, Kind.“

„Adieu, Papa!“

Der Kutſcher knallt mit der langen Peitſche — die Pferde ziehen an — noch einmal beim Herumfahren um den Raſenplatz und Hinausbiegen aus dem Hof kann Nora die Geſtalt ihres Vaters erblicken, der noch immer auf der Treppe ſteht und ihr nachſieht.

Sein ſpärliches Haar flattert im Winde — heiß wallt es in ihr auf — ihr iſt, als habe ſie nicht zärtlich genug von ihm Abſchied genommen! O, ſie möchte

noch einmal zurück, ihn ſtürmiſch umfangen — einmal ihn küſſen, wie früher! — — Wie als Kind!! — —

„Warum iſt man beim Abſchied ſo weich geſtimmt?“ denkt ſie wieder — und im täglichen Leben oft ſo kalt, ſo hart, ſo unnachſichtig und rückſichtslos, verſchließt die Gefühlswärme, mit der man beglücken, die Zärtlichkeit, mit der man erfreuen könnte — kann ſich in hundert Kleinigkeiten nicht überwinden und die Ausbrüche der ſchlechten Laune, der Unfreundlichkeit nicht beherrſchen. Warum fühlt man beim Abſchied erſt ſo deutlich, wie man *ſein müßte*, um die, mit denen man lebt, glücklich und zufrieden zu machen? — Alle die Unterlaſſungsſünden, ſie fallen ſchwer auf's Gewiſſen, Scham und Reue erwachen, und man möchte alles gut machen, was man verſäumt — — und dann, beim Zuſammenſein, verfällt man doch wieder in die alten Fehler, in die häßlichen Gewohnheiten.“

Lange, lange ſinnt ſie dieſen Gedanken nach, dieſer ernſten Mahnung, die in jeder Trennung liegt: „Benutze die Friſt, ſo lange es geht — o lieb', ſo lange du *lieben* kannſt“ — vergiß es nie, es kommt die Zeit, wo es zu ſpät, wo du vor Gräbern ſtehſt und klagſt.“ Aber allmählich drängen ſich andere Bilder vor — ſiegen über die dunklen Schatten, die ſie heraufbeſchworen, die jugendliche Erwartungsfreude gewinnt die Oberhand, und als ſie kurz vor Weſſelshof auf die Chauſſée hinausbiegt, da tritt die eine Vorſtellung in den Vordergrund:

„In 9 Stunden bin ich in Riga!“

Am Himmel haben ſich die Wolken verzogen — hell lacht die Sonne, und glitzert in den tauſend und abertauſend Schneekryſtallen der weißen, weichen Decke, unter welcher, im winterlichen Schlummer ruhend, die Erde von dem weckenden Frühlingskuſſe träumt.

Wie köſtlich iſt es doch, dies raſche Dahingleiten auf der ſchimmernden Fläche! — Nora athmet mit

Behagen die reine, kräftige Luft ein, und ihr iſt, „als wüchſen im Herzen ihr Flügel.“ O wunderbares Menſchenherz — ebenſo aufrichtig in der Wonne, wie in der Qual — in der Seligkeit, wie im Leid!

* * *

Nach mehrſtündiger Fahrt erreicht Nora Rodenpois — die letzte Station vor Riga — wo faſt immer ein lebhaftes Treiben ankommender und abfahrender Reiſenden herrſcht.

Im Begriff ihre Kibitke zu verlaſſen, um ſich in den Stationszimmern etwas zu erwärmen, erblickt ſie einen breitſchultrigen Herrn in hoher Fellmütze und prachtvollem Bärenpelz, der gerade die Stufen der Treppe herabkommt, um ſeinen bereitſtehenden Schlitten zu beſteigen. Etwas in der Haltung, den Bewegungen kommt ihr bekannt vor und plötzlich durchzuckt ſie freudiger Schreck:

„Mein Gott, war das nicht Hermann Rieſen? — — — — o warum kam ich nicht fünf Minuten früher an!“

Thörichte Nora — denn was dann geſchehen wäre, ob er ſie überhaupt erkannt, mit ihr geſprochen hätte, darüber giebt ſie ſich keine Rechenſchaft — wiederholt nur nach Art der jungen Mädchen, die jedes Erlebniß gleich mit romantiſchem Schimmer umkleiden und alles mögliche Wunderbare erwarten.... „Warum konnte ich nicht 5 Minuten früher ankommen?“

Es iſt wirklich Graf Rieſen, der ihr vorausfährt, aber bald einen großen Vorſprung gewinnt, denn ſeinen Trinkgeldern widerſteht ſo leicht keiner, ſie bewältigen auch den mürriſchſten Poſtillon.

„Na, fahr ordentlich!“ hat er dem jungen Poſtknecht geſagt, der, die Mütze ſchief auf den blonden Kopf gerückt, ſich's erſt auf dem Bocke bequem gemacht hat, und jetzt mit fröhlichem Pfiff ſeine Pferde in raſchere Gangart bringt — „eine Uhrtaſche giebt es ja

bis Riga nicht, alſo vorwärts! — Du bekommſt einen Grünen, wenn wir in eine Stunde da ſind.“

„Nu, in eine Stund — das kann wohl nicht, zeenigs Leelskungs — ſind ganze zwanzig Werſt bis Stadt Riga und vor Stadt da muß man viel ausbiegen, wegen Fuhrens, und in Stadt ſelbſt darf Poſt nicht ſo raſch fahren, aber in eine Stund und noch Viertelſtunde dazu — das kann ſchon machen! — Bahn iſt gut eingefahren, Grüften ſind auch nicht viele.“

„Na, dann los.“

Während auf den Landwegen ſtellweiſe wirklich kaum durchzukommen war, iſt hier der breite Weg ſpiegelglatt. — Berge giebt es auf dieſer Strecke keine. Die Pferde ſind ſcharf beſchlagen, traben regelmäßig, und Hermann freut ſich der raſchen Fahrt.

„Es geht doch nichts über einen ſchönen nordiſchen Wintertag,“ denkt er. — „Freilich Orangen pflückt man nicht im Freien, Ende Januar, und mit Roſen, die ſich um's Haus ranken, ſchmückt man nicht ſeinen Weihnachtsbaum, wie Troſtberg's voriges Jahr in Nizza, aber Leib und Seele ſtählt dieſe klare, kalte Luft und zu längerem Aufenthalt tauſche ich unſere Weltabgeſchiedenheit auch gegen die berühmteſten Gegenden des Auslandes nicht ein. Schon allein die Touriſten, die überall herumwimmeln, können einem die ſchönſten Punkte verleiden. Und dann an den herrlichſten Orten immer ein Hôtel, ein Reſtaurant — „Bierwirthſchaft“. — Scheußlich! — Und das heißt „Natur genießen.“

Gegen Abend iſt es kälter geworden. Vor ihm erglüht der ſüdweſtliche Himmel in den wunderbarſten Nüancen und der Widerſchein des in Gluthen getauchten Horizonts fällt auf den beſchneiten Tannenwald, der ſich zu beiden Seiten des Weges hinzieht, übergießt Schnee und Stämme mit röthlichem Glanze.

„Roth-grün-weiß! — — Livonias Farben! So war's auch, als wir Dich begruben, mein Gebhard.“

Bruinings ſchönes Gedicht fällt ihm ein:

Livonengrab.

Der Winter iſt gekommen
Es ruhet die Natur —
Mit weißem Leichentuche
Bedeckt ſind Wald und Flur.
Er deckt mit weißer Decke
Ein jüngſt verſchüttet Grab. —
Darauf ſenken grüne Tannen
Die Arme trauernd hinab.
Der Sonne letzten Strahlen
Vergolden mit rothem Schein
Den ſtillen Ort — dann hüllet
Die Nacht ihn trauernd ein.

„Auch ich will nur in heimathlicher Erde ruhen," denkt Rieſen weiter, „aber erſt hier wirken und feſt hier wurzeln, Du mein Livland — Du liebe, kleine Heimath!"

Allmählich verblaßt das ſchöne Farbenſpiel am Himmel und als ſei — ihre dunklen Schleier ausbreitend — die Nacht auf goldumränderten Wolkenflügeln herabgeſtiegen, ſenkt ſich Dämmerung immer tiefer über die Landſchaft, und die Laternen der St. Petersburger Vorſtadt ſind ſchon angezündet, als Hermann Riga erreicht und die Alexanderſtraße hinunterfährt.

„Na! die Friedrichſtraße in Berlin iſt beſſer beleuchtet," lächelt er. „Schadet nichts, biſt doch ein braves Neſt — und ich grüße Dich, Du altes Riga."

Der Schlitten biegt in den Theaterboulevard ein und hält vor dem Portal des Hôtel de Rome, wo Rieſen ſtets Wohnung zu nehmen pflegt.

Dienſtbefliſſen und hilfsbereit ſind Portier und Hausknecht herausgeeilt, um dem „Herrn Grafen" beim Ausſteigen zu helfen und das Gepäck abzubinden.

„Iſt mein Zimmer in Ordnung?"

„Gewiß, Herr Graf! Wollen der Herr Graf noch erſt hinauf, oder gleich in den Eßſaal?“

„Erwartet mich Herr von Rehburg vielleicht ſchon dort? — der Aſſeſſor“, ſetzt er hinzu, der Frage des Portiers zuvorkommend, auf deſſen Geſicht ſehr deutlich zu leſen ſtand: „Es ſind im Augenblick ſo viele Rehburg's hier, welchen meinen wohl der Herr Graf?“

„Nein!“ berichtet ein herbeigerufener Kellner: — „Herr von Rehburg iſt wieder weggegangen. Er belegte nur einen Tiſch und befahl dem Herrn Grafen zu ſagen, daß er um 6 Uhr noch einmal ankommen würde, um zu ſehen, ob der Herr Graf vielleicht unterdeſſen angekommen ſeien.“

„Gut, und jetzt iſt die Uhr?“ — Er zieht eine moderne ſchwarze Uhr aus der Weſtentaſche. — —

„Gerade dreiviertel nach fünf,“ intervenirt eilfertig der Kellner.

„Ja ſo, richtig! — ich habe ja landſche Zeit. Alſo dreiviertel auf ſechs. Nun, da habe ich gerade Zeit meine Toilette etwas in Ordnung zu bringen.“

Bevor er die Treppe hinaneilt, wirft er noch einen Blick auf die Tafel, wo die Namen der Angereiſten ſtehen.

„Ah, Troſtberg's und die Ilgenſchen Rehburg's ſind auch hier abgeſtiegen, wie ich ſehe. Sind die Herrſchaften zu Hauſe?“

„Nein, die Herrſchaften ſpeiſen heute bei dem Herrn Landrath Rehburg-Derbiten!

Eine Stunde ſpäter ſitzen die jungen Herren im Speiſeſaal des Hotels und plaudern über dieſes und jenes.

Etwas kleiner als ſein Freund, tief brünett, eine elegante ariſtokratiſche Erſcheinung mit lebhaften Geſten und noch lebhafterem Mienenſpiel, hat ſich Axel Rehburg wenig verändert, ſeitdem wir ihn zuletzt in Dorpat auf der Schlittſchuhbahn geſehen haben. Lockig fällt ihm das

dunkle Haar in die Stirn, Uebermuth und Lebensluſt blitzen aus den braunen Augen, nur die ſchlanke Geſtalt iſt ſtattlicher, männlicher geworden und ein kecker ſchwarzer Schnurrbart kräuſelt ſich über der ſpöttiſchen Lippe, dem ſtets zum Scherzen aufgelegten Mund. „Wirklich, Axel Rehburg iſt ganz der Alte geblieben!“ ſagt Jeder, der den netten Gymnaſiaſten, den flotten Studenten gekannt hat und der Zuhörende echoet: „Ja, wirklich! — ein ganz allerliebſter Menſch!“ — „ſo luſtig und amüſant“, ſetzen die Damen hinzu — „etwas leichtſinnig, aber durch und durch anſtändig — ein kreuzbraver Junge!“ iſt das gewichtigere Urtheil der Herren. Jedenfalls verſteht er es ausgezeichnet ein gutes Menu zuſammenzuſtellen und weiß unter des Herrn Otto Schwarz's Weinen beſtens Beſcheid.

Hermann, der von der langen Fahrt in friſcher Luft geſunden Appetit mitgebracht hat, läßt ſich das Diner vortrefflich ſchmecken; dann, als der Kellner den Kaffee und die Liqueure auf den Tiſch geſtellt, lehnt er ſich im angenehmen Gefühl des Geſättigtſeins in ſeinen Stuhl zurück.

„Alſo Sonnabend iſt der Subſcriptionsball? fragt er, eine neue Papyros anrauchend. — „Wo? im Wöhrmannſchen Park?“

„Nein! im Schützengarten.“

„Und wer ſind die dames patronesses? Ich will doch morgen pflichſchuldigſt meine Karten abgeben.“

„Natürlich die Landräthin Walldorf — ohne deren Präſidium kommt ja nichts zu Stande, dann meine Tante Anna — die Kurrapähſchen verbringen ſchon mehrere Winter in der Stadt der Schulen wegen — Nr. 3, die Gräfin Reckenſtein, die ſelbſt noch jünger und lebhafter iſt, als ihre Pflegebefohlenen, die ſie allmälich auf den „vanity fair“ gebracht hat — enfin die junge Frau von Ecken — Du weißt, ihr Mann iſt ſeit Kurzem im Creditſyſtem angeſtellt — ſehr lebensluſtiges Paar.“

„Und wie lebt es ſich ſonſt in Riga? war ſchon etwas los?“

„Bis jetzt ſo gut wie garnichts — nur einige Wohlthätigkeitsbälle. Diners und Theegeſellſchaften — ziemlich „tähl“ das Letztere. Die Herren ſpielen in einem Zimmer Karten, die Damen ſitzen in einem Anderen und arbeiten, dann trinken alle Thee und eſſen Sandwiches, zur Abwechſelung vielleicht auch mal zu Hauſe gebackene Kümmelkuchen, wobei die Geſprächigen reden und die Schweigſamen zuhören. Wer ſich dabei amüſirt, das mag der Himmel wiſſen! Jetzt aber ſcheint doch der Tanzbacillus, welcher wie eingefroren war, aufthauen zu wollen. Sonntag war ein improviſirter Knospenballon bei den Hebdeferſchen — ziemlich harmloſes Babyvergnügen! — eine Schlittenparthie mit nachfolgender Sauterie arrangirten vorgeſtern Walldorf's — morgen iſt bei den Derbitenſchen Thé dansant, von dem ich Dir ſchon ſchrieb und nächſten Montag geben Reckenſteins in ihrem ſchönen Saal einen regelrechten Ball mit Orcheſtermuſik. Die Ullrichſche Kapelle iſt ſchon beſtellt. Man munkelt auch von einer Journée ſolle bei den alten Treuenberg's, zur Einweihung ihres neuen Hauſes, das wirklich millionenwürdig eingerichtet ſein ſoll. Und dann, habe ich gedacht, könnte man vielleicht einen Herrenball zu Stande bringen — was meinſt Du, Hermann?“

„Los, aber dann auch mit allen Chicanen. Bonbons, Cotillonüberraſchungen — womöglich das Souper aus Petersburg — wenn ſchon, denn ſchon, wie Landrath Rehburg ſagt.“

„Sehr gut, Rieſenbär, ſo etwas ſoll hier noch nie dageweſen ſein — die Menſchen ſollen ihr blaues Wunder erleben. Ja, wenn Du und ich uns zuſammenthun, da kommt ſchon etwas Rechtes zu Stande — weißt Du noch? — als wir in Dorpat zum Livonenballe Ausrichter waren, wie prachtvoll uns die Ausſchmückung des Muſſenſaales gelungen war.“

„Na, und hübſche Erſcheinungen unter den Töchtern des Landes?“ fährt Hermann in ſeinen Fragen fort, Axel ſein geöffnetes Cigarrenetui hinhaltend: „Schmeck mal — die mit dem Mundſtück — Havannacigaretten von Ten Kate in Petersburg — echte importirte — ſie ſind wirklich gut.“

„Danke! — — Hm! unter den Knospen nichts bemerkenswerthes für unſere Kennerblicke — da ſind nur zwei Treuenberg's! ganz nett! aber unter den Frauen — pique fein, ſag ich Dir — wirklich berückend — —.“

„Aha, alſo noch immer das alte faible pour la femme mariée....“

Axel quittirt die Bemerkung mit einem ſchlauen Blinzeln ſeiner pfiffigen Augen und fährt unbeirrt fort:

„Da iſt beſonders eine, mon cher, ich ſage Dir, la belle femme, wie ſie im Buche ſteht. Geſtalt, Wuchs, Haltung, Gang, Teint — nichts fehlt, und die kleinſten Hände und Füße — die üppigſten Haare, châtain doré, das ſeltenſte....“

„Menſch, höre auf. Mir ſchwindelt bei all dieſen Superlativen,“ unterbricht Rieſen, aber Axel iſt im Zuge....

„Und dazu Augen — große, kluge, märchenhafte.“

„Was noch? — ich glaube...“

„Ein berückend lächelnder Mund, der ſo geiſtreich zu plaudern verſteht — vielleicht zu geiſtreich für meinen Durchſchnittsſchädel — aber dafür Toiletten — chicvolle — Diamanten! — fabelhafte...“

„Nu, Axel, ich glaube, du fabelſt. Alſo auf Dein Herz verſchießt Amor noch immer keinen einzigen ſeiner Pfeile umſonſt? noch immer das faible für Diamanten und die Paſſion für ſchöne Wittwen?“

„Aber ſie iſt gar keine Wittwe!“

„Noch beſſer! Und das ſagſt Du ſo kühl pfeifend.“

„Aber ich bitte Dich, das iſt doch ganz ungefährlich. Bischen Flirt und Courmacherei gehört ſich in

den Ballſaal, ſonſt iſt factiſch ſolch ein ſinnloſes herumhüpfen, bloß weil ein Walzer oder eine Mazurka geſpielt wird, zu witzlos und inſipide.

So ein kleines Paſſiönchen muß man haben — Gefahr iſt ja weiter keine dabei, bei unſeren ſoliden Grundſätzen — brunnentiefen Naturen .."

„Beſonders Du!" lacht Hermann, „ſchöner Brunnen, ha, ha, ha."

„Und unter den Argusaugen der Verwandtſchaft," fährt Axel fort — „die ſowieſo jeden unſerer Schritte controllirt — bei den vielen Onkeln und Tanten, die durch Zunicken und Abwinken uns allmählich doch dahin bugſiren, wohin ſie uns haben wollen...."

„Zu einer Heirath mit der Nachbarstochter, wie? Ich habe da ſo meine ſtillen Beobachtungen gemacht im vorigen Sommer in Neubad. — — Was ſagt denn Ida Walldorf zu dieſer Schwärmerei für Frau von — à propos, wie heißt denn das vorhin geſchilderte Weſen, welches Dein Herz ſo in Flammen geſetzt hat?"

„Flammen! ich bitte Dich, Flammen?! Jeder kann doch nicht ſolch ein verpanzertes Herz haben, wie Du, Verehrteſter. Na warte nur, Deine Stunde wird auch ſchon kommen und dann werden wir den Rieſenausbruch erleben."

„Vielleicht, vielleicht!.... Alſo, wie heißt ſie?"

„Wer? Ach, die Baronin Lideck. Während ihr Mann in Geſchäften nach Petersburg gereiſt iſt, verbringt ſie einige Wochen hier, bei ihrer Schwiegermutter."

„Was Lideck? doch nicht die geborene Thingen, von der ehſtländiſchen Branche. Und ihr Mann iſt Geſandtſchaftsattaché in Stockholm?"

„Ganz recht. — Jetzt iſt er nach Paris verſetzt."

„Aber das iſt ja ſehr nett, hier Juliane Lideck zu treffen, habe ſie jahrelang nicht geſehen. Sie iſt ja meine Couſine — meine Großmutter väterlicherſeits war ja auch eine Thingen."

Axel ſchlägt mit komiſcher Grimaſſe die Hände zuſammen. „Nein, hat der Menſch eine Chance im Leben, Alles iſt er, Alles kann er, Alles hat er — nun auch noch ſolche Couſine, während wir uns zumeiſt mit ſimplen Landpflänzchen begnügen müſſen. Das bitte ich mir aber allen Ernſtes aus, daß Du mich nicht gleich am erſten Abend bei ihr ausſtichſt! Bis jetzt war ich ihr vielbeneideter Cavaliere servente — aber das kennt man ſchon „mon cousin“ hier — „ma cousine“ da — das giebt gleich ſo ein angenehmes Gefühl der Zuſammengehörigkeit, der Vertraulichkeit — und ich Pechvogel verbrauche eine Tintenflaſche, um Dich herzulootſen.“

Lachend hat Hermann zugehört, denn die Art, in welcher Axel das alles lebhaft, mit entrüſtetem Tonfall vorträgt, iſt voll unwiderſtehlicher Komik: „und die...“

„Ja und die Geiſter, die man rief, wird man nicht wieder los. Uebrigens ſei ganz ruhig, brauchſt in mir keinen Cäſar zu fürchten! Als Vetter muß ich mich natürlich vorſtellen — un tour ou deux tanzen — aber mein Genre ſind ſie nicht, ſolche impoſante Erſcheinungen — leiſte ſelbſt genug darin! — auch wenn ſie die kleinſten Füße und die größten Diamanten haben. Ich ziehe unbedingt unſere prächtigen landſchen Fräuleins vor. — Nicht ſehr elegant, aber ſo ganz ohne Ziererei und Coquetterie — nicht ſehr entwickelt, meiſtens aber auch nicht verſchroben und von des Gedankens Bläſſe angekränkelt. — Bisweilen etwas manierlos und ſogar derb, aber geſund, friſch und natürlich, ſo wie....“

„So wie hier eine Menge ſind. — Aber warum beſinnſt Du Dich dann ſo lange? Glaubſt Du wirklich, Du bekämeſt einen Korb?“ Axel fragt es etwas ironiſch.

Jetzt iſt es Hermann, der unentwegt fortfährt, während ein gutmüthig ſchlaues Lächeln um ſeine Lippen ſpielt: „So wie Inga Rehburg war, mit 17 Jahren — ſowie zum Beiſpiel Marie von Theren zu werden ver-

ſprach. Iſt ſie noch immer das nette Ding, mit dem ſchlagfertigen Witz, der unverwüſtlichen Laune und dem warmen Gemüth, das aus ihren Rehaugen ſtrahlt? Ich hörte aus dem Fellinſchen, daß ſie zu Reckenſtein's würde und freue mich recht, ſie wiederzuſehen."

Wenn Rieſen einen Zweck hatte, ſo iſt er erreicht. Blaß vor Erregung fährt Axel empor, ernſt iſt plötzlich das ſorgloſe Geſicht, die Augen ſprühen. „Das ſage ich Dir, Hermann, wenn Du anfängſt Marie Theren den Hof zu machen, um ſie zu werben, dann iſt es mit der Freundſchaft zwiſchen uns ein für allemal aus. Du weißt ſehr gut...." Den Ausdruck in Rieſen's Geſicht bemerkend, bricht er ab.

„Ach Du Rieſenbär — warte — mir ſolch einen Schreck einzujagen! Aber, im Ernſt, laſſe Dir nicht einfallen..."

„Na, ſei ganz ruhig, Axel. Ich ahnte ja ſchon längſt, was die Glocke bei Dir geſchlagen hat, und meinen Segen haſt Du. Aber warum zögerſt Du ſo lange? Sind es äußere Hinderniſſe, oder biſt Du doch noch nicht ganz im Klaren mit Dir ſelber? Soll ich Dir helfen! Mir ſcheint Eiferſucht erregen ein probates Mittel..."

„Verſuch es lieber nicht — das Experiment iſt mir doch zu gefährlich.

„Alſo, was fackelſt Du noch? —"

„Weiß der Himmel, mir iſt das Junggeſellenleben nachgerade wirklich ziemlich über — dieſe Krippenreiterei an verwandtſchaftlichen Eßtiſchen, oder die Garküchenmittage, dieſe Bouillons und Beefſteaks, die meine Aufwärterin mir bisweilen auftiſcht, die erinnern doch ſtark an die Staubtuchſuppen und den Sonnabends-Zwiebelklops der Madamchen Z. in Dorpat, wo die Reſte von Wochen in unmöglichen Saucen auf den Tiſch ſchwammen — —."

„Schrecklich, brr — —."

„Ja, in dieſer Beziehung und in mancher anderen, z. B. unſere erſte Wohnung in der Techelferſchen Straße, aber ſonſt — es waren doch einzig ſchöne Zeiten! Denke, als wir aufgenommen wurden, und dann unſer Kommers in Mollatz, als wir....“

„Ja, als wir den Wegfahrenden das Wagenſtroh anzündeten, ha, ha, ha.“

„Na, weißt Du, unſere Pedellenulke waren auch nicht ohne!“

Nun ſind die Beiden auf ein ſo unerſchöpfliches Thema gekommen, daß ſie Ort und Zeit vergeſſen, bis Axel entſetzt ausruft: „Himmel, Hermann, es iſt ſchon achteinhalb. Da müſſen wir uns aufmachen. Es iſt heute kleiner Familienkringel bei den Kurrapähſchen und ich habe ſchwören müſſen, Dich mitzubringen, todt oder lebendig.“

„Ich ziehe letzteres vor — — im Frack?

„Gott bewahre.“

„Nu dann los, aber zum Coiffeur muß ich jedenfalls noch vorher.“

* * *

Es iſt ein prächtiges altes Ehepaar, die Reckenſtein's, das von Allen geliebt und geehrt wird. Er — eine imponirende Geſtalt mit ſchneeweißem Haar, noch rüſtig und geiſtesfriſch, trotz ſeiner 70 Jahre, liebenswürdig und galant — „Ja, wir von der alten Schule,“ pflegt er zu ſagen — hat früher in der Landesvertretung eine große Rolle geſpielt und, obgleich er ſeit Jahren dimittirter Landrath iſt, ſpielt er ſie in gewiſſem Sinne noch immer. Sein Name, ſeine Stellung und vor allem ſeine Perſönlichkeit ſichern ihm maßgebenden Einfluß, ſeine gereifte Erfahrung und ſein klares Urtheil werden hoch geſchätzt und oft befragt.

Jovial und mittheilſam, hört er ſich gerne ſprechen, liebt angeregte Debatten und verſammelt gerne Abends

Herren um ſich zu lebhaften Diskuſſionen über die Fragen der Landespolitik, oder zu einem gemüthlichen „Parthiechen", und die Hausfrau verſteht es ſo gut ein einladendes kleines Souper zuſammenzuſtellen, welches nach den Aufregungen des Whiſts trefflich mundet. Sie — ein kugelrundes, kleines Perſönchen, mit grauen Löckchen, die unter der weißen Haube, nach alter Mode, etwas über die Ohren herabfallen — iſt gütig, warmherzig und voll eifrig lebhafter Antheilnahme für Jeden und für jedes Ereigniß, ſei es ein Erdbeben in Krakatoa: „Wai Gottchen, wie ſchrecklich!" oder eine Verlobung in der nähereren oder weiteren Verwandtſchaft: „Ach Himmelchen, wie ſchön!"

Immer thätig, mit geſchickten Händen unzählige Jäckchen, Häubchen, Strümpfchen verfertigend, iſt ſie die Seele verſchiedener Wohlthätigkeitsvereine und verſteht es auch andere zu Werken chriſtlicher Barmherzigkeit heranzuziehen. „Man betrachtet Bazare, Lotterien meiſtens nur als Plage, ich aber halte es mit dem Paſtor, der mir mal geſagt hat, man ſei dem nur zu Dank verpflichtet, der einen veranlaßt, in welcher Form es auch ſei, Gutes zu thun." Daß die Ehe kinderlos geblieben, hat das Glück ihrer Gemeinſchaft nicht geſtört, obgleich in früheren Jahren oft ein wehmüthiger Schatten über Tante Herthchen's hübſches, zartes Geſicht gehuſcht, als um ſie herum immer mehr kleine Weſen, wie Pilze aufſchoſſen — immer mehr Stimmchen anfingen ſie: „Tante," „liebes Tantchen," zu nennen! — Reckenſtein's verſtanden es die Lücken nach Möglichkeit auszufüllen, haben ſich immer mit Jugend zu umgeben gewußt und thun es noch. „Lauter alte Geſichter, wai Gottchen, das wäre ſchrecklich!" ſagt Tante Hertha und ſorgt mütterlich für ſo viele, hat eine ſolche Menge Pathchen und Pflegebefohlenen, daß ſie häufig ihren Schweſtern und Schwägerinnen gegenüber äußert: „Ich habe mehr Kinderſorgen, als Ihr alle zuſammen."

Da den beiden Alten das Leben auf dem Lande zu einſam, die häufigen Auslandsreiſen zu anſtrengend geworden, hatten ſie vor einigen Jahren ein Haus in der St. Petersburger Vorſtadt gekauft. Mit allem Comfort der Neuzeit ausgeſtattet, den verwöhnteſten Anſprüchen an Wärme und Behaglichkeit entſprechend, erwies es ſich als paſſendſtes Winterheim.

„Ein warmer Ofen iſt auch ein gutes Klima,“ hatte einmal der Graf erwiedert, auf die Frage, wie ihm nach den vielen in ſüdlichen Ländern verbrachten Wintern der Aufenthalt in den nordiſchen Breiten konvenire?

„Was helfen mir die grünſten Palmen, früchtebeladene Orangenbäume und ewiger Roſenflor, wenn ich doch klappernd vor Froſt, in zugigen Zimmern, an einem armſeligen Kaminfeuer ſitzen muß! Die wiſſen ja in Italien, ſelbſt in Deutſchland kaum, was ſo ein *richtiger* Halgen Holz iſt. Und dann das Eſſen — ahnen ja *nichts* von einer richtigen Kohlſuppe, von einer *ordentlichen* Ofengrütze mit Milch!“

Nun, gute livländiſche Hausmannskoſt giebt der alte Koch Peter auf den Tiſch und Halgen Holz in genügender Größe und Anzahl liefern die Wälder des Reckenſteinſchen Gutes Roggenthal — ſo herrſcht denn in jeder Beziehung Wohlbehagen und eine gemüthliche, anheimelnde Atmoſphäre in dem hübſchen, grauen Hauſe an der Sandſtraße, vor deſſen Thüre Nora's Schlitten hält.

Katrine klettert zuerſt heraus, um zu klingeln und wenige Augenblicke ſpäter ſteht Nora mit bangem Herzklopfen, geblendet von dem plötzlichen Wechſel zwiſchen Dunkelheit und Helle, in einem eleganten, in pompejaniſchem Styl gehaltenen Vorhauſe.

Aber noch hat ſie nicht Zeit gehabt ſich ihrer Umhüllungen zu entledigen, da eilt es mit jubelndem Ruf und Freudenſchrei herbei, umfaßt ſie mit ſtürmiſcher Zärtlichkeit.

„Nora!“

„Marie!“

„Mein Norchen! Es iſt einfach himmliſch, herrlich, prachtvoll, daß Du gekommen biſt, aber ſo ſpät iſt es geworden. Ich horche ſchon eine Stunde auf dem Klang von Poſtglocken und war zuletzt ganz beſorgt um Dich. Die letzte Strecke vor Riga in der Dunkelheit zu fahren, iſt immer etwas unheimlich.“

„Alſo, ſie iſt da, die Erwartete! Nun, Fräulein Marie, ſind Sie wohl „ſchrecklich“ froh?“ — läßt ſich eine tiefe, gutmüthig polternde Stimme vernehmen. „Der Graf!“ Sei nur nicht blöde, er iſt ſo „ſchrecklich“ nett,“ raunt Marie Nora ſchnell ins Ohr.

„Mein gnädiges Fräulein — ich heiße Sie herzlich willkommen in meinem Hauſe!“ Er ſchüttelt Nora kräftig die Hand. „Und nun laſſen Sie ſich zu“ — ritterlich reicht er ihr den Arm — „ah ſo, die Pelzgalloſchen — Anton, ziehe mal dem Fräulein die Ueberſchuhe ab — zu meiner Frau führen! Sie finden bei ihr auch Ihre Tante Amalie, die ſich ſehr freut, Sie zu ſehen.“

Durch eine Reihe elegant möblirter, hellerleuchteter Räume führt er Nora, die in ihrer Verwirrung keine Antwort findet auf ſeine ſcherzenden Fragen, — doch als mit den warmen Begrüßungsworten: „Ich freue mich Sie bei uns zu ſehen, liebe Nora — ich habe Ihre ſelige Mutter ſehr, ſehr lieb gehabt“ — die Gräfin ſie liebevoll auf die Stirn küßt, da wird ihr ganz leicht ums Herz und ſie beugt ſich tief auf die ihr entgegengeſtreckte Hand.

„Ja, Marie hat Recht,“ denkt ſie „wie herzerwärmend iſt das Weſen dieſer alten Frau, wie ſchwindet in ihrer Nähe alle Bangigkeit und Scheu.“

„So, begrüßen Sie Ihre Tante, liebe Nora, und dann ſetzen Sie ſich zu mir. Wie war Ihre Fahrt? Sie haben doch nicht gefroren?“

Theilnehmend und forſchend ruht ihr gütiger Blick auf dem, in raſchem Farbenwechſel bald erröthenden, bald erblaſſenden jungen Geſicht.

„Aber, liebe Marie, wir vergeſſen ganz, daß Ihre Freundin heute wohl kaum etwas rechtes genoſſen haben wird. Ich habe angeſagt das Eſſen warm zu halten, bitte klingeln Sie, damit man es auftrage.“

Nora verſpürt keinen Hunger, aber ſie wagt es nicht zu widerſprechen und läßt ſich von Marie in den Speiſeſaal führen.

Wie gediegen und doch behaglich iſt dieſer Raum ausgeſtattet. Bewundernd blickt ſie um ſich, auf das prachtvolle geſchnitzte Buffet, die ſchönen Credenztiſche, die hochlehnigen, wappengeſchmückten Stühle, an den mit Kacheln ausgelegten Wänden hinauf zur reich kaſſettirten Lage. Und wie einladend iſt der Tiſch gedeckt — der feinſte Damaſt, die ſchimmernden Weinkaraffen, das blitzende Silberzeug — in Krakenorm ſteht das Silber verſchloſſen und man benutzt für gewöhnlich nur ſchwarzſtielige Meſſer und Gabeln! — die Cryſtallſchalen mit dem köſtlichen Obſt — Tyroler Aepfel, Ducheſſebirnen — wie liebt ſie Birnen und wie lange hat ſie keine gegeſſen! — rothgelbe Mandarinen in geſchmackvoller Anordnung, und das Alles überſtrahlt von dem hellen Schein einer Cuivrepoli-Hängelampe, die auch noch neun angezündete grüne Lichte trägt.

Marie hat Nora's ſtaunende Blicke bemerkt: — „Hübſch, nicht wahr? und warum dieſer Helligkeitsluxus? Das iſt hier einmal ſo! — Der Graf und beſonders die Gräfin lieben grand éclairage — „die alten Augen unterſcheiden nicht mehr genau und da muß man dem nachhelfen!“ meinte ſie, als ich den erſten Tag auch ſolche große Augen machte, wie Du jetzt. Bei uns iſt man ſparſamer mit der Petroleumtonne!“ ſetzt ſie lachend hinzu.

„Wie in Krakenorm auch! Was herrſcht da ſtets

für ein Halbdunkel. Der alte Karl giebt ſich die blutigſte Mühe, aber für ſeine ungeſchickten, dicken Finger ſind die Erfindungen des neunzehnten Jahrhunderts nicht gemacht — erbärmlich brennen die paar kleinen Lampen, gut, wenn ſie nicht rauchen.“

Und plötzlich ſteigt es vor ihr auf, wie eine Viſion — im Geiſte ſieht ſie ihren Vater daſitzen — beim Scheine ſolch trüber Lampe ſeine Patiencekarten legend und wendend — ganz, ganz allein in der troſtloſen Umgebung.... und ihr iſt, als lege ſich eine eiskalte Hand auf ihr Herz und die Thränen ſammeln ſich in ihrer Seele — — — —

Da ſchlingen ſich weiche Arme um ihren Hals. Den Kopf zurückbeugend, blickt ſie in ein liebevoll zärtliches Geſicht.

„Woran dachteſt Du eben? nicht ſo traurige Augen machen, Norchen?“ flüſtert eine liebe Stimme und ſetzt laut hinzu:

„Willſt Du noch eine Frucht? — nein? — — Nun, dann komme, ich zeige Dir unſer Zimmer.“

Durch einen langen Korridor folgt Nora der Voranſchreitenden, aber als dieſe eine Thür aufſtößt, bleibt ſie mit dem bewunderndem Ausruf: „Ach, Marie, wie reizend!“ auf der Schwelle ſtehen. Es iſt wirklich ein entzückendes Mädchenzimmer — und wieder drängt ſich Nora der Vergleich mit Krakenorm auf.

Wie armſelig das kahle Stübchen mit den blaugetünchten Wänden, welches ſie dort ihr Zimmer nennt — nur die nothwendigſten Möbel ſind darin — einen einfachen Küchentiſch hat ſie ſich mit Hilfe eines grünen Stoffreſtes zum Schreibtiſch eingerichtet — an den Fenſtern, vor den trüben Scheiben durchlöcherte Rouleaux — und hier?! — — —

Blüthenweiße Gardinen an den Fenſtern. Den parquettirten Fußboden deckt zum Theil ein weicher Teppich — von den freundlichen, blaugemuſterten Tapeten

heben ſich italieniſche Landſchaften in ſchwarzen Rahmen ab, Tiſchchen, Cachepots mit Blattpflanzen, mit hellfarbiger Cretonne bezogene, niedrige Polſtermöbel ſtehen verſtreut herum und eine blaue Ampel verbreitet ein dämmeriges Licht.

„Süß, nicht wahr? furchtbar gemüthlich und — ich ſchrieb es Dir ſchon — wie geſchaffen für zwei Freundinnenſeelen, die ſich Jahr und Tag nicht geſehen haben. Schwatzen wollen wir, bis uns die Zunge ſchmerzt — komm, ſetze Dich mal hierher, in dies warme Eckchen am Ofen — Deine Hände ſind ja eiskalt. Oder ſollen wir Deine Sachen auspacken? Ach ſo, richtig, Du wollteſt Dein Haar in Ordnung bringen, komm, ſetze Dich vor den Spiegel und läſſe mich es kämmen. Du weißt, das liebe ich ſehr.“

Sie nöthigt Nora vor dem Toilettentiſch Platz zu nehmen und beginnt die langen Flechten aufzulöſen, die in ſchweren, goldenen Wellen über ihre Hände fallen. „Aber ich bitte Dich, iſt es erlaubt ſein ſchönes Haar derart zu maltraitiren, ſo wenig zur Geltung zu bringen,“ ſchilt ſie, „Warte, ich ſtecke es Dir anders auf.“

„Nein, Marie, bitte nicht. Ich will es nicht anders tragen.“

„Eigenſinn!“

„Nein, garnicht aus Eigenſinn, aber ich habe doch zu Hauſe Niemand, der mir kunſtvolle Friſur machen könnte, da iſt mir ſo ein feſtgeflochtener Zopf am bequemſten.“

„Nun, wie Du willſt, aber zum Tanzen, morgen, mache ich es beſtimmt um.“

„Morgen? — der Ball iſt doch auf Sonnabend feſtgeſetzt, ſchriebſt Du?“

„Ja, der Subſcriptionsball, aber morgen iſt eine Soirée dansante bei Deinen Derbitenſchen Verwandten. So, Dein Haar iſt fertig — nun laß uns gleich Deinen Korb aufſchließen und ſehen, was Du anziehen kannſt.

Natürlich nicht decolletirt, alſo wird wohl Dein Brautſchweſterkleid das Richtige ſein. Aber die Mode hat ſich ſehr verändert im letzten Jahre, verlangt alles viel faltiger — bauſchiger — ſieh ſo.“

Leicht und graciös dreht ſich Marie bei dieſen Worten ein paar Mal vor Nora herum:

„Dieſes Kleid habe ich mir eben machen laſſen.“ Tadellos ſitzt das moderne dunkelgrüne Tuchkleid auf der zierlichen mittelgroßen Geſtalt, fällt in geſchmackvollem Faltenwurf, in weichen Linien an dem ſchlanken Körper herab.

Marie Theren iſt überhaupt eine anziehende Erſcheinung. Sie repräſentirt einen ganz anderen Typus, als ihre Freundin. — „Sie ſind wie Mai und November!“ hatte eine Mitconfirmandin in Trikaten die Beiden ſehr treffend charakteriſirt und es liegt wirklich etwas Strahlendes, wie der lichte Glanz eines Frühlingstages in ihrem ſonnig heiteren Weſen.

Freimüthig und offen blicken die braunen Augen und unter dem kecken Stumpfnäschen lächelt ein feiner Mund mit den hübſchgeſchwungenen Lippen Welt und Menſchen an. Sehr lebhaft und aufgeweckt, in unbefangener Heiterkeit das Leben nehmend, und immer bemüht es auch Anderen leicht und angenehm zu machen, fehlt es ihr doch nicht an Tiefe des Empfindens, denn unter dem luſtigen, ſcheinbar oberflächlichen Weſen ſchlägt ein warmes, treues Herz, auf das man bauen — lebt ein frommer, feſter Sinn, auf den man ſich verlaſſen kann.

„Ich ſage Dir, Norchen, die Gräfin hat mir zu Sonnabend ein ſo reizendes Kleid geſchenkt — roſa Tüll auf roſa Canaous und dazu eine Menge Bouquets von Heckenroſen — eins für's Haar, ein größeres für die rechte Schulter und die übrigen auf dem Rock verſtreut — einfach ſüß! warte, ich will es Dir doch gleich zeigen.“

Sie geht an den Kleiderſchrank — da klopft es an der Thür.

„Bitte, gnädiges Fräulein, es ſind Gäſte da, die Gräfin läßt bitten — und die Theemaſchine habe ich auch ſchon hineingetragen.“

„Was, ſchon Theezeit? — Es iſt gut, Anton, wir kommen gleich. Du hilfſt mir doch den Theetiſch beſorgen, Schatz — das Kleid zeige ich Dir ſpäter, komm.“

Während die jungen Mädchen plauderten, hat es mehrere Mal an der Entréethür geſchellt.

„Sag Marie, werden viele Gäſte da ſein?“ Aengſtlich fragt es Nora, die unter fremden Menſchen ihre Blödigkeit nur ſchwer überwinden kann. — „Habt Ihr denn immer Beſuch?“

„Nun ja, ſo ziemlich immer. Bisweilen iſt es vom Morgen bis zum Abend der reine Taubenſchlag. Kommt nicht ſchon Jemand zum Morgenkaffee — das thun die Landſchen mit Vorliebe,“ denn dann findet man Euch Städter beſtimmt zu Hauſe“ — meinen ſie, dann ſicher der eine oder andere zum Frühſtück, und zu Mittag werden auf alle Fälle ein paar Gedecke mehr gelegt, weil es die Gräfin liebt, wenn die Verwandten und Bekannten ganz sans façon zu Tiſche kommen „A la fortune du pot“ wie ſie ſagt. Abends finden ſich ein bis zwei Mal wöchentlich alte Herren zum Whiſt ein, oder die Gräfin verſammelt ihre wohlthätigen Damen zu Comitéeſitzungen,“ berichtet lebhaft Marie, während ſie den Thee zubereitet. „Auch ich darf mir befreundete junge Mädchen einladen, wenn ich will. Sie ſind ja zu gut, die alten Herrſchaften. Liebes Herz, lege mal die friſchen Kümmelkuchen auf dieſe Teller und dann — da rechts im Buffet iſt der Vorrath — bitte fülle die Zuckerdoſe auf.

„Hör Marie, iſt das nicht Onkel Dagobert's Stimme?“

„Ja, natürlich iſt es Dein Onkel und diskuſſionsluſtiger als je. Sein Geſundheitszuſtand iſt noch immer

der Mittelpunkt ſeines Denkens und nachdem er hinter=einander ſo ziemlich alle Heilmethoden durchprobirt hat — eine Zeitlang war, glaube ich, die Naturheilmethode die Alleinſeligmachende! — iſt ſein neueſter Medicin=Sport, Hypnotismus, Suggeſtionskuren — wie die Kunſt=ausdrücke alle lauten. Vor Kurzem war er in S., bei irgend einem berühmten Profeſſor und nun erſcheint er faſt täglich, um von dieſer Behandlungsweiſe zu er=zählen und ſich mit Jedem zu ſtreiten, der nicht ganz ſeiner Meinung iſt, eine kritiſche Bemerkung wagt, oder einen Einwand zu erheben verſucht. Beſonders viel zankt er ſich mit Deiner Tante Mallchen — hör, wie er ſich wieder ereifert — jedes Wort kann man hier verſtehen."

Sie ſind nur durch den Salon von dem Boudoir getrennt, in dem ſich die Geſellſchaft aufhält und durch die Portièren kaum gedämpft, ſchallt das Geräuſch er=regter Stimmen ganz deutlich bis zu den jungen Mädchen herüber.

„Aber lieber Dagobert, das iſt ja alles Unſinn."

„Aber liebe Amalie — mit Euch Frauen, die Ihr Euch einbildet große Doctores zu ſein, lohnt es ſich überhaupt nicht zu ſprechen — alles Neue, Ungewohnte, erklärt Ihr für Unſinn...."

„Es iſt ja auch Unſinn, ſolch ein Experimentiren, beharrt Tante Mallchen, radicaler Unſinn, ja, ſchon mehr als das — es iſt einfach Sünde! Ich bitte Dich, Dagobert, wird man ſich da von einem Charlatan ſtreichen, einſchläfern laſſen. Das iſt doch der reine Hokuspokus, und wozu?"

„Wozu? wozu?" ſchreit entrüſtet Dagobert Reh=burg, ſeine runden Augen rollend.

„Aber ſchrei doch nicht ſo, lieber Freund, unſere Ohren fallen zu," ermahnt lächelnd der Hausherr.

„Ach, laß mich doch reden, wie mir der Schnabel ge=wachſen iſt," erwidert unwirſch der choleriſche kleine Herr.

„Das iſt ja um aus der Haut zu fahren, dieſe Ungläubigkeit hier zu Lande. Immer nur der alte Quatſch gilt was! — — Wozu?“ wendet er ſich wieder an ſeine Couſine: „Um geſund zu werden, meine Liebe, um ſeine Nerven zu beruhigen.“

„Hör mal, die ſcheinen mir durch die geprieſene Kur nicht ſehr calmirt zu ſein,“ wirft der alte Graf, der zu necken liebt, wieder dazwiſchen.

„Sehr calmirt hatte ſie meine Nerven, aber das kann ja ein Schaf wild machen, dieſe Zweifelei, ſobald es ſich um etwas Fortſchrittliches handelt, dieſer Widerſpruchsgeiſt — —.“

„Um geſund zu werden giebt es doch beſſere, vernunftgemäßere Mittel,“ läßt ſich wieder Tante Mallchen's etwas ſchrille Stimme vernehmen.

„Iſt man wirklich krank, ſo legt man ſich ins Bett und transpirirt tüchtig — gegen Huſten trinkt man Dreiblattthee, gegen Magenſchmerzen hilft ein Senfteig, gegen Zahnweh legt man ſich ein Kräuterkiſſen auf die Wange, eine mouche de Milan hinter's Ohr oder ſchmiert Jod aufs Zahnfleiſch — ein Geraniumblatt iſt auch ausgezeichnet, wenn man es....“

„Und wenn man fixe Ideen kriegt, wenn die Gedanken nicht mehr pariren,“ ſchreit nun ſchon ganz wüthend Onkel Dagobert — „wenn man fühlt, daß man verrückt wird, wo legt man ſich dann Zugpflaſter, Senfteig oder ein Kräuterkiſſen auf?“

„Wenn man verrückt werden ſoll, nun dann wird man eben verrückt! — Dann iſt es ſo beſtimmt geweſen,“ beharrt ruhig Tante.

Alles lacht, nur der aufgeregte kleine Herr perorirt weiter. In dieſem Augenblick erſcheinen die jungen Mädchen und begrüßen die Gäſte.

Lebhaft geſtikulirend, ganz roth vor zornigem Eifer, geht Dagobert Rehburg auf und ab. Um die Lampe haben ſich ein paar arbeitende Damen gruppirt — in

einer Ecke ſpielt der Graf eine Parthie Schach mit einem Neffen des Hauſes, Heinrich Reckenſtein, der ſeine lang aufgeſchoſſene, ſchmächtige Geſtalt linkiſch verbeugt, als er Nora vorgeſtellt wird.

„Meine Herrſchaften, bitte zum Thee! — Nicht wahr, Mannchen, Ihr könnt Eure Parthie unterbrechen und Sie, lieber Herr von Rehburg, erzählen uns bei Tiſch noch einiges von Ihrem Aufenthalt in Schweden und von dieſen merkwürdigen Erfolgen des Profeſſors in Stockholm. Ich finde ſie doch ſehr intereſſant.“

Die Geſellſchaft ſitzt lebhaft plaudernd um den Theetiſch. Der Graf amüſirt ſich, die jungen Mädchen zu necken, beſonders Marie, die gewandt parirt und deren ſchlagfertige und amüſante Antworten ihn zu immer neuen Angriffen reizen.

„Hör mal, Frauchen, haſt Du nicht zwei feſte Hängeſchlöſſer, die wir hier den Fräuleins zur Nacht vor den Mund legen können. Es iſt ja nicht möglich ſie ſo loszulaſſen, ſonſt „kakeln“ ſie ſicher bis morgen früh. Man kennt ja die Schlafzimmerberedſamkeit unſerer jungen Damen. Tags über können ſie nicht „Papp“ ſagen — ſchweigen in allen europäiſchen Sprachen, aber wenn die müde Menſchheit ſchlafen will, da öffnen ſich die Schleuſen — da wird geplappert, gekichert und gebollt und morgens iſt man ganz „verbaſt“.

Der alte Herr hat übrigens nicht ſo ganz Unrecht mit ſeiner draſtiſchen Schilderung. Als man die Freundinnen ermahnt zur Ruhe zu gehen, „weil Fräulein Nora doch gewiß von der langen Fahrt ermüdet ſei,“ da wird zwar pflichtſchuldigſt das Licht in ihrem Zimmerchen bald ausgelöſcht, aber gleich ſchlafen?! — nein! das iſt unmöglich! Zu lange haben ſie ſich nicht geſehen, zuviel Wichtiges, Unaufſchiebbares, Trauriges und Heiteres haben ſie ſich zu erzählen, ſo daß immer wieder die Frage ertönt: „Nora ſchläfſt Du ſchon? nein?,“ und es folgt ein Nachſatz, wie: „Denke Dir

unſere ſchwarze Maſcha, mein liebes Reitpferd, hatte ſich das Bein gebrochen und mußte erſchoſſen werden — die Seele habe ich mir darüber ausgeweint" — oder „ha, ha, ha! Erinnerſt Du Dich noch in Trikaten? der tolle Unſinn, den Ida Walldorff da anſtellte...."

Und nachdem ein Thema glücklich zu Ende geſprochen, heißt es wohl:

„Hör Liebſte, nun müſſen wir aber wirklich ſtill ſein, gute Nacht, mein Norchen, ſchlafe wohl, träume ſüß" — doch ein paar Minuten ſpäter fragt es wieder:

„Biſt Du noch wach? Ja? — Ich habe Dir noch nicht erzählt, daß Troſtberg's auch in Riga ſind und die Ilgenſchen," oder: „Sage mal, wie geht es den lieben Paſtors in Therenhof? — ich habe eine Ewigkeit nichts von ihnen gehört."

So, gedeckt vom Dunkel der Nacht, wagt Nora endlich, die ſie am Meiſten beſchäftigende Frage:

„Nun und Hermann Rieſen? kommt er zum Subſcriptionsball?"

„Ja, er muß heute angekommen ſein —."

„Alſo war er es doch!" denkt Nora ſtumm und preßt die Hände ineinander.

„Er hatte Axel ſchon vor ein paar Tagen telegraphirt ihm im Hôtel ein Zimmer zu beſtellen. Natürlich wird er morgen bei den Derbitenſchen ſein."

„Und ich werde mit ihm tanzen," denkt Nora, „den Cotillon? — oh vielleicht! Und wir werden von Gebhard ſprechen und von den ſchönen, alten Zeiten!"

Ihre Phantaſie ſpinnt dieſe Gedanken weiter aus und von beglückenden Bildern umgaukelt, ſchlummert ſie ein.

Auch Marie, als ſie auf ein letztes: „Norchen, kannſt Du Dir vorſtellen?" keine Antwort erhält, dreht ſich gegen die Wand, legt den hübſchen Kopf in ihre weiche Kiſſen, zieht die Decke bis ans Kinn herauf und iſt bald eingeſchlafen.

Am anderen Morgen erſcheinen die „Fräuleins“, wie der Graf ſie titulirt, ſehr ſpät am Kaffeetiſch und werden in Folge deſſen mit erneuten Neckereien empfangen.

„Aber Fräulein Nora,“ ſagt er in gutmüthigem Tone, „lachen Sie doch auch a bißl! Warum blicken Sie immer ſo ernſt? Ich bin garnicht ſo bösartig, wie Sie zu glauben ſcheinen. — Paſſen Sie auf,“ ſetzt er herzlich hinzu „wir werden auch noch ganz gute Freunde werden! Fräulein Marie konnte die erſten Tage nur „Ah! und Oh!“ ſagen und ſehen Sie, wie der Vogel jetzt zwitſchert und — — — hackt.“

Nora ſenkt die Augen und erröthet tief. Sie findet ſich abſolut nicht in dieſen luſtigen Neckkrieg — iſt viel zu ſchwerfällig, viel zu gründlich für dieſe leichten Wortgefechte, und in dem Unvermögen auf dieſen ſcherzhaften Ton einzugehen, paſſende Antworten zu geben, fühlt ſie ſich ängſtlich, unſicher, iſt noch ſchüchterner, ſchweigſamer als ſonſt, ſo daß die gütige Gräfin ihre Verlegenheit bemerkt und ſie in ein Geſpräch über ihre Toiletten für heute Abend und für die folgenden Tanzgelegenheiten zieht.

Nachdem der Graf ſich in ſein Cabinet zurückgezogen, um in Muße ſeine Zeitungen zu leſen, nimmt auch Marie lebhaft Theil an den Berathungen über dieſe wichtigen Fragen und das Reſultat derſelben iſt, daß die jungen Damen nach dem zweiten Frühſtück zur Schneiderin fahren, welche verſpricht die nöthigen Abänderungen beſtimmt bis zum Abend zu machen. Nachdem ſie in der Stadt noch Einiges beſorgt — Nora braucht Blumen, Ballſchuhe! — und bei den Derbitenſchen eine kurze Viſite abgeſtattet, wandern ſie Arm in Arm, durch die Anlagen, der Vorſtadt zu.

Gegen den dunkelblauen Himmel zeichnen ſich die dickbereiften Bäume und Sträucher, wie ein weißes Spitzengewebe ab — ſtattlich ragen daraus die eleganten Häuſer der Boulevards und das Stadttheater empor,

und Nora freut ſich an dem auffallend hübſchen Bilde, welches auch verwöhntere Augen überraſcht.

Während ſie den Thronfolgerboulevard hinuntergehen, überholt ſie ein raſchfahrender Schlitten, in dem zwei Herren ſitzen, die grüßend die Hüte ziehen.

„Das waren ja Axel Rehburg und Hermann Rieſen,“ bemerkt Marie. „Aha, im Cylinder! — die fahren Viſiten. Richtig, da halten ſie vor dem gelben Hauſe, wo die Landräthin Walldorf wohnt, eine der dames patronesses.“

In Nora's blaſſes Geſicht iſt jähe Gluth geſtiegen — auch auf Maries friſchen Wangen brennt heißer Purpur und um die rothen Lippen ſpielt ein frohes, glückliches Lächeln....

„Du Nora! Da vor uns geht Deine Couſine Thilde — eben biegt ſie um die Ecke.

Ich erkenne ſie an dem wunderhübſchen Plüſchmantel, den ſie ſich voriges Jahr aus Berlin mitgebracht hat. Komm, laß uns raſcher gehen, wir holen ſie ganz leicht ein.“ — —

„Thildchen!“

„Guten Tag, Marie! — — — Nora, welche Ueberraſchung? Du hier — ſeit wann?“

„Seit geſtern Abend.“

„Und Du bleibſt längere Zeit?“

„Das iſt noch unbeſtimmt — ich denke wohl vierzehn Tage.“

„Ach, dummes Zeug — wenigſtens vier Wochen. Wir laſſen ſie einfach nicht fort, telegraphiren dem Herrn Papa — er muß und wird ſchon längeren Aufenthalt bewilligen.“

Plaudernd verfolgen die drei ihren Weg.

„Wie geht es Martha?“ fragt Nora die Couſine.

„Danke, ſehr gut,“ antwortet Thilde. „Ich war zu Weihnachten bei ihr — ihre Zwillinge ſind reizend! Doch nun — Ihr geht wohl geradeaus und ich muß

links in die Eliſabethſtraße — auf Wiederſehen heute Abend und nicht wahr, Ihr beſucht mich bald, ich wohne dieſes Mal bei Tante Mallchen."

„Wie verändert Thilde iſt! Findeſt Du nicht, Norchen?"

„Ach, ſie iſt noch wunderſchön —."

„Ja, es iſt noch das ſüße Geſicht mit den großen, märchentiefen Augen, aber der ſtrahlende Glanz darin fehlt! — Wie war ſie berückend hübſch auf dem Seſſenſchen Weihnachtstrubel, vor ein paar Jahren. Man konnte garnicht wegſehen. Weißt Du, es iſt doch wohl nicht allein der Kummer über den Tod von Tante Riekchen, die ſie nach Martha's Verheirathung ſo aufopfernd gepflegt hat, — ich habe mir das ſo zuſammengeklügelt — ſie liebt — liebt unglücklich. Dein Vetter Axel behauptet zwar, ſie hätte Verehrer „ſoviel, wie ich Taſchen" und „einen Korbladen hätte ſie ſicher ſchon ausverkauft" — aber was hilft's, wenn der Rechte ſich nicht eingefunden hat."

Der Rechte! Nora kennt es, hat es errathen, das Herzensgeheimniß der Beſprochenen. Ja, es iſt eine tiefe, treue Zuneigung, die ſie verzehrt. — — —

„Auch Du," denkt Nora — „ſo ſchön, ſo reich begabt, ſo liebenswerth, mußt ſie erleiden, die ſtumme, verſchwiegene Qual unerwiderter Liebe! Auch Du?!!!..."

* * *

Am Abend rollt Wagen nach Wagen vor eins der hohen Häuſer am Baſteiboulevard, in dem die Derbitenſchen Rehburg's die zweite Etage bewohnen.

Von ihrem Gatte und ihren verheiratheten Töchtern unterſtützt, empfängt die Landräthin mit gewohnter Liebenswürdigkeit ihre Gäſte, hat für jeden einen freundlich entgegenkommenden Gruß, ein verbindliches Wort.

„Liebe Gräfin, ohne Ihren Mann, wie ſchade". —

„Guten Abend, Dagobert, lange nicht geſehen!“

„Es geht Ihnen wieder gut, liebes Fräulein?“ — „Wie ſchön, daß Sie gekommen, liebe Baronin, meine Töchter hatten ſie leidend gefunden und wir fürchteten“....

„Ach, Axel?“

„Du befiehlſt, liebe Tante?“

„Ich denke, wir könnten anfangen — es ſind doch ſchon genug Herren da!“

Axel wirft einen Blick in den Saal, der ſich immer mehr mit hellen Toiletten und ſchwarzen Fracks gefüllt hat.

„Gewiß — nur Hermann fehlt noch! — — Ah, da kommt er.“

Als Graf Rieſen ſich vor der Hausfrau verbeugt, ſagt ſie freundlich:

„Nicht war, lieber Graf, wir dürfen darauf rechnen, daß Sie ſich mit Axel in der Mühe des Anführens theilen werden — meine Schwiegerſöhne behaupten, Familienväter hätten es nicht mehr nöthig ſich im Dienſte der Allgemeinheit heiſer zu ſchreien, dazu ſeien Jüngere da.“

„Und da Dein Renommée als Dirigent noch von Dorpat her unanfechtbar iſt — bisher iſt es ſogar mir nicht gelungen Dich auf dieſem Gebiet auszuſtechen, ſo erlaube ich Dir großmüthig neue Lorbeeren einzuheimſen, aber nun komme, ich will Dich zur Baronin Lideck führen....“

„Richtig, die Wundercouſine!“

„Da ſteht ſie im Geſpräch mit Onkel Eberhard, an der Thür zum Boudoir.“

„Was, die mit den blauen Federn im Haar?“

Im Nähertreten muſtert Rieſen mit kundigen Blicken die wirklich frappirende Erſcheinung.

„Sapriſti, Du haſt recht — ſuperbe Geſtalt.“

„Gnädige Frau, erlauben Sie, daß ich Ihnen Hermann Rieſen vorſtelle, der das rieſenhafte Glück hat, Ihnen als Vetter die Hand küſſen zu dürfen!“

„Pas possible, das iſt Hermann Rieſen, den ich ganz klein gekannt habe, kaum bis zum Tiſch reichte er — — — mais Vous êtes devenu un géant, mon cousin.“

Mit unverhohlenem Staunen ſchaut die junge Frau zu ihm empor.

„Darum heißt er ja auch Rieſen,“ ſcherzt Axel.

„Die Vorſehung hat entſchieden Rückſicht auf ſeinen Namen genommen.“

„Darf ich um den Cotillon bitten?“

„Leider bin ich ſchon zu allen Tänzen engagirt, aber ich hoffe, wir verplaudern eine Pauſe, Vetter! Ich freue mich wirklich, Sie nach ſo vielen Jahren wiederzuſehen. Ueberhaupt finde ich das ſo nett und angenehm, daß man in den baltiſchen Provinzen auch nach jahrelanger Abweſenheit gleich wieder inmitten eines Kreiſes von Verwandten und Bekannten ſteht. Spaßeshalber führe ich Buch, und denken Sie, ich habe in der kurzen Zeit meines Rigaſchen Aufenthaltes 60 alte Beziehungen aufgefriſcht. Uebrigens treffen wir auch auf unſeren Reiſen faſt überall Landsleute — ſogar zu Füßen des Pabſtes kniete ich plötzlich neben einem Vetter. Dieſes Zuſammentreffen hat uns ſehr amüſirt.“

„Sie haben wirklich dem Pabſte den Pantoffel geküßt?“

„Nein, gewiß nicht! das thun nur Katholiken. Uns reichte er ſeinen Ring.“

„Waren Sie kürzlich in Rom, Couſine? Doch nicht im vorigen Herbſt? Es thäte mir leid, wenn wir uns dort verfehlt hätten?“

„Solches haben wir aber wirklich gethan, nur nicht in Rom, ſondern in Neapel. Wir laſen Ihren Namen in dem Fremdenbuch unſeres Hôtels, mein Mann fragte nach Ihnen, Sie aber waren am ſelben Morgen nach Cairo abgedampft. Haben Sie auch die Nilreiſe gemacht?“

Vom Klavier her tönen die Klänge eines Strauß-ſchen Walzer und Werner Rehburg, einer der Schwieger-ſöhne des Hauſes, unterbricht die animirte Unterhaltung der Beiden, indem er die Baronin Lideck zum Tanzen auffordert. Mit einem Lächeln verabſchiedet ſie ſich von Rieſen.

„Fortſetzung folgt — nicht wahr?“

„Axel hat wirklich einmal nicht übertrieben,“ denkt Rieſen, ihr nachblickend: „Weltgewandtheit, chic, aber was beſſer iſt, durch und durch ſympathiſch. Weder banal noch coquett, natürlich und ungeziert. Wirklich charmante Frau.“ Dann führt er Inga Rehburg in die Reihe der Tanzenden.

Auch Nora hat hier einer Tante die Hand geküßt, dort einen Onkel begrüßt, mit Vettern und Couſinen einige allgemeine Redensarten getauſcht — außer Troſtberg's, den Ilgenſchen, ſind auch die Heddeſerſchen, Kurrapähſchen, Truchshofſchen und andere Rehburg's hier verſammelt.

Auch ſie hat Tänzer gefunden, aber da das Drehen im Walzer ſie ſchwindlich macht, hat ſie ſich in eine Fenſterniſche zurückgezogen, von wo aus ſie die Tanzenden beobachten kann.

Ihre Blicke ſuchen eine breitſchultrige Geſtalt, einen blonden Kopf — ah, da, inmitten einer Gruppe von Tänzern, die er um ein Beträchtliches überragt, erblickt ſie Rieſen, der, über die Schulter hinweg, mit einigen hinter ihm ſtehenden Herren ſpricht.

Jetzt wendet er ſich um — ſeine Blicke ſchweifen umher, ſtreifen ſie, haften auf ihr.

„Wer iſt das doch?“ ſucht er ſich zu beſinnen.

„Du Axel!“ er faßt den Vorübergehenden am Arm. „Wer iſt die junge Dame, die am Fenſter in....“

„In der unmöglichen, von einer landſchen Nähterin verbrochenen Toilette — noch unmöglicherer Friſur und dazu gewaſchene Handſchuhe! Das iſt wohl um ſeine Couſine zu verleugnen.“ —

„Deine Couſine — alſo iſt es doch....“

„Nora Rehburg — ja gewiß. Nicht die Spur hübſcher geworden, im Gegentheil, und die weiße Farbe kleidet ſie garnicht.“

Hermann ſcheint zu zögern — dann aber durchſchreitet er den Saal. — — —

„Guten Abend, Fräulein Nora“ — ſie ſchrickt zuſammen, ſo nannte er ſie auch früher — „darf ich bitten?“

Sie legt die bebende Hand in die ſeine, ſein ſtarker Arm umſchlingt ſie, aber noch ſind ſie nicht in Takt gekommen, da werden die vom Klavier herüberſchallenden Klänge leiſer und leiſer. — — —

„Ach, eine Pauſe!“ und er geleitet ſie an ihren Platz zurück.

„Wie geht es Ihrem Herrn Vater? Und in Krakenorm alles nach dem Alten? Lebt Oros noch? ja? — Liebes, altes Thier.“

„Bitte, meine Herrſchaften, ins Speiſezimmer — wir wollen hier lüften, ſonſt wird's zu heiß!“ unterbricht Erica Troſtberg, die älteſte Tochter des Hauſes, die beginnende Converſation und Marie ergreift Nora's Arm:

„Komm Schatz, wir wollen Thee trinken!“

Sie treten an ein mit Früchten, Confect, Limonaden, Erfriſchungen aller Art reichbeſetztes Buffet, auch andere junge Mädchen finden ſich ein — naſchend, plaudernd ſteht man herum, tauſcht Bemerkungen, beobachtet, kritiſirt. Die Herren ſind faſt alle im Rauchzimmer verſchwunden, nur Axel, Rieſen, Baron Treuenberg und ein paar Andere miſchen ſich unter die Damen.

Baron Treuenberg, eine kleine, unterſetzte Geſtalt mit einem runden, nichtsſagenden Geſicht und läppiſchen Manieren, aber künftiger Majorathsherr und ſchon jetzt ſehr wohlhabend, macht entſchieden Marie Theren den Hof, was Axel mit zunehmendem Mißfallen conſtatirt.

Ida Walldorf, einer ganz hübſchen Blondine, deren ſpähende Augen überall herumſpioniren und deren boshafte Zunge nicht gerne lange ſtille ſteht, entgeht das natürlich nicht, umſomehr als ſie, die Axel in Neubad, eine Saiſon lang, ſtark ausgezeichnet hat, in dieſem Falle ein beſonderes Intereſſe an dieſer Wahrnehmung hat.

„Sieh doch nur, wie Treuenberg um Marie herumſcherwenzelt," flüſtert ſie ihrer intimſten Freundin, Elſe Weiden, ins Ohr. „Und Axel Rehburg macht ſein wüthendes Geſicht, möchte ihn wahrſcheinlich am liebſten erwürgen. Er iſt beſtimmt furchtbar eiferſüchtig! — Ich gönne ihm das Vergnügen."

„Marie," fragt Nora, „bitte ſage mir, wer iſt die Dame, dort auf dem Sopha, in dem wunderhübſchen blaugrauen Kleide, mit dem Diamantenſtern im Haar?"

„Das iſt die Baronin Lideck. Sie iſt nur für kurze Zeit hergekommen. — — Ja, ihre Toilette iſt furchtbar fein. Aus Paris behauptet Dein Vetter Axel, der ſich in ſolchen Dingen auskennt, wie kaum ein zweiter hier. Aber dieſe Gnädigſte gefällt mir garnicht, eine eingebildete, große Dame — greulich."

„Greulich? — nein, das gewiß nicht. Ich finde ſie ſieht ſo ſympathiſch aus, und ſo klug."

„Soll ja auch ſchrecklich klug ſein. Hör nur Deinen Vetter Axel — der iſt ja ganz weg von ihr.

So unpoetiſch der iſt, nächſtens macht er ſicher noch Verſe auf die „entzückende Frau," wie er ſie titulirt!"

Spöttiſch zuckt's um die hübſchen, rothen Lippen. „Uebrigens ſieht es ganz ſo aus, als wolle ihm Graf Rieſen Concurrenz machen. Der ſcheint auch ſchon ganz dem charme zu unterliegen. Da unterhält er ſich ſchon wieder mit ihr. Nur Monſieur Axel macht ein höchſt gekniffenes Geſicht. Geſchieht ihm ganz recht. Es iſt doch unerlaubt einer verheiratheten Frau ſo den Hof zu machen!"

Die Soirée verläuft ungeheuer animirt, es wird mit großem Entrain getanzt — „faſt wie auf dem Familientage in Derbiten, wo wir uns verlobten!“ ſagt Inga Rehburg lächelnd zu ihrem Manne.

Nur einige Herren klagen, daß es im Saal zu heiß und die Pauſen zu kurz, aber da im Uebrigen die Bowle im Rauchzimmer von Meiſterhand gebraut, die Cigarren ausgezeichnet und das Souper den Traditionen des Hauſes entſpricht, ſo iſt ſchließlich Alles zufrieden, und am folgenden Tage heißt es überall in der Stadt:

„Bei den Derbitenſchen Rehburg's war es wieder einmal ſchrecklich nett“ — „ganz allerliebſt“ — „ſo gelungen“ — „es ſind aber auch zu liebenswürdige Menſchen.“

Und Nora!?!

Auch ſie hat getanzt, aber wenig, ſehr wenig und faſt jedes Mal hat ſie auf die Frage: „Haſt Du einen Tänzer zur nächſten Française?“ „Biſt Du zum Cotillon engagirt?“ mit dem demüthigenden „Nein“ antworten müſſen, iſt ihr im letzten Augenblick irgend ein wildfremder Herr zugeführt worden.

Nur eine angenehme Quadrille hat ſie getanzt, mit Heinrich Reckenſtein, den das Farbenband als Rubone vom Polytechnikum kennzeichnet. Blaß und kränklich ſieht er aus, ſein Benehmen iſt beſcheiden, ſeine Verlegenheit noch größer als die ihre und ſo hat ſie den Muth gewonnen, zum Verſuch eine Unterhaltung in Gang zu bringen. Das Reckenſteinſche Haus bot ein ſo nahe liegendes Thema, auch das Schachſpiel, welches ſie früher gern und viel mit Gebhard geſpielt.

Allmählich iſt er aufgethaut und geſprächig geworden, ſo daß Beide innerlich bedauern, nicht zum Cotillon zuſammengekommen zu ſein; doch dieſem Wunſch Ausdruck zu geben wagt keiner von ihnen.

So tanzt Nora dieſen langen Tanz, den Herzenstanz, der gerade deshalb ſich zu einer Quelle ſchönſter

Erinnerungen geſtalten kann, mit einem ihr gänzlich unbekannten, widerſtrebend herangeſchleppten — oh, das fühlt ſich! — älteren Herrn.

Kaum daß ſie bei der Vorſtellung ſo recht ſeinen Namen gehört — blaſirt mit ſeinem Pincenez ſpielend, ſitzt er ihr zur Seite, mit einem unzufriedenen, gelangweilten Geſicht, in dem ſichtbar zu leſen: „Das hat man nun von der Gutmüthigkeit! — ſcheußlich, auf ſolch ein Mauerblümchen hereinzufallen.“ Er giebt ſich auch keine Mühe, ſie zu unterhalten, nur hin und wieder wechſeln ſie nichtsſagende Phraſen und Bemerkungen und Beiden iſt es eine wahre Erlöſung, als endlich alle Bänder-, Troika- und Blumen-Touren abgemacht, der grand rond — a droite — a gauche — chaîne — a une paire — a deux - a quatre — en avent — reculez — plus vite — ronde a quâtre paires — voyagez — grande confusion — die Paare noch einmal durcheinander miſcht — ein letztes „cherchez Vos dames“ die künſtlich herbeigeführte Verwickelung débrouillirt, worauf nach einem kurzen Galopp für dieſes Mal das Tanzvergnügen ein Ende hat.

Im Oſten dämmert es ſchon, als ſie nach Hauſe fahren — Marie die Hände voll Bouquets — Nora nur mit einem Sträußchen, das Heinrich Reckenſtein ihr gebracht.

„Haſt Du Dich nicht amüſirt, Nora? — Du biſt ſo ſtill! — Biſt Du ſehr müde, Schatz?“

„Ja, ich bin das lange Aufbleiben nicht gewöhnt — ich habe ſtarke Kopfſchmerzen,“ giebt Nora kurz zurück.

Schweigend entkleiden ſich die jungen Mädchen.

„Gute Nacht, Norchen,“ — zärtlich umarmt Marie die ſo ſtarr Dreinſehende: —

„Hoffentlich ſchläfſt Du Deine Müdigkeit aus und biſt morgen wieder ganz fix.“

Ja, ſie iſt todtmüde, Nora, von dem ungewohntem Leben, von all den Eindrücken, aber umſonſt ſchließt

ſie die brennenden Lider — ſie kann nicht einſchlafen, quälende Gedanken martern, peinigen ſie und ſie liegt da — mit offenen Augen und ſtarrt zur Lage empor.

Welch herbe Enttäuſchung hat ihr dieſer Abend gebracht! Wie hat ſie ſich auf's Tanzen gefreut, geſtern an dieſer Stelle ſich alles herrlich ausgemalt, und — wie anders iſt es gekommen!! — wie anders! Ein Cotillon mit Hermann Rieſen?!! — jetzt verſpottet ſie ſich ſelbſt — wie lächerlich das zu erwarten! Er hat ſich ihr nicht wieder genähert, ſich nicht weiter um ſie gekümmert. Und wie fremd und verlaſſen hat ſie ſich gefühlt, trotz der vielen Verwandten und trotz Marie's Nähe, die — bei jung und alt wegen ihrer Munterkeit und ihres herzerquickenden Lachens beliebt — von allen Seiten in Anſpruch genommen, nur Momente für ſie gehabt hat. — — — Wie viele höhniſche, ſchmerzende Blicke hat ſie aufgefangen, hat in die Erde ſinken mögen vor Scham über ihr altmodiſches, ſchlechtſitzendes Kleid! — Und endlich dieſe geflüſterte Bemerkung von Ida Walldorf, die ſie aber doch gehört und die ihr wie ein vergiftender Pfeil ins Herz gedrungen.

„Wie antipathiſch iſt doch dieſe Nora Rehburg?“ Und dies Gift ſchleicht durch ihre Adern, wird zu tödtlicher Bitterkeit, zu neidiſcher Frage: „Warum bin ich ſo?“

Und ſie ſchluckt an ihren Thränen, beißt in ihre Kiſſen, um Marie nicht zu wecken, durch das krampfhafte Schluchzen, das ihren Körper erſchüttert.

„Nie wird er mich lieben — nie!!“

* * *

In das Vorzimmer des Reckenſteinſchen Hauſes, wo die jungen Damen ſich zum Ausgehen rüſten, lacht hell die Sonne, webt einen Glorienſchein um Marie und ihre blühende Jugendfriſche, der man keine Spur von Ermüdung nach der durchtanzten Nacht anſehen

kann, zeigt aber auch die dunklen Schatten, welche um Nora's müde, geröthete Augen liegen.

„Alſo Du begleiteſt mich wirklich nicht auf die Bahn?“ fragt Marie, ihre pelzverbrämte Jacke zuknöpfend und die blanken Schlittſchuhe über den Arm werfend.

„Nein, ich muß endlich zu Tante Ina, ſonſt vergeht wieder ein Tag, ohne daß ich hinkomme und Papa hat es mir noch beſonders angeſagt. Du weißt, ſie iſt ſeine Lieblingsſchwägerin, die Wittwe von Onkel Anton, und war früher, als ſie noch in Wenden lebten, ganze Sommer bei uns, mit Erich... “

„Und ihr Sohn Ewald bleibt verſchollen?“

„Ja! es iſt ſchrecklich! Tante leidet namenlos darunter.“

„Wie traurig! — — Auf Wiederſehen, Herzchen — Du findeſt doch den Weg? — Die Straße gerade herunter und dann die zweite Querſtraße links hinauf bis zur Gertrudkirche. Du ſagteſt Nr. *. Ich glaube, es iſt ein graues Haus — jedenfalls ſteht der Name Deiner Tante auf der Thür — „J. von Rehburg,“ ich las ihn letzthin. Komm aber nicht zu ſpät nach Hauſe, wir eſſen heute Punkt fünf Uhr wegen des Theaters und die Gräfin liebt Pünktlichkeit.“

Nora findet leicht das bezeichnete Haus und hat kaum auf den Klingelknopf gedrückt, als drinnen ſchon der Riegel zurückgeſchoben wird. Die Thür öffnet ſich und der Heraustretende, ein junger Herr, ſteht einen Augenblick überraſcht, faßt dann ſchnell und mit einem freudigen „Nora biſt Du es wirklich?“ ihre beiden Hände.

„Wo kommſt Du her? Seit wann biſt Du hier?“

„Erich!?!“ Auch ſie iſt erſtaunt. — „Die Fragen gebe ich Dir zurück, lieber Vetter. Weshalb warſt Du nicht zur Tanzerei bei den Derbitenſchen?“

„Ich bin erſt vorgeſtern Abend aus Dorpat ge-

kommen und wollte Mama nicht allein laſſen. Wenn ich aber gewußt hätte, daß Du da ſein würdeſt....“

„Kann ich Tante ſehen? Wie geht es ihr?“

„Schlecht!“ Ein Schatten fliegt über ſein Geſicht.

Wie ſie ſo neben einander ſtehen, würde man die Beiden für Geſchwiſter halten, ſo unverkennbar iſt die Familienähnlichkeit. Das ſind dieſelben großen, grauen Augen mit dem ernſten Ausdruck, dieſelbe hochgebaute, kluge Stirn, dieſelben prononcirten Linien um Mund und Kinn, nur daß in dem Geſicht des jungen Mädchens als häßlich wirkt, was Erich Rehburg's charaktervollen Zügen den Stempel des Energiſchen, Feſten aufprägt.

„Doch komm herein, Nora, Mamachen wird ſich ſo ſehr freuen Dich zu ſehen. Ich muß leider gleich fort. Doctor W. erwartet mich um dreieinhalb Uhr, aber ich hoffe, wir ſehen uns bald wieder. Vielleicht morgen auf dem Subſcriptionsball? Ich habe Mama verſprechen müſſen hinzugehen. Wart, ich führe Dich noch zu ihr — hier rechts hinein, bitte.“

Eine Portière zurückſchlagend, betritt Nora einen kleinen, einfach möblirten Salon. Dort, in der Nähe des Fenſters, auf einer Couchette, liegt eine zarte Frauengeſtalt und wendet den Eintretenden ihr, von ſchwarzem Spitzentuche umrahmtes, feines, blaſſes Geſicht zu.

Es trägt die Spuren tiefen Leidens, aber wie durchgeiſtigt ſind dieſe welken Züge, welch eine geläuterte Seele ſtrahlt aus dieſen glänzenden Augen.

„Tante!“

„Mamachen, ich bringe Dir einen lieben Gaſt — und nun zum zweiten Mal: adieu!“

Er beugt ſich herab zu der Kranken und küßt ſie zärtlich auf die Stirn.

„Auf Wiederſehn, Couſine“ — mit raſcher Bewegung zieht er Nora's Hand an die Lippen, und die Portière fällt hinter ihm zu.

„Tantchen, liebes Tantchen.“

Nora kniet am Ruhebett und küßt die ſchmalen Hände, die ſo kraftlos auf der Decke liegen. Welche Fortſchritte hat die unerbittliche Krankheit gemacht!

„Norachen, wie hübſch Dich zu ſehen! Wie nett, daß Papa Dich fortgelaſſen. Wie geht es ihm? Immer der Alte? Intereſſirt ſich für Politik und legt Patiencen? Und wie ſieht es ſonſt in Krakenorm aus?“

„Erſt recht nach dem Alten! — Die Tapeten hängen in Fetzen, die Motten haben bald das letzte Krollhaar aufgefreſſen und wenn es Nachts ſtark regnet, ſo ſpannen wir Regenſchirme über unſere Betten und am andern Morgen ziehen wir Galloſchen an, um ins Speiſezimmer zu gelangen.“

Es ſoll ſcherzend klingen, aber nicht zu unterdrückende Bitterkeit grollt in der Stimme.

„Norachen?!“

„Es iſt wirklich ſo, Tante — ich kann es garnicht mehr anſehen, nicht mehr ertragen!“

Und nun folgt eine Beſchreibung des Verfalles, der ſie umgiebt, all der Troſtloſigkeit, in der ſie erſtickt, und ſie ſchließt mit den Worten: „Dabei nichts Vernünftiges zu thun, nichts, was die Gedanken abzieht von dem ſchmerzenden Grübeln. — „Wozu lebt man überhaupt, wenn man ſo leben muß.“ Im Sommer geht es noch an, da habe ich den Wald, aber im Winter — nicht einmal Spazierengehen iſt möglich, Bewegung in freier Luft! Soviel Schnee liegt dieſes Jahr, daß man buchſtäblich bis an den Hals verſinkt, ſobald man ſich auf die Landſtraße wagt und z. B. einer Fuhre ausbiegen muß. Da bleibt man lieber zu Hauſe, und die Tage ſpinnen ſich ab in ihrer grauen Einförmigkeit — ach Tante, das iſt zu gräßlich....“

„Aber Kind, man hat doch ſeine häuslichen Pflichten und ſo vielfache Beſchäftigungen, um den Tag angenehm auszufüllen, ſich Bewegung zu machen und ſich zu zer-

ſtreuen. Ich kenne die Qual der Beſchäftigungsloſigkeit, aber es iſt die aufgezwungene — ich darf nichts, ich kann nichts thun — Du biſt jung, mit geſunden Gliedern, Dich hindert nichts, kannſt Dich in Haus, Hof und Garten tummeln, wo ſich immer etwas Nützliches zu ſchaffen findet."

„Ach, Tantchen, das glaubſt Du, aber die alte Madde giebt die Wirthſchaft nicht aus den Händen — ſie zählt ſchon jede Kartoffel und jedes Stück Zucker, und der alte Gärtner Peter, der ſchon fünfzehn Jahre in Krakenorm ſitzt, läßt ſich auch nicht dreinreden in ſeine alten Practiken. Ich bin überzeugt, daß manches im Garten anders gemacht werden müßte. — Wir haben kein feineres Gemüſe, Blumenkohl und dergleichen, immer nur die einfachſten Küchenkräuter und die einfachſten Blumen — höchſtens ein garſtiges, windſchiefes Rieſenbouquet. Und an Früchten — miggrige Stachel- und Johannisbeeren und ein paar jämmerliche, wurmſtichige Aepfel, aber da ich ſelbſt nichts vom Gartenbau und Obſtzucht verſtehe, ſo habe ich keine Autorität, vermag nichts durchzuſetzen. Auf meine Bemerkungen antwortet Peter ſeelenruhig: „Freileinchen, mißte man mehr Kraft aben, mehr Gartenjungens und mehr Dünger" — oder „Freileinchen, das kann man nicht handers machen — das aben wir früher immer ſo gemacht und war immer gut."

„Ja, Norachen, das kenne ich! Solch alte Leute, die ſich eingeniſtet haben, ſind ſchwer zu verdrängen und gegen ihre vorgefaßten Meinungen iſt kaum etwas auszurichten. Aber Dir bleibt ja noch anderes — Du haſt Deine Muſik und Dein hübſches Zeichentalent. Du machteſt ſo nette Fortſchritte!"

„Ich habe das Zeichnen und Malen längſt aufgegeben, es fehlt bald dies, bald jenes, Papier, Bleiſtifte, Farbe, und ohne Anregung kommt man nicht vom Fleck. Und muſiciren? Wenn das Klavier immer verſtimmt iſt, vergeht einem alle Luſt. Es iſt ja gut, wenn der

Stimmer zwei bis drei Mal jährlich kommt. Früher hörte Papa auch gern zu — jetzt geht er meiſtens fort ſobald ich anfange! — Es erinnert ihn zu ſehr an früher, an Mama — — an Gebhard."

Ihre Stimme bebt in verhaltener Bewegung.

„Ja, Norachen, das iſt gewiß entmuthigend und traurig, aber Dir bleiben immer noch Handarbeiten und der beſte Genuß, die größte Zerſtreuung, Lectüre."

„Ach Tante, alle dieſe Häkeleien und Stickereien kommen mir ſo entſetzlich unnütz vor — für wen? — wozu? — Und Strümpfe ſtricken und Strümpfe nadeln iſt die entſetzlichſte Arbeit, die ich kenne — ſie macht mich dermaßen nervös, daß ich bisweilen nicht mehr ruhig ſitzen kann! Leſen, ja das iſt herrlich, aber Bücher, wo nehme ich ſie her? Hin und wieder bekomme ich eins, aber das iſt ſchnell durchflogen und ſo leſe ich immer nur Papas Zeitungen und Zeitſchriften und die ſind das wahre Gift für mich — ein Spiegel von dem Leben, wie es ſein kann, während ich wie in einem Sumpfe verſinke — immer tiefer, tiefer! — — — Ach Tante, ich halte es nicht länger aus — ich glaube manches Mal, ich werde verrückt."

Als ſeien alle Schleuſen aufgeriſſen, ſo ſtürzt es in abgebrochenen Sätzen über ihre Lippen, überfluthet alle Dämme der Selbſtbeherrſchung, und in wildes Schluchzen ausbrechend, ſchlingt ſie die Arme um die Tante, birgt den Kopf in ihrem Schooße.

„Oh Gebhard, oh Mama, mein einziges Mütterchen, warum mußtet ihr ſterben?!"

Liebkoſend, beruhigend ſtreichelt die weiche Frauenhand den blonden Scheitel:

„Weine Dich aus, Herzchen, weine!" flüſtert Ina Rehburg.

Sie kennt den Segen erlöſender Worte und erlöſender Thränen und ſie läßt Nora ihrem gepreßten Herzen Luft machen, ſprechen von dem unſtillbaren

Schmerz um die geliebten Todten, all der Qual der letzten Jahre, in denen die Marter der Einſamkeit ſich miſcht mit ſchweren Glaubenszweifeln.

„Armes Kind!“ — denkt ſie dabei — „wie Noth that Dir das wachende Mutterherz und bliebſt ſo früh allein. Wie ſchwer wird es Dir Ergebung zu finden.“

Dann, als der junge Körper nicht mehr ſo krampfhaft zuckt, als Nora's Thränen ruhiger fließen, ſagt ſie mit ihrer tiefen, milden Stimme:

„Siehſt Du, Norchen, wir dürfen nicht rechten mit Gottes Gedanken und müſſen unſer Schickſal gläubig, hoffnungsfreudig unſerem Vater im Himmel anvertrauen! Wir dürfen nicht fragen: „warum gerade mir ſolch Leid?“ ſo ſchwer es uns auch fällt, wenn Wolke auf Wolke uns das Lebensglück verdüſtert, wenn Freude nach Freude dahin ſinkt. Wir müſſen es lernen, es empfinden lernen, wie gerade in den Prüfungen Gottes erziehende Liebe uns nahe iſt, dieſe Liebe, die uns immer wieder mahnen will, daß es über dem Glück und der Freude noch etwas Höheres giebt, Sein heiliger Wille, unſere Pflicht.“

Nora richtet ſich empor und heftet die feuchten Augen auf die Lippen, die ſo eindringlich predigen.

„Aber warum lechzt das Herz nach Ausruhen in wolkenloſem Glück, warum träumt man von voller Glückſeligkeit?“

„Das iſt in der Jugend ſo, Kind, da hat man noch ſo thörichte, unklare Begriffe vom Glück. Es iſt wie ein Reſt des Paradieſestraums der Kindheit, wo wir reife Früchte pflücken durften, wo wir keinen Kampf und keine Arbeit kannten — aber der Engel mit dem flammenden Schwerte, das iſt die Erkenntniß, daß Leben Arbeiten iſt, ſäen, um zu ernten. Nie fällt uns das wahre Glück in den Schooß, Nora, nie — wir müſſen es erringen, denn auch Glück iſt Arbeit, Kampf! Arbeit an ſich ſelbſt, Kampf

mit uns ſelbſt, Ringen nach Selbſtvervollkommnung, Selbſtentäußerung, Selbſtvergeſſen. Es iſt die Sehnſucht, die Gott uns in die Seele gelegt hat, uns emporzuringen zu Ihm — es iſt das Streben, die ſeeliſchen Kräfte in uns zu wecken und auszubilden, die uns den Sieg verleihen über all die kleinlichen Regungen des Egoismus, uns helfen unſere Fehler zu überwinden — es iſt der Wunſch unſere Aufgaben hier auf Erden zu erfüllen und darin Befriedigung, Zufriedenheit zu finden. Glücklich ſein iſt kein Lebenszweck, Nora. Wenn man ſchon ſo alt iſt wie Du, da muß man es ſich ſchon klar gemacht haben, wozu man lebt. Unſere Lebensaufgabe iſt glücklich machen, für Andere leben, ſelbſt etwas werden, um Anderen etwas zu ſein. Kennſt Du das ſchöne Dichterwort?

„In unſeren Herzen liegt der Werth der Welt.
Wir zieh'n durch ſie vorüber wie die Sonne;
So hell wir glänzten und ſo warm wir ſtrahlten —
So viel wir Blumen aus der Erde lockten,
So hell, ſo freudevoll war unſer Tag."

Und dieſe Blumen, was ſind ſie anderes, als die Glücksblüthen, die wir für unſere Mitmenſchen pflegen. Eine Sonne in unſerer kleinen Welt, ein Sonnenſtrahl für unſere Umgebung, das zu werden, ſollen wir verſuchen...."

„So wie Marie — ja! wer ſo wäre!! Aber wenn man ſelbſt in tiefem Schatten ſteht, wie ſoll man da Glanz und Licht um ſich verbreiten"

„Sage das nicht, Norchen, damit lullt man ſich nur ein. Das ſind nur Ausreden der geiſtigen Trägheit und man macht ſich damit nur blind für ſich ſelbſt. In Jedem von uns liegen Schätze der Hingabe und Aufopferung, die nur darauf harren, flüſſig gemacht zu werden — ſchlummern reiche Keime zum Guten; man muß ſie nur pflegen und entfalten — man muß nur wollen, wirklich wollen und zu Gott beten,

daß Er auf unſer „Ich will!“ lege Sein „Du kannſt!“

„Aber zum Wollen braucht man Kraft, Tante, und ich bin ſo müde von all dem Kummer, ſo matt und zerſchlagen!....“

„Verſinke nicht in Deinen Kummer,
Verſenke ihn!“ ſagt die Tante ſanft, aber feſt.
Ein tiefes Leid iſt Traum und Schlummer,
Beſtrickt den Sinn.
Wach auf zum Licht! richt auf zum Tage
Dein Angeſicht!
Das Herz iſt ſich die größte Plage,
Das ſich gebricht.
Biſt Du die Sonn', um die die Erde
Sich mühſam dreht —
Ein wahrhaft leidiger Gefährte
Dann mit Dir geht.
Soviel des Guten und des Schönen
Blüht weit und breit,
Laß Dich mit dem Geſchick verſöhnen,
So lang es Zeit.
Füg' Dich dem Ganzen, aufgeſchloſſen
Nimm hin Dein Theil
Und wirke ſtill und unverdroſſen,
Für Anderer Heil.
Wer gern verliert ſein eigenes Leben
In Lieb' und Treu',
Dem wird es tauſendfach gegeben
Und ſtündlich neu.
Drum friſch hinein und laß Dich tragen
Von Lebensfluth!
Es gilt ein leichtes, muth'ges Wagen
Um's höchſte Gut.“

„Um's höchſte Gut — das, Nora, iſt eine freie Seele, die ſich nicht niederbeugen — ein ſtarker Wille, der ſich nicht entmuthigen läßt, und wir ſollen uns

mahnen laſſen alles zu thun, um dieſe Verinnerlichung, dieſe Vergeiſtigung in uns zur Herrſchaft zu bringen."

„Ich finde das Gedicht ſo wunderſchön, Tante. Bitte, erlaube mir es abzuſchreiben."

„Thue das, Kind, und noch beſſer, lerne es auswendig, und auch andere, jemehr, deſto beſſer. Und bald wirſt Du es fühlen, welch eine Hilfe, welch einen Troſt für dunkle, einſame Stunden wir in der Poeſie finden können. Da ertönt es plötzlich in uns wie eine Feundesſtimme, weckend, mahnend, beſchwichtigend, erbauend, was große Geiſter gedacht und empfunden, was große Menſchen gefühlt haben, Menſchen, die Schwingen hatten, um ſich emporzuheben über das irdiſche Leid und die den Schmerz der eigenen Bruſt ausklingen laſſen konnten zur Linderung für ſich ſelbſt, zur Erhebung für Andere. Gieb mir mal das Buch her, Nora, dort auf dem Schreibtiſch, rechts, in ſchwarzem Lebereinbande und höre, was Geibel am Schluß ſeines ſchönen, wahren Gedichts „Ach Du fliehſt vergebens, was Dich härmt und kränkt, Keinem wird des Lebens bittrer Zoll geſchenkt" — ſo herrlich kurz ausſpricht. Das iſt es, was wir alle brauchen für des Lebens Kampf „Muth, der ſturmentgegen neuen Pfad ſich bahnt, Demuth, die den Segen auch in Trübſal ahnt." Der neue Pfad, das iſt, ſich wegkehren von dem Alten, wo man nicht weiter kam, weil man nur ſich ſelbſt zum Ziele hatte, das iſt demüthig den Lebensweg gehen, den Gott uns vorzeichnet, das iſt muthig die Pflicht thun, die Er uns auferlegt. Und die Pflicht, gerade die Erfüllung unſerer Pflichten, auch der unſcheinbaren, ſie iſt die große Tröſterin, welche uns über das eigene kleine Leid hinweghilft. — Kennſt Du das Gedicht von dem holländiſchen Dichter Geneſtet, — „der beſte Freund?"

„Nein, Tante."

„Dann laſſe es mich Dir noch vorleſen."

„Frau von Rehburg blättert in der Gedichtſammlung, die Nora ihr vorhin gereicht und in vollendetem Vortrag kommt es von ihren Lippen.

„Ich hab' einen Freund mit Eiſenhand —
Mit feſtem ſtrengen Blick,
Mit Rechtsgefühl und mit Verſtand
Regiert er mein Geſchick.
Sein Wort, ſein Wille iſt Geſetz,
Sein Winken iſt Gebot,
Wie ſüß ich mich am Nichtsthun letz',
Er führt zu Kampf und Noth.
Er zwingt mich ſtark zu ſein und ſtill
Beim Leid der müden Bruſt;
Sagt „Arbeit", wenn ich raſten will,
Wenn ich nicht kann: „Du mußt!
Da bringt er nach dem Kampf die Ruh'!
Ich weiß, wie treu er's meint —
Er iſt mein Joch, mein Troſt dazu,
Mein Kreuz und doch mein Freund.
Denn folg' ich ihm, dann iſt mein Loos
Voll Frieden und voll Licht;
Er ſtimmt mein Herz ſo frei, ſo groß,
Wie iſt ſein Name? Pflicht!"

In übernatürlichem Glanze, in flammender Begeiſterung leuchten die großen Augen der Kranken und Nora ſchaut zu ihr auf und muß an das ſchöne Bodenhauſenſche Bild denken, „der Glaube", das ſie geſtern an einem Schaufenſter geſehen und das ihr ſolch tiefen Eindruck gemacht hat. Ja, das iſt die ruhige Zuverſicht des gottergebenen Sinnes, der vorwärts ſchreitet, das Kreuz feſt auf die Bruſt gepreßt, unentwegt auch auf ſteiniger Straße, auch wenn Gott im Sturm daherfährt und die Wogen des Lebensmeeres hoch aufbrauſen und mit Vernichtung drohen.

Ach, zu ſein wie die Tante! eine gläubige Chriſtin in des Wortes wahrer Bedeutung — und plötzlich über-

kommt es Nora, wie klein doch ihr Kummer ſei, im Vergleich zu dem ſchweren Schickſal, das dieſe zarte Frau ſo heldenmüthig getragen. Wie mit zermalmenden Rädern iſt es über dies Leben dahingegangen! Nicht nur körperliche Leiden, jahrelanges Siechthum — wieviel ſeeliſche Qual, wieviel Herzensweh hat ſie erduldet. Früh Wittwe geworden, hat ſie von vier Kindern zwei Töchter in raſcher Folge verloren und der älteſte Sohn, ihr Lieblingskind, iſt, nachdem er ſich durch ſeinen Leichtſinn im Lande ſo gut wie unmöglich gemacht, ſeit vielen Jahren verſchollen, gilt als todt, und nur die Mutter giebt die Hoffnung auf ſeine Wiederkehr nicht auf! Die Deckung ſeiner Schulden verſchlang den größten Theil ihres Vermögens, und ihr Erbgut, an dem ſie mit ganzer Seele hing, wurde verkauft, ging in fremde Hände über, und ſie mußte in einem kleinen Landſtädtchen ein einfaches, durch Sparſamkeitsrückſichten beengtes Leben führen. Jetzt haben ſich ihre Verhältniſſe etwas gebeſſert und ſie lebt in Riga, wo ihr Sohn Erich, der in Dorpat Medicin ſtudirt hat, ſich als Arzt etabliren will.

Er iſt ihre Freude und ihr Stolz, doch auch um ihn ſchlägt bang das Mutterherz, denn es liegt wie ein Schatten auf ſeinem Gemüth, der Schatten, den Sorge auf dies frühgereifte Kind geworfen und der ſo häufig die Augen des entwickelten, hochbegabten Mannes als düſtere Stimmung verdunkelt, ähnlich dem mahnenden Vorwurf an das Verhängniß, der in Nora fragt: „Warum mußten wir ſo leiden? gerade wir?“

„Liebes Tantchen, ſchlug es wirklich ſchon halbfünf? — da muß ich ja fort...“

„Aber Du kommſt bald wieder, Norachen? ja? Vielleicht haſt Du Sonntag ein freies Stündchen, Abends zum Thee, dann erzählſt Du mir auch vom Balle, ob Du Dich gut amüſirt haſt.“

„Gewiß, ich komme ſo gern, es iſt ſo ſchön bei

Dir! Wenn ich häufiger, wenn ich immer bei Dir ſein könnte, Jemand hätte, der bisweilen ſo zu mir ſpricht, wie Du heute, der weckt, was Mama zu pflanzen geſucht hatte an Gottvertrauen, an Glaubensmuth! Wenn ich ruhig bin, dann glaube ich ja, daß Gott alles zum Beſten leitet, daß auch ſeine ſchweren Fügungen uns zum Heile gereichen, aber wenn meine Gedanken in Aufruhr gerathen, die Zweifel erwachen, alle Zuverſicht ſchwindet, dann kämpfe ich ſo ſchwer, und habe Niemand, der mir hilft, der mich ſchilt und doch verſteht."

„Und wenn Du ganz allein biſt, Nora, wenn alles wankt und alles ſchwindet, dann haſt Du noch immer das Gebet — Nora, vergiß das nie! Beten aus Herzensgrund, das iſt Gott ſuchen, bis wir Seine Nähe ſpüren — das iſt Ihn anrufen, bis Er uns ſegnet, bis wir in der Einheit mit Ihm Frieden gefunden, und die Glaubensanker ſo tief, ſo tief ausgeworfen haben, daß kein Schickſalsſturm mehr die gläubige Seele ſchrecken kann — ſelbſt über dem dunklen Thal des Todes ein lichter Stern in die ewige Seligkeit weiſt."

* * *

Die Räume des Schützenhauſes erſtrahlen im Lichterglanz, und manch ein Neugieriger hat ſich auf die Veranda gedrängt, deren Fenſter aber nur in den Salon mit den Theetiſchen blicken laſſen. Einen beſſeren Beobachtungspoſten ergiebt die Gallerie im großen Saal und die dort Verſammelten — durch eine oder die andere Urſache daran gehindert, den Ball mitzumachen — ſchauen mit geſpannter Neugier, kritiſchen Blicken und Bemerkungen hinab auf das ſich unten entfaltende, buntfarbige Bild.

Immer mehr füllt ſich der Saal. Begrüßungen tauſchend, plaudernd, lachend und ſcherzend wogt eine geputzte Geſellſchaft durcheinander und in all das Geräuſch, und Gewirr tönt das Stimmen der Inſtrumente,

weckt unter all dieſen roſa, weißen, blauen Toiletten hochklopfende Erwartungsfreude, prickelnde Tanzluſt. Viele von den jungen Mädchen, die sorties de bal noch auf den entblößten Schultern, gehen Arm in Arm, mit dem Fächer ſpielend und leiſe mit einander flüſternd auf und ab. Die Mamas, in ſchwarzen, grauen, braunen Seidenkleidern, Spitzenbarben oder Federn auf dem Kopf, nehmen auf den, rings um den Saal laufenden rothen Bänken Platz — die Herren, wenn ſie nicht gleich in dem anſtoßendem Rauchzimmer geſtrandet ſind, ſtehen meiſt in Gruppen herum, die Damenwelt muſternd oder mit einander converſirend. In der Thür, die aus den Damenſalons in den Saal führt, lehnt Rieſen. Den Claque unter dem Arm, iſt er im Begriff, die perlgrauen Handſchuhe über die Finger zu ſtreifen — da klopft ihm Jemand freundſchaftlich auf die Schulter.

„Guten Abend, lieber Rieſen!“ — Sich umwendend begrüßt er ehrerbietig den Grafen Reckenſtein, der die Soirée bei den Derbitenſchen nicht mitgemacht.

„Sie waren ſo lange in Riga nicht zu ſehen?“

„Ja, ins Ausland, womöglich bis nach China reiſen, das können ſie, die muſterhaften Landwirthe, aber ſie auf ein paar Tage aus ihren Höhlen locken, das gelingt ſchwer,“ meint Axel, der, in der Nähe ſtehend, herantritt.

„Nette Höhle!“ ſchmunzelt die alte Excellenz „mit echten perſiſchen Teppichen, Marmorſtatuen und Aiwaſowſkyſchen Bildern! Man erzählt ſich fabelhafte Dinge von Ihrer Einrichtung, junger Mann — reines Hohenſchwangau — was?“

„Und von Ihrem Garten hört man auch Wunder!“ ergänzt Landrath Rehburg, der mit Erwin Troſtberg ſich zu den Dreien geſellt, — „Obſthäuſer, werſtelange Spaliere, Erdbeeren im März, Artiſchocken im December und noch allerlei Herrlichkeiten....“

„Ja, ſo begreife ich noch einigermaßen das Landleben,“ unterbricht Axel den Onkel, „aber was man ſonſt

davon hat, ſich abwechſelnd über zuviel Sonne oder zuviel Regen oder ſonſt etwas Unabänderliches zu ärgern — mit Aufwand aller ſeiner Geiſteskräfte zu beobachten, ob die Gerſte aufgekommen, wie der Hafer wächſt, ob der Klee gut ſteht, wieviel Druſch der Roggen ergiebt und ob die Kartoffeln viel Stärkemehl enthalten das iſt mir ſchleierhaft. Mir iſt es von jeher unverſtändlich geblieben, wie man ſich für alle dieſe Gewächſe ſo eifrig intereſſiren kann."

„Nun, ich denke, Du haſt eine Zeitlang doch auch Landwirthſchaft ſtudiren wollen," bemerkt der Landrath.

„Ich bitte Dich, Onkel Eberhard, was ſtudirt man nicht alles und ſieht erſt nachher, daß es eitel vergeudete Zeit war, und daß nur Eines ſich des Studiums verlohnte, nämlich: wie man ſich in dieſer kurzen Daſeinsfriſt am Beſten amüſirt. — Man lebt ja nur einmal."

„Na, höre, das ſind aber ſchöne Grundſätze," lacht der Onkel. „Und ſolch einem Windbeutel wird dereinſt ein Vater ſeine Tochter anvertrauen! — Gut, daß meine Beiden ſchon verſorgt ſind, aber ich werde doch nöthigenfalls an geeigneter Stelle warnen müſſen."

„Windbeutel?!" wiederholt Axel komiſch gekränkt, „das iſt, ſoviel ich weiß, ein Kuchen, und nicht ein ernſter Aſſeſſor eines hochlöblichen Rigaſchen Landgerichts."

Unterdeſſen hat ſich Erwin Troſtberg an Rieſen gewandt. „Wir wurden neulich bei den Derbitenſchen unterbrochen, als wir anfingen von Ihrer neuerbauten Brennerei zu ſprechen. Sie ſagten, Sie hätten die innere Einrichtung aus Nisky bezogen — ſind Sie zufrieden geſtellt?"

„Außerordentlich."

„Und worin beſtehen die Verbeſſerungen? wie hoch belaufen ſich ungefähr die Koſten, wenn eine Production von ungefähr 2 Millionen Grad in Ausſicht....."

„Um's Himmelswillen, ſo laßt doch einmal die landwirthſchaftlichen Redereien," fährt Axel dazwiſchen. „Schon wieder Brennerei, Spiritus, und von dort bis zur Maiſche, Brache, Ochſenmaſt iſt nur ein Schritt — — — — ah! die Reckenſteinſchen Damen!"

Er eilt den Eintretenden entgegen. Wie ein, in ſchwarzen Sammet gewickeltes, Kugelchen hängt die kleine Gräfin an ſeinem Arm, während er ſie durch den Saal führt, und mit lebhaftem Nicken ihres federngeſchmückten Kopfes begrüßt ſie rechts und links ihre Bekannten. Die jungen Mädchen folgen.

Nora in Blau mit blauen Winden im Haar, Marie reizend in ihrem blaßroſa Kleide. Wo ſie paſſiren, folgen Blicke und Bemerkungen.

„Das iſt ja Nora Rehburg, die mit Marie Theren geht! Wie elend ſie ausſieht!"

„Wirklich, allerliebſte Erſcheinung, dieſe Marie Theren, ſo ſympathiſch und welch eine geſchmackvolle Toilette!" äußert eine corpulente Mama.

„Ja, die Gräfin verſteht es, ihre Pflegebefohlenen zu wählen und ſie ins rechte Licht zu ſetzen — darum gehen ſie auch ab, wie friſche Kümmelkuchen," erwidert etwas ſpitz eine andere Mama, die ſolches von ihren drei Töchtern nicht ſagen kann, braven, aber armen und häßlichen Mädchen, denen böſe Zungen den Spitznamen „die drei Grazien" angehängt haben.

„Der junge Rehburg ſoll Marie Theren ſtark die Cour machen. Er hat in letzter Zeit ſchon drei Cotillons mit ihr getanzt."

„Und vorgeſtern hat er ſie zum Souper und zu einer Extrafrançaiſe engagirt," miſcht ſich noch eine Mama in das Geſpräch. „Ich hörte es ſelbſt."

„Himmelchen, wem hat Axel Rehburg nicht ſchon den Hof gemacht, ohne daß etwas dabei herauskam," ſagt wieder die erſte Mama, deren Tochter Axel in Dorpat eifrig gehuldigt hat — „ſolch ein Schmetterling,

heute die, morgen die. Der amüſirt ſich rechts und links und denkt ſich nichts dabei.“

„Ah,“ die Baronin Lideck — welch pompöſe Toilette!“

Alle Blicke wenden ſich zur Eingangsthür, in deren Rahmen die junge Frau erſcheint.

Sammt, in ſatten, dunklen Tönen ſchimmernder, ſchwerer Sammt ſchmiegt ſich um die ebenmäßige, vollerblühte Geſtalt, folgt ihr in ſchwerer, faltiger Schleppe. Nur ein paar zarte La France-Roſen, in denen Brillanten als Thautropfen glitzern, zieren den tiefen Ausſchnitt der Taille, aus deren reichem Federnbeſatz die Schultern in alabaſterner Weiße hervorſchimmern. Edelſteine funkeln in den roſigen Ohren, ſchlingen ſich um den runden Nacken und in dem hochgekämmten, prachtvollen Haar liegt ein Diadem aus Diamanten und Rubinen, krönt das ſtolzgetragene Köpfchen.

„Bonsoir, mon cousin,“ — Rieſen iſt ihr entgegengeeilt. „Wo ſind die dames patronesses? Ich bin etwas kurzſichtig.“

„Dort, auf der anderen Seite des Saales ſitzen die Gräfin Reckenſtein und die Landräthin Walldorf und unter den Colonnen ſteht die Landräthin Rehburg. Darf ich Sie hinüberführen?“

Er reicht ihr den Arm und ſie durchqueren den Saal. Rieſen gehört nicht zu den eitlen Menſchen, aber es bleibt immer ein angenehmes Gefühl, der Cavalier der anerkannt glänzendſten Erſcheinung eines Ballſaales zu ſein, bewundernde Blicke aufzufangen, ſich bemerkt zu fühlen. Und ſie bilden ein ſchönes, ſtolzes Paar, dieſe Beiden, vom Schickſal verwöhnten, auf den Höhen des Lebens wandelnden Menſchen, und wie von einem Nimbus umſtrahlt, dem Nimbus, den Schönheit, Reichthum, Eleganz und Vornehmheit webt, erſcheinen ſie Nora, als ſie vorüberſchreiten. Plötzlich zuckt ſie zuſammen — Brocken einer halblaut geführten Unterhaltung ſchlagen an ihr Ohr.

„Iſt es wahr?“ fragt eine Stimme, die ihr unbekannt, „daß Rieſen ſein Herz in Italien gelaſſen hat?“

„Nein, das glaube ich nicht, aber merkwürdig iſt es wohl, daß er nicht heirathet. Wenn einer die Möglichkeit hat nur nach Gefallen zu wählen, ſo iſt er es und vor einem Jahre glaubte ich....“

Von der kleinen Gallerie, wo die Muſik placirt iſt, fluthet ein wiegender, verlockender Straußſcher Walzer herab — das Geſpräch neben ihr verſtummt — hier und dort wird engagirt und die Paare wirbeln durcheinander.

„Allergnädigſte von Theren, je Vous fais mon compliment! Welch hübſche Toilette — die Allerhübſcheſte!“ ſetzt er mit einem vielſagenden Rundblick hinzu.

„Mir machen Sie Complimente, Herr von Rehburg — das iſt das Neueſte. Gewiß haben Sie ſich auch nur in der Adreſſe geirrt — ich bin ja nicht die entzückende Baronin.“

„Wie gut Ihnen das Spotten ſteht, faſt ebenſo gut wie das Roſa.“

Sie tanzen fort. Nora ſieht ihnen nach.

„Wie vergnügt ſie Beide ausſehen! Wahrlich, wäre nicht Neid die häßlichſte der Sünden, man könnte ſie beneiden.“

„Couſine, einen Walzer?“ Rieſen verbeugt ſich vor der Baronin Lideck — „A trois temps?“

„Gerne!“ — — — Wie gut Sie tanzen, Vetter, das merkt man ſo recht in dem großen Saal.“

„Darf ich das Compliment zurückgeben?“

„Gewiß, es iſt nur angenehm zu hören, aber nicht wahr? Nur dann iſt tanzen ein wirkliches Vergnügen, wenn man viel Raum dazu hat. Beim Schlittſchuhlaufen iſt das übrigens auch ſo. Wie ſchade, daß die Bahn des Gouvernements-Gymnaſium ſo klein iſt.“

„Nora, bitte!“

„Ah, Erich, guten Abend. Wie ſchön, daß Du gekommen — unter Larven doch eine fühlende Bruſt.“

Seine leidenſchaftlichen Augen leuchten auf.

„Darf ich um den Cotillon bitten?“

Einen Augenblick zögert ſie — wenn Rieſen doch?....

Unſinn — der denkt doch nicht daran.

„Danke, Erich!“

„Du fühlſt Dich hier fremd?“

„Ja ſehr! Es iſt doch merkwürdig, man ſehnt ſich nach Menſchen, verzehrt ſich in dem Wunſche nach buntem, geſelligen Leben, und iſt man mitten drin, fühlt man ſich verrathen und verkauft und möchte ſich am Liebſten verkriechen.“

„Das iſt garnicht ſo merkwürdig, Nora. Es erklärt ſich leicht damit, daß wir hier zu Lande faſt immer nur Umgang mit Verwandten oder wenigſtens ſehr guten Bekannten haben, und ſelten, faſt nie, mit Fremden in Berührung treten. Wo ſoll uns da die Uebung kommen, um auch im Verkehr mit wildfremden Perſonen den leichten Geſprächston zu beherrſchen, ungezwungen in Haltung und Weſen zu ſein. Auf Reiſen lernt man das am Raſcheſten....“

„Reiſen! — — ja, wer das könnte,“ ſagt Nora bitter.

„Hat Mama Dir erzählt, daß ich in nächſter Zeit...“

Er wird mitten im Satz unterbrochen.

„Sieh da! der junge Doctor — ich gratulire, Erich. Haſt ja brillant promovirt, wie ich höre, und was für Abſichten haſt Du jetzt?“

Heinrich Reckenſtein, der ſich vor ihr verbeugt und ſie in die Reihe der Tanzenden führt, verhindert Nora des Vetters Antwort auf Onkel Eberhard's Frage zu vernehmen.

Zwei Françaiſen ſind ſchon abgetanzt — jetzt, nach einer längeren Pauſe, ertönt die laute, fortreißende Melodie des polniſchen Nationaltanzes, und bald er-

zittert die Diele unter der mit Feuer und Leidenſchaft getanzten Mazurka.

Rieſen hat während des Abends Nora noch keinmal engagirt. Er muß ſich ſo vielen Damen vorſtellen laſſen, hat ſo viele Verpflichtungen, aber ſo faßt ſie es nicht auf:

„Will er nicht mit mir tanzen?“ denkt ſie, während ſie an einen Thürpfoſten gelehnt, hineinblickt in das Gewühl der tanzenden Paare.

Da kommt Rieſen daher mit Inga Rehburg — jetzt Werner mit Marie — Erich mit Thilde — ſelbſt der ungeſchickte Baron Treuenberg ſtapft mit kühnen Schritten, die alles andere als ein Mazurkapas — kühn vorbei, Ida Walldorf an der Hand führend.

Wie die Wangen glühen, die Augen blitzen, die Geſichter ſtrahlen.

Wie ſie ſich amüſiren die Beliebten, die Gefeierten, die Umſchwärmten, ſich hingeben können dem Vergnügen, ſo ohne Nachgeſchmack, ganz aufgehend in den Genuß des Augenblicks!!

Und ſie?! — So ſterbenstraurig iſt ihr heute zu Muth! Wieder iſt es dies unſagbar trübe Gefühl der Vereinſamung, dieſe grenzenloſe Wehmuth, die mit Weinen kämpft. Iſt es wirklich nur, weil ſie ſo wenig tanzt, oft unbeachtet lange in einer Ecke ſitzt — oder iſt der Grund ein anderer? Iſt es die Erkenntniß, daß ſie bloß träumt Schwingen zu haben, die hinwegtragen, ohne ſie regen zu können, wenn es darauf ankommt heiter und lebensfroh, gaukelnd wie ein Falter von Freude zu Freude zu flattern — leichten Sinnes und ohne zu grübeln den Becher der Luſt an die Lippen zu ſetzen. Iſt ihre Seele ſo krank, daß laute Fröhlichkeit nur ſchmerzt, und das Herz ſo erſtarrt, daß es im Strudel der Geſelligkeit aufthaut, nicht zu einem Lächeln, ſondern zu Thränen. Oder hatte die Tante recht? — braucht die Seele etwas Beſſeres als Luſt und Genuß?

Die Muſik iſt in eine Polka übergegangen — Axel engagirt die Baronin Lideck.

„Wo darf ich Sie abſetzen?“

„Bitte dort, in der Nähe der Ausgangsthür. Da ſteht eine junge Dame, die mich intereſſirt. Sie wurde mir vorhin flüchtig vorgeſtellt und ich möchte ſie in ein Geſpräch ziehen. Schade, daß die untere Hälfte des Geſichts ſolch harte Linien hat, aber welche Augen — in dieſen dunklen Tiefen liegt eine Welt. — Ach, da tanzt ſie gerade fort!“

„Sie meinen meine Couſine Nora — aus der werden Sie nichts herausbekommen, gnädige Frau, die ſchweigt in allen Sprachen!“

„Wieviel Sprachen verſtehen Sie, Herr von Rehburg?“ fragt die ſchöne Frau, lächelnd zu ihm aufſehend.

„Deutſch, lettiſch, ruſſiſch, franzöſiſch, engliſch — allenfalls ſieben, wenn man etwas Eſtniſch und ein paar italieniſche Brocken dazu rechnet.“

„Sieben — wirklich eine reſpectable Zahl, aber das Volapük der Geiſter, die Seelenſprache, iſt wohl nicht darunter — was halten Sie von der? Glauben Sie mir,“ ſetzt ſie ernſter werdend hinzu „in ſolchen verſchloſſenen Mädchennaturen liegen oft ungeahnte Schätze, die ungenutzt zu Grunde gehen, weil man ſie nicht hebt, weil man die Zauberſprache des Verſtändniſſes nicht ſpricht, vor welcher die geheimnißvollen Riegel ſpringen, und ſolche Augen, wie die ihrer Couſine Nora, erwecken in mir immer den Wunſch, tiefer einzudringen in die Seele, die wohl verſchüchtert, aber bisweilen aufblitzend aus ihnen ſtrahlt —.“

„Sie ſind eine große Menſchenkennerin, gnädige Frau?“

Je me pique de l'être. Wenn man in Nord und Süd, in Oſt und Weſt geweſen iſt, den Aſiaten mit dem Europäer verglichen, und Menſchen und Dinge von ver-

ſchiedenen Seiten beobachtet hat, da erhält man eine gewiſſe Intuition bei der Beurtheilung der Charactere, den Blitzblick der geſpannten Seele nennt es Lavater. Kennen Sie ſein Buch über Phyſiognomik?“

„Entſchieden zu hoch für mich,“ denkt Axel — „Doch wir können in einer Pauſe weiterplaudern — ich entziehe Sie dem Vergnügen und Ihren Pflichten. So, ich werde mich im Nebenzimmer etwas ausruhen.“

Sie läßt ſich auf ein Sopha niederſinken.

„Ah Excellenz, Sie haben ſich auch in die Kühle geflüchtet — ſetzen Sie ſich hierher! — ich habe Ihnen etwas Intereſſantes zu erzählen. Mein Mann ſchreibt mir heute aus Petersburg, daß M. Miniſter wird — ſeine Ernennung ſoll nur eine Frage von Tagen ſein.“

* * *

Marie tanzt die dritte Françaiſe mit Axel und amüſirt ſich „himmliſch“ über die „urkomiſchen“ Bemerkungen, mit denen ihr Partner kaum Jemand im Saale verſchont. An dieſem hat er die Manieren, an jenen das Kleid, die Naſe oder ſonſt etwas nur ihm Auffallendes zu kritiſiren, und obgleich er ſtark übertreibt, immer ſind ſeine Ausfälle ſo treffend und amüſant, daß Marie aus dem Lachen nicht herauskommt.

„Sehen Sie bloß, Fräulein von Theren, das Stillleben da in der Ecke! — Die kommen Beide vom Lande und haben gewiß unterwegs die Sprache verloren. Ha, ha, ha, und Treuenberg's Frack — — — den hat er ſicherlich bei ſeinen Alterthumsforſchungen ausgegraben.“ — —

„Hören Sie auf, Herr von Rehburg, ich kann nicht mehr lachen!“

„Lachen iſt äußerſt geſund!“ Sein luſtiger Blick trifft befriedigt den ihren, als er fortfährt:

„Und dort dies ertrunkene Huhn....“

„Aber was heißt das nun wieder?“

„Gerechter Strohſack! — wie kann man zum Tanzen Schuhe aus ſchwarzem Prünell — ſo heißt es ja wohl? — anziehen, und dann ein grünes Kleid, wenn man ſchon einen grünen Teint und grüne Haare hat....“

„Blond iſt doch nicht....“

„Nun ja ſo blond, daß ſie wie ein unreifes Weizenfeld ausſehen. Und da, der gute Edo Meyern ſpringt umher, wie ein verrücktes Heupferd und macht ein verzweifeltes Geſicht, weil er ſeine Dame kaum vom Fleck bringt. Sie glauben nicht, was es für eine Mühe gekoſtet hat, Herren für die drei Grazien zu ſchaffen. Alle Tänzer hatten ſich förmlich verkrochen, und ich mußte ſie mit Gewalt an den Rockſchößen zu dieſem Frohndienſt heranzerren — — —.“

„Das finde ich nun aber wirklich ſehr wenig nett von den Herren — arme Mädchen! Hübſch ſind ſie freilich nicht....“

„Sancta Filbunka nein! wirklich nicht hübſch — mit den Naſen, ſpitzen Zähnen und waſſerblauen Augen....“

„Aber es ſind liebe, herzensgute Mädchen,“ vertheidigt Marie warm „voll ernſter Intereſſen und tüchtiger Eigenſchaften.“

„Ja, ſehr tüchtig, aber dann ſollten ſie doch dieſe Tüchtigkeit lieber zu Hauſe glänzen laſſen, als Ballſäle zu erſchrecken. Die Fundamente erzittern ja, wenn ſie aufmarſchieren — an den Wagen, der ſie bringt, ſpannt man immer noch ein Hilfspferd an....“

„Wenn Sie jetzt nicht aufhören, Herr von Rehburg, werde ich böſe. Glauben Sie, daß häßliche, zu dick gerathene Menſchen nicht auch Tanz und Toilette, Glanz und Geſelligkeit lieben.“ Unwillig, verweiſend, ſieht ſie ihn an.

„Nicht ungnädig werden,“ flüſtert er mit flehendem Ton, ſeine hübſchen, bittenden Augen tief in die ihren tauchend, „*ich kann das nicht ertragen!*“

Aber ihn ſtrafend anblickend, denn es macht ſie

wirklich traurig und unzufrieden, wenn er ſo leichtfertig urtheilt, fährt Marie energiſch fort:

„Ja, ſchämen Sie ſich, ſo herzlos zu reden — ſo oberflächlich zu ſein und....“

„Herzlos? ich“ — Fräulein von Theren?! „nein, ein bißchen Schmetterling nur....“ vertheidigt er ſich. „Nun, ein bißchen ſehr.“

Unmuthig zuckt ſie mit den hübſchen Schultern, die ſo ſchneeig aus dem tüllbeſetzten Ausſchnitt der Toilette auftauchen, und über die ſich ihr Tänzer beugt, als er in vielſagendem Tone leiſer fortfährt:

„Und das iſt nun einmal ſeine Natur, zu Diſteln und Dornen fliegt er nicht gerne, die überläßt er anderen — er findet ja Beſſeres.“

Wie vorhin bei der Begrüßung ſtreift ein feurig bewundernder Blick ihre liebliche Erſcheinung. Sie möchte ihn zornig anſehen, aber ſie kann dem ſprechenden Blick der dunklen Männeraugen nicht widerſtehen und ſie kann ihm nicht lange und ernſtlich zürnen. Ach, es iſt doch ſo nett, gut auszuſehen und dem zu gefallen, auf deſſen Urtheil und Geſchmack es uns am meiſten ankommt!

„Ich mache mich nicht beſſer als ich bin,“ fährt er fort — „ja, es iſt wahr, ich ſuche, ich brauche ein gefälliges Aeußere, gute Manieren, geſchmackvolle Toiletten, aber iſt es denn ſo ſchlimm, ſolches zu verlangen? Hübſch oder häßlich zu ſein, hängt nicht von uns ab, gewiß, aber ſoviel in ihren Kräften ſteht, thun, um ſich nett, anziehend zu machen, das kann und ſoll ein jedes junges Mädchen. Ohne boshaft zu ſein, Fräulein Marie“ — ſie erzittert leicht, denn nach Jahren nennt er ſie zum erſten Mal wieder bei ihrem Vornamen — „ſehen Sie Nora an. Das Kleid iſt ja nicht ſo ſchlimm und ſteht ihr entſchieden beſſer, als neulich das weiße, zu dem ihr Teint paßte, wie.... — laſſen wir den Vergleich lieber ungeſagt, ſonſt bekomme ich am Ende

wieder Schelte von Ihnen — aber nehmen wir die Friſur, konnten Sie Nora, in freundſchaftlicher Ueberredung nicht veranlaſſen, ſich anders zu coiffiren."

„Ich habe es verſucht, aber ſie war nicht zu bewegen."

„Natürlich, ſo ſind unſere eigenſinnigen jungen Landfräuleins mit ihren Begriffen von Anſtändigkeit, ihrer Entrüſtung über jede neue Mode.

Wenn zum Beiſpiel die Jetzige eine wellig, hoch aufgekämmte Ballfriſur mit Löckchen, die weich nach vorne fallen, verlangt — eine Friſur, die für lange Geſichter und hohe Stirne ſicher kleidſamer iſt, als nach hinter geriſſene, glatt geſtrichene Haare — ſo ſagen ſie „pfui, nein! die Mode iſt dumm, das tragen wir beſtimmt nicht! Großmama hat das Haar anders getragen, folglich bleiben wir auch dabei, wenn es uns auch zehn Mal häßlicher macht — wir wollen, wir brauchen ja Keinem zu gefallen." Und ſo laufen ſie lieber häßlich herum, als daß ſie in den Ruf kämen, ſie machten ſich für ihre Mitmenſchen hübſch. — „Fürchterlich," „ſchrecklich," — das wäre ja Coquetterie und coquett ſein, o Grauen, o Entſetzen! — lieber ſterben! Ich finde es lächerlich, albern, ſo zu ſtehen. Etwas auf ſein Aeußeres geben, vortheilhaft ausſehen, das iſt Pflicht der jungen Mädchen — dieſe Blumen, die das Schickſal in unſeren Lebensgarten ſtellt, damit ihr holder Anblick uns entzücke, uns berauſche...."

„Ich glaube wirklich, Sie werden poetiſch, Herr von Rehburg...."

„Das iſt, weil ich die Nähe einer Roſe ſpüre, einer ſe ohne Dornen," ſagt er leiſer hinzu.

Marie erröthet, aber fährt tapfer fort: „Sie hren heute eine bilderreiche Sprache — ſo kenne ich e noch garnicht...."

„Das iſt es eben, Sie kennen mich noch garcht," ſagt er mit Betonung, und wie ſchon zu

wiederholten Malen im Laufe dieſes Abends blitzt hinter ſeiner heiteren Art und Weiſe etwas anderes auf.

Marie's Erröthen wird tiefer und ein ſüß ängſtliches, aber doch beſeligendes Glücksgefühl ſchwellt ihr die Bruſt.

„O Gott, wäre es möglich, daß er....“

„Grand rond!“ commandirt Rieſen, der mit Inga Rehburg tanzt. Sie hat ſich in der Ehe zu voller Frauenſchöne entwickelt und feſſelt den Blick durch den Ausdruck glücklicher Zufriedenheit in den blauen Augen.

„Ach dieſer unſchlaue Rieſenbär!“ murrt Axel. „Jetzt macht er ſchon Schluß. Es war aber auch mehr als thöricht von mir, ihm gerade dieſe Monſtre-Quadrille zum Anführen zu überlaſſen, ich hätte ſie verlängert! — Aber was meinen Sie, Fräulein Marie, ſtatt die wilde Jagd der Endtouren mitzumachen, ſollen wir nicht auf die Gallerie hinauf? Es iſt ein hübſcher Anblick von oben gerade auf dieſe letzten Touren herabzuſehen.

„Ach ja, ich wollte ſchon vorhin hinauf, um die Ecken's zu begrüßen, die ihrer Trauer wegen nicht unten ſein können.“

Als die Souperpauſe eintritt, bittet Nora die Gräfin um Erlaubniß im Damenzimmer bleiben zu dürfen, ſie habe Kopfweh, möchte nichts genießen, und wolle lieber im Kühlen ruhig auf der Couchette liegen.

„Aber, liebes Kind, eine Taſſe Bouillon würde Ihnen gewiß nur gut thun.“

„So komme doch mit,“ überredet auch Marie, „es wird ja „ſchrecklich“ luſtig ſein. Axel Rehburg und Graf Rieſen haben ſchon einen Tiſch belegt — Thilde und die Derbitenſchen ſitzen auch mit uns....“

„Nein, bitte, laß mich hier,“ beharrt Nora, aber als Alle weggegangen, es ſtill geworden um ſie her, da überkommt ſie doch das Bedauern ſich nicht den Anderen angeſchloſſen zu haben und ſie ſchilt ſich launiſch,

660850

albern, thöricht. Das bißchen Kopfweh — als ob ſie nicht häufig viel ärgere Schmerzen überwunden, ohne viel Weſens daraus zu machen — eine unnütze Wichtigthuerei, weiter nichts, und jetzt iſt ſie die Beſtrafte. Wenigſtens hätte ſie ihn ſprechen gehört, die klangvolle Stimme und das gutmüthige, etwas breite Lachen, das ſie ſo liebt.

„Oh, ich Thörin!“ Aber jetzt, ganz allein, in dem Nebenraume erſcheinen, wo das Reſtaurant des Schützenhauſes ſeinen Eßſaal hat — ſich durch die verſchiedenen Tiſche durchwinden, bis ſie den Richtigen gefunden — nein, dazu hat ſie nicht den Muth, würde ſich auch ſchämen, entſetzlich ſchämen, ſo wetterwendiſch zu ſein. Und ſo bleibt ſie, wo ſie iſt, überläßt ſich ihren Gedanken, und wieder überkommt ſie das troſtloſe, bittere Gefühl des Verlaſſenſeins, des Unbeachtetſeins. — Nein, ſie paßt nicht hinein in dieſe Kreiſe, in eine Geſellſchaft fröhlicher, harmloſer Menſchen, aber nicht nur, weil ſie ſo ſtill und gedrückt, ſo ernſt — zu ernſt — zu ſchwerfällig, ſondern auch — weil — weil — ſie zu häßlich iſt!!....

Man iſt ja ganz freundlich zu ihr, beſonders die Tanten und die Onkel, aber dies abweiſend Kalte, das den Häßlichen gegenüber auch der beſte, gütigſte Menſch nicht immer ganz unterdrücken kann — ſie hat es, mit wehem Gefühl, auch heute wieder mehrere Mal empfunden.

„Bin ich denn ſo häßlich, ſo abſtoßend?“ denkt ſie, und aufſpringend ſtellt ſie ſich vor den großen Stehſpiegel, muſtert ſich lange mit prüfendem Blick. Langſam füllen ſich ihre Augen mit Thränen, und wie durch einen Nebel ſieht ſie den ſchmerzlich verächtlichen Ausdruck der herb aufgeworfenen Lippen. Wie plump und eckig iſt ihre Figur — wie ſchlecht ſitzt das Kleid, das zwar von der Rigaſchen Schneiderin nach Möglichkeit modernisirt, trotzdem ſeine Herkunft aus der Werkſtatt

einer landſchen Näherin nicht verleugnen kann. Und ihre Arme — ſo roth, der Hals zu gebräunt, der Teint ſo blaßgrau. — — —

„So antipathiſch,“ hat Ida Walldorf geſagt!! — Antipathiſch, unſympathiſch, das iſt es! viel ſchlimmer als häßlich — reizlos und unſcheinbar, und darum wendet man ſich von ihr ab.

„Ich ſagte es ja Tante Ina, ich bin eine Eule, ein Nachtvogel und ich gehöre in die Dunkelheit, in eine Ecke, wo man mich nicht ſieht, nicht bemerkt.“

Immer mehr verbohrt ſie ſich in dieſe ſchmerzenden Gedanken und ſchlägt die Hände vor's Geſicht. Heiß quellen die Thränen empor — ihr iſt, als erſticke ſie daran! — — Jetzt weinen?! — nein — nein — nur das nicht! Faſſung, und ſie haucht in ihr Taſchentuch, drückt es gegen die Augen.

Und ſie bezwingt die Bewegung, aber ihr iſt, als ginge etwas entzwei in ihr — läge kalt und ſchwer in ihrer Bruſt.

Marie's fröhliche Stimme weckt ſie aus ihrer Verſunkenheit.

„Hör, ſchläfſt Du?“

„Denke nicht dran!“ fährt Nora auf.

„Sei doch nicht gleich ſo ſtachelig, Fräulein Empfindlichkeit,“ ſagt Marie mit einem Kuß.

„Es war wirklich ſchade, daß Du nicht mitgekommen warſt. Ich ſage Dir, es war „ſchrecklich“ luſtig. Axel und Rieſen neckten ſich und erzählten die unglaublichſten Geſchichten aus ihrer Studentenzeit! Wir haben uns ganz krank gelacht und kamen vor Lachen garnicht zum Eſſen. Willſt Du wirklich nichts genießen? eine Birne? eine Taſſe Thee?“

„Nein!“

„Schatz, was iſt Dir?“

„Nichts.“

* * *

Die Paare ordnen ſich zum Cotillon.

Im Herrenzimmer rauchen die Tänzer ihre Cigaretten zu Ende, rekeln ſich faul auf den Sophas, oder umſtehen die Kartentiſche — einige tauſchen trübſinnige Betrachtungen aus, über die Unterhaltungsmühen, denen ſie entgegengehen.

„Da gelobe ich mir die gemüthlichen ſtummen Damen, bei denen man ruhig ſitzen bleiben kann, die man nur zu halten, nicht zu unterhalten braucht — pique dame, die Tochter der Havanna und die veuve Cliquot," meint der dicke Nix von Dohmen, gemüthlich die Karten miſchend. — Da ſtürzt Rieſen herein.

„Meine Herren, bitte, beeilen ſie ſich — es ſoll gleich losgehen — die Meiſten ſitzen ſchon." Suchend ſchweift ſein Blick umher.

„Aha, Sie ſuchen wohl noch Tänzer für ein paar Mauerblümchen — umſonſt! Axel war ſchon da, hat uns alle abgefragt, wir ſind aber Alle verſagt — und hier Hans Weiden hat ſich vor fünf Minuten den Fuß verſtaucht, wie er behauptet. Vielleicht können Sie ihn kuriren."

Alles lacht.

„Lachen Sie nicht, meine Herren," ſtöhnt der Genannte, „ich habe mir „ganz wirklich" den Fuß verkikſt, vorhin, beim Herunterkommen von der Gallerie — wollte während der dritten Française von oben zuſehen. Habe übrigens manches Intereſſante beobachtet — fixer Junge, der Axel! — Aber ſtehen Sie doch nicht mit ſo traurigem Geſicht da, Rieſen, ſchleppen Sie doch lieber mit Ihren Rieſenkräften den Nix fort. — Du wirſt ſo wie ſo alle fünf Minuten dicker," wendet ſich der Sprecher an Dohmen, „es wird Dir überaus zuträglich ſein, eine der Grazien zu wirbeln. So eine gute Motion."

„Ach, laßt doch die dummen Witze. Sehr bequem ſo einen anderen vorzuſchubſen. Als ob es ein Vergnügen iſt, ſich mit Sitzengebliebenen zu ledern."

„Nun warum verſorgſt Du Dich nicht rechtzeitig, Du unverbeſſerlicher Faulpelz?“

„Wer andere eine Grube gräbt, fällt ſelbſt hinein!“ citirt einer.

„Das iſt eine alte Gerechtigkeit,“ ſummt ein anderer die Walzermelodie aus dem Mikado.

„Wirklich, meine Herren,“ ſagt Rieſen ernſt, „ich hoffe, daß noch nicht alle Ritterlichkeit unter uns erſtorben iſt. Ich kann nicht mit zwei Damen tanzen, aber ich kann auch nicht zulaſſen, daß junge Damen ſitzen bleiben. Troſtberg. Sie ſind erſt paar Jahre verheirathet, ſpielen Sie doch nicht den Großpapa — opfern Sie ſich.“

„Schon gut, Rieſen, ich komme — der Robber iſt ſowieſo aus — aber dann ſorgen Sie auch dafür, daß der Cotillon nicht zu lange dauert, ſonſt bleibt einem factiſch nichts mehr zu thun übrig, als anzuſprechen, und da ich das nicht mehr kann....“

„Und da ich das dieſes Mal jedenfalls nicht will,“ fällt Nix Dohmen ein, „abgemacht, Rieſen, wenn Sie das gleich hier beſchwören, die Quälerei nicht länger als fünfzehn Minuten dauern zu laſſen, dann gehe ich auch mit, ich armer Gekaperter. Scheußlich, gerade jetzt fing ich an, beſſere Karten zu bekommen! Sorgt nur dafür, daß ich einen Tropfen Champagner vorfinde, wenn ich nach den überſtandenen Strapazen lebendig zurückkomme.“

Im Damenzimmer würden die Herren auch manches, für ihre Eitelkeit nicht gerade ſchmeichelhafte Urtheil anhören können, und hier wie dort fragt ſich der unbefangene Zuhörer verwundert, wozu man denn eigentlich Bälle veranſtaltet oder richtiger, warum ſie überhaupt von denen beſucht werden, welche es nur mit Ankeu und Stöhnen thun. Uebrigens giebt es auch ſolche, die, friſche, volle, unblaſirte Jugendluſt zur Schau tragend, ſich ganz der Freude am Tanzen hingeben, eitel Wonne, Entzücken, Bewunderung ſind — ſolche, für

die jeder Ball den Kranz der Erinnerungen um eine leuchtende Blüthe bereichert.

Zu diesen gehört Marie. Ihr ist heute Abend, als trügen sie Wolken, als habe sie Schwingen. Um sie und in ihr nur Glanz und Schimmer. So schön war es noch nie!!....

Sie steht vor dem Spiegel und läßt sich das Haar fester stecken.

„Sieh bloß, wie der ungeschickte Reckenstein meine arme Schleppe zertrampelt hat....“

„Ja, und mir hat der gute Ernst, mit seinen Sporen den ganzen Besatz abgerissen.“

„Au, mein Fuß,“ jammert es von der Couchette, „mein Schuh drückt so gräßlich.“

„Wai, wie bin ich schläfrig, und nun muß man sich noch einen ganzen Cotillon durchquälen.“

„Nein, wie man aussieht, roth wie ein Krebs.“

„Oh, diese abscheulichen Schneiderinnen — da muß ich schon zum sechsten Male herkommen, um mir die Schleifen fester nähen zu lassen....“

„Mit wem tanzest Du?“

„Ach, mit diesem gräßlichen....“

„Und ich armer Wurm mit diesem urlangweiligen —.“

Lachend meint Marie:

„Wißt Ihr, wenn man Euch so sprechen hört, sollte man wirklich denken, ein Ball sei eine Sträflingsarbeit zu der man gezwungen wird.“

„Ich finde das Tanzen ganz witzlos, aber Mama will nicht, daß Ella allein geht!“ erwidert schnippisch Elsa Weiden, die kichernd und Gloſſen machend, mit Ida Walldorf in einer Ecke steht, und Letztere setzt hinzu, spöttisch boshaft:

„Man hat ja auch nicht immer die amüsantesten Cavaliere — es tanzt eben nicht Jede die längsten Tänze immer mit Axel Rehburg.“

Marie erröthet leicht, aber erwidert unbefangen:

„Ich tanze auch nicht immer mit Axel Rehburg, z. B. jetzt, den Cotillon mit Baron Treuenberg.“

„Ach, ſchrecklich!“ — „Nein, wie gräßlich!“ rufen mehrere Stimmen.

„Na, da habt Ihr's, den belegt Ihr auch mit ſolchen Epithetas, und ich, im Gegentheil, finde ihn ganz nett. Ein bischen unbeholfen und linkiſch, nun ja — aber was kann er dafür, armer Menſch! — und das Pulver würde er nicht erfinden, trotzdem unterhält man ſich immer ſehr angenehm mit ihm. Er liebt das Theater, ich auch — ſpielt paſſionirt Tennis, ich auch! Alles intereſſirt ihn, beſonders die Alterthumskunde — wir haben im Sommer vier alte Gräber entdeckt und reiche Ausbeute gehabt — das giebt endloſen Geſprächsſtoff .... ah, da ſteht er ſchon und wartet. — — — — Ich komme!“ und mit freundlichem Scherzwort nimmt ſie den Arm von Baron Treuenberg, der ſich mit ſeinem etwas albernen Lächeln vor ihr verneigt.

Indem er ſie auf ihren Platz geleitet kommen ſie an Nora und Erich vorbei, die ſchon in der Nähe der Thüre placirt ſind, und im Vorübergehen wirft Marie lächelnd den Beiden einen grüßenden Blick zu.

„Wie iſt ſie ſympathiſch, Deine Freundin Marie, und welche Lebensfreudigkeit lacht aus ihrem Weſen.“

„Ja, ſie iſt ein herziges Geſchöpf,“ ſagt Nora warm, „und ein ſo glücklicher Charakter. Oft beneide ich ſie um die Fähigkeit, das Leben immer von der leichten Seite zu nehmen, ohne unnützes Sorgen und falſches Zagen in den Tag hinein zu leben — ich wollte, ich wäre wie ſie. Aber man macht ſich nicht um, iſt ſo oder ſo — — Lerche oder Eule.“

„Nein, Nora, da irrſt Du. Das iſt eine falſche Auffaſſung, denn ſie ſchließt die Entwickelungsfähigkeit, die Herausbildung all der Gaben und Eigenſchaften, die in uns liegen, aus. Langſam ändert ſich der Charakter jedes Einzelnen durch die Erfahrungen, durch die Ge-

ſchicke, den Einfluß der Menſchen, mit denen er in Berührung kommt — durch die Bücher, die er lieſt, durch alles, was er ſieht und erlebt, und von uns ſelbſt hängt es ab — zum großen Theil wenigſtens — welchen Nutzen wir aus den Lehren ziehen, die das Leben uns giebt, welchen Weg wir einſchlagen.

Gewiß, über die Grenzen unſeres Ich's, unſerer Individualität *können* wir, *ſollen* wir nicht hinausſtreben, weil dieſe *falſche Unzufriedenheit* mit ſich ſelbſt eine große Gefahr birgt — haltlos macht und innerlich zerfahren. Aber der Eigenart unſerer Perſönlichkeit ſollen wir gerecht werden, und wir ſollen wuchern mit dem Pfund, das uns anvertraut ſtatt es zu ſchmähen — niemals ſagen: „Ich bin nun mal ſo — ich kann nicht anders werden.“ Das iſt meiſt nur verſteckter Hochmuth.“

Jetzt iſt Nora doch ſehr zufrieden, daß ſie den Cotillon mit Erich tanzt. Sie hat ſolch Vertrauen zu ihm, von jeher verſtanden ſie ſich gut. Auch er liebt mehr, als oberflächliche Redensarten über alltägliche Dinge — Geſpräche, die in die Tiefe führen, die beleuchten was da ruht, oft kaum bewußt. Auch er genießt einen Austauſch der Meinungen, welcher geiſtig fördert, weil er ſchlummernde Gedankenkeime weckt und entwickelt. Mit Rieſen hätte ſie gefürchtet, ihm mit ihrer Unterhaltungsart langweilig zu erſcheinen, mit dem Vetter, in dem ſie gewohnt iſt faſt einen Bruder zu ſehen, hat ſie ſolch ſicheres Gefühl und kann ſich erlauben zu reden oder zu ſchweigen, wie es ihr gerade paßt.

„Weißt Du, Nora, daß ich die Abſicht habe, bald ins Ausland zu reiſen?“

„Du? Jetzt? Warum? — Tante ſagte geſtern nichts davon!“

„Weil es ſich erſt geſtern nach der Beſprechung mit Doctor W. entſchieden hat.“

Mit geſpannt forſchendem Blick ſeiner ausdrucksvollen Augen beugt er ſich zu ihr, aber kein Schreck, kein Bedauern, nur theilnehmendes Intereſſe liegt in ihrem Geſicht, als ſie es ihm voll zuwendet.

„Und Tante Ina? Wie kannſt Du Dich entſchließen ſie wieder allein zu laſſen, jetzt, wo ſie Dich nach den langen Studienjahren endlich in ihrer Nähe haben ſollte?“

„Ja, für meine arme Mutter wird es ſchwer ſein,“ erwidert er ernſt, „doch gerade ihretwegen unternehme ich dieſe Studienreiſe. Für ihr Leiden giebt es eine neue Behandlungsweiſe, und die will ich in Paris kennen lernen. Du fragteſt vorhin, ob noch Hoffnung auf Geneſung, auf Beſſerung vorhanden ſei? — Leider wenig, denn wir haben viel koſtbare Zeit verloren. Aber es muß noch alles verſucht werden, was in menſchlichen Kräften ſteht. Für meinen Entſchluß war ſchließlich auch dieſes ausſchlaggebend — ich vertraue ſie ſo guten Händen an. Ihre bisherige, erprobte Pflegerin muß uns leider im April verlaſſen. Da hat ſich Thilde freundlich angeboten bei ihr zu bleiben und für den Sommer mit ihr an den Strand zu ziehen. Wir haben es heute morgen ſo beſprochen. Sie ſagt, ſie habe es ſich zur Lebensaufgabe erwählt alte, liebe Tanten zu pflegen — iſt ein braves Mädchen, Thilde. Die hat mehr als einen wunderhübſchen Kopf — ein gutes Herz.“

„Siehſt Du's endlich?“ möchte Nora ſagen.

„Oh, warum darf ich Dir nicht die Augen öffnen und Dir zeigen, daß dies Herz ganz Dir gehört, daß Du an Deinem Lebensglück vorbeigehſt — Du blinder Thor!“ — aber ſie beſtätigt nur:

„Ja, ſie vereinigt Vieles. Und wie reizend ſie ausſieht — ein wahres Bild. Man kann ſich garnicht ſatt ſehen. Entzückend ſteht ihr das weiße Kleid, und wie ſie tanzt, ſo leicht, ſo ruhig dahingleitend.“

„Ja,“ erwidert Erich zerſtreut und blickt kaum in die betreffende Richtung.

Wenn Nora wüßte, wie gleichgültig ihm im Grunde dieſe berückende Schönheit, wie kalt es ihn läßt, dies tadelloſe Profil und dies wundervolle Augenpaar, weil er nur Sinn hat für das blaſſe Geſicht neben ihm, und die ungraciöſe Geſtalt mit den brüsken Geſten, der kurzangebundenen Art, ihn mehr anzieht — hundert Mal mehr Reiz für ihn hat, als das liebliche Mädchen, das eben wieder im Arm eines Tänzers an ihnen vorüberſchwebt. —

Soll er es ihr ſagen? — daß er ſie liebt, ſo lange ſchon! Immer hat es ihn mächtig hingezogen, mit ſtarker Sympathie, zu dem jungen, ernſten Weſen mit den traurigen Augen, der kummervollen Seele, der ſeinen ſo ähnlich, ſo tief verwandt. Die Erinnerung, das Gedenken an ſie, die ſo ſchwer trug an dem Verluſt des einzigen Bruders, hat ihn geleitet während all der letzten Jahre.

„Wie muß ſie lieben können!!“ — hat er ſich oft geſagt und ſich ausgemalt, wie er vor ſie hintreten würde mit der Frage, ob ſie ſein heißgeliebtes Glück ſein wolle? Und wenn ſie „Ja“ geſagt, wie wollte er mit ſeiner ſtarken, zärtlichen Liebe alle Schatten verſcheuchen, damit ſie in ſeinen Armen geſunde, aus krankhaft grübleriſchen Sinnen und Träumen erwachend, zu thätigem Leben — zu ſtärkender Pflichterfüllung in Liebe. Und ſeitdem er ſie wiedergeſehen, ſo plötzlich und unerwartet — ſeitdem ſeine Mutter ihm erzählt, wie ſchwer und wie verdunkelt ihr Leben, wie verdüſtert ihre Seele, da hat es ihn gepackt mit unbezwinglicher Sehnſucht, in auflodernder Leidenſchaft, ſie herauszuretten aus den Verhältniſſen, in denen ſie leidet, aus dieſer Umgebung, in der ſie verkümmert. Er iſt ja ſelbſtändig, aber — — — was er ihr bieten kann, iſt auch nur eine enge Sphäre — er kann ſie auch nur verpflanzen in einen Boden, dem ihren gleich, wenigſtens was die äußeren Umſtände betrifft. Vermögenslos hat

er ihr nur ſeine innige Liebe zu bieten, und doch, iſt Liebe, die auf Händen trägt, die das Glück des Andern zu Zweck und Ziel erwählt, nicht tauſend Mal mehr werth als Reichthum? — Liebe, treue, wahre Liebe, wiegt die nicht alles auf?

„Soll ich es ihr ſagen, oder ſoll ich ihr ſchreiben?“ Wie hat er ſich alle Worte zurecht gelegt in der ſchlafloſen Nacht, aber jetzt, wo die Gelegenheit ſich bietet, wo die Minuten rinnen, unbenutzt — jetzt ſchnürt ihm die Furcht vor der Abweiſung athemraubend die Bruſt — doch noch lieber dieſe Qual der Ungewißheit, als das nie wieder auszumerzende „Nein“ aus ihrem Munde.

Während dieſe Gedanken ſich in ſeinem fiebernden Hirn regen, das Blut in ſeinen Schläfen hämmert und er nach Faſſung ringt, hat Nora ſchweigend neben ihm geſeſſen. Ihre Blicke ſchweifen über den Saal und die in einer Muſikpauſe lebhafter plaudernde Geſellſchaft, haften länger auf einem Paare, das ihnen ſchräg gegenüberſitzt — Rieſen und die Baronin Lideck. Sie ſind in animirter Converſation. Offenbar lebhaft angeregt, mit dem Ausdruck ungetheilter Aufmerkſamkeit beugt ſich Rieſen zu der jungen Frau nieder, die ſo eindringlich auf ihn einredet. Jetzt wirft er ſich lachend in ſeinen Stuhl zurück und fächelt ſich mit dem koſtbaren Fächer aus roſa Straußenfedern, den er ſeiner Tänzerin entliehen. Wie er ſich amüſirt! — und wie ſchön ſie iſt! Geiſtſprühend blitzen die dunklen Augen — ſo fein lächelt der Mund! Und wie weich und anmuthig, lebhaft und doch gehalten ſind die Bewegungen, die Geſten. Wie er ſich amüſirt! — ein Stich geht Nora durchs Herz. Ja, ſo müßte ſie ſein, ſo ausſehen, ſeine Frau — vornehm, imponirend, ihm ebenbürtig. — —

„Was bin ich dagegen?“ denkt ſie ſchmerzlich — „nicht viel beſſer als ein adliges Bauermädchen!“

„Nora?!“

So verſunken war ſie in das Anſchauen, ſo ſelbſtvergeſſen, daß ſie erſchrickt, als Erich ſo unvermittelt ihren Namen ruft. Welch angſtvolle Mahnung, welch heißer Klang vibrirt in ſeiner Stimme. Fragend wendet ſie ſich ihm zu. Wie ſeine Augen ſich in die ihren bohren, als wollten ſie auf den Grund ihrer Seele ſchauen.

„Nora, woran dachteſt Du eben?“ Ein aufſteigender Verdacht hat ihm, wie eine eiskalte Hand ans Herz gegriffen — „warum haſt Du...“

„Bitte, Couſine!“ Axel ſteht vor ihnen, Marie an der Hand führend.

„Laß uns ſchnell etwas Hübſches ausdenken, Norchen,“ ſagt Letztere „zwei Gegenſätze, weißt Du, ſo wie Stadt und Land, ſo wie...“

„Kaffee und Thee!“ ſchlägt Axel vor.

„Ach, wie gräßlich — Eßwaaren! Oh, ich hab's — Tanz und Tennis. Du biſt Tanz, Nora, denn ich glaube, Du haſt noch nie ein Racket in Händen gehabt.“

„Zu wem ſollen wir?“ fragt Axel. „Ah, zu Rieſen. Höchſte Zeit, ſein allzu eifriges Flirten zu unterbrechen.“

„Ob ich jetzt mit ihm tanzen werde, durch Zufalls Fügung,“ denkt Nora, während ſie die paar Schritte machen.

„Tanz oder Tennis.“

„Tennis!“ wählt Rieſen und tanzt mit Marie fort.

„Natürlich!“ denkt Nora bitter — „ſo mußte es kommen! Alſo keinmal — denn ein Bouquet wird er mir doch nicht bringen — — — und ich ihm keine Schleife!“ beſchließt ſie im aufbäumenden Stolz.

„Um unſer unterbrochenes Geſpräch wieder aufzunehmen, Couſine,“ ſagt Rieſen auf ſeinen Platz zurückkehrend: „Wirklich, ich glaube, Sie beurtheilen Axel zu ſtreng, etwas zu hart.“

„Ich hatte anfangs eine beſſere Meinung von ihm, und es thut einem immer leid, ſich getäuſcht zu haben; meiner Anſicht nach giebt es aber nichts Traurigeres als ſolche oberflächliche Urtheile.“

„Etwas oberflächlich iſt er vielleicht wohl, aber ein ſo großes Unrecht iſt es doch nicht, wenn man ſoviel Gewicht legt auf ein anmuthendes Aeußere.“

„Und bemerken Sie nicht, welche Gefahr darin liegt, wie es der erſte, aber ſichere Schritt iſt zu einer troſtloſen Lebensrichtung, zu der, welche den Schein über das Sein ſtellt, welche ſich blenden läßt durch äußeren Schimmer und für das, was die wahren Güter des Lebens ausmacht, alle die inneren Schätze des Gemüths, die Kräfte des Geiſtes und der Seele, die richtige Werthſchätzung verliert? Man gewöhnt ſich allmählich daran das Gute nicht zu achten, wenn es uns in unſchöner Form naht — das Edle nicht zu erkennen, weil es in häßlicher Hülle ſich verbirgt, das Tiefe nicht zu ſuchen, weil man ihm nachſpüren muß, und erſt ſpäter, oft zu ſpät, da begreift man es, daß man ſein Leben verdorben, weil man zu viel Gewicht gelegt hat auf leere Nichtigkeiten, auf eine Mode, auf eine Friſur, den Schnitt eines Kleides. Das gebe ich Ihnen ja zu, ganz verachten ſollen wir auch das Aeußere nicht — nur ſollen reine Aeußerlichkeiten nie Macht über uns gewinnen, wir ſollen ſie nie zu Wegweiſern und Führern unſerer Urtheile und Anſchauungen machen, und wir müßten über kleinlichen Eitelkeitsfragen ſtehen, wenn es darauf ankommt uns von Menſchen zu entfernen oder ihnen näher zu treten.“

Hermann hat aufmerkſam zugehört. Ihn feſſelt das Geſpräch in hohem Maaße und er bedauert, daß der Cotillon zu Ende geht.

Da werden ſchon die Stühle mit den Bouquets, die mit Schleifen beſteckten Kiſſen hereingetragen und Axel eilt herbei.

„Bitte, Rieſen, austanzen!“

Als die Reihe an Nora und Erich kommt und ſie eine rothe Schleife gewählt, blickt ſie um ſich und zögert noch einen Augenblick. — — —

„Soll ich nicht doch zu?!.... Nein, gewiß nicht!“ beſchließt ſie trotzig und wendet ſich zu Heinrich Reckenſtein, deſſen Frackaufſchlag noch ungeziert und der vor Freude erröthet, als ſie ihm die Auszeichnung überreicht.

Nach dem Cotillon ſind viele fortgefahren — der Saal lichtet ſich.

Eine der **dames patronesses** ruft Axel heran.

„Es iſt vier Uhr — bitte, führen Sie den Ball zu Ende.“

Ein Wink hinauf zu dem Dirigenten des Orcheſters und ſie fluthen herab, die wilden, ſchwermüthigen Klänge des Brahmsſchen Czardas.

Wieder ſteht Nora an den Thürpfoſten gelehnt! — Die Paare drehen ſich in raſenden Kehrausgalopp vor ihren müden Augen — ihr Kopf ſchmerzt — die Luft iſt ſo ſchwer und heiß — — aufgewirbelter Staub und erſterbender Blumenduft miſcht ſich darein.

Der Ball geht zu Ende — der Ball, auf den ſie ſich gefreut, ſo unvernünftig gefreut, von dem ſie ſoviel erwartet — und er hat nicht ein einziges Mal mit ihr getanzt, nicht ein einziges Mal!! — — —

Ein Wehgefühl zuckt empor in ihrem Herzen — ein Schwindel erfaßt ſie, wie ein Nebel legt es ſich vor ihre Augen! — Und plötzlich iſt alles verſunken, verlöſcht um ſie her, als ſei es nicht geweſen — ſie iſt wieder zu Hauſe — in Krakenorm! — In dem dumpfen, rauchigen Zimmer ſitzt ſie an der trüben Lampe — wieder heult der Sturm ſein erregendes Lied und die alte Uhr tickt raſtlos, eintönig: „Wozu — wo — zu?“ dieſe Zweifelsfrage der Lebensmüden! — — — —

„Fräulein Nora, darf ich bitten?“

Entgeiſtert blickt ſie auf — Rieſen ſteht vor ihr.

„Danke, ich kann nicht," will ſie ſagen, „mir iſt ſo ſchwindlich!" — aber er hat ſie ſchon mit ſtarkem Arm umfaßt — — und es überkommt ſie ein ſo ſüß ſchmerzliches Gefühl des Geborgenſeins.

Zwei Mal fliegen ſie durch den Saal! Wie prachtvoll er tanzt — ſo feſt und ſicher auftretend und ſo gewandt.

Auch er ſagt ſich: „Garnicht ſo ſchwer, wie ich dachte, aber wie ihre Hand zittert!" Er blickt herab auf das tief erglühte Geſicht — dem ſeinen ſo nah. „Wie ſie ihrer Mutter gleicht!" und ihn überkommt die Erinnerung an die bleiche, ſchmerzgebeugte Frau, die ſich zu Gebhards Beerdigung auf ſeinen Arm ſtützte.

Wie mütterlich gütig war ſie ſtets geweſen gegen ihn, dem Frühverwaiſten; wie angenehm und nett waren die Zeiten, welche er unter dem einfachen Dach ihres Hauſes verlebt, und plötzlich erwacht der Wunſch in ihm, von Krakenorm zu hören und von vergangenen Tagen zu reden.

„Fräulein Nora — darf ich um das Souper bitten? übermorgen, oder eigentlich ſchon morgen, bei den Reckenſteins."

Ueberraſcht ſchaut ſie empor — „Sapriſti — wirklich, was für Augen" — fährt es ihm durch den Sinn.

„Danke!" ſtammelt ſie verwirrt, und als er ſie auf ihren Platz gebracht, ſinkt ſie athemlos, erzitternd auf einen Stuhl.

„Er hat mich engagirt! — voraus engagirt — er mich? Wie iſt das gekommen! Zum Souper? Aber das iſt ja garnicht möglich!"

„Nicht wahr, der verſteht's — ach, er tanzt „einfach himmliſch, Graf Rieſen!" ſagt Marie herbeieilend, „aber nun müſſen wir aufhören, eben ließ die Gräfin mir ſagen, wir ſollten uns jetzt hübſch artig abkühlen. — — Nein, nein! wir dürfen nicht mehr," wehrt ſie ab, als Axel Treuenberg und ein paar andere Herren

nicht ablaſſen und flehen: „Nur noch ein Mal herum — gnädiges Fräulein.“ „Seien Sie nicht ſo hartherzig, Edle von Theren.“ „Bitte, Marie, mir als Vetter wirſt Du doch nicht „Nein“ ſagen.“ —

„Ja, Dir als Vetter und Ihnen als Nichtvetter ſei es geſagt, wir ſollen nicht mehr tanzen, die Gräfin iſt müde. Komm, Nora, wir wollen uns hier auf's Sopha ſetzen, und noch etwas Apfelſinenkompot eſſen.“

Willenlos, wie träumend, läßt ſich Nora in's Nebenzimmer führen. Sie hört nur mit halbem Ohr, ſie hat nur einen Gedanken — Hermann Rieſen hat ſie vorausengagirt und zum Souper! — zu einem Unterhaltungstanz, denn das Bißchen Walzer nachher zählt doch kaum. Aber das iſt ja ſchrecklich! was wird ſie mit ihm reden, ihm erzählen? Oh, ſie fühlt es ſchon jetzt — dumm, langweilig, unintereſſant wird ſie ſein und einen ganz ungünſtigen Eindruck machen.

„Nun, haben ſich die Fräuleins gut amüſirt?“ läßt ſich die Stimme des Grafen Reckenſtein vernehmen — „und vernünftig abgekühlt? — können wir fahren?“

„O ja, gewiß!“

„Aber gut eintunteln.“

Die Herren ſind dabei behilflich.

Axel hüllt Marie ganz beſonders ſorgſam in ihren weißen Pelz, und aus der Umrahmnng des lockigen Fells, des leichten Tuchs, das ſie um den Kopf geſchlungen, lacht ihr roſiges Geſichtchen, ſtrahlen die weichen Rehaugen ihn dankbar und glücklich an.

„Bitte, Herr von Rehburg — meinen Fächer, ich habe ihn dort auf dem Tiſchchen vergeſſen. Danke! — und meine Bouquets?“

„Hier ſind ſie — ein ganzer „Weſums.“*)

„Und nun adieu, und auf Wiederſehen.“

„Ja, auf Wiederſehen!“ Tief tauchen ſeine

*) Eine volle Fuhre.

feurigen Augen in die ihren. — „Sie kommen doch morgen, das heißt heute Nachmittag, auf die Schlittſchuhbahn? Ich habe ja blos Sonntags mehr Zeit.“

„Vielleicht!“ ſagt ſie ſchelmiſch lächelnd.

„Nein — beſtimmt! — Verſprechen Sie es, ſonſt laſſe ich dieſe kleine Hand nicht los...“ flüſtert er heiß.

„Nun gut — — — beſtimmt!....“

Als Antwort drückt er einen langen Kuß auf den hellen Handſchuh.

„Marie, wo bleibſt Du?“

„Ich komme, ich komme.“ Leichtfüßig eilt ſie den Vorausgegangenen nach.

* * *

Eng umſchlungen, wie das ſo Art der jungen Mädchen, wenn ſie ſich „ſchrecklich liebhaben,“ ſitzen Marie und Nora auf dem Plauderſophachen in ihrem Zimmer und ſchwatzen über den geſtrigen Abend, über den luſtigen Nachmittag auf dem Eiſe.

„Es war doch zu amüſant, als wir die lange Kette machten, Ida Walldorf zu früh losließ und wir alle in den Schnee flogen,“ lacht Marie: „ich kenne nichts Herrlicheres als Schlittſchuhlaufen!“

„Vor fünf Minuten ſagteſt Du dasſelbe vom Tanzen, und mir ſcheint, als hätte ich dieſe Bezeichnung auch ſchon für Reiten und Lawn-Tennisſpielen gehört,“ neckt Nora. „Aber was iſt das?“ ſetzt ſie hinzu, „ſchlug es wirklich ſchon halb acht? — Da muß ich aufbrechen, Tante Ina geht früh zur Ruhe.“

„Gehſt Du wieder fort, Norchen? — ſo kommen wir ja zu keinem gemüthlichen Abend. Donnerstag war Tanz — Freitag Theater — geſtern Ball und morgen Ball.“ — —

„Dafür wollen wir Dienstag ganz beſtimmt zu Hauſe bleiben....“

„Und uns Thilde und ein paar Andere einladen, zu einem gemüthlichen Plauſch — das wird ſchrecklich nett.“

„Aber nun adieu, Mariechen, und bitte erinnere Kathrin daran, mich um 10 Uhr abzuholen.“

Die paar Stunden bei der Tante verbringt Nora auf das Angenehmſte und wieder fällt manch hoher Gedanke, manch mahnendes Wort, wie ein Saatkorn in die empfängliche junge Seele.

Charaktere, wie Ina Rehburg, ſind leuchtende Vorbilder, die Gott auf unſeren Lebensweg ſtellt, damit wir ſehen, was felſenfeſtes Gottvertrauen vermag — ſie ſind Beiſpiele, die uns anſpornen Helden zu ſein, in den Anfechtungen des Lebens, Sieger in dem Kampf, nach des Dichters Wort — „Nur eines giebt's, gewaltiger als das Schickſal, das iſt der Muth, der's unerſchüttert trägt.“

Erich erſcheint erſt zum Thee — er habe eine nöthige Arbeit vorgehabt, entſchuldigt er ſich.

Er iſt ſehr blaß und es iſt etwas Nervöſes, Unruhiges in ſeinem Weſen. Dazwiſchen erzählt er lebhaft irgend etwas Intereſſantes über ſeine Studien, dann wieder ſitzt er minutenlang brütend da und ſtiert in ſein Theeglas — jedes Mal aber, wenn Nora ſich im Geſpräch an ihn wendet, heftet er einen langen, feſten Blick auf ſie, unter dem ſie erſchauert.

„Mein Gott, was hat er nur?“ fragt ſie ſich.

Schon geſtern war das Ende des Cotillons ſehr unerquicklich geweſen. Zwar hatte er — nachdem Axel ſie an ihren Platz zurückgeführt — die unterbrochene Frage nicht wieder an ſie gerichtet, aber, obgleich bemüht äußerlich ruhig zu erſcheinen, war ſeine ganze Art und Weiſe verändert geweſen und deutlich hatte ſie empfunden, daß ihn etwas quäle.

Iſt er vielleicht krank? Sind es blos Stimmungen, wie ſie ſie ſchon früher an ihm bemerkt? — Prüfend

ruht auch das Mutterauge auf ihm und ſorgenvoll ſieht ſie ihm nach, als er einen Augenblick das Zimmer verläßt, um ſich Rauchwerkzeuge zu holen.

„Ich fürchte, er hat ſich beim Examen zu ſehr angeſtrengt,“ flüſtert Frau von Rehburg Nora zu. „Hoffentlich thut ihm die Zerſtreuung der Reiſe und die Luftveränderung gut.“

Als man Nora meldet Kathrin ſei gekommen, fährt er aus ſeiner Verſunkenheit empor.

„Warum haſt Du Dich abholen laſſen? — ich hätte Dich gerne begleitet —“

„Thue es doch noch —“ beredet die Mutter, „der Gang in friſcher Luft wird Dir gut thun. Du haſt wieder den ganzen Tag am Schreibtiſch geſeſſen.“

Ja, er hat Bogen auf Bogen angefüllt und ſie wieder zerriſſen. — — Nein, was er Nora ſagen will, ſagen muß, das läßt ſich doch noch beſſer mündlich, Aug' in Auge abmachen und die günſtige Gelegenheit dazu bietet ſich ihm jetzt. Blitzſchnell hat ſein fieberndes Hirn das erfaßt.

„Ja, Mamachen, Du haſt recht. Ich werde Nora nach Hauſe bringen und dann noch auf ein Stündchen ins Caffè „Monopol“ gehen, wo ein paar Livonen zuſammenkommen wollten, die morgen nach Dorpat reiſen.“

Mit zärtlichem, „auf Wiederſehen“ nimmt Nora Abſchied von der Tante und ſie treten auf die Straße hinaus.

Sternklar iſt die Nacht. Der Mond hat ſich gerundet und gießt ſilbernen Schein auf die menſchenleeren Gaſſen — nur ein vereinzelter Fußgänger, eine raſſelnde Droſchke ſtört die Stille dieſer entlegenen Gegend. Beide ſchweigen.

In ihm ſtürmt die verhaltene Leidenſchaft, die hochgradige Erregung ſchnürt ihm die Kehle.

Sie denkt dem Geſpräch mit der Tante nach. —

„Es giebt noch mehr zu ſchaffen, als einen Liebesmai!“ — das Wort hat ſie ſo tief getroffen.

„Darf ich Dich führen, Couſine?“ Die Frage klingt wie ein Befehl, und ohne eine Antwort abzuwarten zieht er ihren Arm unter den ſeinen, dann plötzlich halblaut: „Nora! — ich muß Dich etwas fragen...“

„Erich! was iſt Dir?“ — Erbebend fühlt ſie, daß etwas Entſcheidendes naht — „mein Gott, er wird doch nicht!....“

„Nora, ich muß eine Entſcheidung haben. Ich halte dieſe Ungewißheit nicht aus.“

Er dämpft die Stimme noch mehr: „Ahnſt Du es nicht? Haſt Du es wirklich *nie gefühlt*, daß ich Dich liebe?“

„Daß ich Dich liebe!“ Träumt ſie, oder hat er das wirklich geſagt?

„O, ſchon ſo lange! — Ich habe eigentlich immer nur meine Mutter und Dich geliebt — und der Gedanke an Dich hat mich geleitet all die Jahre hindurch, hat mich angefeuert, war wie ein Sporn, der mich antrieb „arbeite, um fertig, um ſelbſtſtändig zu werden, damit Du ein Recht erhältſt vor ſie hinzutreten und ihr zu ſagen, Du biſt mein einziges Glück — ſei mein in Zeit und Ewigkeit!“

Wie gebannt lauſcht ſie ſeinen leidenſchaftsheißen Worten — träumt ſie denn wirklich nicht? Das iſt alles ſo unerwartet, ſo unmöglich!

„Ich habe Dir keine glänzende Exiſtenz zu bieten,“ fährt er fort — „doch wenn Du Dich entſchließen könnteſt mit meiner armen Mutter zuſammenzuwohnen, ſo könnten wir kein reiches, aber ein behagliches Leben führen. Und mein ganzes Trachten würde ſein Dich glücklich zu machen, all die düſteren Schatten zu verſcheuchen aus Deiner Seele....“

Sie läßt ihn nicht ausreden. „Düſtere Schatten“, er ſelbſt hat's geſagt — dies Wort bringt ſie in die

Wirklichkeit zurück. O, ſie iſt ihm herzlich zugethan, gut wie einem Bruder, ſie verſtehen einander, aber auch er hat ein grübelndes, verdüſtertes Gemüth — eine kranke Seele und ſie — ſonnige, geſunde Naturen braucht ſie, um ſelbſt zu geſunden, ſolche wie Marie, wie....

„Warum fragſt Du mich, Erich — ich kann ja nicht „Ja“ ſagen! — Ich kann doch meinen Vater nicht verlaſſen,“ kommt es haſtig, abgeriſſen über ihre Lippen. „Und was hätteſt Du von ſolcher Frau, wie mich. Du kennſt mich gut genug, weißt, wie ſelbſtſüchtig ich bin, wie wenig geſchaffen, mich zu vergeſſen und hinten anzuſetzen — ein trauriges, jämmerlich egoiſtiſches Geſchöpf.“

„Das ſind alles leere Ausflüchte, Nora, ich fühle es. Der wahre Grund iſt ein anderer — Du liebſt mich nicht!“ Wieder packt ihn die Angſt, wie geſtern auf dem Balle, athembeklemmend, und er preßt ihren Arm feſt an ſich.

„Du liebſt einen Anderen — Nora! wen?...“ flüſtert er heiſer vor Aufregung.

Sie zieht ihren Arm aus dem Seinen.

„Du haſt kein Recht mich zu fragen,“ will ſie ſagen, dann aber richtet ſie ſich auf und ihre Geſtalt ſcheint zu wachſen:

„Ja!“ ſagt ſie feſt und beſtimmt — „ich liebe einen Anderen, und wenn er auch keinen Gedanken für mich hat — nie kann ich mit dieſer feſtgewurzelten Neigung im Herzen einem Anderen gehören — nie — nie!“ wiederholt ſie mit ſteigender Entſchloſſenheit.

„Alſo eine weggeworfene Liebe!“ entfährt es ihm.

„Erich!“

In dieſem Augenblick treten ſie aus dem Häuſerſchatten in den hellen Schein des Mondes — ſekundenlang treffen ſich ihre Blicke.

Wie qualverzerrt iſt ſein Geſicht — die dunklen Augen glühen fieberhaft — die Lippen zucken.

Tiefes Mitleid wallt in ihr auf. Beide Hände ihm entgegenſtreckend, ſagt ſie mit weicher Stimme:

„Erich, laß uns wenigſtens Freunde bleiben. Du warſt mir immer ſo lieb, wie ein Bruder — ich hab' ja nur Dich, ſeitdem Gebhard nicht mehr....“

Er preßt die Lippen zuſammen, denn er fühlt die aufſteigenden Thränen und ſie ſoll ſie nicht ſehen.

„Du verlangſt Unmögliches, Nora, — Alles oder Nichts. Wo man wie ein Raſender liebt, kann man ſich nicht mit brüderlicher Freundſchaft begnügen.“

Traurig blickt ſie ihn an. In ihren großen Augen ſchimmern Thränen.

„Sei ruhig, ich werde ſchon mit mir fertig werden.“

Sie ſind in die Nähe des Reckenſteinſchen Hauſes gelangt — Kathrin eilt voraus, um zu klingeln. Jetzt ſtehen ſie vor der Thüre und man hört Schritte hinter derſelben, der Schlüſſel dreht ſich im Schloß, der Schein der Lampe, die der öffnende Diener trägt, fällt heraus — ſie müſſen Abſchied nehmen.

„Lebe wohl, Nora!“ ſtößt er dumpf heraus. „Gott ſegne Dich und laſſe Dich Dein Glück finden.“

Noch einen langen Blick tauſchen ſie, einen Händedruck — noch einmal preßt er die Lippen auf ihre Hand —, und er ſteht an den Laternenpfoſten gelehnt, ſtarrt auf die Thüre, hinter der ſie verſchwunden.

Planlos irrt er dann in den Straßen umher — mögen die Freunde warten, was kümmert's ihn!

In ſeinen Schläfen hämmert das Blut, kochende Wuth hat ſich ſeiner bemächtigt, nicht gegen ſie — nein! — Trotz der ſchmerzenden Abweiſung hat er faſt Mitleid mit ihr! Aber gegen ihn, gegen den, welchen ſie liebt, und den er haßt, ohne ihn zu kennen. Was iſt die Unruhe der letzten Tage gegen die vergiftende Eiferſucht, die jetzt an ſeinem Herzen nagt, die ſein Denken martert mit dem „Wer iſt es? Wen hat ſie gewählt?“

Auf der Alexanderbrücke lehnt er lange. Ah, ſich da hinabſtürzen — das ſchmerzende Hirn zerſchmettern auf dem harten Eiſe — Ruhe haben!!....

Von den Kirchthürmen herab hallen langſam die Schläge der Mitternacht. Mechaniſch zählt er ſie und plötzlich fällt ihm ein, wie er als Kind einmal die Mutter gefragt: „Warum die Kirchenuhren mit ſolch tiefem, feierlichem Klange die Stunden künden?“ „Um uns zu erinnern, daß unſere Lebenszeit verſtreicht, und daß wir keine Pflicht verſäumen ſollen,“ hatte ſie erwidert — „weder gegen Gott, noch gegen Menſchen.“

Seine Mutter?!. .. Seine Pflicht!?.... Seine kranke Mutter! Sie hat nur ihn, und jede Gemüthsbewegung ſoll von ihr ferngehalten werden. — — — Nein, ſie darf nicht einmal ahnen, was er leidet — — und ſie wird auch nicht!

Mit ſchweren Schritten, gebeugten Hauptes, geht er nach Hauſe.

„Wie blaß Sie ſind, liebes Kind!“ hat die Gräfin geäußert, als Nora den Salon betreten. „Iſt es draußen ſo kalt geworden, oder...“ ſie bemerkt, daß es krampfhaft zuckt um den jungen Mund, „oder iſt Ihnen etwas zugeſtoßen?“

„Nein — ich habe nur arge Kopfſchmerzen,“ ſtammelt Nora, die mühſam nach Faſſung ringt. Sie fliegt am ganzen Körper und jedes Wort iſt eine Qual.

Marie, die den Zuſammenhang ahnt, kommt der Freundin zu Hülfe. Trotz der eifrigen Converſation mit Baron Treuenberg hat ſie, geſtern, während des Cotillons allerlei bemerkt und mit Intereſſe beobachtet.

„Gegen dergleichen“ — Aufregungen will ſie ſagen, aber ſie verſchluckt noch rechtzeitig das Wort, „iſt Schlafen das beſte Mittel. Komm, laß uns gute Nacht ſagen.“

„Ja, geht zur Ruh', Kinderchen, und nicht zu viel ſchwatzen,“ ermahnt die Gräfin. „Morgen giebt es noch

genug zu thun, und Abends müßt Ihr doch hübſch friſch ſein.“

In ihrem Zimmer angelangt läßt ſich Nora ſchwerathmend auf einen Stuhl fallen, birgt das Geſicht in den Händen.

Zärtlich umfaßt ſie Marie: „Nun erzähle, Du Schweigſame, Verſchloſſene — was iſt geſchehen? Du biſt ganz verſtört.“

„Denke Dir — wie ſchrecklich — Erich hat angeſprochen....“

„Und Du biſt Braut?“

„Nein!“

„Nun, was denn? — Du haſt ihm einen Korb gegeben?“

Nora nickt nur. — „Aber Herzchen, was iſt dabei ſo Schreckliches. Man kann doch nicht Alle heirathen, die einen haben möchten....“

„Aber es thut mir ſo leid.“ Thränen erſcheinen in Nora's Augen, „und es ſchmerzt mich, ihm Kummer zufügen zu müſſen, dem Einzigen, der ſich für mich intereſſirte, der mich verſtand! — — Und das iſt das Schreckliche, vielleicht iſt es mein Glück, das ich zurückgewieſen, verſcherzt habe mit dieſem „Nein“, ein ruhiges, ſicheres Glück, auf Vertrauen und Verſtändniß gebaut.

Was will ich denn noch? was kann ich denn anderes erwarten?

— — — Und doch, ich kann ihn nicht heirathen — ich kann nicht“ — ruft ſie aufſpringend — „ſo lange ich noch träume von jauchzender Wonne, von unbeſchreiblicher Seligkeit.“

Die ganze, tief verborgene Leidenſchaftlichkeit ihrer Natur bricht hervor — ſo hat Marie ſie nie geſehen, nie gekannt! — aber plötzlich verdunkelt ſich der ſehnſüchtige Glanz der großen Augen, und laut aufſchluchzend wirft ſie ſich in Mariens Arme.

Bis tief in die Nacht hinein reden die jungen

Mädchen miteinander, und dieſes Geſpräch, in dem ſie ſich gegenſeitig das volle Vertrauen erſchließen, auf den Grund der Seele ſchauen, feſtigt ihre Freundſchaft mit einem neuen, ſtarken Bande.

* ■ *

Am anderen Tage wird Nora von ihren Gedanken abgezogen durch die Vorbereitungen zu dem Ball, mit dem ſich Reckenſtein's für alle, im Laufe des Winters erhaltenen Einladungen revanchiren wollen. Allerlei giebt es noch im Hauſe zu thun. Die Anordungen für das Souper übernimmt die Gräfin ſelbſt, aber ſie hat den jungen Mädchen aufgetragen, für das Buffet mit den Erfriſchungen zu ſorgen. Bonbons und Früchte müſſen auf Schalen geordnet, die Limonaden präparirt werden; Schleifen giebt es zu nähen und auf Sophakiſſen zu befeſtigen — kurz, Marie und Nora tummeln ſich fleißig. Sie haben ſich einige junge Mädchen zu Hülfe gebeten — Heinrich Reckenſtein und ein paar andere junge Herren haben ſich eingefunden, natürlich auch Axel, der, Dank einem Feiertag, den Nachmittag frei hat. Sie verrichten ihre Arbeit lachend, ſchwatzend, luſtig wie die Vögel von den Süßigkeiten ſchnabulirend.

„Eins ins Töpfchen, eins ins Kröpfchen," recitirt Thilde und läßt den Worten die That folgen. Axel ſekundirt.

„Hört mal, Ihr von und zu Rehburg — wenn Ihr es ſo forttreibt, bleibt bald kein Kiewſches Confect mehr übrig," neckt Marie. „Ueberhaupt ſcheint mir, haben wir nicht genug davon. Birnen und Weintrauben fehlen mir ebenfalls noch, um den künſtlichen Aufbau auf dieſem ſilbernen Tafelaufſatz zu vollenden, und zum Compot reichen am Ende 40 Apfelſinen auch nicht aus. Alles in Allem erwarten wir doch über 80 Perſonen. Ich denke, ich fahre lieber noch ſchnell zu Foerder und Mentzendorff — kommt Jemand mit?"

„Bitte, überlaſſe mir die Beſorgungen," ſchlägt Nora vor. „Mir iſt der Kopf ſo ſchwer — vielleicht verliert ſich das in der friſchen Luft."

„Sehr ſchön! — alſo wähle das Nöthige, einige Pfund von jedem, zehn bis fünfzehn Birnen und 20 Apfelſinen."

„Und ich begleite Dich," beſchließt Thilde — „Du findeſt am Ende den Weg nicht, Nora!"

„Aber macht ſchnell," ermahnt Marie. „Wir ſpeiſen heute Punkt viereinhalb Uhr und die Uhr iſt gleich vier."

„Was, ſchon ſo ſpät?" ruft Axel, „und ich muß um viereinhalb Uhr in Frack und weißer Binde im Hotel de Rome ſein, um Hermann abzuholen — wir diniren ja heute zuſammen... "

„Bei der Baronin Lideck? — alſo haben Sie am Cotillon heute Abend nicht genug!"

„Den Cotillon? — den tanzen wir doch zuſammen?"

„Fällt uns garnicht ein, mein Herr! Wann haben Sie mir die Ehre erwieſen, mich zu engagiren? — Ich tanze mit Graf Rieſen."

„Der ſcheint ſein Verſprechen nicht ſehr genau zu nehmen," murmelt Axel ingrimmig, und laut:

„Mit Rieſen? und ich freue mich ſchon ſeit drei Wochen darauf! Das iſt garnicht hübſch von Ihnen, Fräulein Marie, mir ſolche ſchwere Enttäuſchung zu bereiten, aber welchen langen Tanz bekomme ich denn?"

„Gar keinen — ich bin ſchon längſt zu allen engagirt...."

„Verrath!" ſchreit Axel und macht eine ganz verzweifelte Miene.

„Glauben Sie, ich würde Ihnen einen reſerviren?" Mit ſchelmiſch blitzenden Augen ſieht ſie ihn an.

Unterdeſſen haben ſie Nora und Thilde in ihre Jacken geholfen und auch Axel hat ſeinen Mantel umgenommen, als aber die Weggehenden ſchon außer Hörweite, ſie

allein im Vorzimmer, faßt Axel raſch die beiden, kleinen Hände.

„Ja!“ ſagt er, ihr tief in die Augen ſehend — „das glaubte ich — und war es wirklich ein Irrthum?“

Ihr Glücksgefühl macht ſie übermüthig.

„Ein ganz großer, rieſenmäßiger Irrthum!“ beharrt ſie neckend.

Jetzt, wo ſie ihrer Sache ſchon ziemlich ſicher iſt, amüſirt es ſie ihn bißchen zu quälen, als ſie aber ſieht, daß er wirklich traurig drein blickt, ſetzt ſie hinzu, ihn ſchlau anblinzelnd:

„Und das Souper? iſt das auch ein Tanz? — Kann man keine Extra-Françaiſen arrangiren?“

Und ihr reizendes Lächeln ergänzt: „Solche Schlauberger, wie wir zwei — werden das ſchon arrangiren.“

„Marie!“

Er ſtand ſchon außerhalb der Thür und ſtrebt zurück, aber raſch und gewandt hat ſie die Kette vorgeſchoben und durch die Spalte lacht ſie ihm nach:

„So beeilen Sie ſich doch, Herr von Rehburg, Sie können doch die Baronin Lideck nicht warten laſſen!“

Die Thür fällt ins Schloß.

„Kleine Wetterhexe!“ denkt er, die Treppe hinuntergehend — „aber warte nur!“ und ein frohes Lächeln umſpielt ſeine Lippen.

* * *

Nach gemachten Beſorgungen verabſchiedet ſich Thilde und Nora fährt allein nach Hauſe. Marie öffnet ihr die Thür.

„Sieh da, was ich für Dich habe — eine Depeſche.“

„Eine Depeſche?!!.... Lähmendes Entſetzen packt ſie, ihr Herz pocht ſchneller.

Was wird das Blatt enthüllen, das ſie mit zitternden Fingern aufreißt. Seit Gebhard's Tode hat ein Tele-

gramm immer etwas Furchterweckendes, Unheilbedeutendes für ſie und ſie fühlt es — auch dieſes bringt nichts Gutes.

„Oh, meine Ahnung!“ Ihre Kniee wanken und ſie ſinkt auf einen Stuhl — dann rafft ſie ſich auf.

„Ich muß gleich zur Poſt — Pferde beſtellen.“

„Nora, was iſt geſchehen?“

„Da lies!“

„Kinderchen, was giebt es denn hier?“ — Ins Vorhaus tretend, fragt es die Gräfin.

„Ach, Frau Gräfin, es iſt zu traurig — Nora hat eine Depeſche aus Krakenorm erhalten und will noch heute abreiſen.“

„Wai Gottchen, wie ſchade!“ Sie überfliegt das unheilvolle Blättchen, welches Marie ihr reicht. „Baron ſeit vorgeſtern ſchwer krank — Pferde warten Weſſelshof — Madde.“

„Das iſt unſere Haushälterin.“

„Sie armes Kind,“ ſagt gütig die Gräfin. — Nora wirft ſich ſchluchzend in Marie's Arme. „Nun, es wird hoffentlich nicht ſo ſchlimm ſein — die Leute ſehen immer ſchwarz — aber natürlich müſſen Sie heute fahren, Sie hätten doch keine Ruhe. Zum Glück haben Sie Mondſchein, nur laſſe ich Sie nicht ohne Mittag fort. Auch wenn die Sorge über uns hereinbricht müſſen wir unſere Kräfte zu erhalten ſuchen. Ich ſchicke gleich zur Poſt und jetzt gehen Sie Ihre Sachen packen.“

Willenlos, wie erſtarrt läßt ſich Nora wegführen — in bangem Vorgefühl krampft ſich ihr Herz zuſammen.

„Wäre ich doch umgekehrt damals, bei der Abfahrt.“

Etwas nach der verabredeten Zeit klopft Axel an Rieſen's Thüre und tritt in ein wüſtes Durcheinander von Sachen.

„Nun, Hermann, beeile Dich Toilette zu machen. Es iſt die höchſte Zeit, wir ſind doch zu fünf Uhr eingeladen.“

„Und Du kannſt ja auch glücklich am Platz ſein, und wirſt gebeten, den Damen meine unterthänigſte Entſchuldigung zu Füßen zu legen, ebenſo Marie Theren für den Cotillon — den Du übrigens wohl gern übernehmen wirſt! — aber jetzt, mon cher, hilf mir das Neceſſaire packen, es liegt ſchon alles beiſammen.“

„Neceſſaire packen? Ja, aber Menſchenskind, was heißt das Alles?“

„Das heißt, daß, wenn Ihr beim Champagner gerade anfangt der Baronin feurige Complimente zu machen — ich, wenn es gut geht, in Rodenpois ſitze und wenn Ihr Euch bei Reckenſtein's in Walzermelodien wiegt oder ein prachtvolles Souper Euch winkt — dann ſtehe ich und betrachte mir im Mondenſchein meinen abgebrannten Ochſenſtall.“

„Abgebrannt! — der neuerbaute Wunderviehſtall? Na, das ſind ſo die kleinen Freuden und Annehmlichkeiten des Landlebens! — aber Du kannſt den Verluſt des Gebäudes ja wohl verſchmerzen, auch wenn es nicht verſichert war.“

Rieſen geht erregt im Zimmer herum, rafft die herumliegenden Gegenſtände zuſammen und wirft ſie pêle-mêle in den Reiſekoffer, der geöffnet auf der Diele ſteht.

„Ach, es iſt nicht das Gebäude — ich werde mich ſchon behelfen, bis zum Frühjahr, aber wenn ich mir vorſtelle, wie ſich die armen Thiere in den Flammen gequält haben, ſo macht mich der Gedanke ganz krank! Man bringt ja das dumme Vieh nicht aus den brennenden Gebäuden heraus!“

„Nun aber iſt das Unglück geſchehen, nicht mehr zu ändern, alſo könnteſt Du doch noch hierbleiben....“

„Unmöglich, die Hiobspoſt iſt noch größer. Der

Keſſel in der Brennerei iſt geplatzt, die Acciſe muß ſofort benachrichtigt werden und das kennt man zur Genüge — in ſolchen Momenten verlieren unſere Leute vollſtändig den Kopf. Auf den Verwalter konnte ich mich einigermaßen verlaſſen, aber der hat ſich beim Löſchen des Brandes ſchwer verletzt — nein, meine Anweſenheit in Dohlenburg iſt dringend nothwendig."

„Na hör', das iſt aber wirklich ſchändlich! — gerade heute," Hermann blickt ihn fragend an — und etwas verlegen fährt Axel fort: „wird es gewiß ganz beſonders luſtig, nett und gemüthlich ſein."

Gutmüthig lächelnd klopft Rieſen ihm auf die Schulter:

„Vorwärts mit friſchem Muth, alter Freund, benutze den Cotillon. Meinen Segen haſt Du...." Diskretes Klopfen unterbricht ihn — „Herein!"

„Der Schlitten mit den Poſtpferden iſt da, Herr Graf."

„Es iſt gut. Nehmen Sie das Gepäck und legen Sie auch die Packete, welche beim Portier deponirt ſind, in den Schlitten, am Beſten unter den Bock."

„Willſt Du denn nicht zu Mittag eſſen?

„Habe ich ſchon gethan. So, nun iſt alles abgemacht!"

Rieſen nimmt ſeinen Pelz um und die Freunde gehen die Treppe hinab.

„Nun lebe wohl, Axel. Halt, noch eins — auch Deiner Couſine Nora eine Entſchuldigung, daß ich meine Verpflichtung nicht einhalte, ich hatte ſie zum Souper engagirt."

„Du?!!" Man kann nicht mehr Staunen in eine Sylbe legen.

„Ja, ich! Empfiehl mich auch Reckenſtein's. Nu, fahr zu, Poſtjunge! Au revoir, Axel."

Die Kibitke ſetzt ſich in Bewegung. — Kopfſchüttelnd blickt Axel ihr nach, dann ſteigt er in einen

Fuhrmannsſchlitten, der ihn vor der Thüre der Baronin Lideck abſetzt.

Eine halbe Stunde ſpäter fährt auch Nora zum Alexanderthor hinaus, aber während ſie den Poſtillon zu immer größerer Eile antreibt, mit fiebernden Pulſen die Werſtpfoſten zählt, kann ſie die Gedanken doch nicht ganz abwenden von dem Ort, den ſie verlaſſen, von dem Reckenſteinſchen Hauſe.

Die Nacht ſinkt tiefer und tiefer und immer wieder muß ſie ſich vorſtellen, wie dort die Räume bald in feſtlicher Beleuchtung erglänzen werden — wie in ihrem gemüthlichen Zimmerchen Marie ſchon Toilette macht.

Und ihr neues Kleid, welches ſie ſelbſt heute Abend tragen ſollte, das einzige wirklich hübſche, moderne — keinmal wird ſie es anziehen und ungebraucht kann es nun Jahrelang auf dem Boden in Krakenorm hängen, bis es wieder altmodiſch wird. Und das Souper?! — die erſehnte und doch gefürchtete Plauderſtunde mit Rieſen! — — —

„Warum mußte ich Riga gerade heute verlaſſen?“

Sie kann die Regung nicht unterdrücken — „warum nicht 24 Stunden ſpäter die Depeſche?“

Dann ſchilt ſie ſich wegen dieſes bedauernden Gedankens — wenn der Vater wirklich ſchwerkrank, ſein Zuſtand hoffnungslos — wenn ſie zu ſpät eintrifft! — —

Schauernde Angſt rieſelt ihr kalt durch die Glieder, aber ſie weiſt die entſetzlichen Vorſtellungen weit von ſich — — nein — nein, Gott wird barmherzig ſein, ihr eine Friſt gönnen! — — — oh, ſie hat ſoviel gutzumachen.

„Ich kann meinen Vater nicht verlaſſen,“ hat ſie Erich geſagt. Sie kann es auch nicht und ſie will nicht mehr rückwärts ſchauen, wo ſchillernde Luftſchlöſſer in Trümmer ſinken. Sie will für den Vater leben, nur an ihn denken, ſich herausreißend aus ihren ſelbſtſüchtigen Grübeleien und Träumereien, einfach die Pflicht thun, die vor ihr liegt.

„Es giebt noch mehr zu ſchaffen, als einen Liebesmai!“

Hundert gute Vorſätze faßt ſie! Ja, es ſoll anders werden zwiſchen ihr und dem Vater, beſſer! Wenn auch der Kampf mit den alten Gewohnheiten kein leichter ſein wird, ſie will ihn muthig führen, und im Gebet, im Aufblick zu Gott will ſie Kraft ſchöpfen zur Selbſtüberwindung.

Sie faltet die Hände unter der Pelzdecke und blickt empor zu dem ſternbeſäeten Himmelsdom. — — „O Mutter, hilf mir, ſei mir nahe — bete Du für mich da droben!“

Als ſie in Segewold eintrifft, hat Hermann Rieſen vor kurzem dieſe Station verlaſſen.

Die Nacht iſt eiſig kalt, der Wind ſchneidend; er wickelt ſich feſter in ſeinen Pelz und lehnt ſich in die Ecke der Kibitke.

„In ſolch elender Lage giebt es doch nichts Vernünftiges zu thun, alſo verſuchen wir noch eine Wegſtrecke zu verſchlafen.“

Das eintönige Kling-Kling der Poſtglocken wiegt ſeine Gedanken allmählich ein, und bald ſchläft er ſo feſt, als läge er in einem bequemen Bett — träumt lebhaft und angenehm.

Frühling iſt es! Golden lacht die Sonne, ſteigt höher und höher, als könne ſie ſich nicht ſattſehen an der erwachenden Erde, und ihr ſchmeichelndes Werben weckt neues Hoffen, neues Leben. Ueberall thaut es, die Vögel zwitſchern: — Hermann ſteht auf ſeinem Gutshofe und ſieht von einem erhöhten Standpunkte, einem Lager geſtapelter Bretter aus zu, wie die Maſtochſen aus dem Viehſtall herausgelaſſen werden, damit ſie ſich vor der langen Wanderung bis Riga etwas Bewegung machen, die vom langen Stehen auf einem Fleck ſteif gewordenen Glieder recken können.

Es ſind prächtig gemäſtete Thiere — rund und glänzend, zwei Mal ſo dick, wie ſonſt — die, wie junge

Kälber auf der Weide, ſich der Freiheit und des Lichtes freuend, mit den unbeholfenen Körpern die tollſten Sprünge und Capriolen machen.

Neben Hermann, im Frack und den Claque unter dem Arm ſteht Axel und ruft triumphirend:

„Siehſt Du, das Alleinfreſſen hat ihnen ausnehmend gut gethan!“ — und von der anderen Seite betheuert mit ſeiner dünnen Fiſtelſtimme der Ochſenhändler, der alte Jude Iſraelſohn, ſich ſchmunzelnd die Hände reibend:

„Gott, Du Gerechter, was ſind das für Ochſen,“ — wenn ein Jude das ſchon ſagt! — „gnädiger Herr Graf, die muß man nach Petersburg treiben, die ſind für Seiner Majeſtät des Kaiſers Tiſch gerade gut genug! — Ich will auch bieten dem gnädigen Herrn Grafen zweihundert Rubels per Stück.“

„Für fünfzig Thiere macht das genau zehntauſend Rubel!“ überſchlägt ſchnell Rieſen, „damit kann ich gerade zum Ball das ſchönſte Bouquet für Nora Rehburg beſtellen — muß nur gleich zu Gögginger...“

Da zupft es ihn am Arm.

„Herr Graf — Herr Graf — Leelskungs*) —.“

„Schon gut, Iſraelſohn, Sie ſollen die Ochſen haben, obgleich zweihundertfünfzig Rubel pro Stück auch nicht zuviel wäre für dieſe Prachtexemplare....“

Wieder zupft es, diesmal kräftiger, und lauter klingt das „Leelskungs, zeenigs Leelskungs!“

Nein, das iſt kein Traum, diesmal iſt es zu deutlich und fühlbar, daß eine Menſchenhand ihn ſanft, aber energiſch ſchüttelt. Schlaftrunken öffnet er die Augen — Laternenſchein blendet ihn — der Schlitten hält, und aus den erleuchteten Fenſtern der Station fallen die Lichtſtreifen auf den Schnee.

„So! Ramotzky, und ich ſoll ausſteigen. Paldees — danke.“ Steif geworden von der nicht ſehr bequemen

*) Gnädiger Herr.

Lage, richtet er ſich mit Hülfe des Stallmeiſters aus dem tiefen Sitz der Kibitke auf.

„Sofort wieder anſpannen und ſchnell!“

„Ja, Leelskungs — tuhlit (gleich), aber es ſind keine Pferde da.“

„Was? keine Pferde? — Teufel noch einmal...“

Nun iſt er wieder ganz wach, die letzte Spur von Schläfrigkeit entflogen.

„Zum Donnerwetter, aber ich muß Pferde haben. Macht, was Ihr wollt, fahren muß ich — alſo ſchafft welche.“

„Und wenn der revidirende Landrath unverſehens käme, er müßte warten,“ ſagt der Poſthalter, aus dem Stationsgebäude heraustretend: „Pferde ſind da, doch kein einziger Poſtillon. Vielleicht kommt einer in anderthalb Stunden zurück.“

„Zeigen Sie das Schnurbuch!“

Die Verſicherungen des Poſtmeiſters beſtätigen ſich.

„Nun, dann hilft kein Jammern und kein Beten, aber es iſt doch zu langweilig.“

Er tritt in das Stationszimmer, das, ſpärlich von einem Licht erleuchtet, etwas dumpf, aber gut durchwärmt iſt.

Die Wanduhr zeigt 25 Minuten nach Mitternacht — er vergleicht ſie mit ſeiner Taſchenuhr.

„Ganz gut gefahren — für die Nacht. Siebzig Werſt in weniger als acht Stunden und ich hätte ſo gut gegen fünf Uhr zu Hauſe ſein können. Gar zu ärgerlich dieſer unnütze Aufenthalt! — — Nun, „Geduld bringt Roſen“, tröſtete Großmama immer, als ich ein kleiner Bube war.

Bin aber neugierig, was für Roſen das wohl heute, und hier ſein könnten.“

Um ſich die Füße zu erwärmen, geht er eine Weile auf und ab, bewundert die Pflanzen auf den breiten Fenſterbrettern.

„Dieſe Stationsblumen gedeihen doch prachtvoll! Ich wollte ich hätte ſolchen Epheu!“ Dann fängt er an zu gähnen.

„Das Probateſte bleibt jedenfalls ſchlafen und womöglich den angenehmen Traum weiterzuſpinnen! — Ach, meine armen Ochſen, wie ſchön ſaht ihr im Traume aus.“

Er ſtreckt ſich auf das Lederſopha hin, welches die Schmalwand einnimmt, und ſchiebt ſich ſeinen zuſammengerollten Plaid als Kiſſen unter den Nacken.

Aus dem Halbſchlummer, in den er alsbald verfällt, weckt ihn lautes Sprechen im Nebenzimmer.

„Aber ich *muß* fort, ich *kann nicht* warten, mein Vater iſt *ſehr* krank,“ hört er eine erregte Frauenſtimme, die ihm bekannt vorkommt, ſagen: „Um's Himmels Willen, Herr Poſtmeiſter, ſchaffen Sie mir Pferde....“

„Es thut mir leid, aber ich kann Sie wirklich nicht expediren, gnädiges Fräulein. Ich mußte ſchon den Schmied wegſchicken, und nur ein kleiner Stalljunge iſt zu Hauſe, dem ich nicht gut zwei Pferde anvertrauen kann.“

„Ich werde ſelbſt kutſchen — der Junge fährt mit und bringt die Pferde im Schritt zurück. Bitte, bitte, Herr Poſtmeiſter — ich habe zu Hauſe ſo oft junge Pferde eingefahren.“

„Nein, gnädiges Fräulein, das iſt unmöglich! Ich könnte es nicht verantworten — übrigens wartet ſchon ein Herr und der hat ſowieſo das erſte Anrecht auf die freien Pferde.“

„Auch das noch!“

Rieſen hat ſich aufgerichtet, mit einem Satz iſt er auf den Füßen — jetzt hat er die Stimme erkannt.

„Nora Rehburg! iſt es menſchenmöglich?“

Mit ein paar Schritten iſt er an der Thüre, ſteht auf der Schwelle zum Expeditionszimmer.

„Natürlich nehmen Sie meine Pferde, Fräulein von Rehburg.“

Sie zuckt zuſammen, wendet ſich um.

„Hermann, Sie hier? entfährt es ihr in der Ueberraſchung. „Graf Rieſen, wo kommen Sie her?“

In wenigen Worten erklärt er den Grund ſeiner Abreiſe.

„Und nun, ſcheint es, ſitzen wir Beide hier feſt und müſſen uns in Geduld faſſen.“

„O, jetzt noch warten!“ ruft ſie verzweifelt. „Das iſt entſetzlich!“ Doch in demſelben Augenblick durchzuckt ſie der Gedanke — „aber mit ihm!?! Welch ſonderbares Zuſamentreffen!“

Halb betäubt ſitzt ſie da. Nach all den Erlebniſſen, den Aufregeungen der letzten Tage kommt der Rückſchlag, die Abſpannung — dazu die Ermüdung der Fahrt, der Zwang der Unthätigkeit. Da ſchlägt ſeine Stimme wieder an ihr Ohr, weckt ſie aus ihrem Sinnen.

„Erlauben Sie, daß ich Ihnen den ſchweren Pelz abnehme, Fräulein Nora, Sie erhitzen ſich ſonſt zu ſehr. Gewartet muß nun einmal werden da hilft uns kein Kuckuck. Es iſt wirklich die höchſte Zeit, daß wir die Eiſenbahn bekommen, von der jetzt wieder viel die Rede iſt. Uebrigens, wenn ſie ſo raſch fährt und ſo viele Züge abläßt, wie das auf der Riga-Dünaburger Strecke noch immer der Fall iſt, dann iſt es freilich kein großer Profit und es kann Manchem ſo gehen, wie mir einmal. Weil ich eine Depeſche, die mich rief, eine halbe Stunde nach Abgang des Siebenuhr-Zuges empfing, mußte ich mich, um noch rechtzeitig an Ort und Stelle zu ſein, die ganze Nacht auf einem elenden Poſtwagen rumpeln laſſen.

Der nächſte Zug in derſelben Richtung ging nämlich erſt am folgenden Tage um 11 Uhr Mittags. Im Auslande iſt das freilich anders. Da jagen ſich die Schnell- und Expreßzüge nur ſo. Mir ſagte einmal

ein Bahnhofsbeamter in Leipzig, dem freilich auch der Schweiß auf der Stirn ſtand: „In kaum einer halben Stunde haben wir ſechs Courierzüge abzufertigen und da weiß man halt oft nicht, wo einem der Kopf ſteht.“

Und wie ſauſt man dahin! Auf der Strecke Berlin-Köln und Hamburg-Berlin, wenn auch nicht ſo raſch, wie in England, ſo doch über ſiebzig Kilometer — das ſind faſt fünfundſechzig Werſt in der Stunde. Dazu kommt noch, daß auch für die größten Stationen fünf Minuten Aufenthalt genügen, während kein vernünftiger Menſch begreift, warum und weßhalb wir, in all den Ringmundshof, Römerhof, Stockmannshof, alle halbe Stunde Zeit zum Kaffeetrinken haben ſollen. Es iſt das ja ſehr gemüthlich, aber man kommt dabei kaum vom Fleck. Sie waren nie im Auslande?“

„Ach, nein! — — nie!“

„Sie ſagen das ſo ſehnſüchtig?! So bereden Sie doch Ihren Herrn Vater, oder ſtecken Sie ſich hinter den Doctor und laſſen Sie ſich von ihm eine kleine Badereiſe verordnen.“

In ihrem Blick liegt ſolch zweifelnde Angſt, daß er beruhigend fortfährt.“

„Sie werden ſehen, Ihren Herrn Vater finden Sie gewiß ſchon halb hergeſtellt. Unſere Leute verlieren ſo leicht den Kopf — machen aus einem Schnupfen gleich eine Krankheit.“

Dankbar ſieht ſie ihn an. Sie läßt ſich ſo gerne beruhigen, tröſten, ſeine Fürſorge umſchmeichelt ſie, aber wie wunderbar das Alles! — er tröſtet ſie, ſorgt für ſie — er?!

„Wollen Sie ſich nicht hinlegen?“ beginnt er wieder, „die Gaſtzimmer ſind hier ſehr ordentlich.“

Sie ſchüttelt den Kopf — „ich könnte doch nicht ſchlafen.“

„Wiſſen Sie was, Fräulein Nora, dann wollen wir uns zu Stärkung und zum Zeitvertreib Thee machen

laſſen. Vielleicht iſt noch Feuer in der Küche. Uebrigens übernehme ich es, einen Samowar in zehn Minuten zum Kochen zu bringen — dieſe ſchwere Kunſt ſtudirt man auch in Dorpat. Der Thee hier wird zwar ſicher ein ſchönes Kraut ſein, wahrſcheinlich eine liebliche Miſchung Ramotzky'ſcher Himbeeren, Kamillen und Erdbeerblätter oder dergleichen, aber à la guerre comme à la guerre.. ."

„Ich habe ſehr guten Petersburger Thee mit — die Gräfin ließ mich nicht ohne Speiſepaudel fort — ſie meinte, man könne nicht wiſſen!"

„Das iſt ja famos! Es lebe die Gräfin und der Petersburger Thee!"

Nora gibt Kathrin die Weiſung den Korb aus dem Schlitten zu holen, die Theemaſchine zu beſtellen, und auch Teller, Meſſer und ein Tiſchtuch, ſowie noch Lichte zu verlangen, oder eine Lampe.

„Ja, dieſes eine Licht iſt zu trübſelig."

Es dauert eine geraume Weile, aber endlich bekommt man kochendes Waſſer, und mit Eifer macht ſich Nora an die Zubereitung des Thees und an das Auspacken der Eßwaaren.

Hermann Rieſen hilft mit launigen Bemerkungen.

„Iſt ja einfach patent, was da zum Vorſchein kommt! Wirklich, das muß wahr ſein „der liebe Gott verläßt keinen braven Livländer!" — So hieß es immer in Dorpat, in der Livonia, wenn wir ſtets das ſchönſte Wetter zu unſerem Mai-Kommers hatten. Jetzt, nach achtſtündiger Fahrt bei ſolcher Mordskälte ein Glas heißen Thees — Herz, was willſt du noch mehr? So! jetzt iſt alles bereit! — Gnädiges Fräulein, darf ich Sie an Ihren Platz führen?"

Mit komiſcher Feierlichkeit geleitet er ſie zu dem Lederſopha, auf das ſie ſich niederläßt.

„Und nun wollen wir ſoupiren, als ob wir bei Reckenſtein's wären — ich habe Axel ganz umſonſt

gebeten, mich bei Ihnen zu entſchuldigen. Freilich, Hummermayonnaiſe, Caviar und Champagner erblicke ich hier nicht," lacht er gut gelaunt, „aber hoch dieſer Speckkuchen und hoch und nochmals hoch dieſer Schluck Thee! Wahrſcheinlich wußte der brave Eſau nichts von dieſem köſtlichen Getränk, ſonſt hätte er doch ſeine Erſtgeburt nicht für eine Schüſſel Linſen verkauft. Für drei Gläſer Thee, das könnte man noch begreifen, aber für Linſen? — hu!"

Mit weltmänniſcher Gewandtheit, als vollendeter Cavalier ſucht er die, immerhin ſonderbare Situation, in der ſie ſich befinden, durch möglichſte Unbefangenheit zu erleichtern, durch ein harmlos heiteres Geſpräch Nora's Gedanken abzulenken, ſie zu zerſtreuen. Er vermeidet es von Krakenorm zu ſprechen, erzählt von ſeinen Reiſen, von ſeinen Verſchönerungsarbeiten in Dohlenburg, und Nora läßt ſich von dem Reiz der Minute umſtricken, denkt nicht rückwärts und nicht voraus. Solch jungem Menſchenkind kann auch der Kummer, die Sorge — beſonders die unbeſtimmte, mit Hoffnung abwechſelnde Sorge — den Appetit nicht ganz rauben, die Fahrt hat den ihren angeregt, und das erhöhte Lebensgefühl, das jeden überkommt, der etwas Ungewöhnliches erlebt, prickelt in ihr, weckt die latente Genußfähigkeit. Sie läßt ſich mit Vergnügen ein Stück kalten Roaſtbeefs auf's Butterbrod legen und der Schluck feurigen Weins aus dem Reckenſtein'ſchen Keller erwärmt und belebt ſie. In ihre blaſſen Wangen iſt ein helles Roth getreten, das ſie auffallend verſchönt — die Augen haben ſolch tiefen, ſchimmernden Glanz, wenn ſie an ſeinen erzählenden Lippen hängen.

„Sie hat wirklich merkwürdige Augen, und welche originelle Ideen," denkt Rieſen. „Dumm iſt ſie jedenfalls nicht." Auch er wird aufgeräumter. „Bei Reckenſtein iſt es jetzt gewiß nicht gemüthlicher — ein Ball iſt doch immer ein ziemlicher Tahoi...."

Nora lacht. „Richtig, jetzt tanzen ſie dort — wohl den Cotillon....“

„Aber einen Blick würfe ich doch gerne auf die Geſellſchaft — gerade heute....“ Er hält inne, aber als Nora's Blick, beluſtigt und verſtändnißvoll aufleuchtend, dem ſeinen begegnet, fährt er fort:

„Aha, Vous êtes dans la confidence. Natürlich, Sie, die beſte Freundin, die Vertraute....“

„Glauben Sie wirklich, daß die Verlobung heute ſchon declarirt wird?“

„Das weiß ich nicht — bald jedenfalls. Vielleicht hilft der Cotillon, den er in meiner Vertretung tanzt, dazu, die Bombe zum Platzen zu bringen. Na, meinen Segen haben ſie — es ſind Beide prächtige Menſchen, die herrlich für einander paſſen....“

„Das glaube ich auch!“

„Sie wird ihn ſtramm halten und glücklich werden ſie ſein wie Schneekönige! Nehmen Sie Ihr Glas, Fräulein Nora, und laſſen Sie uns mit dieſem Cunhaſchen Madeira — wirklich famoſe Marke! — im Voraus auf das Wohl unſerer Freunde trinken.“

Die Gläſer klingen aneinander.

„So, und nun auf Ihr ſpecielles Wohl und auf die Geſundheit Ihres Vaters.“

„Danke!“ Noch einmal hebt ſie das Glas, aber ein Schatten fliegt über ihre Züge, und ſie wird ſtill und nachdenklich. Es fällt ihr plötzlich ſchwer auf's Gewiſſen, daß ſie die Stunde ſo genießt — die rinnenden Minuten halten möchte! mein Gott, das iſt ja Unrecht, der Vater iſt ja krank, vielleicht doch ſehr krank.

Aus beglückendem Selbſtvergeſſen erwacht ſie zu rauher Wirklichkeit. — —

„Bitte, Graf Rieſen, vielleicht iſt ſchon ein Poſtknecht zurück. — „Thor der ich bin, nun ſind die trüben, ſorgenden Gedanken wieder da!“ denkt er, während ſie fortfährt:

„Mir ſchien es, als hörte ich Glocken, bitte, ſehen Sie nach, ob der Poſtmeiſter nicht eingeſchlafen iſt, und wecken Sie ihn, ſonſt bekommen wir ſicher bis morgen keine Pferde. —“

„Wird Ihnen die Zeit lang? — mir garnicht,“ will er entgegnen, beſinnt ſich aber noch rechtzeitig auf den Grund ihres Hierſeins, den Zweck ihrer Reiſe, und auf ihren Wunſch eingehend, ſagt er freundlich: „Sie haben recht, ohne „Anpurren“ geht es hier zu Lande nicht, und nun gar in der Nacht und wenn es draußen Stein und Bein friert, da möchte natürlich jeder lieber am warmen Ofen ſchlafen, ſtatt Pferde anzuſchirren und die vielleicht ſchon dreimal gemachte Tour noch zum vierten Male abfahren. Wahrlich, es iſt keine leichte Exiſtenz, die ſolch ein Poſtknecht hat.“

Er geht.

Nora's Vorausſetzungen erweiſen ſich als richtig, ſeine Bemühungen als nöthig und erfolgreich. Mit einiger Anſtrengung gelingt es ihm, den Poſtſchreiber, der in ziemlich derangirter Toilette auf ſeiner Pritſche liegt, zu wecken, und ihm, der halbblödſinnig iſt vor Verſchlafenheit, klar zu machen, es ſeien nun ſchon reichlich zwei Stunden ſeit ſeiner Ankunft vergangen, folglich, wie aus dem Schnurbuche zu erſehen, ein Poſtillon zurück ſein müſſe.

„Alſo ſoll ſchleunigſt geſpannt werden, und zwar die mir zukommenden Pferde an Fräulein von Rehburg's Schlitten — verſtanden? an Fräulein von Rehburg's Kibitke.“

Eine halbe Stunde ſpäter ſind ſie unterwegs. Die Situation ſo harmlos als möglich auffaſſend hatte Hermann, dem combat de générosité ein Ende zu machen, ſchließlich vorgeſchlagen:

„Da wir den gordiſchen Knoten nicht löſen — zwei Poſtillone nicht aus dem Schnee ſtampfen können, ſo laſſen Sie mich auf dem Bock Ihrer Kibitke ſitzen

— bis Weſſelshof, wo, nicht wahr, Ihre eigenen Pferde Sie erwarten? Ich komme auf dieſe Weiſe auch vorwärts, meinen Schlitten aber laſſe ich nächſtens abholen.“

Nora hat eingewilligt. —

Es hat ſie wohl durchzuckt. — „Was werden die Menſchen, die Tanten ſagen?“ — Aber was iſt im Grunde dabei? — Warum ſoll ſie dies karge Glück nicht genießen, noch einige Stunden unter ſeinem Schutze, in ſeiner Nähe?

„Sehen Sie, Fräulein Nora, wie der Mond auf den beſchneiten Wäldern liegt — eine ſchöne, klare Nacht, aber bitterkalt. Mein Schnurrbart iſt ein zuverläſſiger Thermometer, wenn er bereift, ſind es ſicher faſt zwanzig Grad.“

„Ach, Sie werden frieren, Graf. Sie ſitzen ſo im Winde! Warum ließen Sie nicht Kathrin....“

„Ich habe es wirklich gut hier, Heu bis an die Kniee — da frieren die Füße nicht, und mein Pelz, ſibiriſcher Bär, der hat noch andere Temperaturen ausgehalten. Ganz beſtimmt, ich ſitze hier ausgezeichnet, der Bock iſt breit und ich liebe es, die Pferde laufen zu ſehen. Nicht wahr, wir fahren einen hübſchen Trab.“

Noch eine kurze Weile dauert die Unterhaltung an, dann verſtummen Beide.

Nur das Knarren der Schlittenkufen auf dem hartgefrorenen Wege, das regelmäßige Geläut der Poſtglocken und der Anruf des jungen Poſtillons, welcher die Peitſche kräftig handhabt um ſeine Pferde anzutreiben, unterbricht die Stille.

Weit, weit, in einem entfernten Geſinde — durch ein Geräuſch, vielleicht durch die Glocken geweckt, bellt ein Hund in langgezogenen Tönen. Sonſt ringsherum alles todt, erſtarrt, das lautloſe Schweigen einer nordiſchen Winternacht.

So fahren ſie eine Strecke dahin, jeder ſeinen Gedanken nachhängend.

Rieſen ſieht im Geiſte die rauchgeſchwärzten Trümmer ſeines, erſt im vorigen Sommer nach allen Regeln einer rationellen Viehwirthſchaft erbauten Stalles, und mit einem bedauernden, ärgerlichen: „Dummköpfe! waren gewiß Morgens beim Füttern unvorſichtig mit ihren Laternen oder ihren vermaledeiten Pfeifen,“ präparirt er eine Strafrede für den Viehhüter, den Ochſenkerl — kurz, für alle, die nur irgend etwas in dem Gebäude zu thun gehabt.

Er liebt garnicht das ewige Geſchelte, aber ganz ohne geht es nicht — „ſind doch ſammt und ſonders noch rechte Zulus, und ſolch ein regelrechtes Donnerwetter iſt dazwiſchen nöthig und geſund.“

Aber der arme Birkmann! Möchte er ſich nur nicht ernſtlich beſchädigt haben! Zum Glück iſt nun endlich ein Doctor in die Gegend gekommen, nachdem jahrelang die Gemeinden des Kirchſpiels nicht dazu zu bringen waren, etwas zu ſeinem Unterhalt beizuſteuern. Dann denkt er auch einen Augenblick an ſeinen Hund. — „Natürlich, nun war ich bei der Eile der Abfahrt doch nicht bei Redlich, um ein neues Halsband zu beſorgen.“ — Das treue, anhängliche Thier, welch unſinnige Freudenſprünge wird es machen, welch Jubelgeheul anſtimmen! — Das iſt aber auch der Einzige, welcher ſich ſo recht freuen wird bei ſeiner Ankunft. Etwas leer und einſam iſt es doch im großen Hauſe, das empfindet er jedes Mal, wenn er eine Zeitlang unter Menſchen geweſen. Doch man gewöhnt ſich auch wieder an das Alleinſein — übrigens war es wirklich ſehr nett in Riga und er wäre noch gern länger geblieben.

Und Nora?!

Die quälende Angſt um den Vater iſt wieder erwacht. Nur vorwärts, vorwärts — Krankheit und Tod, die warten nicht, und auf's Neue fühlt ſie das bange Schauern, die jagende Furcht vor dem Möglichen, vor

dem hoffnungslosen „Zu spät“. Weit voraus fliegen ihre Gedanken, nach Krakenorm, suchen das Krankenbett, dann aber gleiten sie wieder ab — sie giebt sie auch frei mit tröstlich beruhigenden Vorspiegelungen — haften mit den Augen an der Gestalt, da vor ihr.

Wie merkwürdig dieses Zusammentreffen, diese Fahrt! Welch eine Schicksalsfügung. Oft, über alle Schwierigkeiten, über alle hindernden Umstände hinweg, hat sie von einem Wiedersehen geträumt, sich die romantischsten Erlebnisse ausgemalt — und nun? Wie einfach ist das alles, einfach wie das Leben und ebenso unerbittlich in seiner Folgerichtigkeit. Denn was der Phantasie, der Zauberin so leicht zu überbrücken schien, das *steht* jetzt vor ihr, das fühlt sie jetzt plötzlich als unverrückbares Hindernis, als abgrundtiefe Kluft, fühlt es mit dumpfem Wehgefühl, als eine unumstößliche Gewißheit — — *nie* war er ihr ferner als jetzt — — viel, viel unerreichbarer ist er ihr, als da Welten trennend zwischen ihnen lagen.

Gerade seine gleichmäßige Freundlichkeit, seine unbefangen freimüthige Weise, seine fast brüderliche Fürsorge — das spricht so deutlich, und all ihr langes Hoffen und Harren, es schrumpft zusammen vor dem schmerzenskalten Hauche der Erkenntniß — nicht um sie zu vereinigen führte das Schicksal sie zusammen, ihre Wege kreuzen sich wohl, aber sie verschmelzen sich nicht — — — *nie* wird sie ihm etwas *werden*, etwas *sein* — nie!

In welch thörichtem Traum hat ihre Seele sich gewiegt, Jahre hindurch!

Sie hat ihn geliebt, so lange sie denken kann, d. h. denken, wie das junge Mädchen, dem das süße Wunder ihrer Liebe zum Bewußtsein gekommen, nicht mehr als ein dämmerndes Empfinden, ein träumendes Ahnen — mehr Schwärmerei als Liebe — sondern eine, selbst im Leid der einsam sich verzehrenden Gefühle, tiefe, stille Seligkeit.

All ihre Herzgedanken waren bei ihm, haben gerankt um die Hoffnung, daß sie ihm dereinst gehören würde für Zeit und Ewigkeit.

Fest gewurzelt, verwachsen mit allen Fasern ihres Seins — verwachsen auch mit ihrer ganzen Entwickelung, ist diese starke Neigung, für Naturen, wie die ihre, die erste und einzige. Seiner würdig werden, das war das Ziel, das war der aufstachelnde Wunsch, wenn sie zurückfiel in alte Fehler, immer wieder soviel häßliche Seiten ihres Charakters ihr zum Bewußtsein kamen. Ja, sie war heftig, empfindlich, launisch, herrschsüchtig — unleidlich oft, aber auch sie hatte Schätze der Hingabe, der Weichheit, der Zärtlichkeit in sich und wie hätte sie an sich gearbeitet, was wäre ihr zu schwer gewesen, um ihn glücklich zu machen.

„Ihn glücklich machen! Könnte ich ihn nicht glücklich machen?!"

Wie eine ewige Räthselfrage ist gerade vor ihnen eine Sternschnuppe langsam herabgeglitten, eine leuchtende Spur hinterlassend am dunklen Firmament.

„Sahen Sie die prachtvolle Sternschnuppe, Fräulein Nora? Haben Sie sich schnell etwas gewünscht?"

Sie antwortet nicht, sie nickt nur.

Eine unsagbare Traurigkeit erfaßt sie.

Ob sie sich etwas gewünscht?! — — —

Ihr ganzes Leben war ja ein wildes Sehnen nach Unerreichbarem! — ein Hinausstreben aus den hemmenden Schranken ihres Lebenskreises — aus den fesselnden Grenzen ihres Ichs. Aber was hilft alles Wünschen, Sehnen, wenn es nie gestillt, nie Erfüllung findet, wenn Schlag auf Schlag das Herz trifft, alles wankt und alles schwindet, was Trost, Halt, Glück war. Glück?! — das ist es! immer nur Glück hat sie gewünscht, eigenes Glück. Und doch, wie sagte die Tante: „Ueber unserem Geschick wacht Gott. Er weiß, was uns frommt, und über unserem Glück steht unsere

Pflicht. Nicht ob man geliebt *wird*, ob man *ſelbſt* liebt, darauf kommt es an, weil es das Herz weit und groß macht, voll Theilnahme, Mitgefühl, Verſtändniß für Anderer Schmerz und Qual. Nicht jedem blüht ein Liebesglück und nicht rechten dürfen wir mit Gottes Gedanken, wenn Er uns Prüfungen ſchickt, ein Kreuz auferlegt, denn Leid entwickelt die innerſten Kräfte der Seele, Muth, Ergebung — und vor allem das Eine — Entſagungskraft.“ „Nicht jedem blüht ein Liebesglück, es giebt noch mehr zu ſchaffen als einen Liebesmai!“ — klingt es wieder in ihr.

Wenn ſie nur nicht ſo müde wäre, ſo leidensmüde — — – ach, wär' ſie todt!

Große Thränen ſammeln ſich in ihren Augen, rollen über ihre Wangen und ſie zieht ſchnell den Schleier über das Geſicht.

Rieſen hat die Bewegung bemerkt.

„Sie frieren, Fräulein Nora? Warten Sie, ich gebe Ihnen noch einen Plaid — übrigens haben wir nur noch drei Werſt bis Weſſelshof.“

Nur noch drei Werſt! Kaum eine Viertelſtunde! — — — dann kommt der Abſchied — für lange, vielleicht für ewig.

„O, ich kann nicht von ihm laſſen!“ — entringt es ſich ihr — „ich kann nicht!“

Noch läßt ſich das junge Blut nicht bändigen in Entſagung, bäumt ſich auf in Verzweiflung! — Das heiße Herz hungert nach Liebe, ſehnt ſich aus dem Elend des Unverſtandenſeins in die beglückende Einheit der innigſten Gemeinſchaft, und in Leidenſchaft fordert es *Glück*, als ein *Recht* — nimmt es nicht demüthig, als ein Gnadengeſchenk aus Gottes Hand.

„O Mutter, warum ließeſt Du mich allein auf dieſer grauſamen Erde.“

„Da ſchimmern die Lichter der Station,“ ſagt Hermann ſich umwendend — „nun ſind wir gleich da!“

Gleich da! — Nun möchte ſie wieder die Minuten halten, die kurzen, wenigen — unbarmherzig verrinnenden!

Noch einmal ſtürmt's von allen Seiten auf ſie ein, Sorge um den Vater — dumpfe Trauer um Verlorenes, Bangen vor der Zukunft!....

Die ganze Hoffnungsloſigkeit ihrer Liebe überkommt ſie mit vernichtender Klarheit. Er iſt ausgeträumt, der Traum, und in ihr ſtirbt etwas — der Gedanke an die Möglichkeit des Glückes.

Sehnen, Wünſchen, Hoffen und Harren tödtet ein Froſt, der eiſiger iſt, als ſtarrende Winterkälte, die ringsherum die Welt in Banden hält — vorbei, vorbei!

„Entſagen mußt du, mußt entſagen," tönt es in ihr, wie eine Todtenklage, und dunkel liegt das Leben vor ihr — ſo dunkel! — — —

Ja! entſagen!

Ihr verſchloſſenen Mädchenſeelen, die Ihr in herber Keuſchheit, in ſtumm verſchwiegener Qual, Euer tiefſtes, heiligſtes Gefühl nicht offenbart, nicht offenbaren dürft — das iſt nach Gottes Rathſchluß das Schickſal für ſo viele von Euch, daß keiner die Blüthen Eures Herzenslebens pflückt, daß ſie welken müſſen, ohne Frucht zu tragen, und nur eine wächſt empor, ſtill und groß, blaſſen Schimmer werfend auf den dunklen, einſamen Pfad, den Ihr ſchreitet — die bleiche Blume der Entſagung — und Ihr preßt ſie an die ſehnſüchtig klopfende Bruſt, bis welk und matt die Hände, bis das glühende Herz ſtill geworden — ganz ſtill, weil es nicht mehr klagt, wenn es auch nie vergißt!

* * *

Sie haben die Station erreicht.

Auf Rieſen's diesbezügliche Frage hat man erwidert: „Ja, die Pferde aus Krakenorm ſeien da," und mit gepreßter Stimme hat Nora Kathrin in den Stall ge-

ſchickt, ſich bei dem Kutſcher zu erkundigen, wie es dem alten Herrn ginge.

„Nicht beſſer — geſtern früh," meldet zurückkehrend das Mädchen, und wie ein Alp legt es ſich ſchwer auf Nora's Bruſt.

Kein unbefangenes Geſpräch will aufkommen.

Hermann geht auf und ab, beſieht die hundertmal beſehenen Bilder an den Wänden. — Nora ſitzt ſtumm, todtenblaß auf dem Sopha und ſtützt die Stirn in die Hand. Mit ihrer Selbſtbeherrſchung iſt's zu Ende. So trübe brennt das dünne Licht, ſo drückend dumpf und heiß iſt hier die Luft — Nora iſt es, als ob ſie erſticke und jetzt ſcheint ihr das Vorfahren ihres Schlittens Erlöſung.

Rieſen giebt ihr den Pelz um, geleitet ſie zu dem Schlitten, hilft ihr einſteigen.

Wortlos reicht ſie ihm noch einmal die Hand, ihre Augen ſehen ihn an — ſekundenlang nur, aber ihre ganze Seele liegt unverſchleiert in ihnen! — — —

„Armes Kind!" denkt er. „Wie ſie ſich ängſtigt. Möchte der Alte nur wirklich nicht ernſtlich krank ſein. — Leben Sie wohl, Fräulein Nora. Möchten Sie Ihren Herrn Vater in der Beſſerung finden, und bitte, mich ihm gehorſamſt zu empfehlen."

Die Pferde ziehen an und über die glatte Bahn tönt das luſtige Schellengeklingel, doch bald iſt die Kibitke ſeinen nachſchauenden Blicken entſchwunden und er ſteigt in den für ihn bereitſtehenden Poſtſchlitten.

* * *

Einige Stunden ſpäter ſteht Nora am Bette ihres Vaters.

Seine Augen ſind geſchloſſen — in unregelmäßigen Athemzügen hebt ſich die Bruſt und die Schatten des Todes liegen ſchon auf dem Geſicht.

„Mein Gott, er wird ſterben," denkt ſie und verſchlingt die Hände ineinander, murmelt inbrünſtig:

„O mein Gott, gieb mir Faſſung, Kraft das zu ertragen."

Lange, bange Stunden ſitzt ſie an ſeinem Lager, thränenlos, ſo benommen, daß ſie nicht einmal weinen kann, kaum Schmerz fühlt. Eine ſonderbare Ruhe iſt über ſie gekommen, nur ihr Herz pocht mit großen, klopfenden Schlägen, und ſie flüſtert immer wieder:

„Doch nicht mein, ſondern Dein Wille geſchehe!"

Als die Strahlen der untergehenden Sonne ſich durch die verdunkelnden Vorhänge in's Zimmer ſtehlen, hebt der Kranke mühſam die Lider, ſtarrt die am Fußende des Bettes Sitzende an — „Nora?"

Sie kniet nieder und küßt die kalten Hände.

„Papachen — da bin ich!"

„Mache es heller — — Kind —" leiſe, wie ein Hauch kommt es über die erbleichenden Lippen — „ich möchte — Dich — noch einmal — ſehen."

Sie ſchlägt die Gardine zurück. In vollen Strahlen füllt die Sonne den Raum, ſpielt verklärend um das Haupt des Sterbenden.

Geblendet ſchließt er die Augen — dann öffnet er ſie langſam und ſchwer — heftet den erlöſchenden Blick auf Nora.

„Mein armes Kind — — — lebe wohl — — verzeih — —"

„Vater!" ſchreit ſie verzweifelt auf: „O ſprich nicht ſo...."

„Ich hätte — — mehr — — an Dich — — — denken ſollen — — — Gott behüte Dich — — meine Nora — — —"

Noch ein paar kurze, raſche Athemzüge — der Herzſchlag ſetzt aus — — in einem letzten, tiefen Seufzer iſt die Seele entflohen — — — — die Hand eines Todten liegt auf Nora's Scheitel!

* ■ *

Um die gleiche Zeit ſitzt Hermann Rieſen am Bett ſeines Verwalters, deſſen Zuſtand zwar äußerſt ſchmerzhaft, aber weiter nicht beſorgnißerregend iſt, und läßt ſich von Birkmann noch einmal ausführlich über den ſtattgehabten Brand berichten, doch er hört nur zerſtreut, mit halbem Ohr zu — ſeine Gedanken ſchweifen zurück, weilen bei den Ereigniſſen der verfloſſenen Nacht.

„Ganz merkwürdige Augen hat ſie!“ denkt er und dann:

„Ich muß nächſtens den alten Herrn in Krakenorm beſuchen — er hatte immer ausgezeichnete Jagdhunde!“

II.

Sommergäſte.

„Mama! — Die Staare ſind da!!“

Wie ein Wirbelwind die Thüre aufreißend, ſtürzt mit dieſem jubelnden Ausruf ein kaum den Kinderſchuhen entwachſenes, junges Mädchen in das Wohnzimmer von Reppküll.

„So höre doch, Mama!“

Die nachdrückliche Wiederholung des Anrufs erfolgt, weil die am Schreibtiſch ſitzende, ältere Dame nicht gleich ihre Beſchäftigung unterbricht.

„Ja, Theklachen, das iſt wunderſchön. Nun wird es Frühling.“

Die Feder in der Hand behaltend, hebt die Sprecherin nach dieſen Worten den Blick und in dem gütigen Geſicht leuchtet es auf.

Ein Bild blühender Jugend ſteht ihr Töchterchen vor ihr, und es iſt als ſei, in ſeiner herben Friſche, der Odem des jungen Frühlings mit ihr hereingekommen.

Sie iſt ſelbſt wie ein Märzentag, ihre Thekla. Noch ſo ganz das unverfälſchte Naturkind in prächtiger Urwüchſigkeit. Nichts Geziertes, nichts Gekünſteltes — das echte landſche Fräulein.

Ein von Wind und Wetter arg mitgenommenes Tyrolerhütchen ſitzt auf den blonden Haaren. Um die Schultern hängt loſe einealte, braune Lodenjacke. Kurzgeſchürzt iſt der Rock. Die ziemlich großen, aber wohlgeformten Füße ſtecken in Waſſerſtiefeln, denen man den Gang durch Feld und Flur wohl anſieht.

Lachende Lebensluſt ſprüht aus den Augen, aus den Grübchen der runden, erhitzten Wangen, in ihrem köſtlichen Inkarnat der Geſundheit.

„Und nun fahren wir bald nach Therenhof — nicht wahr, Mamachen? Sind erſt die Staare da, ſo folgen bald die Lerchen, und Papa ſagte doch zu Weihnachten, wenn die erſten Lerchen ſchwirren, würde ich, als Mädchen aus der Fremde, die Gaben, die ich mit Müh' und Noth für die Therenhofſchen Knechtskinder zuſammengehäkelt und geſtrickt, vertheilen können."

„Nun ja, hin werden wir zum Sommer jedenfalls, aber wohl kaum vor Palmſonntag. Geſtern Abend ſprachen wir mit Papa darüber, und er meinte, früher ſei es nicht möglich."

„Pfui! wie ſchrecklich langweilig." Unmuthig zuckt Thekla die Schultern.

„Oſtern fällt ja in dieſem Jahre ſo ſpät — in die Mitte des Aprils. Dann dauert es ja noch eine halbe Ewigkeit. Und wir Geſchwiſter können es Alle garnicht erwarten endlich hinzukommen."

Sie zieht die Stirn ganz kraus. Plötzlich, ſich zur Mutter niederbeugend, ſchmeichelt ſie mit einem Kuß:

„Bitte, Mamachen, bearbeite Du doch etwas Papa. — Er kann Dir ſo ſchwer einen Wunſch abſchlagen."

„Aber Kind — — —." Einige Tropfen ſind auf die Briefmappe gefallen, die vor Frau von Theren liegt, „Du biſt ja patſchnaß."

Lachend ſchüttelt ſich das junge Ding, daß es nur ſo nach allen Seiten ſpritzt.

„Ja, im Walde iſt noch viel Schnee, und da haben wir bei der großen Brücke einen feinen Schneemann als Wächter aufgeſtellt. Ohne Schneeballſchlacht ging es natürlich auch nicht ab. Meine Haare waren zuletzt ganz voll von Eisſtückchen, und die ſind dann auf dem Nachhauſewege in der warmen Sonne aufgethaut. Es iſt ja ſo himmliſches Wetter heute. Ueberall rieſeln die Wäſſerchen, und ich hatte es in meiner Winterjacke ſchon viel zu heiß."

„Na, jedenfalls gehe jetzt und kleide Dich ganz um. Du könnteſt Dich ſonſt doch erkälten. Du haſt ja einen

ganzen See ins Zimmer geſchafft. Schicke mir auch Male zum Aufwiſchen.“

„Ja, Mamachen! — Aber daß wir erſt ſo ſpät in unſere liebe Therenhoffſche Gegend ſollen, das iſt wirklich einfach gräßlich.“

Nach dieſem kleinen Intermezzo ſetzt Frau von Theren die unterbrochene Beſchäftigung fort, und man hört nur das Kritzeln der Feder, mit welcher ſie, aus dem reichen Wiſſensſchatz ihrer vielfach erprobten mütterlichen Erfahrungen ſchöpfend, einer jungen Mama ausführlich die Grundſätze rationeller Kinderpflege erläutert, — allerlei Rathſchläge für die, eine Anfängerin auf dieſem Gebiet ſo ängſtlich machende, kritiſche Periode des Zahnens hineinflechtend. Dann, einen neuen Bogen ergreifend, fährt ſie fort:

„Du ſchreibſt, mein Herzensmariechen, der kleine Axi erhole ſich nicht ſo recht nach dem böſen Croupanfall, und da gipfelt mein Rath dahin, Du möchteſt in dieſem Jahr ſo früh als möglich auf's Land ziehn. Riga iſt keine ungeſunde Stadt, aber Stadtluft bleibt Stadtluft, und wenn es Dir auch ſchwer fallen wird, Deinen Mann allein zu laſſen — ſobald das Wohl des Kindes es verlangt, muß man Opfer bringen. Beſonders im erſten Lebensjahre. Das ganze ſpätere Gedeihen hängt gar oft davon ab. Da aber der Umbau und die Neueinrichtung in Krakenorm wohl nicht ſo bald fertig geſtellt ſein werden, ſo könnteſt Du für den Mai zu uns kommen, das heißt nach Therenhof!

Eben war Thekla ganz verzweifelt, daß die Ueberſiedelung dahin wahrſcheinlich erſt Mitte April vor ſich gehen kann. Die ganze Kinderſchaar iſt rein wie verſeſſen auf dieſen Sommeraufenthalt im liebvertrauten Heim, und im Grunde ihres Herzens freut ſich auch Deine alte Mama ganz unvernünftig darauf. Wie werde ich es genießen, Euch, lieben Kinder, und mein erſtes Großkind ganz in der Nähe zu haben.“

„Sie hält im Schreiben inne, und ihre Blicke richten ſich auf die Photographien, die den Schreibtiſch ſchmücken. Alle ihre Lieben! Ihr Mann, die elf Kinder in verſchiedenen Einzelaufnahmen und Gruppen. Und dahinter, auf einer Staffelei, in prachtvollem Rahmen, den dunkler, ſaftiger Epheu umrankt, ſteht ein großes Bild, das in Kohle angefertigte Portrait eines jungen Mädchens. Aus dem ſchmalen Oval des vergeiſtigten Geſichts blicken ſeelenvolle Augen, feine Schmerzenslinien zeigt der ſüße Mund. Mit einem tiefen Seufzer trocknet Frau von Theren die hervorquellenden Thränen.

„Und wie ſehne ich mich nach Eliſabeth's Grab. Hier habe ich es oft ſchmerzlich empfunden, daß ich nicht ſo oft, wie mein Herz gerne gewollt, ein Gebet daran verrichten konnte. Nun ſind es ſchon drei Jahre, drei lange Jahre, daß ſie dort ſchläft unter rauſchenden Wipfeln. — —

Unſere Eliſabeth! Wie leicht löſte ſich ihre reine Seele von allem Irdiſchen. Engelhaft war ſie geworden, mit großen Schwingen, die ſich entfalten wollten, um emporzuſteigen ins ewige Licht! — — Ich höre immer ihre letzten Worte: „Gebhard; ich komme!“ — ſehe den überirdiſchen Ausdruck, der ihr Geſicht verklärte!

Wie ſelig ſie ſtarb! Wenn mich das bittere Vermiſſen zu quälend überkommt, dann tröſtet mich immer wieder der Gedanke, wie ganz ſie ihres Heilandes Gnadenhand erfaßt hatte, wie ruhig und gefaßt ſie ihrem Ende entgegenging!

Welch ein Beiſpiel für uns Alle! Wie gereift, trotz ihrer Jugend, war ihr Denken und Empfinden. Und ihr Einfluß wirkt noch jetzt unter den Geſchwiſtern nach. Man braucht in der Kinderſtube nur zu mahnen: „was würde Liſabetha ſagen?“ und die trotzigen Gemüther ſänftigen ſich, die eigenwilligen Köpfchen werden ganz gefügig — Mädchen und Buben ſpielen wieder artig mit einander.

Neulich ſtand unſer Neſthäkchen lange neben mir, ganz nachdenklich Eliſabeth's Bild betrachtend.

„War ſie immer artig?“

„Ja, Mauschen, und beſonders nie eigenſinnig.“

Eine Weile ſtummen Schweigens, dann ſchmiegte ſich klein Lillychen ganz feſt an meine Schulter und flüſterte mir leiſe ins Ohr:

„Mauschen will auch niemals mehr unartig ſein.“

Vor ein paar Tagen paſſirten hier die Derbitenſchen, d. h. nur die Landräthin mit Nora — aus der Fellinſchen Gegend kommend, wo ſie der Taufe von Martha Troſtberg's Söhnchen beigewohnt.

Es war mir eine große Freude, Nora wiederzuſehen! Viel ſprachen wir mit ihr von unſeren lieben Heimgegangenen und von früheren Zeiten. Als wir auf Krakenorm kamen, hatte ſie Thränen in den Augen. Es iſt ihr furchtbar ſchwer geworden, es zu verkaufen, aber ſie iſt doch dankbar, es in Axel's Beſitz zu wiſſen, und daß nun Du, Mariechen, ihre beſte Freundin, mit ihm dort ſchalten und walten wirſt.

„In Gebhard's Sinne, das hoffe ich beſtimmt,“ ſchloß ſie.

Ich finde, daß Nora ſich ſehr zu ihrem Vortheil verändert hat. Nach all dem Leid, das ſie ſchon in jungen Jahren betroffen, wird ſie ja nie ein ſorgloſes, blühendes Ausſehen haben, aber Züge und Formen haben ſich gerundet, und der Ausdruck des Geſichts iſt viel weicher geworden, hat nicht mehr das herbverſchloſſene, abweiſende, das Jeden zurückſtieß, der ſie nicht genauer kannte.

Jetzt tritt die Schönheit und Tiefe der großen Augen viel auffälliger hervor. Auch in ihrer Sprechweiſe, ihren Geſten hat ſich das Schroffe gemildert.

„Nora iſt meinem Manne und mir eine ſehr liebe Hausgenoſſin geworden,“ ſagte mir die Landräthin, „und wir freuen uns, daß ſie ſich in Derbiten gut eingelebt

hat, wohl und heimiſch fühlt. Wir thun auch Alles, was in unſeren Kräften ſteht, um die dunklen Schatten zu verſcheuchen, die ihre Seele verdüſtert haben. Im Zeitraum von etwas mehr als drei Jahren den einzigen Bruder, die Mutter und den Vater — alle Angehörigen zu verlieren, wie meine arme Nichte — das iſt ein hartes Loos!"

Einen Tag ſpäter.

„Ich konnte den Brief nicht zu Ende bringen, wurde wieder und wieder geſtört. Du weißt ja, wie es hier hergeht, und wie vielbeſchäftigt wir landſchen Hausfrauen ſind. Nun kommt aber bald der Poſtbote — deßhalb ſchließe ich raſch.

Von Papa und allen Geſchwiſtern viele Grüße Euch Beiden. Deinem Manne ſage viel Liebes, und laſſe Dich und klein Axichen zärtlich abküſſen von

Deiner treuen

Mutter.

P. S. Du erinnerſt Dich wohl des traurigen Falles mit der Frau des Buſchwächters hier. Durch einen plötzlichen Schreck — der Blitz ſchlug in den Viehſtall und tödtete ihre Kuh! — wurde ſie an beiden Füßen gelähmt. Alles, was unſer Kirchſpielsarzt bis jetzt an Mitteln verſuchte, hat keinen nennenswerthen Erfolg gehabt. Da möchte ich Dich bitten, Erich Rehburg, der jetzt, wie Du ſchreibſt, Euer Hausarzt iſt, um Rath zu fragen. Er iſt ja Specialiſt für Nervenleiden!"

* * *

Heller Aprilſonnenſchein umſtrahlt Riga's Mauern, aber ſcharf und ſchneidend weht ein eiſiger Nordoſt um die Ecken und fegt den Staub der Esplanade den Paſſanten, recht unangenehm fühlbar, in Augen und Kehlen.

Dem jungen Herrn — brünett und hochgewachſen — der gerade aus einem der am Nicolaiboulevard belegenen Häuſer tritt, entführt ein jäher Windſtoß die Kopfbedeckung, ſodaß er dem Flüchtling ein paar Schritte nacheilen muß.

„Sieh da, Erich!“ tönt ihm in dieſem Augenblick eine muntere Stimme entgegen:

„Läuft Dir der Doctorhut davon?“

„Ah, Axel! Guten Tag. Ich erkannte Dich kaum. Dieſer aufgewirbelte Staub macht einen factiſch ganz blind.“

Die Vettern ſchütteln ſich freundſchaftlich die Hand.

„Ja, das iſt ſo unſer Rigaſches ſchönes, lenzliches Klima. Der reine Betrug! Die Sonne lacht ſo verlockend vom tiefblauen Himmel, daß man in leichtſinnigem Optimismus geneigt iſt, ſeinen Paletot zu Hauſe zu laſſen, und darauf warten die tückiſchen Bazillen und Kokken nur — Du ſiehſt, ich verſtehe auch etwas von Deiner hochweiſen Wiſſenſchaft! — um ſich unſere edelſten Organe als warme Wohnung auszuſuchen. Haſt jetzt wohl viele Patienten?“

„Ja, an denen fehlt es nicht in dieſer Uebergangszeit vom Winter zum Frühling und bei dem wechſelnden Wetter. Es herrſchen Katarrhe aller Art, beſonders der Luftwege. Ich war vorhin bei Reckenſtein's. Der Zuſtand des alten Grafen macht mir Sorge. Er laborirt an einer Grippe.“

Sich über allerlei Tagesereigniſſe unterhaltend, verfolgen die jungen Herrn ihren Weg.

Als ſie in die Nähe der, auf die Esplanade mündenden, Kirchenſtraße gelangt ſind, meint Axel Rehburg:

„Jetzt biegſt Du wohl hier ein, während ich noch geradeaus weitergehe. Ich muß in die Suworowſtraße. Bitte empfiehl mich zu Hauſe. Wie geht es Tante Ina in den letzten Tagen?“

„Gottlob, entſchieden beſſer, und Mama würde ſich

ſehr freuen, Dich zu ſehen. Willſt Du nicht mit mir kommen? — eine Taſſe Thee trinken? Du weißt, bei uns ſummt um dieſe Zeit ſtets der Samowar."

„Danke, Erich. Bei dieſem Nordpolblaſius gewiß ein ſehr verlockender Vorſchlag, aber für heute muß ich ſchon auf eine Plauderei in Eurer angenehmen Geſellſchaft, und auf das herzerwärmende Getränk verzichten. Der Architect wartet auf mich. In Krakenorm iſt doch vieles ſo baufällig, daß wir uns zu den dringendſten Umbauten entſchloſſen haben, um in der Zeit meiner Ferien hinziehen zu können. Du mußt uns dort beſuchen. Ihr macht wohl auch ſchon Pläne für die Sommerzeit? Geht Ihr wieder ins Ausland?"

„Nein, wir denken an den Rigaſchen Strand."

„Hat auch ſein Gutes, aber zuviel Menſchen. Ich ziehe doch livländiſches Landleben vor. Marie kann auch den Augenblick kaum erwarten in ihr geliebtes Therenhoffſches Kirchſpiel zu gelangen, um Allen, beſonders natürlich den Geſchwiſtern, ihr Wunderbaby zu zeigen. Dieſes Herzensſpielzeug tröſtet im Augenblick über alles Frühlingsheimweh. Iſt aber ſchon ein ganzer Racker, dieſer Spuhz, der vorgeſtern erſt zehn Monate alt geworden iſt."

„Nun, bekanntermaßen fällt ein Apfel nicht weit vom Stamm!" neckt Erich lächelnd.

„Ein tüchtiger Racker warſt Du in der Jugend auch. Und wie ſteht es mit der Geſundheit des Erbprinzen auf Krakenorm, nach ſeinem Schnupfenfieber?"

„Nicht ganz nach Wunſch. Der Huſten iſt noch nicht vollſtändig geſchwunden. Marie wollte Dich bitten laſſen in den nächſten Tagen mal anzukommen."

„Ja, man thut gut daran eine Erkältung bei kleinen Kindern nie leicht zu nehmen. Ich werde mir gleich morgen Vormittag Axel von Rehburg junior genau anſehen."

„Danke ſehr, Herr Doctor."

„Alſo auf Wiederſehen, Herr Kirchſpielsrichter.“

Die Kirchenſtraße hinaufſchreitend, ſteht Erich bald vor einem niedrigen Holzhauſe. Große Blattpflanzen und in bunten Farben blühende Frühlingsblumen füllen die Fenſter, verwehren den Vorübergehenden den Einblick in die Zimmer der Parterrewohnung, an deren Eingangsthüre er die Klingel zieht.

Eine junge Dame öffnet ihm.

„Danke, Thilde, aber warum Du ſelbſt? Wo iſt denn Marri?“

„Sie mußte in die Apotheke?“

„Doch nicht für Mama?“

„Nein! aber die Köchin hat ſich arg in die Hand geſchnitten. Da fehlte mir Einiges zum Verbinden. Tante Ina fühlt ſich heute viel kräftiger, hat ſogar im Speiſezimmer gefrühſtückt.“

„Das iſt ja ſehr erfreulich.“

Mit dieſen Worten öffnet Erich Rehburg die Thüre zu einem anſtoßenden Raum und betritt einen kleinen, anſpruchslos möblirten, aber von der Sonne freundlich durchleuchteten Salon. Im Hintergrund desſelben, auf einem Ruhebett, um welches einige Seſſel und niedrige Tiſchchen zu einem gemüthlichen Plaudereckchen geſchickt gruppirt ſind, liegt eine ältere Dame, zu der ſich der Eintretende mit Handkuß und Gruß niederbeugt.

„Heute komme ich aber ſpät dazu Dir einen guten Tag zu wünſchen, Frau Mama! Du Langſchläferin lagſt ja noch in Morpheus Armen, als ich frühmorgens das Haus verließ. Wie war denn die Nacht?“

„Danke! recht gut. Die Einreibung ſcheint die Schmerzen zu lindern.“

Aus dem feinen, blaſſen Geſicht der Kranken blicken die großen Augen voll inniger Zärtlichkeit auf den Sohn, der ſich in ihrer Nähe niederläßt.

„Du ſiehſt ja ganz erfroren aus, mein lieber Junge.“

„Es iſt auch wirklich grimmig kalt heute, Mama. Der Wind durchſchauert einen bis ins Mark. Nur am Strande, im Schutze der Dünen, war es im Sonnenſchein herrlich, faſt warm.“

„Alſo Du warſt heute am Strande? In Majorenhof?“

„Ja, und nicht nur dort. Ich habe mir in Edinburg und Bilderlingshof auch ſchon eine Menge freiſtehender Villen angeſehen.“

„Und etwas für uns Paſſendes gefunden?“

„Ich glaube wohl. Ein ſehr nettes Häuschen in Bilderlingshof ſchien mir am geeignetſten.“

„So haſt Du ſchon definitiv abgemacht?“

„Noch nicht, Mamachen, aber bis Sonnabend haben wir die Vorhand. Ich denke, Thilde wird ſo freundlich ſein in den nächſten Tagen hinüberfahren, und ihre Meinung ſoll ausſchlaggebend ſein. Iſt es Dir vielleicht am Donnerstag recht, Couſine?“

Die Angeredete hat ſich unterdeſſen mit dem Theegeräth zu ſchaffen gemacht.

„Gewiß, Erich! Wenn Ihr es wünſcht, kann ich mir das in Ausſicht genommene Sommerheim noch anſehen, aber Du haſt ſicher practiſch gewählt.“

Näher tretend fügt ſie hinzu:

„Kann ich Dir Thee anbieten?“

„Bitte ja, Thilde.“

„Mit oder ohne Rum?“

„Für heute mit. Ich bin ja ſonſt nicht ſehr für Alcoholica, aber in Anbetracht der gründlichen Durchkühlung kann man ſich dieſe Art Glühwein ausnahmsweiſe wohl genehmigen. Aber nur, wenn Du die Rumflaſche ſchon da haſt. Mache Dir, bitte, nicht die Mühe ſie zu holen.“

„Das iſt doch wirklich keine Mühe, Erich.“

Freundliches Lächeln begleitet dieſe Worte, die tiefe Stimme hat gewinnenden Klang. Erich's Augen folgen der Couſine, als ſie in das Nebenzimmer geht.

Thilde von Rehburg iſt eine anziehende Erſcheinung. Vornehme Ruhe und Sicherheit kennzeichnen ihr Weſen. Ihre hohe Geſtalt iſt voll Ebenmaaß. Wunderſchön iſt auch der Kopf, mit den edlen, feingemeißelten Zügen, dem blendenden Teint. Unter dunkelblondem, üppigem Haar wölbt ſich gedankenreich die klare Stirn. Wenn ſie die langen Wimpern hebt, blicken die graublauen Augen gerade und offen.

„Und wann können wir, nach maßgebender Meinung unſeres geſtrengen Herrn Doctors, an den Strand ziehen? Deine alte Mama muß geſtehen, daß ſie ſich recht danach ſehnt.“

„Nun, ich denke, das hängt mehr von der Witterung ab, als von mir. Wenn Luft und Erde gut durchwärmt ſind, dann am erſten beſten Tage, wo Du Dich wohl genug fühlſt, Mütterchen — — oh, pardon!“

Er iſt aufgeſprungen, um Thilde das Theeglas aus der Hand zu nehmen, und bei der Bewegung ſtreift ſein Arm eine Handarbeit vom Tiſchchen, das ihm am nächſten ſteht. Dabei flattern ein paar darauf liegende Briefe auf den Teppich hinab. Er bückt ſich, um ſie aufzuheben, während ſeine Mutter äußert:

„Sie kamen vorhin. Willſt Du ſie nicht gleich leſen? Beſonders Nora's Schreiben wird Dich ſehr intereſſiren. Onkel Eberhard's Zuſtand hat ſich in Wiesbaden ſchon ſo gebeſſert, daß ſie hoffen, Anfang Mai ins Land, nach Derbiten, zurückkehren zu können.“

Ohne etwas zu erwidern greift Erich nach den engbeſchriebenen Bogen, und in die Lektüre vertieft bemerkt er nicht den Ausdruck von Spannung, mit dem Thilde ihn beobachtet.

„Arme Nora!“ murmelt er halblaut, als er die Blätter langſam zuſammenfaltet und in das Couvert zurückſchiebt.

„Ja, arme Nora,“ wiederholt ſeine Mutter. „Eberhard's jähes, ſchreckliches Ende und ſeine Folgen —

das Siechthum der Mutter und der Gram des verbitterten Vaters, haben unauslöschliche Eindrücke in ihr hinterlassen, und ganz anders wohl hätte sich ihr Leben und ihre innere Entwickelung gestaltet, ohne den schweren Druck, der auf ihr gelegen, jahrelang. Aber bei ihrer Characteranlage waren vielleicht gerade das Leid und die Prüfungen berufen, sie zu fördern — die Kräfte ihrer Seele wachzurufen. Und auf die kommt es doch einzig und allein an. Gott weiß, wie Er eigenwillige Herzen meistern kann, und hat nach dem Kampf die Krone! Und jetzt ist Nora geborgen, wohl geborgen. Sie wird von zwei lieben Menschen wie eine eigene Tochter gehalten, hat im Derbitenschen Hause die beste Zuflucht gefunden. „Beschäftigung versteht zu siegen, auch über unerhörtes Loos.“ — — Nora fehlte es an einem Wirkungkreise. Nun kann sie sich ausleben in reger Fürsorge für Andere, wie es allein rechte Frauenart ist und seinen Lohn schon in sich selber trägt. Auch an geistiger Anregung, geselligem Verkehr, Reisen fehlt es ihr dort nicht, und sie lebt in einer Atmosphäre wahrer Religiosität! — Und diese Drei — Arbeit, geistiges Streben und Frömmigkeit — das sind starke Nothhelfer! Jetzt ist mir nicht mehr bang um sie!“

* * *

Thilde von Rehburg's Tagebuch.

Riga, * April 1886.

Ob Tante Ina sich nicht täuscht, wenn sie glaubt, in Nora sei jetzt Frieden, der Frieden innerer Ruhe? — Nora hat einen abgrundtiefen Character, im Guten und im Schlechten, und bis solche Naturen fertig werden mit sich selbst und mit ihrer Glücksforderung an Gott und das Leben, müssen noch ganz andere Stürme kommen, die brechen und knicken, und Lawinen, die alles ver-

ſchütten, was nach Licht und Sonne ſtrebt! — — — Nein, ſo raſch ſtirbt Herzenshunger nicht, und nicht ſobald verſtummt das wilde Betteln: „Gieb, gieb auch mir, was ich erſehne, fordere, als mein Theil und Recht an Erdenglück.“

Und es ſchwillt ſtärker und ſtärker an, dies zehrende Sehnen, wird zur Klage und Anklage: „Warum ſoll gerade ich entbehren und entſagen?“ Die Himmel aber bleiben ſtumm. Nur wie ein Echo kommt's zurück: „Entbehre!“ „Entſage!“ Welch kurze Worte, und welch eine Welt von Leid bergen ſie! — —

Da ringt man ſich wohl erſt die Seele wund in verzweifelt ohnmächtiger Qual und rüttelt mit der ewig gleichen Frage an den Pforten der Zukunft: „Warum mir dieſer dunkle Pfad? der trübverſchleierte Ausblick in eine nebelgraue, hoffnungsleere Ferne? — — Warum?! — — — Und weßhalb den Anderen lichtes Glückesſonnengold auf ihren Schickſalswegen? Laß auch mich es betreten, mein erträumtes Paradies.“

Wer aber hört des Herzens Schrei, zurückgehalten hinter feſt verſchloſſenen Lippen, durch Stolz und Scham und Sitte. — Ich kämpfe ihn ja auch dieſen Kampf! — Schon jahrelang!! — Nein, ſo raſch ſtirbt Herzenshunger nicht!“

* * *

Thilde von Rehburg's Tagebuch.

** April.

Wie düſter ſeine Augen wieder blicken! — Woran denkt er, wenn er ſo ernſt, faſt finſter, wie abweſend vor ſich hinſtarrt — eine Papyros zwiſchen den Lippen, mit der Linken ſeinen Schnurrbart ſtreichend, oder unbeweglich verharrt in tiefem Sinnen! —

Iſt es an Nora? Hat er ihre Abweiſung ſeiner

Werbung noch nicht überwunden? Oder ſorgt er ſich um ſeine Mutter, deren Zuſtand ſich langſam, aber ſtetig verſchlimmert. Bisweilen, wenn er ſich unbeachtet glaubt, ruhen ſeine Augen mit ſo ſchmerzlichem Abſchiednehmen auf den vergeiſtigten Zügen, denen das unerbittliche Leiden ſein Siegel immer ſchärfer aufdrückt. Vor Tante Ina aber nimmt er ſich immer beſonders zuſammen, ſucht ſie zu erheitern und zu zerſtreuen, erzählt, was er in der Stadt gehört, geſehen, erlebt. Abends jedoch, wenn Tante zu Ruhe gegangen, und wir noch eine Zeitlang, leſend im Salon verweilen, da läßt er die Maske fallen, und oft liegt es wie tiefe Müdigkeit auf ſeinen charaktervollen Zügen.

Wie ich ſie liebe, dieſe ſchwermüthigen grauen Augen, die mich immer an Nora's, ſelten ſchöne, erinnern — und die feſtausgeprägten Linien ſeines dunklen Kopfes, beſonders des geraden Kinns, des energiſchen Mundes, der breiten, klugen Stirn. Oft überkommt es mich in wildem Wunſch einen Kuß auf dieſe Stirne zu hauchen, meine Hand ſtreichelnd auf die Seine zu legen und leiſe zu flüſtern: „Ich bin ja da. Vertraue mir an, was Dich ſo quält! Laß mich Dich tröſten!“

Ihn tröſten?! — — Könnte ich ihm überhaupt Troſt bringen? Ich bin ja nur eine Couſine, die ſeine Mutter pflegt! — Nichts mehr! — Und ſelbſt wenn uns ein anderes Band umſchlänge, als das der Verwandtſchaft — keine Liebeskraft reicht aus, um einem Menſchen — auch dem Heißgeliebteſten — die ihn bedrückende Laſt von Herz und Seele zu nehmen.

Das iſt eine harte Unmöglichkeit, die ein echtes Gefühl als Hinderniß ſchwer empfindet.

Da ſtehen wir auch vor verſchloſſenen Pforten und kennen kein „Seſam, öffne Dich!“ dafür. Ich las es einmal und es hat mich ſchon damals tief getroffen.

„Es mögen noch zwei Herzen
So eng verbunden ſein —
Des Lebens tiefſte Schmerzen
Trägt jedes doch allein!"

Trägt jedes doch allein! Des Lebens Schmerzen — aber auch das Glück! — — — —

Daß alle Einheit doch ſo oberflächlich iſt!

Nie können wir eines Anderen ganzes inneres Leben mitleben. Können immer nur zweifelnd fragen: „Was denkt, fühlt, empfindet er? Nur vermuthen, nur ahnen — nie wiſſen! — Und wie oft irren?!

So raſch wechſelt Stimmung. Wir glauben, ein Herz vergehe vor Weh, und während wir es im Dunkel taſtend wähnen, hat es vielleicht die kummervollen Gedanken überwunden, läßt ſich von Hoffnungsflügeln tragen, dahin, wo Phantaſie, die Gauklerin, mit roſigem Finger Bilder neuen Glückes hinzaubert. Oder Lächeln ſpielt betrügeriſch um die Lippen, aber tief im Innern bricht Schmerzenswoge über Schmerzenswoge, und die Seele weint Thränen, herbere, brennendere, weil ſie unſichtbar fließen müſſen.

Und wie wir nicht hineinblicken können in die Gedankenwerkſtatt, in die Empfindungswelt eines Anderen, alle die feinen, vibrirenden, wechſelnden Regungen erſpähend, nachfühlend — ſo können wir uns auch ſelbſt nicht bis auf den Grund der Seele offenbaren.

Verriegelt iſt ſo Vieles in uns ſelber, und muß es bleiben, weil wir nicht hinweg können über die Schranken, die ewige Naturgeſetze aufgerichtet zwiſchen Menſch und Menſch — weil kein anderer Geiſt unſere eigenſte Sprache ſpricht und verſteht. Und doch iſt Zuſammenklang, Harmonie unſerer Seele mit einer anderen Seele, unſere allertiefſte, mächtigſte Sehnſucht!

Ob das nicht die tragiſchſten Konflikte birgt für jede Gemeinſchaft, beſonders für die Ehe, die doch gegründet ſein muß auf dieſen Wunſch, alles zu theilen,

alles zu geben und zu empfangen, und dadurch reicher zu werden, weiter und größer?!

* * *

Thekla von Theren's Tagebuch.

Reppküll, ** März 1886.

Wahnſinnig intereſſant habe ich es mir gedacht, ein Tagebuch zu führen, um, wenn man alt und grau und runzelig geworden iſt, leſen zu können, was man als Sechzehnjährige gedacht und gefühlt hat. Aber ich komme wenig zum Schreiben, beſonders jetzt, wo man in den Zwiſchenſtunden ſich draußen herumtummelt, und Abends von der Frühlingsluft ſo blödſinnig ſchläfrig iſt, daß einem, kaum daß man ſein Gebet geſprochen, auch ſchon die Augen endgültig zufallen.

Morgen aber feiern wir den Geburtstag unſeres lieben, lieben Vaters, und am Vorabend ſolcher großen Feſttage in unſerem Kinderleben kommen mir immer beſondere Gedanken, die ich feſthalten möchte. Da laſſe ich alle meine Schandthaten Revue paſſiren, ſchäme mich gründlich und faſſe viele gute Vorſätze, beſchließe, mich furchtbar zuſammenzunehmen, um den Eltern — beſonders Mama — nur Freude zu machen. Es iſt mir ſo gräßlich, wenn ich Mama nicht zufrieden ſtellen kann, aber — weiß der Himmel! — es iſt ſchrecklich ſchwer, es den Erwachſenen recht zu machen, und wenn man ganz traurig und verzweifelt iſt über ſeine eigene Mangelhaftigkeit, dann glauben ſie, man ſei gekränkt. „Sei nicht putzig," heißt es da — und man möchte ſich am liebſten gleich in irgend einen Winkel verkriechen und ſich ordentlich ausheulen.

In Therenhof — in der alten Remiſe — hatte ich ſo einen famoſen Verſteckplatz, wo mich Niemand fand, und wenn ſie auch ſuchten und ſuchten. Ich kletterte

in eine der alten Kareten aus Olim's Zeiten, wo noch hundert Pferde im herrſchaftlichen Stall ſtanden — (hundert Pferde, das muß doch himmliſch geweſen ſein! Wie ſie bloß alle gehießen haben mögen! —) und keiner war ſo ſchlau, mal da nachzugucken. Ob damals — zu Urgroßvaters Zeiten überhaupt auch ſo viel an den Kindern herumerzogen wurde? — Es heißt ja wohl, man ſei früher noch viel ſtrenger geweſen, habe viel mehr auf gute Manieren geſehen, aber ich finde, man iſt auch jetzt noch ganz genügend vielfordernd darin. Mama und Mademoiſellchen und Miß ermahnen in einem fort. Immer haben ſie etwas auszuſetzen. Bald lacht man zu laut, fuchtelt mit den Armen, ſchlenkert mit den Beinen, ſchaukelt ſich auf ſeinem Stuhl, oder die Haare ſind verruſchelt, nicht glatt genug ꝛc. ꝛc.

„Etwas eitler könnte mein Töchterchen ſchon ſein," predigt Mama, „und könnte überhaupt ihre Gedanken mehr zuſammennehmen."

Ich möchte ja auch ein wahrer Ausbund von Ordnung ſein, aber weiß der Kuckuck, weßhalb die guten Vorſätze immer gerade dann, wenn man die Probe auf das Exempel machen müßte, machen möchte — aus dem Gedächtniß futſch ſind! — Und nun gar, wenn es ſich um die dummen Kleidaſchen handelt, alles was — wie Kragen, Schürzen, Hüte — ſich ſo leicht verſchiebt, ſchief ſitzt, weil man ſich nicht prüfend vor den Spiegel ſtellt. Wenn man mir doch blos einen Sack überſtülpen wollte — mit drei Oeffnungen für Kopf und Arme — dann wäre uns allen geholfen, und zum Laufen und Klettern hätte ich's ſo rieſig bequem. Es iſt doch zu famos, auf Bäumen zu ſitzen, beſonders um die Zeit, wo die Aepfel anfangen reif zu werden. Ich liebe Therenhof ja viel, viel mehr als Reppküll — wo die Gegend ohne Berge mir ſo reizlos erſcheint — aber prachtvolle Aepfel giebt es hier, das muß ich ſagen — Suisleper und Birnäpfel, die ganz durchſichtig klar

werden. Todteſſen kann man ſich daran, und ſie ſchmecken friſch vom Baum am ſchönſten.

Einen Tag ſpäter.

Die Geburtstagsfeier verlief ſehr hübſch. Wir weckten Pappi mit einem Ständchen. Die Kleinen hatten Verschen ausgelernt. Von den erwachſenen Geſchwiſtern kamen Briefe, und unſer Livone war auf drei Tage von Dorpat herüber gefahren, um zugleich die Schnepfenjagd zu genießen.

Zu Mittag erſchienen einige Nachbarn, der Paſtor und Doctors. Nachdem man ſich ordentlich ſatt gegeſſen, ging man im Hof und in Ställen herum, denn was ſoll man ſonſt mit ſeinen Gäſten anfangen, die doch wenigſtens vier bis fünf Stunden bleiben, um ihre Pferde abzufüttern.

Endlos von Landes- und anderer Politik — von Kirchſpielsangelegenheiten und Wetteraussichten können die Herren doch nicht ſprechen, und für Papas Anglervieh intereſſirt ſich alles, wenn er hier auch noch lange nicht ſo ſchöne Thiere ſtehen hat, wie im Therenhofſchen Stall. In Therenhof war es überhaupt viel leichter, die Gäſte zu amüſiren. Da giebt es Treibhäuſer, einen Park, großen Garten, den Faſelſtall, die berühmte Schweinezucht. So trimmelte man ſich bis zum Abendeſſen durch, und danach ſetzten ſich die alten Herren an ihre Karten, und wir muſicirten mit der Doctorin und unſerem jungen Nachbar Ecken, der ſehr hübſch Cornet à piston bläſt und überhaupt ein famos kluger Junge iſt, mit dem man ſich fein unterhalten kann. Er kann auch mordsmäßig gut Reiten, Tennisſpielen, Schießen — und das gefällt mir an einem Herrn.

Zum Schluß ſetzten wir uns — Mama hatte mir erlaubt bis Mitternacht aufzubleiben! — im Balconzimmer um den großen, runden Tiſch und ſpielten Betrug-Schweinchen, ſchwarzen Peter, und es war furchtbar luſtig! Mama kam auch dazu, und als Miß einen Schnurrbart bekam, lachten wir uns zum Kringel.

Es gab auch Naſchwerk, Kuchen und Limonade — für die Großen Punſch, den ich nicht ausſtehen kann — und ſo war es ein wunderſchöner Tag und ein amüſanter Abend. Und als ich im Bett lag kam Mama zu mir und ſagte, ſie habe ſich tagsüber recht an ihrer Thekla gefreut, die ſich manierlich betragen und ihr ganz nett bei dem Unterhalten der Gäſte geholfen habe. Dann gab ſie mir einen zärtlichen Kuß und mir wurde zum Ueberſchnappen wohl und leicht ums Herz, und ich bat den lieben Gott mir zu helfen, alle meine guten Vorſätze auch wirklich auszuführen! — Es iſt zu ſchön, wenn Mama zufrieden iſt!!

* * *

„Wai! wie ſchrecklich lang ſind vier Wochen!“ jammert es im Reppküllſchen Kinderzimmer.

„Iſt ein Monat immer ſo lang?“ echoet ein anderes Stimmchen. „Kommt denn Palmſonntag niemals?“ klagt ein drittes, und Mademoiſellchen muß tröſten und beruhigen: „Bald, bald iſt es ſo weit.“

Endlich iſt die Friſt abgelaufen, welche die Geduld des Therenſchen Nachwuchſes auf ſolche harte Probe geſtellt — der Tag der Abfahrt naht heran. Ueberall ſtehen ſchon die Koffer und Reiſekörbe halbgepackt. Die Kinder wiſſen ſich nicht zu laſſen vor Aufregung, und die Erwachſenen haben alle Mühe, die unermüdlichen Fragen der Plappermäulchen in Zaum zu halten.

Dazu ſchleppen die kleinen Herrſchaften von allen Seiten Dinge und Spielſachen heran, die ihrer Meinung nach „unbedingt mitkommen müſſen!“

„Aber, Dickerchen,“ — dieſen Liebesnamen trägt mit voller Berechtigung der jüngſte Sohn des Hauſes, der ſiebenjährige Fritz, „ein Schaukelpferd kann ich doch nicht in einen Sitzkaſten packen. Das arme Thier ſieht überhaupt ſchon ſo ramponnirt aus — das kann ſich hier ſo gut bis zum Herbſt ausruhen.“

„Dann nehme ich wenigſtens den Schwanz mit — Felix braucht immer ſoviel Krollhaar für ſeiae Scalps.“

Geſagt, gethan! — Ehe die Bonne es hindern kann, ſteckt er den traurigen Reſt deſſen, was noch zu Weihnachten eiu ſtolzer Pferdeſchweif war, in ſeine Taſche.

„Alle meine Puppenkinder müſſen aber ganz beſtimmt mitkommen,“ behauptet höchſt kategoriſch Mia, ein Blondkopf von elf Jahren.

„Sie wollen auch Sommergäſte in Therenhof ſein! — Und hier im großen Tſchemodan iſt noch ſo viel Platz.“

Die größte Anziehungskraft jedoch übt der Stall aus, wo die Equipagen geſchmiert und in Stand geſetzt werden, ein Coupé, eine Kaleſche und ein großer ſechsſitziger Reiſewagen, von den Kindern die „Arche Noah“ benannt.

„Kutſcher zu ſein das muß doch das Herrlichſte ſein!“ vertraut, im Bruſtton der Ueberzeugung, das Dickerchen ſeinem, um einen Kopf größeren, aber eben ſo ſtämmig und geſund ausſehenden Bruder Felix an, der ſeinerſeits mit einem empörten: „Pfui nein! Ich möchte Indianerhäuptling werden! Das wäre viel ſchöner!“ ſeinen Standpunkt dem Leben und der Zukunft gegenüber feſtſtellt.

Am Vorabend der Reiſe wird über die Platzfrage debattirt.

„Zu transportiren ſind das Elternpaar, Miß und Mademoiſelle, ſechs Kinder und Bonne — ſumma ſummarum elf!“ zählt Herr von Theren auf.

„Und als Aequivalent an Plätzen haben wir auch elf, plus drei neben den Kutſchern für den Diener und die Kammerjungfern. Alſo das ſtimmt.“

„Aber die Hunde, Papa. Du vergißt die Hunde,“ ruft Mia mit wichtiger Miene.

„Richtig! Einige von den Lieblingsquadrupeden

werdet Ihr natürlich mitſchleppen wollen, aber die können ja ſo gut mit der Fuhre gehen.“

„Ach, Papachen, nein.“ Bitte, nicht mit der Fuhre!“

„Beſſer mit uns,“ fleht es im Chor.

„Welche von den kleinen und großen Kötern ſollen es denn ſein?“

„Brosi — Fix — Piccolo — Heros — Muff!“

„Warum nicht gar noch der Viehhund Lahz, damit wäre die reſpectable Zahl eines halben Dutzends erreicht. — Nein, Kinder, das gäbe ja eine Heidenwirthſchaft. Wir müſſen doch unterwegs in Seſſen nächtigen. Da kriegen Troſtberg's notoriſch den kalten Schlag über ſolch eine Invaſion. Wenn Ihr Euch nicht entſchließen könnt, Eure Herzen auf ein paar Monate von der Hundewelt zu trennen“ —

„Aber Papa!“ kommt es ganz vorwurfsvoll von den roſigen Lippen.

„So muß ein Theil mit der Fuhre gehen.“

„Fix kann gehen,“ ſchreit Mia, „aber nicht Brosi.“

„Natürlich, weil das Dein Hund iſt, aber Fix iſt mein Hund, den laſſe ich nicht mit der Fuhre gehen,“ fährt Felix empört auf.

„A—a—ber — a—a—a—b-b—e—r,“ Mia ſitzen die Thränen immer ſehr locker und ſie ſchluchzt faſt.

„M—a—a—x — ha—t — m—i—r doch Bro—oo—ſi—ſi an—ver—traut, un—un—d wenn....“

„Ruhe, Kinder, keine Plinzerei. Mama wird über das Mitnehmen beſtimmen und entſcheiden und damit Punktum.“

Da klammert ſich auch ſchon klein Lillychen an den Schooß der Mutter.

„Ich Kaninchen mitnehmen, und Katzchen — und — und Schafchen —“

„Ach, Himmelchen, nun noch ein Schaf!“ ſagt mit ſo komiſcher Intonation das Dickerchen, das alles in lautes Gelächter ausbricht.

Herr von Theren wiſcht ſich die Lachthränen aus den Augen.

„Das wird ja die richtige Menagerie. Willſt Du, Berthachen, nicht ein paar Ferkelchen auswählen? — und ich ſteuere ein paar Angler Kälber zu — das entſpräche ja dann ganz der Arche Noah. Komm her, Mauschen, kleines Dummchen, und laß Dir einen Kuß geben für Deine Vertrauensſeligkeit. Katzchen und ein hübſches, weißes Lammchen ſollſt Du in Therenhof bekommen. Vergeßt nicht, daß wir dieſes Jahr dort nur Sommergäſte ſind. Im nächſten April könnt Ihr alles mitnehmen, was da kreucht und fleucht, und woran Euer Herz hängt. Da zieht Max hier ein, als Beſitzer, und wir kommen nur zu Beſuch zu ihm! — Aber jetzt weiter im Text. Ich denke, Du, Frauchen, fährſt mit Miß Mabel im Coupé mit den vier Rappen, und die Kanarienvögel müßt Ihr auch mitnehmen, oder ſtatt deſſen Miachen, wenn Dir das beſſer paßt. In den Therenhofſchen Reiſewagen packen wir all das Kroppzeug, unter Aufſicht von Mademoiſelle und der Wärterin, und vorgeſpannt werden die braunen Eſthenklepper...“

„Bitte, Papa, laß mich die kutſchen,“ unterbricht Ulrich.

„Warum nicht gar die jungen, fünfjährigen Schimmel, die an die Kaleſche kommen?“

Oſtentativ ſetzt Herr von Theren ſein Pincenez auf und muſtert mit kritiſchem Blick ſeinen Sohn, der über ſeine eigene Kühnheit ganz roth geworden iſt. Dann fragt er gutmüthig ironiſch:

„Sage mal, biſt Du eigentlich noch Ulrich von Theren, Quartaner in Birkenruh, oder biſt Du über Nacht ein Dachs geworden, weißt Du von der Sorte, die man Frechdachs nennt?“

Das offenfreimüthige Knabengeſicht färbt ſich noch dunkler.

„Aber — Thekla hat doch auch ſchon mit vierzehn einen Viererzug....“

„Ja, und ſogar mit fünfzehn Jahren dabei ihren Eltern das Leben gerettet. Aber erſtens biſt Du, mein Lieber, noch nicht vierzehn, und zweitens iſt Deine Schweſter eine Ausnahme. Sie hat die beſte Kutſchhand, die ich je bei einer Dame geſehen.“

Jetzt iſt an Thekla die Reihe zu erröthen, aber vor Freude und Stolz. Das Erlebniß, auf welches der Vater angeſpielt, hat ſich auf einer Fahrt nach Riga zugetragen.

Auf dem Bock des Coupés ſitzend, hatte ſie, als bei einem ſteilen Berge der Kutſcher die Macht über ſeine feurige Tſchetwerka verlor, ganz kaltblütig in die Zügel gegriffen, und was die harten, ſchwieligen Männerhände nicht vermocht, war dem Druck der weichen Mädchenfinger und dem Zuruf der freundlichen Stimme gelungen — die reißausnehmenden jungen Pferde hatten ſich gleich beruhigt, und als man die ſcharfe Biegung unten bei der Brücke erreicht, war die Gefahr vorüber.

„Thekla's Heldenthat,“ hatte Ulrich ſelbſt damals die vielbeſprochene Epiſode betitelt.

„Nein, mein Jung, für dieſes Mal krieche Du nur auch in die Arche Noah.“

„Ach, mir wird von dem Ledergeruch in dem alten Kaſten immer ſo gräßlich übel.“

„Na, dann ſitze zu unſeren Füßen in der Kaleſche, oder tauſche den Platz mit Thekla's Jungfer. Sie kann *im* großen Reiſewagen ſitzen, Du *neben* dem Stallmeiſter. Doch jetzt marſch in's Bett, ihr Krabaten — morgen muß man früh aus den Federn.“ — —

„Die Equipagen ſind vor!“ meldet ein Diener.

„Hurrah! wir fahren ſechsſpännig!“ jubelt Fritzchen, und tanzt auf einem Bein auf der Vortreppe umher.

„Wai, ich bin zu froh — ich muß ſchreien!“

„Das ſind aber nur Klepper — wir aber, im Coupé,

fahren mit den Stallpferden!“ trumpft Mia dagegen auf, wie um ſich ſelbſt zu tröſten.

„Ach was Stallpferde! die gehen nur bis zur Station und da bekommt Ihr alte Poſtgäule. Wir aber fahren vierzig Werſt durch, hat Papa geſagt, und morgen auch mit den Sechſen bis Smiltekrug, wo ſchon Therenhoffſche Arbeitspferde entgegen ſein werden.“

„Na, Kinder, vorwärts, ſchachtelt Euch mal erſt ein,“ kommandirt mit ſeiner Stentorſtimme Herr von Theren.

In der Mitte der Fünfziger ſtehend, mit gutmüthig blickenden Augen, in einem von graublondem Vollbart umrahmten Geſicht, iſt er ein Bild ſtattlicher Männlichkeit. Von hohem Wuchs, breitſchultrig, lehnt er an der Hausthüre und giebt dem Verwalter noch allerlei letzte Weiſungen.

„Wegen des Umbaus der Oefen und der Reparatur in der Küche wiſſen Sie ja jetzt Beſcheid, Semmel, und das neue Dach über dem Viehſtall haben wir ja auch genau beſprochen. Wenn Ihnen etwaige Zweifel und Bedenken aufſteigen, ſo ſchreiben Sie nur ausführlich. Im Uebrigen komme ich Ende Juli jedenfalls ſelbſt auf ein paar Tage her. Und nun auf Wiederſehen und Gott befohlen!“

Er nimmt ſeinen Platz, neben Thekla, im letzten Wagen ein.

„Fertig?“ fragt er zu den vorderen Equipagen hin, wo die Wirthin und die zurückbleibenden Hausleute ſich von der wegfahrenden Herrſchaft mit Handküſſen verabſchieden.

„Fertig!“ erwidert Frau von Theren, und „Fertig!“ „Fertig!“ echoen ein paar Stimmchen aus dem Innern der Arche Noah!

„Laſſa kaia*)!“ Das gilt den Roſſelenkern, und die Geſpanne ſetzen ſich in Bewegung.

* * *

*) Fahr zu.

Vorfrühlingsſtimmung überall. So blau lacht der Himmel. Gelöſt des Winters harte Feſſeln.

Der See glitzert im Glanz der Morgenſonne. Noch ragen ſchwarz und unbelaubt die Bäume und Sträucher in Garten und Park, aber die Vögel zwitſchern und jubiliren in den Zweigen, die warmer Aprilwind leiſe ſchaukelnd wiegt. Und herber Duft von Erde, von keimendem, ſproſſendem Leben erfüllt die Luft! — — —

Arm in Arm ſtehen Herr und Frau von Theren auf der Veranda des Therenhofſchen Hauſes, grüßen mit frohen Augen die vertrauten Stätten. Und ihre Seelen ſind voll Preis und Dank. Hierher, auf die ererbte Scholle hat, vor mehr als fünfundzwanzig Jahren, Hans von Theren, Bertha von Dohmen, ſein junges Weib als Hausfrau geführt. Hier haben ſie empfangen und getragen, was ihr Eheleben ihnen an Luſt und Leid beſcheert. Alle ihre Kinder haben in Therenhof das Licht der Welt erblickt — ein reiches Schaffensfeld, ein großer Wirkungskreis hat ſich ihnen erſchloſſen. An trüben Erfahrungen, bitteren Enttäuſchungen, Prüfungen und Herzeleid hat es auch auf ihren Wegen nicht gefehlt, aber in Demuth ſich Gottes Rathſchlüſſen unterwerfend, haben ſie ſich den Gang durch die dunklen Thäler der Trübſal, der keinem Erdenpilger erſpart bleibt, nicht durch Niedergeſchlagenheit und Hoffnungsloſigkeit noch ſchwerer gemacht — Hand in Hand, immer wieder die ſonnigen Höhen zufriedener Weltanſchauung zu erreichen und zu behaupten gewußt, als lebensfrohe, zukunftsgläubige Chriſten. „Feſtes Gottvertrauen und unentwegter Muth, das ſind des Landwirths Stab und Stütze.“ Nach dieſer Maxime hat Hans von Theren unermüdlich thätig gelebt und geſtrebt — eine treue, hingebende Gattin, aufopfernde und liebevolle Mutter hat an ſeiner Seite Bertha von Theren ihre Pflichten erfüllt, und Gott hat Segen und Gedeihen gegeben. Von fünf Töchtern und ſechs Söhnen, die ihnen der

Himmel geſchenkt, iſt nur eine, die zweitälteſte Tochter Eliſabeth, den Ihrigen entriſſen, an einem zehrenden Fieber langſam dahingewelkt, in Trauer um den im Duell gefallenen Jugendfreund, Gebhard Rehburg.

Da wo jenſeits des Sees, unweit der Kirche, die dunklen Tannen ragen, ſchläft ſie den ewigen Schlaf. Zehn blühende, gutgeartete Kinder ſind ihnen geblieben, wachſen auf in einer Atmoſphäre geſunder Behaglichkeit und heiterer Gemüthlichkeit, in der aber auch den Pflichten nie Abbruch geſchieht. „Entbehre nicht — vergeude nicht," citirt Frau von Theren oft, und nach dieſem Mahnwort lebt man in Therenhof. Weder unnützer Luxus, noch falſche Sparſamkeit! Luft, Bewegung, kräftige Nahrung für den Körper. Tüchtige Lehrer, gute Schulen, Anregung für den Geiſt. Intereſſe an allem wurde geweckt, Talente entwickelt, Liebhabereien mit Verſtändniß getheilt. Keine übertriebene Strenge, aber feſte Hausregeln. Ungehemmt durften die Anlagen ſich entfalten, aber immer hinter der Freiheit, die ihnen gelaſſen wurde, fühlten die Kinder den Zügel, der erinnerte, daß, für Groß und Klein, Selbſtbeherrſchung Zweck und Ziel jeder Erziehung bildet — Selbſtzucht, zu der man in der Kindheit ermahnt wird, und die man aus eigener Erkenntniß zu üben hat, wenn das Gewiſſen genügend geſchärft.

Und die Elternherzen dürfen hoffen, daß aus ihren, nach ſolchen Principien geleiteten Sprößlingen, zielbewußte, leiſtungsfähige Perſönlichkeiten hervorgehen werden, ſich ſelbſt und der Menſchheit zu Nutz und Frommen.

Schon iſt mancher von den jungen Vögeln flügge geworden, kehrt nur noch als Gaſt in das Vaterhaus zurück. Adele, die älteſte Tochter, iſt an Arnold von Aſtenau verheirathet, einem tüchtigen, ehrenwerthen Mann, der in Petersburg ſeinen ärztlichen Beruf nachgeht. Marie hat vor zwei Jahren Axel von Rehburg

das Jawort gegeben, lebt als glückliche, junge Mutter mit ihm in Riga. Die älteſten Söhne haben ihre Studien beendigt, weilen — Max in Oſtpreußen, um ſich landwirthſchaftliche Kenntniſſe anzueignen, Lionel in Paris, um ſich für die diplomatiſche Carrière in den Sprachen zu vervollkommnen, und Adalbert treibt Jura in Dorpat. Ulrich iſt Gymnaſiaſt, über die Jüngeren aber breitet Vater- und Mutterliebe noch ſorgend die Fittiche. Doch bald, mit Sommersanfang, naht die Zeit, wo ſie auch die Uebrigen um ſich verſammeln werden, und in froher Erwartung ſchlagen die alten und jungen Herzen der Wiederſehensſtunde entgegen.

Feſter legt ſich Herrn von Theren's Arm um die noch jugendlich ſchlanke Geſtalt ſeiner Frau. Sie verſtehen ſich ſo gut — fühlen mit einander, auch ohne viele Worte.

Frau von Theren's Hand ſucht die ihres Mannes, und ſie lehnt den Kopf an ſeine Schulter.

„Biſt Du ſehr glücklich wieder hier zu ſein, Berthachen?“

„Unausſprechlich, mein Hans.“

Da kommt es um die Ecke des Hauſes gelaufen, mit hellem Jauchzen und jubelndem Lachen. Belltöne miſchen ſich darein.

Von einer Spitzhündin umſprungen, eilt Thekla flink die Balcontreppe hinauf, und ſich auf der oberſten Stufe niederlaſſend, entleert ſie den Inhalt ihrer Schürze zu den Füßen der Eltern. Da kribbelt und krabbelt es gleich nach allen Seiten. Schneeweiße Welpen, noch täppiſch und unbeholfen, aber reizend mit ihren molligen Körperchen, den klugen, ſchwarzen Aeuglein und den kurzen Pürzelchen, die, unter der krauenden Hand, doch ſchon freundlich zu wedeln verſtehen.

Bald den einen, bald den anderen hätſchelnd, läßt Thekla ihrem Entzücken in zärtlichen Ausrufen freien Lauf.

„Na, ſeht blos die Wonneklöschen! Kann man ſich was Zuckrigeres vorſtellen? Und ſo kräftig und geſund. Mama, fühl doch ihre Nordpolnaſen! — Und zu brummen verſteht Ihr auch ſchon, Eisbärchen Ihr. Todtknutſchen könnte man Euch, wenn es nicht ſchade wäre.“

Es iſt ein hübſches Bild, dies ſtrahlend lächelnde Mädchen, welches die roſige Wange in das lockige Fell eines der netten Thierchen drückt, während die anderen ſich überkugelnd in den Falten ihres Rockes Verſteck ſpielen, oder an ihr emporklettern.

Die Elternaugen erfreuen ſich eine Zeitlang daran, dann meint Herr von Theren lächelnd:

„Nu, Frauchen, ich denke, jetzt wandern wir ab. Ich möchte auf's Haferfeld, wo die neuen Eggen arbeiten, deren Leiſtungsfähigkeit mir der Seſſenſche neulich noch ſehr rühmte, und dann noch bis Neu-Therenhof, um zu ſehen, wie der Roggen überwintert hat. Thekla aber wird ſich wohl bis zum Schlafengehen nicht von den Kutzchen trennen, wenn ſie ſie nicht ſchließlich ſogar in ihr Bett nimmt.“

„Das könnte man auch. Sie ſind ſchrecklich appetitlich und rein, viel zu ſchade für den Stall. Seht doch nur, wie eifrig die Spitzmama ſie bearbeitet. Komm her, biſt auch ein gutes, liebes Thier — alte Bella!“

Die ſo Benannte hat ſich ſachgemäß daran gemacht, immer wieder die Häupter ihrer Lieben zu zählen, und ſie unermüdlich wieder glatt zu lecken. Sie braucht keinen Schwamm, um ihren Hundebabies die ſorgfältigſte Pflege angedeihen zu laſſen. Energiſch fährt ihre rothe, naſſe Zunge über ihre, dazwiſchen aufmuckenden, Sprößlinge. Mit einer Pfote wird dann der Widerſpänſtige feſtgehalten und mit verdoppeltem Eifer geht es über Kopf und Rücken hin und her. Die weiße, runde Wurſt wird auch wohl umgedreht und ihre Unterſeite ebenſo kräftig und gewiſſenhaft behandelt.

Als die ſchwarzen Schnauzchen aber noch etwas anderes verlangen als Toilettenkünſte, iſt ſie auch dazu bereit. Von Abhärtung hält ſie nichts, weil ſie weiß, daß ſolchen kleinen Erdenkraxlern vor allem Wärme noththut — alſo legt ſie ſich in die Sonne, und für ihre ſtets wohlgefüllten Soxlehts braucht es keine Temperaturmeſſung — das beſorgt in ihrer Küche ſchon Großmutter Natur.

Sich ungeſtüm drängend und ſtoßend ſucht ſich jedes Hundekind einen Platz — und die Mahlzeit beginnt.

„Ach, ihr armen Süßlinge, nun werdet ihr geſtört, aber jetzt müßt ihr wieder zurück in eure Heukiſte.“

Und Thekla kramt raſch den, ob dieſer Unterbrechung in einer ſo angenehmen Beſchäftigung unzufriedenen und mit Brummtönen opponirenden, Hundenachwuchs in ihre Schürze, und läuft mit den an ihre Eltern gerichteten Worten davon:

„Bitte, geht in den Viehſtall voraus. Zu den Kälbern und Ferkelchen müſſen wir doch auch. Ich rufe nur die Geſchwiſter — und wir kommen gleich nach. Natürlich wollen wir doch mit Euch alles, alles wiederſehen in dem lieben, lieben Therenhof!“

* * *

Thekla Theren's Tagebuch.

Therenhof, ** April.

Einfach himmliſch iſt es, wieder hier zu ſein, und wenn man von Miß und Mademoiſellchen nicht immer vorgehalten bekäme, daß man mit ſechzehn Jahren nachgerade anfangen könnte, ein geſittetes Benehmen zur Schau zu tragen — wie es ſich für ein junges Fräulein aus adligem Hauſe geziemt — ſo

könnte man vor lauter Glückſeligkeit am liebſten den ganzen Tag Kuckerball ſchlagen und pfeifen — das iſt aber auch nicht ladylike! — wie ſo ein Staar, von denen wieder eine ganze Menge in den Bäumen der Terraſſe niſten.

Im Fellinſchen Kreiſe konnte ich mich garnicht ſo recht einleben, wohl auch, weil ich das Eſtniſche nicht verſtehe, und man kommt ſich verrathen und verkauft vor in einer Gegend, wo man ſich mit dem Landvolk nicht verſtändigen kann. Hier kennt man doch faſt alle Menſchen von klein auf, intereſſirt ſich für Groß und Klein, Alt und Jung und alle — Menſchen und Thiere — haben uns auch mit ſolch rührender Freude begrüßt. Die alte Putnemahte küßte in einem fort meinen Aermel und wiederholte immer wieder: „Newareja fagaidit.“*) — Die treue Spitzhündin jaulte und winſelte vor Freude, ſprang wie beſeſſen an mir empor, um mir das Geſicht zu lecken, und ihre zuckerſüßen Kutzos durfte ich gleich auf den Arm nehmen und knutſchen nach Herzensluſt, während ſie Mademoiſellchen, die mit mir in die Stadolle trat, anknurrte und ſogar ganz zart, aber doch am Kleiderſaum packte.

Das iſt ſicher, wenn ich mal verheiratet bin, muß ich wenigſtens ein Dutzend Hunde haben, und darunter zum mindeſten ſechs Spitze. Sie ſind zu reizend — klug und anhänglich.

Auch Pegaſus hat mich erkannt, mein lieber Pegaſus! Als ich mit einer großen Schnitte Schwarzbrod in den Pferdeſtall kam, da wieherte er ſchon in dem Augenblick, wo ich die Hand auf die Thürklinke legte. Er iſt wohl alt geworden, aber noch ſo ein ſchönes Thier, und ich bin froh — ſo froh — der einzig gute Papa hat ihn mir heute geſchenkt.

Wir haben alle etwas Schönes bekommen. Mama eine reizende kleine Kaleſche. Ulrich ſeine erſte Doppel-

*) Konnte nicht erwarten.

laufflinte und die Krabaten einen Pony mit Anſpann und einem Wägelchen, wo alle vier Platz haben. Der Jubel iſt groß. Ich möchte überhaupt immer die Arme breiten — und alles umfaſſen. Nur Marie vermiſſe ich ſehr. Sie konnte ſich auch ſo furchtbar über alles freuen, und wir liefen zuſammen zu all den lieben Plätzchen, die voll Erinnerungen ſind an unſere Kinderzeit. Ob ſie jetzt — mit ihrem Axel — wirklich ſo doll glücklich iſt, daß ſie ſich in Riga ganz wohl und zu Hauſe fühlt — ſich garnicht entſetzlich zurückſehnt nach Therenhof? Kann einem ein Mann wirklich ſo ganz das Vaterhaus und alles andere erſetzen? Merkwürdig genug, aber es ſcheint wirklich, daß es ſo ſein kann! Als Schwager finde ich Axel Rehburg ganz nett, aber ich denke es mir gräßlich, einen Mann zu haben, der ewig, und faſt über alles, Witze macht. Man kann doch nicht immer lachen. Mein Mann müßte gehaltvoller ſein, mehr ernſt und furchtbar klug und tüchtig. So wie unſer Papa iſt! Das iſt überhaupt mein Ideal — mein lieber, guter Papa. Mit Klugen weiß man doch immer was zu reden, mit Dummen aber fühlt man ſich gleich ſelbſt um eine ganze Portion blödſinniger — glotzt ſich bald blos an, weil einem beim beſten Willen nichts mehr zu ſagen einfällt. Wir haben ſo einen Nachbarn, Herrn von Treuenberg. Man möchte am liebſten immer davonlaufen, wenn ſein Viererzug vor's Haus fährt. Er ſoll aber fabelhaft reich ſein — ſagen die Brüder. Schade, daß er ſich für ſein vieles Geld nicht irgendwo ein bischen Gehirnfüllſel kaufen kann. — Wai, da ſchlägt es ſchon neun! — und ich habe Mama verſprochen Punkt neun Uhr ſchlafen zu gehen, ohne daß mich noch Jemand erinnert. Ich ſoll es jetzt aus eigener Verantwortung thun! Ich fürchte, das wird eine kniffliche Sache werden — das mit der „eigenen Verantwortung." —

* * *

Thilde Rehburg's Tagebuch.

Der 28. April — Tante Rickchen's Todestag!

Wie gerne wäre ich heute auf dem Kirchhof in Ruhenſee, um Blumen auf ihr Grab zu ſtreuen, aber die Umſtände geſtatteten mir nicht hinzufahren. So kann ich daran nur in Gedanken verweilen und in Treue und Anhänglichkeit einen unverwelklichen Kranz liebender Erinnerungen dort niederlegen, wo ſie ſanft ausruht, nach ſegensreichem Leben. Ihr, zum großen Theil ihr, haben wir es zu danken, daß unſere Kindheitsjahre in Ellernbach ſo ſchön, ſo wunderſchön waren!

In aufopferndſter Weiſe, ſich voll und ganz der übernommenen Pflicht widmend, ſuchte ſie uns Schweſtern, Martha und mir, die Mutter zu erſetzen, die wir ſo früh verloren, daß ich nur eine letzte Erinnerung an ſie habe, wie ſie ſo bleich und ſtill in ihrem Sarge lag, umgeben von hohen Blattpflanzen und überſtrahlt von vieler Kerzen Licht. Bisweilen zog es wohl wie leiſes Sehnen durch unſere Herzen, wenn wir andere Kinder ſich an ihre Mütter ſchmiegen ſahen, aber ein eigentliches, bewußtes Vermiſſen haben wir nicht gekannt. Auch mein Vater umſorgte uns mit verdoppelter Güte, that alles, was er uns an den Augen abſehen konnte, als wolle er uns entſchädigen für die uns von Gott verſagte Mutterzärtlichkeit.

Mit heißer, bewundernder Liebe hingen wir an ihm, und ſeine ritterliche Art und Weiſe, die ſich auch ſeinen Töchtern gegenüber nie verleugnete, — ſie iſt mir Maßſtab und Vorbild geblieben für den Inbegriff echter Männlichkeit und adligen Weſens, im beſten Sinne des Wortes.

Es war in ihm der volle, große Charme des wahren Ariſtokraten, dies undefinirbare Etwas, deſſen Wirkung

und Einfluß ſich wohl kaum Jemand entzieht, dem es je in reinſter Form entgegentrat.

„Noblesse oblige.“ In jeder Beziehung entſprach Papas Weſen dieſer Forderung. Onkel Eberhard-Derbiten's Art und Weiſe erinnert mich immer wieder daran — er und Papa waren ja Zwillingsbrüder! — und auch Vetter Gebhard hatte es an ſich, wie keiner von den anderen Rehburg's in der alten und jungen Generation. Auch in ihm war ein Abglanz von dieſer inneren Vornehmheit im Denken und Handeln, in der Geſinnung, dieſe inſtinktive Abneigung gegen alles Kleinliche, Engherzige, Niedrige und Gemeine, die allein den ſeiner Standesvorrechte würdigen Edelmann kennzeichnet, ihn zu einem berechtigten Vertreter einer privilegirten Klaſſe macht.

Gebhard's frühen Tod, in dem unſeligen Duell mit einem ſkrupelloſen Gegner, wird man auch nie verwinden. Mit ihm iſt einer dahingegangen, der geſchaffen ſchien leuchtendes Beiſpiel zu ſein für unſere ganze livländiſche Jugend, die auch an dem Zeitübel zu kranken beginnt — Mangel an Idealismus, an Begeiſterungsfähigkeit für hohe, große Ziele. Ich habe es oft von Gebhard ſagen hören — „Zu ideal!“ „Zu gut für dieſe Welt!“ und doch war er eigentlich nur ſo, wie man in ſeinen Jahren ſein müßte, ein liebevoller Sohn, ein guter Bruder, ein treuer Freund und der Jugend ſtarkes Wollen und Streben verkörpernd. Der hoffnungsvolle Trieb am Stammbaum eines edlen Geſchlechts, nach allen Seiten hin werth des Namens, den er trug, der Stellung, die er in ſeiner Heimath einzunehmen beſtimmt war. Reiche Gaben aller Art hatte die Natur ihm verliehen, und er war gewiß berufen, durch die Macht ſeiner Charactereigenſchaften großen Einfluß zu gewinnen und auszuüben auf ſeine Umgebung — aber zu ideal!? — Nein, das gebe ich nicht zu. Traurig wäre es um die Zukunft der Menſchheit beſtellt, wenn

ſich in ihr ſolche Perſönlichkeiten nicht mehr finden ſollten —Elitenaturen, die etwas anderes kennen, als nur ſich ſelbſt, und für die der Kodex des Edelmenſchen gilt, der Kodex, in dem einer der ſchönſten Paragraphen lautet: „Nicht die Rechte, die Jemand ausübt, ſondern die Pflichten, die er ſich auferlegt, geben ihm den Werth.“

Ein großer Livländer hat das Wort geprägt, und es war der Wahlſpruch meines Vaters.

Er lebte ihn uns vor in Wort und That, in Beiſpiel und Ermahnung.

Martha zählte vierzehn, ich dreizehn Jahre, als wir ihn verloren! Bei einem Ritt geſchah das furchtbare Unglück. Sein Pferd brach durch eine morſche Brücke, und unſer lieber Vater wurde aus dem Sattel — gegen einen Grenzſtein geſchleudert! — — Es war zur Zeit der Parforcejagden, die Anfang September in unſerer Gegend ſtattfanden.

Noch durften wir ſie nicht mitreiten, aber es war immer ſolch ſpannungsvolle Zeit für uns, wenn die Jagdſaiſon begann und auf den weiten Stoppelfeldern die rothbefrackten Herren dahinflogen, hinter den flüchtenden Haſen her.

Beſonders zu Pferde war Papa eine bildſchöne Erſcheinung, und ſo habe ich ihn lebend ja auch zum letzten Mal geſehen!

Goldige, ſonnig-klare Septembertage, buntgefärbtes Herbſtlaub, ſie ſind für mich unzertrennlich verbunden mit dem Erinnerungsbilde, da man ihn uns in's Haus brachte, ſchwerathmend — ein Sterbender. Das Bewußtſein kehrte nicht wieder zurück, und in der Nacht hatte er ausgelitten. Schluchzend knieten wir an ſeinem Lager, immer wieder die kalte Hand mit Küſſen bedeckend, die niemals mehr liebkoſend über unſere Scheitel gleiten würde. Jetzt waren wir ganz verwaiſt! — —

Zu dieſem ſchweren Leid geſellte ſich bald ein anderer, herber Kummer. Unſer liebes Ellernbach wurde verkauft. Im April des folgenden Jahres mußten wir es für immer verlaſſen! Jahrelang habe ich Heimweh danach gehabt, brennendes Heimweh! — — Und auch jetzt noch packt mich bisweilen die Sehnſucht, das Verlangen, dahin zurückzukehren, ſo übermächtig an, daß ich tagelang die Erinnerung daran nicht los werde!

Ich ſehe alle die lieben Wege und Plätzchen, wandere durch die vertrauten Räume, höre die Uhren ſchlagen und die Thüren gehen. — Und jetzt dürfen Andere da ſchalten und walten, und alles, was Papa gehegt und gepflegt, die Bäume, die Mama gepflanzt, und die er ſo liebte, ſie geben Fremden ihren Duft und ihren Schatten! Darum verſtehe ich Tante Ina ſo gut in ihrer unſtillbaren Sehnſucht nach ihrem verlorenen Beſitzthum, dem Erbgut, wo ſie geboren, — die glücklichſten Jahre ihres ſchwergeprüften Lebens verbracht hat, und an dem ſie hing mit allen Faſern ihres Herzens. Und das Erbe ihrer Söhne ſollte es ſein! Nur einmal haben wir davon geſprochen, aber nie werde ich den Ausdruck ihres Geſichts, den Klang ihrer Stimme vergeſſen, als ſie es faſt feierlich ſagte: „Heilig, dreimal heilig die Heimatherde, die heimathliche Scholle. Feſt müſſen wir in ihr wurzeln, immer mehr und mehr verwachſend mit ihr, und glücklich der, welcher auf ihr wirken und ſchaffen kann!

Gewiß, jeder Beruf iſt gut und edel, der mit voller Anſpannung des ganzen Menſchen geübt und erfüllt wird, aber von jeher habe ich den am höchſten geſtellt, der uns in lebendigen Zuſammenhang bringt mit dem, was der Born iſt alles Seins — der freien Gottesnatur in ihrer Urſprünglichkeit und Ewigkeitskraft. Aber da gilt es nicht nur ſeine Furche ziehen, ſeine Saat ſäen — ſich ſein Recht nehmen an den Kräften der Erde, um für des Lebens Nothdurft zu ſorgen — es gilt

noch viel mehr! Auch hier ſeine Arbeit vergeiſtigen, wie man es bei jedem Tagewerk müßte — inneres Leben fördern, andere Schätze ſammeln, immaterielle!! —

Heimathliebe ſoll erwachſen, ſo ſtarke, daß man ſich nicht mehr löſen mag von dem Fleckchen Erde, das man ſich zu Beſitz genommen, um eigenen Grund und Boden unter den Füßen zu fühlen — einen feſten Ruhepunkt in der Flucht der Zeiten und der Geſchehniſſe.

Gottesfurcht muß im Herzen wohnen, Gottvertrauen — ſich gründend auf felſenfeſter Zuverſicht, daß eine himmliſche Macht, deren Geſetzen die ganze Schöpfung unterworfen, wie ſie Regen und Sonnenſchein ſpendet irdiſchen Fluren, auch unſer Menſchenſchickſal mit liebenden Vaterhänden regiert, und Zukunftsglauben — hoffnungsfreudiger, ſoll immer neue Kraft und Arbeitsluſt geben zu ſtetem Schaffen und Streben für Kind und Kindeskind."

Und hinter ihren Worten fühlte ich den nie ſchlummernden Schmerz, das immer nagende Weh um den Verlorenen, der nicht ſolch ein Sohn ſeiner Heimath ſein würde, ſondern, gepackt vom Sturm, in die brauſenden Strudel des Lebens gerathen — herausgewirbelt worden an einen fernen, fremden Strand, wie ein entwurzelter Baum!

Wo er jetzt wohl weilen mag, wenn er noch lebt, Vetter Ewald. Ich ſah ihn nur einmal, gerade an dem Jagdtage, wo Papa den Todesſturz machte, und ich habe die Erinnerung an eine hohe, ſchlanke Geſtalt, größer als Erich's, an einen tiefbrünetten Kopf, mit ſo eigenthümlichen Augen, vor denen wir dumme Mädels Angſt hatten, obgleich wir ſelbſt nicht wußten, was uns darin mißfiel.

Nie ſpricht Tante Ina ſeinen Namen aus, aber der Gedanke an ihn verläßt ſie nicht. Einmal fragte ich Erich, ob man, da ſein Tod nicht gemeldet, auf keine Weiſe etwas von ſeinem Aufenthaltsorte erfahren könne.

Seine Augen flammten auf in lodernder Empörung.

„Ich hoffe, daß ich keinen Bruder mehr habe, denn wenn er am Leben, seit Jahren seine Mutter sich verzehren ließe in Sehnsucht nach Nachrichten von ihm, und keine Bitte um Verzeihung zu finden gewußt, so wäre das, von all dem Schlimmen, das er begangen, die unverzeihlichste That.

Alles was von unserer Seite an Nachforschungen angestellt werden konnte, ist längst versucht worden, seine Spuren aber haben sich immer wieder verloren, vielleicht — weil er sich nicht finden lassen wollte und wohl auch seinen Namen geändert hat."

„Warum mußte er fort?"

Strenger wurde der Ausdruck in Erich's Gesicht, und voll Bitterkeit klang es aus seiner Stimme, als er antwortete.

„Er mußte nicht gerade — er ging, weil er ein Egoist und Eigenwilliger, sich lieber seinen Verpflichtungen entzog, als in Arbeit zu sühnen, was er in sträflichem Leichtsinn verbrochen. Seinetwegen haben wir alles opfern müssen — Besitzthum, Vermögen, Stellung, Ruhe und Glück! — Meinen Vater hat der Schlag vor der Zeit zum Greise gemacht, — er hat den Zusammenbruch aller seiner Hoffnungen nur um paar Jahre überlebt. Und seiner Mutter hat Ewald, so lange ich denken kann, eine stete Sorge zu tragen gegeben — denn schon als Knabe fügte er sich in keine Disciplin! — später einen Gram, der ihr fast das Herz brach, und der ihre Gesundheit für immer untergraben hat. Ich selbst — — aber bitte, Thilde, laß uns nicht viel an dieses trübe Thema rühren. Von Jugend auf habe ich so schwer unter all den unseligen Verhältnissen gelitten, die er heraufbeschworen, und auch jetzt, als gereifter Mann, der die Versuchungen des Lebens kennt, finde ich keine mildernden Umstände für seine Handlungsweise! — — Möge der Himmel ihm verzeihen, ich vermag es nicht!"

Armer Erich! Wie viel Schweres hat er ſchon durchlebt. Wie wund iſt ſeine Seele! — — Aus tiefſtem Herzensgrunde bete ich oft für ihn — der liebe Gott möge ihm Frieden und Glück ſchenken! —

* * *

Thekla's Tagebuch.

** Mai.

Hurrah! Ferien! — — Drei Monate Ferien. Es war auch höchſte Zeit. Bei dem ſchönen Maiwetter hinter Lernbüchern zu ſitzen und ſich mit Kalligraphie und Arithmetik und wie all das Gräuel noch heißt, abquälen zu müſſen, machte einen ganz kribbelig.

Am Vormittag muß ich freilich noch meine Tonleitern üben und abwechſelnd je eine Stunde engliſche, franzöſiſche und deutſche Litteratur treiben, aber das iſt noch auszuhalten, da ich für ſchöne Gedichte ſchwärme. Und dafür darf ich Abends eine Stunde ſpäter ſchlafen gehen, und das iſt herrlich. Ich ſtehe ſchon vor ſieben auf, aber natürlich iſt der Tag — ſo lange er auch im Sommer bei uns iſt — noch immer zu kurz für alles, was man in ihn hineinpreſſen und genießen möchte. Alles iſt ſo himmliſch amüſant, daß man eigentlich nicht recht weiß, was am ſchönſten iſt — Reiten, Kutſchen, Tennisſpielen, Croquet, Pas de Géant-Laufen, Segeln, Spazierengehen.

Leſen will man doch auch ein Bischen und ich habe eben ein ſo furchtbar ſpannendes Buch vor, daß man ſich garnicht davon trennen kann. Da habe ich mir unten im Park, am See, auf einer alten Weide, einen patenten Leſeplatz eingerichtet. Es iſt nicht ganz leicht hinaufzugelangen, aber hat man ſich erſt um einen Aſt herumgeſchwungen, dann iſt da eine Gabelung, in der man ſogar liegen kann. Mama hat mir erlaubt ein altes Sophakiſſen zu nehmen — damit polſtere ich

mir die Sache aus — dann habe ich mir ein Brettchen ſo angenagelt, daß ich mein Buch und meine Arbeit hinlegen kann.

Neulich wollte Ulrich auch hinauf, aber da habe ich mich in halber Höhe mit ihm gebalgt, denn das ſoll mein Kletterbaum bleiben — da laſſe ich Niemand heran. Sonſt iſt Ulrich ein ganz brauchbarer Junge. Wir ſchießen zuſammen in's Ziel und üben uns im Tennis, um doch auch einmal gegen Marie und Lionel, die ſo unverſchämt gut ſpielen — einen Set zu gewinnen.

Papa hat mir auch erlaubt allein mit ihm zu ſegeln, aber natürlich nur mit Plaids. Die binden wir mit den Frangen an eine Stange und es geht großartig, ſelbſt bei kleinem Winde. Neulich wurde er aber zum Sturm, als wir ganz weit weg waren, und die Wellen ſchlugen paar Mal in's Boot, ſodaß wir das Waſſer ausſchöpfen mußten. Da nahmen wir das Segel herunter und ließen uns an's Ufer treiben — ſpielten Geſtrandete! Es war ſo flach, daß wir durch's Waſſer waten mußten, um an's Land zu gelangen. Ich band meinen Strumpf an ein Ruder, und das bedeutete ein Nothſignal — aber natürlich kam Niemand. Und da die Wellen immer höher wurden, und Ulrich das ſchwere Boot nicht allein hätte zurückrudern können, ſo ſchlug ich vor, es längſt dem Ufer nach Hauſe zu ziehen. Wir beluden es noch mit Steinen für den Damm, den wir uns an der Badeſtelle bauen — und es ging ganz fein. So vergehen die Tage, und man freut ſich von einem auf den anderen. Das Sommerleben iſt doch zu ſchön! — —

* * *

„Kinderchen, heute könntet Ihr bis in den großen Wald ſpazieren gehen, und viele Blumen und allerlei Grün nach Hauſe bringen, um zum Empfange der Ankommenden die Zimmer recht feſtlich zu ſchmücken," ſagt am Veſpertiſch Frau von Theren.

„Dürfen wir auch ein Feuerchen anmachen, damit uns die Mücken nicht auffreſſen?“

„Ja, aber hübſch vorſichtig ſein, auf daß nicht ein Waldbrand entſtehe.“ — — —

O ſelig im Lenz durch heimatliche Fluren zu wandern, wenn alles in Maienwonne lacht. Es dehnt ſich die Bruſt, jeder Athemzug iſt froher Daſeinsluſt voll!

Im frühlingsfriſchem Kleide prangt die Welt! Wieder erſtanden die Wunder der Natur. Das Blatt am Baum, die Blüthe am Strauch, das Gras in Feld und Wieſe — zum Leben neu erweckt, ſtrahlen ſie und glänzen im Sonnenlicht, und Aug' und Ohr, Herz und Gemüth berauſcht ſich an Farbe und Schimmer, horcht auf die Stimmen mannigfalt. Wo am Fluß der Faulbaum, blüthenüberſtreut, die duftenden Aeſte über murmelnde Waſſer neigt, ſingt Nachtigall ihr ſüßeſtes Lied.

Trillernd — aus junger Saat — ſchwirrt die Lerche empor in's goldige Blau. Kuckucksruf erſchallt und lockt in Waldestiefen, wo ein Blumenteppich über weichen Waldesboden ſich breitet.

Jubelnd ergehen die Therenhofſchen Kinder ſich darin. Und als hinter zarten Birkenlaubſchleiern die Sonne tiefer ſinkt, gluthroth — einen ſchönen Tag verheißend — zieht die ganze vergnügte Schaar heimwärts, mit müden Gliedern, aber rothen Backen und lachenden Augen, die Arme voll Blumen, ſelig und froh!

Ihren großen Anemonenſtrauß als Tactſtock ſchwenkend, kommandirt Thekla:

„Krabaten ſtimmt an:

„Der Mai iſt gekommen,
Die Bäume ſchlagen aus,
Da bleibe, wer Luſt hat,
Mit Sorgen zu Haus.“

Lied folgt auf Lied, und ſo geht es ſingend durch die Allee in den Hof und vor das Haus, wo, auf der Treppe, ſich gerade Frau von Theren in einem bequemen

Korbſtuhl ein Veilchen von all dem Kramen und Ordnen erholt.

„Zu ſchade, Mamachen, daß Du nicht mitkamſt! Es war himmliſch ſchön im Maiglöckchenwalde. Alles wuchert ſo üppig in dieſem Jahre, und wie die Erdbeeren blühen, das iſt eine wahre Pracht.“

„Da, Mammi, nimm, dies Immergrün iſt für Eliſabeth's Bild.“ „Dieſe Sternblümchen und Veilchen ſind für Adelen's Schreibtiſch beſtimmt.“ „Tante Profeſſor liebt ſo Katzenpfötchen — da habe ich daraus einen Kranz für ihren Spiegel gewunden.“ Stolz zeigt Miachen ihr Werk.

„Marie bekommt mein großes Bouquet — ſie ſchwärmt ja für Anemonen,“ ruft Thekla. „Wir hatten es heute ſo abgemacht, jeder von uns müſſe für einen der Erwarteten ſorgen.“

„Das habt Ihr ja ſehr nett ausgedacht! Nun wollen wir gleich die Blumen in Vaſen und an ihren Platz ſtellen. Felix, hole mal recht friſches Waſſer von der Quelle.“

Prüfend durchwandert Frau von Theren noch einmal die, für die Anreiſenden in Stand geſetzten, Gaſtzimmer.

Das Gutshaus von Therenhof iſt ein großer Bau, im Styl einer Zeit, die unter der Signatur der Gaſtfreiheit ſtand, und wo es weniger auf ein prunkvolles Aeußere, als auf bequeme Anordnung vieler hoher, großer Räume ankam, einer Zeit, wo — von ihren heranwachſenden Töchtern unterſtützt, die es noch nicht nach Studiren, nach Freiheit und Ausleben auf moderne Weiſe gelüſtete — tüchtige Hausfrauen und practiſche Gutsherrinnen Truhen und Schränke zu füllen verſtanden, mit allem, was man zur Aufnahme der, oft unerwartet und in Schaaren, eintreffenden Verwandten und Bekannten benöthigte. Und aus dieſem Reichthum an Kiſſen, Decken, Leinenzeug ſchöpft Bertha von Theren,

um die begonnene Arbeit noch vor dem Abendeſſen zu vollenden.

„Mammi! — Mama! — Man hört ſchon Poſtglocken — ſie kommen — ſie kommen!“

Athemlos meldet es das Dickerchen.

Mit hochklopfendem Herzen ſteht Frau von Theren auf der Vortreppe.

Ihre Arme ſind weit offen, um ſie zu empfangen, die Lieben, — die erſten Sommergäſte! — —

Ein Coupé und Poſtkaleſchen rollen vor's Haus, und auf die Trittbretter ſpringend, begrüßen Thekla und ihre Brüder jubelnd die Inſaſſen.

„Willkommen in Therenhof! — Willkommen, Mariechen!“ — „Guten Abend, Adele.“

„Hurrah, Profeſſors!“ — — „Hurrah, Prinz Ari!“

„Mamachen, liebes Mamachen!“

Die jungen Frauen umhalſen die geliebte Mutter, küſſen ihr die Hände.

„Wie ſchön, wieder bei Dir zu ſein!“

Es folgt allgemeines Umarmen zwiſchen Groß und Klein.

„Wo iſt denn Papa?“

„Auf dem Kartoffelfelde, wo neue Sorten geſteckt werden, — — aber da eilt er ſchon heran.“

„Guten Abend, Herzenskinder! Küß die Hand, Schweſter Aline! Wie geht es, Schwager?! — Wir erwarteten Euch garnicht ſo früh. Ihr müßt ja prachtvoll gefahren ſein?“

„Ja, beſonders zwiſchen Segewold und Ramotzky.“

Wieder folgt Umarmen, Hände- und Wangenküſſen, und es iſt ein Hin und Her von Fragen, bis die erſte Wiederſehensfreude ſich gelegt.

„Vorſicht! — Ihr erdrückt mir noch meinen Erbprinzen,“ lacht Marie Rehburg, ſich ihren Geſchwiſtern zuwendend. Voller Intereſſe umſtehen und betrachten die jüngeren Theren's den hohen Kinderſtuhl, in den

man den kleinen Axi placirt hat — und ganz ernſthaft tippt Fritz auf die Fingerchen, die ſich um ein Gummiſpielzeug gekrallt haben.

„Nun, iſt er nicht ſüß, Euer Neffe?“ fragt die glückſtrahlende, junge Mutter.

„Ach, er iſt ja ganz dumm,“ erwidert voller Verachtung das Dickerchen. „Ich habe ihm ſchon geſagt: „Guten Tag — ich bin Dein Onkel! — Aber er antwortet nicht einmal.“

Alles lacht! — — —

„Der Reſpect wird ſchon kommen, wenn er Dich erſt näher kennen lernen wird! Aber jetzt muß der reiſemüde Spuhz in's Bett.“

Noch lange plaudert man am Theetiſch von dieſem und jenem.

„Axel läßt Dir die Hände küſſen, Mamachen, und Alle grüßen.“

„Wann kommt er denn?“

„Zu den Pfingſtfeiertagen, und dann, ſobald ſeine Ferien beginnen, Ende Juni.“

„Und Dein Arnold, Adèlchen?“

„Ach, mein armer, geplagter Gatte hat wenig Ausſicht auf längeren Urlaub, ſeitdem er, zu allem Uebrigen, die Oberaufſicht in dem Hoſpital einer großen Fabrik übernommen hat — doch wird er verſuchen, ſich für den halben Juli frei zu machen.“

„Und was hört man von den Brüdern, Papa?“ fragt Marie.

„Wann werden die ſich einfinden? Max iſt ein rechtes Faulthier auf Briefeſchreiben, und Lionel zeichnet ſich auch nicht gerade durch Federberedſamkeit aus. Nur der brave Adalbert findet, trotz ſeiner Examensarbeiten, Zeit, mich hin und wieder mit einem „Dorpater Bericht“, wie er es nennt, zu erfreuen. Der hat, in richtiger Erkenntniß ſeiner Geiſtesgaben, den Juriſtenberuf gewählt, denn als Richter wird er mehr

als genug zu ſchreiben bekommen — das ſehe ich an Axel.“

„Hier iſt ja auch eine Epiſtel von dieſem Aſſeſſor in spe an Dich, Schwägerin Bertha,“ ſagt, ſeine Briefſtaſche öffnend, Profeſſor Dohrenberg.

„Bald hätte ich es richtig verpaßt mich meines Auftrages zu entledigen. Die Grüße ſollte meine Altſche übernehmen — die vergeſſe ich regelmäßig. Ja, ja! man wird ſchon ganz abgängig. Die trüben Zeiten liegen uns Alten ſchwer auf den Knochen. — Habe Dir ſo manches zu erzählen, Schwager Hans. Der politiſche Landeshorizont verfinſtert ſich immer mehr und immer bedenklicher! Ich fürchte, wir erleben bald Manches, was auch Deine roſa Brillen etwas umfärben wird.“

Der ſich ſo äußert, iſt ein hochgewachſener Greis, mit einem klugen, bartloſen Geſicht. Faſt ein halbes Jahrhundert eine Leuchte der mediciniſchen Facultät an der Dorpater Univerſität, iſt Profeſſor Max von Dohrenberg ſeit ein paar Jahren emeritirt, lebt aber im Winter noch an der Stätte ſeines früheren Wirkens mit ſeiner „Ehelieblſten“, die, eine geborene von Theren, Schweſter des Therenhofchen iſt.

Tante Linchen, eine rundliche Matrone, mit einem jugendlich roſigen Geſicht, das viel Aehnlichkeit mit dem des Hausherrn zeigt — und Onkel Profeſſor ſind Jahr um Jahr ſtehende Sommergäſte in Therenhof, und Groß und Klein hängt mit Liebe und Verehrung an dem ehrwürdigen Paar.

Als Alles zur Ruhe gegangen, ſitzen Frau von Theren und Marie noch lange, Hand in Hand, an klein Axi's Bettchen, und Frau Bertha fühlt ſich zurückverſetzt in die ſelige Zeit erſter Mutterſchaft.

„Und nun gute, gute Nacht, mein Herzenskind,“ ſagt ſie aufſtehend. „Gott behüte Dich und Deinen Liebling! Schlafe wohl und träume ſüß unter dem

Dach des Vaterhauſes. Es iſt ſo ſchön für Deine alte Mama, daß es Euch beherbergen kann!"

* * *

Faulbaum hat abgeblüht, Flieder öffnet die Dolden, und der köſtliche Duft durchzieht Garten und Haus. In großen Sträußen ſchmückt er die Zimmer, den lang ausgezogenen Eßtiſch im Therenhofſchen Speiſezimmer, wo Stuhl an Stuhl ſich reiht, und plaudernd die Hausgenoſſen Platz genommen haben. Mit tiefer Befriedigung überſchaut Bertha von Theren die Tafelrunde, an der, in dieſem Sommer zum erſten Male, ihre ganze Kinderſchaar vollzählig verſammelt iſt — Brüder und Schweſter, in bunter Reihe, nach guter, alter Therenhofſcher Sitte.

Nun braucht ihre Sehnſucht nicht in die Weite zu ſchweifen, um ihnen nachzuſpüren auf ihren Wegen, ihr Herz ſich nicht zu grämen und zu quälen, daß eines krank, oder auf falſche Spur gerathen ſein könnte, — nun ſpiegeln ihre Blicke ſich in ihrer Kinder ſtrahlendhellen Augen wieder, und ſie freut ſich an den geliebten Geſichtern voll Lebensluſt und Frohſinn. Heiteres Stimmengewirr miſcht ſich in das Klappern von Meſſer und Gabeln. Das ſcherzt und lacht, fragt und erzählt — tauſcht Eindrücke aus, ſchwatzt über Vergangenes und Zukünftiges.

Ein behaglich glücklicher Familienkreis! — Schwägerin und Schwager ſitzen ihr zur Seite. Neben der Profeſſorin der Hausherr. Max, ganz der Vater, mit ſeinem runden, jovialen Geſicht, hat ſich Adele zugeſellt, die ſich von Axel Rehburg, einer dunkelſchönen Männererſcheinung, zu Tiſch hat führen laſſen. Gegenüber, zur Linken des Onkels, Marie, mit ihrem alten Schelmengeſicht, neben Adalbert, dem Livonen, der etwas müde dreinſchaut nach dem arbeitsreichen Semeſter. Dann der elegante Lionel, im modernſten engliſchen Anzug — eifrig bemüht, im Ge-

ſpäch mit Miß Mabel die neuerworbenen Kenntniſſe glänzen zu laſſen. Weiter unten die gewohnte Corona von blonden und braunen Köpfen, die ſich um das, jenen Theil des Tiſches präſidirende Mademoiſellchen gruppirt haben — alle geſund und lebensfroh!

Und Phantaſie zaubert ihr Zukunftsbilder vor die Seele. Immer mehr Sommergäſte beherbergen Therenhof's Mauern, und in ihrem Herzen iſt immer und immer noch Platz für hinzukommende Glieder der Familie.

Neben den Söhnen die jungen Frauen — neben den Töchtern ihre Gatten, und an den Katzentiſchen eine neue Generation von Theren's und Sprößlingen anderer altlivländiſcher Geſchlechter.

Und ſie — Großmutter! — Weiß geworden die Haare, aber das Herz warm und jung geblieben, in dieſem ſich ſtets erneuernden Kontakt mit Kindern, mit Jugend! — Die Therenhofſche Großmama!

Da, über ihr lacht ja ſchon ein blauäugiges, goldgelocktes Bübchen dem Leben entgegen — ihr erſtes Enkelkind! —

Ein ſtummes Gebet ſendet ſie zum Himmel, Dank für den reichen Segen, Bitte um Schutz für alle ihre Lieben, und für kommende Zeiten! — —

Warum aber durchſchauert es ſie, — mit einem kühleren Lufthauch, der durch die geöffneten Fenſter weht, als ſage leiſe eine Geiſterſtimme:

„Dunkel iſt die Zukunft, und wandelbar das Glück."

* * *

Viele Werſt weit erſtrecken ſich längs dem Ufer des Rigaſchen Meerbuſens — nur durch mehr oder weniger unbebaute Waldpartieen von einander getrennt — die Strandorte Bilderlingshof, Edinburg, Majorenhof, Dubbeln und andere. Sie bilden während der ſchönen Jahreszeit den beliebten Aufenthaltsort nicht nur für die Bewohner Rigas, der nahegelegenen Haupt-

ſtadt Livlands, ſondern locken Jahr um Jahr Schaaren von Sommerfriſchlern aus Nah und Fern an, hauptſächlich aus den beiden Reſidenzen und dem Innern des Reichs. Eigenen Reiz hat dieſer karge, ſandige Boden für Tauſende und Tauſende, und der primitive Zuſchnitt der Verhältniſſe erhöht den Genuß an dem ungebundenen Leben, erweiſt ſich als Palladium für winter- und ſtadtmüde Nerven.

Inmitten eines hochragenden Tannenwaldes, von einer Dünenwand gegen kalte Winde und Meeresſtürme geſchützt, erheben ſich große und kleine Anſiedelungen in faſt ununterbrochener Reihenfolge. Elegante Villen wechſeln ab mit einfachen Fiſcherhütten, und Reich und Arm kann hier in ſtärkender Luft Erholung und Kräftigung finden.

Allen rauſchen die rothſtämmigen Kiefern, rauſchen die Wogen der Oſtſee das Zauberlied der Sommerwonne und der Sommerluſt.

Dampfſchiffe und die Riga-Tuckumer Bahn vermitteln den Verkehr nach allen Seiten.

Rehburg's haben ſich für die erſtere Beförderungsart entſchieden, weil ſie für die Kranke in jeder Beziehung bequemer iſt, als die Benutzung der meiſt überfüllten Waggons der Eiſenbahn, und an dem faſt ſommerlich warmen Maitage, den ſie zur Ueberſiedelung an den Strand gewählt haben, iſt der Aufenthalt auf dem Waſſer ein wahrer Genuß. In raſcher Fahrt geht es ſtromabwärts die Düna hinunter, und nach der ſtaubigen Hitze der ſtädtiſchen Straßen athmen alle Drei mit tiefem Behagen die friſche Briſe ein, welche, vom Meere kommend, ihnen entgegenweht.

Bei der Weißen Kirche lenkt der Dampfer in die Mündung der Kuriſchen Aa ein, und nachdem Bullen paſſirt, erreichen ſie nach kurzer Zeit den Landungsplatz von Bilderlingshof.

Die Maſchine der „Undine“ ſtampft, ſtoppt, ſteht.

Die Taue werden ausgeworfen, der Steg gelegt. Alles drängt zum Ausgang, macht aber rückſichtsvoll dem Rollſtuhl Platz, den Erich vorſichtig an's Land führt.

„Marri, jetzt ſchieben Sie — nein, bitte, Thilde, nicht Du, für Dich könnte es im tiefen Sande zu ſchwer werden! — den Stuhl voraus, bis in den Dünenproſpect, während ich für die Beförderung des Gepäckes Sorge trage.“

„So, nun ſind wir gleich am Ziel, liebes Tantchen, und Du wirſt Dich ausruhen können,“ ſagt Thilde, ein Gartenpförtchen öffnend, und hilft der Jungfer den Rollſtuhl, vom Bretterſtege ab, auf den Kiesweg lenken, der zu der anſpruchsloſen, aber freundlichen Villa führt.

Außer mit natürlich gewachſenen Nadelbäumen iſt das umgebende, ziemlich große Grundſtück mit verſchiedenen gepflanzten Sträuchern beſtanden, die in friſchem Grün prangen.

Das Haus iſt noch neu und ſieht in ſeiner Naturholzfarbe, mit ſeinen offenen Fenſtern, in denen ſchon weiße Gardinen im Luftzuge flattern, ſeinen, die Balcons und die Verandah's zierenden Blattpflanzen, äußerſt anheimelnd aus.

„Da wären wir angelangt! — Biſt Du ſehr müde?“

Mit zärtlichem Kuſſe beugt ſich Thilde zur Tante hinab.

„Willſt Du Dich vielleicht gleich hinlegen? Dein Zimmer muß ſchon ganz eingerichtet ſein. Ich trug der Köchin auf, alles bereit zu halten.“

„Ach, nein, Herzchen. Noch gelüſtet es mich garnicht nach meinem Bett. Laßt mich hier auf dieſer hübſchen Verandah. Dann ſehe ich, was Ihr treibt und freue mich an Eurem Thätigſein, denn jetzt geht es ja wohl gleich an's Auspacken und Behaglichmachen. Aber erſt fahrt mich bißchen herum, damit ich die innere Einrichtung unſerer Sommerwohnung kennen lerne.“

Es iſt ein kleines, aber ſehr gemüthliches zweiſtöckiges, Häuschen, mit mehreren geräumigen, von Säulen getragenen Verandah's.

Unten, neben dem im Mittelpunkt liegenden Salon, hat die Kranke ein nach Süden gelegenes, großes Schlafzimmer, an welches ſich Erich's ſchließt. Sein Empfangs- und das Speiſezimmer nehmen die anderen Ecken ein. Thilde und die Dienſtboten bewohnen die obere Etage. Küche und Vorrathsräume befinden ſich in einem anſtoßenden Nebengebäude. — Der Reſt des Tages vergeht mit häuslichen Arbeiten aller Art.

„So, nun noch das Schild an die Gartenpforte angebracht — E. von Rehburg, Dr. med. Recht groß und deutlich gedruckt, damit arme Sterbliche, die ſich in Leibesnöthen befinden, gleich wiſſen, wo ſie ſich einen Aeskulap für ihre Gebreſten und „malums" holen können," meint Erich gut gelaunt.

„Und dann iſt es für heute wahrhaftig genug geſchuftet. Seit der Doppelhochzeit in Derbiten, mit all den Vorbereitungen zum Polterabend, habe ich nicht ſoviel mit Hammer und Nägel und dergleichen hantirt. Und nicht wahr, Mamachen, wir wollen doch noch zur Düne hinauf, um den Sonnenuntergang zu ſehen? Die Luft iſt herrlich mild für einen Maiabend. Oder hat Dich die Fahrt hierher doch allzuſehr angegriffen?"

Frau Ina fühlt, daß ſie mit einem: „Ja, es wäre wohl vernünftiger, dieſen Genuß auf einen anderen Abend zu verſchieben," antworten müßte, aber ſie ſehnt ſich ſo ſehr nach dem Anblick, den ſie von Jugend auf über alles liebt, und ſo meint ſie lächelnd, einmal würde ihr geſtrenger Arzt und lieber Sohn wohl erlauben, daß ſie bischen über die Stränge ſchlage. Sie ſei den ganzen Winter über doch ſchon ſo artig und geduldig geweſen.

Und nachdem man es ihr mit Kiſſen und Plaids nach Möglichkeit bequem gemacht, ſchiebt Erich mit be-

ſonderer Vorſicht den Rollſtuhl dem Hinterpförtchen des Gartens zu.

„Daß, hier vom Grundſtück aus, ein Bretterſteg direct auf die Düne führt, war ſchließlich für die Wahl dieſes Hauſes ausſchlaggebend, Mamachen. Nicht nur ſein Rauſchen und Branden hören, den Blick auf Dein liebes Meer ſollteſt Du doch ſo häufig als möglich genießen, und Dank dem Steg kommt man ganz raſch und leicht zu dem Ausſichtsplätzchen, wo für uns übrigen ſogar eine der Villa gehörige Bank ſteht. Nach Regenſchauern immerhin ganz angenehm als Sitzplatz zu benutzen, und hygieniſcher als im feuchten Sande zu lagern.“

Als ſie die kurze Anhöhe erſtiegen haben, liegt die See vor ihnen, „die große Blaue“, und athmet Frieden. Lichtblau iſt auch der Himmelsdom, der ſich darüber wölbt, nur einige weiße, flockige Wolken — wie Engelsfittiche — ſchweben langſam darüber hin. Spiegelglatt dehnt ſich die weite Waſſerfläche aus — überſtäubt von Sonnengoldgeflimmer.

Kein Boot, kein Segel. Hin und wieder Möwen, in raſchem Flug die Flügel netzend in der klaren Fluth, und fern am Horizont, wo in leichtem Dunſt Himmel und Waſſer zu verſchwimmen ſcheinen, kündet ein feiner Rauchſtreif eines unſichtbaren Dampfers Fahrt.

Mit ſehnſuchtsvollem Ausdruck ſind Frau von Rehburg's Augen darauf gerichtet, und der Sohn, zu ihren Füßen in's Riedgras gelagert, lieſt die Gedanken von ihrer bleichen Stirn.

Da, über dieſe Fläche iſt er davon gefahren, ihr älteſter Sohn, ihr Liebling, und in quälender Sorge zehrt ſeitdem die bange Frage an ihrem Mutterherzen: „Hat ſie ihn verſchlungen die See, die große Mörderin, oder kehrt er doch noch wieder, ſo wie er gegangen, plötzlich, unerwartet? Ruht er in der Tiefe des Meeres? Deckt ihn kühle Erde? — — Weilt er noch

unter den Lebenden? Und wo grüßt ihn das Licht der Sonne?“

In wunderbarem Farbenſpiel erglühen Himmel und Waſſer. — Strahlenlos, feurigroth, immer größer werdend, ſinkt der Sonnenball tiefer und tiefer! — — Jetzt iſt er verſchwunden, und wie ein Schleier breitet Dämmerung ſich über die Welt. — —

Die goldenen Ränder der Wolkenflügel verblaſſen, die helle Mainacht zieht langſam herauf! — — — Vom Meere weht ein kühlerer Hauch.

„Mütterchen, ſollten wir jetzt nicht nach Hauſe?“

„Wahrſcheinlich wohl, mein Sohn, aber es iſt hier ſo einzig ſchön, daß man ſich nicht davon trennen kann! Dieſe Stille, dieſer Frieden! — Und die herrliche Luft, der köſtliche Harzgeruch.“

Frau Ina athmet ein paar Mal tief.

„Man lebt auf.“

Erich iſt aufgeſtanden, tritt zu ſeiner Mutter. Liebkoſend legt er die Hand auf ihren Scheitel.

„Nun, wir wollen nicht hartherzig ſein, nicht wahr, Thilde? Das bekannte Gnadenviertelſtündchen ſoll ihr gewährt ſein. Anfang des Sommerlebens, das iſt ja auch was Beſonderes — kommt in 365 Tagen nur einmal vor.“

Erich hat ſich auf die Bank, neben Thilde, niedergelaſſen.

„Was liebſt Du eigentlich mehr, Couſine, das Meer oder den Wald? — Ich meine aber natürlich einen anderen, als dieſen hier, ſo unſeren richtigen livländiſchen Hochwald mit ſeinem Gemiſch von Laub- und Nadelholz, ſeinem üppigen Farrenteppich oder weichem Moosboden — aber immer ſchattig und weltentrückt!“

„Ich, Erich? — — Ich glaube doch den Wald.“

„Und biſt Du Dir klar bewußt, woher Dir dieſe Vorliebe kommt?“

„Ich denke wohl. Nicht zum Wenigſten hängt ſie

mit all den köſtlichen Kindheitserinnerungen zuſammen, die ſich an Ellernbach knüpfen. Zu jeder Jahreszeit war der große Wald, der ſo nah vom Gut ſeinen Anfang nahm, das Ziel unſerer täglichen Spaziergänge. Und immer bot er uns ſoviel, war eine unerſchöpfliche Fundgrube für unſere Augen, Ohren, Hände. Blumen, Vogelgeſang, Riezchen — in ſeinem wechſelnden Kleide immer neu und voller Reiz."

„So wie ich Dich kenne, Thildchen, beruht dieſe Deine Vorliebe für den Wald doch noch auf etwas anderem, als auf Eindrücken aus der Kindheit, und ſeien ſie auch noch ſo ſchön — ſie entſpricht Deinem Character und ſeinen tiefſten Eigenthümlichkeiten," bemerkt Frau von Rehburg in liebevollem Ton.

„Der Wald predigt, rauſcht uns das Lied des Beharrens, und das findet ſeinen Widerklang in Dir, denn Du biſt die Treue ſelbſt. — Die Meereswellen aber in ihrem wechſelvollen Hin und Her, ſie ſingen das ewige Lied der Sehnſucht. Sehnſucht aber macht immer ſchwach, und Du ſuchſt überall Kraft, feſtgewurzelte Kraft. Du ſträubſt Dich inſtinctiv gegen alles Leichtbewegliche, Unſtete, ſich in die Ferne Verlierende, gegen Haltloſigkeit in jeder Form."

„Bravo, Mamachen! Mir ſcheint dieſe Deine Characteriſtik unſerer lieben Hausgenoſſin einfach großartig richtig. Aber nun ſage mal auch, in welches Naturreich gehört mein werthes Ich."

Frau von Rehburg lächelt.

„Du biſt doch mehr die unruhvolle Welle, mein Erich, und bisweilen erſtarrſt auch Du, wie ſie, zu hartem Eis."

„Alſo ſo eine Art Eisberg, der alles um ſich herum kalt anweht. Nein, wirklich, Mama, ich finde, Du biſt ungerecht gegen Deinen Sohn. Konnteſt Du mich nicht wenigſtens zum unerſchütterlichen Fels im Meere machen? — weißt Du, einen ſolchen, von dem man ſagt, daß

an ihm geſtrandete Schiffe landen und anſtürmende ſcheitern. Darin wäre doch Character!“

„So ungerecht doch nicht, mein lieber Junge. Das Meer kann den Himmel widerſpiegeln, nur muß es in Ruhe daliegen, nicht von Stürmen getrübt und aufgewühlt ſein. Und ich bete täglich zu Gott, daß mein Sohn zu dieſem inneren Frieden gelangen möge, der, wie ein klarer Herzenshimmel, ſich über der Seele wölbt.“

Stumm küßt Erich ſeiner Mutter Hand, dann verharren ſie alle ſchweigend.

Der Nachtwind hat ſich erhoben und raunt in den Wipfeln. Kleine Wellen laufen murmelnd an den Strand! Blaſſe Sterne blinken! — — — —

„Jetzt aber zurück zu den häuslichen Penaten. Morgen iſt auch ein Tag, und hoffentlich haben wir im Laufe des Sommers noch viele ſo ſchöne und warme, damit unſere Gnädigſte ſich recht erholen könne!“

Als Thilde die Tante gebettet hat und die Bibel herbeiträgt, um die gewohnte Abendandacht zu halten, fragt ſie:

„Soll ich da weiterleſen, wo wir geſtern ſtehen blieben?“

„Nein, Herzenskind. Schlage, bitte, Ev. Lucä auf — Capitel 15.“

„Das Gleichniß vom verlorenen Sohn!“ geht es Thilde durch den Sinn, und Thränen tiefen Mitleids feuchten ihre Augen, als ſie dem Wunſche willfahrt.

„Armes Mutterherz, das nicht müde wird, zu hoffen und zu harren!“ — — —

* * *

Der Strand füllt ſich mehr und mehr. Bunter und bunter wird das Leben und Treiben, wenngleich man in dem ſtilleren, ländlicheren Bilderlingshof weniger davon verſpürt.

Rehburg's haben es überhaupt ſehr angenehm empfunden, in der erſten Zeit ihres Aufenthaltes hier von jeder Nachbarſchaft, mit ihrer bisweilen recht läſtigen Neugierde, verſchont geblieben zu ſein.

Jetzt aber öffnen ſich Thüren und Fenſter auch in den umliegenden Landhäuſern.

Ueberall tummeln ſich fröhlich ſpielende Kinder, ſchimmern helle Kleider.

Traulich brennen Abends die Lampen auf Balcons und Verandah's. Klavierſpiel und Geſang erſchallt. Mit der abſoluten Ruhe und Stille iſt es vorbei. — —

„Rathe mal, Erich, wer unſere Nachbarn zur Rechten ſind, die lebhaften jungen Mädchen und die ſoviel herumtollenden, luſtigen Kinder.“ Mit dieſen Worten empfängt an einem Nachmittag, zu Ende Mai, Frau von Rehburg ihren Sohn, der zu gewohnter Abendſtunde aus Riga zurückgekehrt iſt.

„Das iſt etwas viel verlangt, Mamachen. Ich habe die ganze, muntere Schaar bis jetzt nur ganz flüchtig geſehen, und ihre Stimmen vernommen, die man freilich ſchon in einiger Entfernung hört, wenn ſie gerade ihrer frohen Laune die Zügel ſchießen laſſen.“

„Sieh Dir mal jetzt die Beiden an, die eben mit dem Croquetgeräth aus der Hausthüre treten,“ wirft Thilde ein. „Kommt Dir an der Größeren nicht etwas bekannt vor? Denk etwas nach!“

„Ja, Du haſt recht, Couſine. Da iſt eine ausgeſprochene Aehnlichkeit, aber mit wem? — — Halt, ich hab's! Das iſt ja ganz Moritz Sandern's etwas langes, kluges Geſicht.“

„Und es ſind auch wirklich Sandern's Schweſtern. Die ältere Dame im Schaukelſtuhl iſt ſeine Mutter. Die kleinen Mädchen und die zwei Knaben ſind ſeine Nichten und Neffen, Kinder ſeiner älteſten Schweſter.“

„Woher wißt Ihr mit einem Male das alles ſo genau?“

„Sehr einfach. — Unſere Köchinnen haben Bekanntſchaft gemacht, und daher ſtammt unſere Weisheit über die Glieder der Familie von Sandern. Sie ſind zum erſten Male am Rigaſchen Strande und haben ihre Leute aus Petersburg mit. Ihre Köchin nun hat ſich bei der unſeren Rath geholt, wegen der Quellen für die Nothdurft des Lebens, und da ſind natürlich auch alle Perſonalien „unſere Herrſchaften“ hier — „unſere Herrſchaften“ dort — mit allen ihren Anſprüchen, Forderungen, Gewohnheiten, „woher des Wegs und wie die Art?“ durchgeſprochen worden. Und als die Sandernſche Küchenfee ſchließlich erzählt hat, nächſtens käme auch der zweite Sohn her, „unſer junger Herr Moritz,“ hat unſere Sanne, die doch früher in Therenhof Küchenmädchen war, gefragt, ob das nicht am Ende der junge Herr von Sandern ſei, welcher in Dorpat ſtudirt habe, und mit junge Therenſche Herrn häufig bei Therenhofſche gnädige Herrſchaft zu Beſuch gekommen ſei? „Un is wohl ſelbe, luſtige Herr Moritz,“ damit hat Sanne ihr Referat geſchloſſen.“

„Das wäre aber wirklich famos, wenn Moritz herkäme, um ſeine Ferien hier zu verbringen. Ich würde mich baß freuen, ihn wiederzuſehen. Seit ein paar Jahren haben wir uns faſt ganz aus den Augen verloren. Sein Studium in Dorpat beendigte er viel ſpäter als ich, machte dann die für Söhne aus wohlhabendem Hauſe quasi traditionelle Europareiſe, und hat jetzt eine Anſtellung in Petersburg — ich glaube im Senat. Soviel weiß ich von Axel, der noch hin und wieder einen Brief mit ihm tauſcht. Er war wohl ein ſehr netter, intelligenter Junge, und wenn man von ihm auf ſeine nächſten Anverwandten ſchließen darf, ſo müßte ſich aus unſerer Villennachbarſchaft ein angenehmer Verkehr ergeben können.“

„Jedenfalls machen unſere Nachbarinnen alle einen ſehr ſympathiſchen Eindruck,“ meint Frau von Rehburg.

„Thilde und ich haben ſie in den letzten Tagen mit Vergnügen und Intereſſe beobachtet. Garnicht das Genre ruſſiſcher Damen, wie man ſie hier am Strande für gewöhnlich in reichlichem Maaße zu ſehen bekommt. Dieſe ſind ſo ausgeſprochen comme il faut. Bei aller natürlichen Heiterkeit haben ſie etwas ſo Wohlerzogenes, Feines. Ich hätte nichts dagegen, Beziehungen anzuknüpfen, und es wäre eine hübſche Reſſource für Thilde, die ſchließlich doch allzuſehr auf mich lahme, kranke Frau angewieſen iſt.“

„Aber Tantchen, ſowas darfſt Du garnicht ſagen,“ entrüſtet ſich Thilde, und ſich niederbeugend flüſtert ſie leiſe:

„Das tägliche Beiſammenſein mit Dir, geliebte Tante, giebt mir ſo unendlich viel, das weißt Du — mehr, viel mehr, als es der Umgang mit fremden Menſchen vermöchte.“

Frau Ina zieht Thilde's Kopf herab, drückt einen zärtlichen Kuß auf die klare Stirn des jungen Mädchens.

„Und was Du mir biſt, mein Herzenskind, das kann ich nicht in Worte faſſen. Gott möge es Dir in reichſtem Maße lohnen, was Du Deiner alten Tante thuſt. Doch ich bleibe dabei — Jugend gehört zu Jugend. Ihr zwei werdet mir auch ſchon viel zu ernſt, und es taugt nicht, vor der Zeit menſchenſcheu zu werden. Anregende, neue Beziehungen zu knüpfen, gehört zu dem Förderndſten für unſere innere Entwickelung — es zieht uns von uns ſelber ab! — Alſo wollen wir einem Verkehr mit unſeren Nachbarn nicht aus dem Wege gehen, wenn er ſich in ungezwungener Weiſe anbahnen ſollte, was ja garnicht ausgeſchloſſen iſt, ſobald Moritz von Sandern eintrifft.“

Noch viel früher jedoch, als die Betheiligten gedacht, ſollte ſich, durch ein unerwartet eintretendes Ereigniß, die gewünſchte Annäherung ergeben.

Eines Tages gab es beſonders viel Hin und Her

im nachbarlichem Garten. Augenſcheinlich ſollte ein Feſt gefeiert werden, und die Vorbereitungen dazu wurden voll regen Eifers betrieben. Mehrere der jungen Mädchen ſaßen ſtundenlang, Kränze windend, in der Laube auf dem Hügelchen, und ſchienen dabei unter Lachen und Kichern eifrig Rollen einzuſtudiren. Mit zahlreichen Päckchen beladen, kamen andere von der Dubbelnſchen Seite angefahren.

Am nächſten Morgen ganz früh wurde die ganze Nachbarſchaft durch ein Ständchen von friſchen Mädchenſtimmen geweckt, und von allen Seiten ſammelten ſich Zuhörer und Zuſchauer.

Hübſche Guirlanden prangten an der Hausthür, rankten ſich um die Säulen der Verandah's und hingen in grünen Feſtons von den Fenſtern und Balcons. Dann traf man offenſichtlich Vorbereitungen zu einer Illumination. Der größere von den beiden Knaben und ein etwas älteres, kleines Fräulein waren mit dieſer Aufgabe betraut und hatten ſich voller Geſchäftigkeit daran gemacht, Drähte von Baum zu Baum zu ziehen. Als dann die Dämmerung angebrochen — der Jahreszeit entſprechend recht ſpät! — waren die jugendlichen Arrangeure noch einmal eilfertig hin- und hergelaufen, — ziſchend waren einige Leuchtkugeln emporgeflogen, Feuerſchlangen hatten ſich praſſelnd gedreht, bengaliſche Flammen Haus und Garten bald in rothes, bald in grünes Licht getaucht, und, wie ein buntes Band das ganze Grundſtück umziehend, die farbigen Lampions ihm einen feſtlichen Anſtrich verliehen! Die ganze Veranſtaltung hatte viele Neugierige an die umliegenden Zäune gelockt.

Auch Frau von Rehburg hatte noch einen Blick auf die Herrlichkeit werfen können, und ſich dann zur gewohnten Stunde zur Ruhe begeben — auf der dunklen Verandah aber hatten Thilde und Erich noch im Geſpräch verweilt. Er hatte angefangen, ihr von einem ſchwierigen

Krankheitsfall aus ſeiner Praxis zu erzählen, und von den möglicherweiſe ſich ergebenden ernſten und traurigen Conſequenzen einer vorzunehmenden Operation, die wahrſcheinlich eine, aus einer ſchwächlichen Frau mit ſechs unmündigen Kindern beſtehende Arbeiterfamilie des Ernährers berauben würde. Und eifrig hatten ſie berathen, in welcher Weiſe, wenigſtens für's Erſte, am beſten der drohenden Noth zu ſteuern wäre.

Unterdeſſen waren im Nachbargarten die Lampions faſt ganz heruntergebrannt, doch die hellerleuchteten Fenſter, und aus dem Hauſe ſchallende, luſtige Tanzweiſen hatten verrathen, daß der feſtliche Tag noch nicht ſeinen Abſchluß gefunden.

Da — ein plötzlicher Aufſchrei! — Die Muſik war jäh verſtummt. Die Plaudernden hatten ſich erſchreckt angeſehen, und Erich ſich inſtinctiv erhoben, um der Urſache dieſes Schmerzenslautes nachzuforſchen. Noch war er nicht bis zur Eingangspforte gelangt, da hatte es ſchon an derſelben geſchellt, und flehend hatte eine junge Stimme dem Herantretenden zugerufen:

„Bitte, bitte, Herr Doctor, kommen Sie ſchnell zu uns herüber! Meine jüngſte Schweſter iſt, beim Tanzen ausgleitend, ſo unglücklich gefallen, daß wir fürchten, ſie könne ſich den Arm gebrochen haben."

„Ich ſtehe ſofort zu Ihrer Verfügung, gnädiges Fräulein. Erlauben Sie mir nur Einiges zu holen, daß ich möglicherweiſe gleich benöthigen könnte."

Thilde, die auf die Treppe hinausgetreten war, hatte Bitte und Antwort gehört, und als Erich, nach einigen raſch geſtellten Fragen, in's Haus geeilt war, hatte er ſie, mit einem entzündeten Lichte, bei ſeinem Arzneiſchrank gefunden. Demſelben mit raſchen Griffen allerlei entnehmend, war er mit einem flüchtigen „Gute Nacht, Thilde!" davongeeilt.

„Haſt Du den Hausſchlüſſel?" hatte ſie ihm nachgerufen.

„Gewiß!“ Und das Pförtchen war hinter ihm zugefallen.

Auf der Veranda ſtehend, hatte ſie ihm nachgeſchaut, mit verdunkeltem Blick, einen eigenthümlich ſchmerzlichen Zug um den Mund.

Es war ſo ſüß traulich geweſen, ſo zuſammen Zwieſprache zu halten, wenn auch nichts Perſönliches ſich in die Unterredung gemiſcht hatte! — „Nur wie ein Geſpräch zwiſchen zwei guten Kameraden, die einem Ziele zuſtreben!“ hatte ſie dankbar gedacht! — — —

* * *

Als Erich mit einer Verbeugung die, im Salon der Sandernſchen Villa, Verſammelten begrüßt, tritt ihm eine hochgewachſene, ältere Dame entgegen und reicht ihm mit einem: „Gott ſei Dank, Herr Doctor, daß Sie ſo raſch zur Stelle ſind!“ freundlich die Hand.

„Mein armes Kind leidet arge Schmerzen. Bitte, folgen Sie mir hier hinein.“

Ein Nebenzimmer betretend, erblickt Erich, auf einer Couchette liegend, eine weißgekleidete, zarte Mädchengeſtalt, deren blonder Kopf ſich im Uebermaaß des Schmerzes langſam hin und her bewegt. Neben ihr kniet eine junge Dame, und drückt mit zitternden Händen einen großen, naſſen Schwamm auf die entblößte Schulter der Liegenden.

„Hier iſt der Arzt, Liachen. Nun wirſt Du gleich Erleichterung haben, mein Herzchen,“ ſagt aufmunternd Frau von Sandern.

Der nach vorn geſunkene Kopf hebt ſich. Aus einem blaſſen, feinen Geſichtchen ſehen große Augen, die voll Thränen ſtehen, ängſtlich fragend dem ſich Nähernden entgegen, und Erich iſt, als läſe er darin: „Wirſt Du mir wirklich nicht noch mehr wehe thun?“

Behutſam entfernt er die Kompreſſe und taſtet mit leichten, vorſichtigen Griffen von der Hand aufwärts

bis zum Ellbogen. Die Patientin läßt es ruhig geſchehen. Als er in die Nähe der Schulter gelangend — einer runden, ſchneeigweißen Schulter von wundervoller Form — den Oberarm etwas ſtärker faßt, geht ein Zucken durch den ſchlanken, jungen Körper, und ein leiſes Stöhnen durchzittert den Raum.

„Aha! da haben wir die böſe Stelle. — Nun, der Schade wird bald reparirt ſein. — Es iſt, Gottlob, nichts gebrochen! — — Darf ich um ein Glas ſtarken Weines bitten, gnädige Frau?“

Nach kurzer Zeit iſt das Gewünſchte herbeigeſchafft.

„So, mein Fräulein, ſchlucken Sie das gefälligſt herunter.“

Er ſelbſt hebt das Glas bis an ihre blaſſen Lippen, und gehorſam folgt ſie ſeiner Weiſung. Ein leichtes Roth färbt das liebreizende Antlitz und ſie ſieht ihn etwas ſcheu, aber doch offenvertrauend an, während er die Uhr zieht und den Puls prüft.

„Nun, mein gnädiges Fräulein, jetzt tapfer die Zähne zuſammengebiſſen, oder tüchtig geſchrien, wie es Ihnen beſſer paßt! — Wir ſind gleich über den Berg — es iſt ja nur eine leichte Verrenkung!“ —

Ein feſtes Zugreifen, ein paar raſche Bewegungen und nachdem er den Verband leicht und gewandt angelegt, läßt er den Arm vorſichtig niedergleiten.

„Mein Compliment! — Das war brav ausgehalten! Nun wollen wir uns noch ein Gläschen von dieſem ſchönen Madeira genehmigen, zur Feier des Tages —“ ein leiſes Lächeln ſpielt um Lia Sandern's feingeſchnittenen Mund — „und dann wird wohl das Bett die beſte Ruheſtatt ſein. Ich hoffe, Sie werden bald einſchlafen, mein Fräulein, und von Morpheus laſſe ich mir immer gern Konkurrenz machen — der bringt mit ſeinem Mohn oft mehr fertig, als wir mit unſerem Opium! Morgen komme ich gegen ſieben Uhr, ſollte aber meine Gegenwart ſchon früher erwünſcht ſein, ſo

bitte ich mich nur zu benachrichtigen. Selbſtverſtändlich ſtehe ich jeden Augenblick zur Verfügung."

Als ſeine ſchlanke Geſtalt ſich zur Thüre wendet, folgen ihm viele Blicke — auch die dunklen, faſt ſchwarzen der jungen Patientin, aber nur ihre Mutter giebt dem Ausdruck, was alle Anweſenden empfinden.

„Welch ſympathiſche Perſönlichkeit, dieſer Doctor von Rehburg. Seine Art und Weiſe iſt ausnehmend vertrauenerweckend. So ruhig, feſt und beſtimmt und dabei äußerſt gentlemanlike."

„Und fraglos iſt er Moritzen's Univerſitätskamerad," bemerkt Eliſe Sandern, das junge Mädchen, welches Erich herbeigeholt.

„So in der Nähe geſehen, habe ich ihn gleich erkannt! Auf den verſchiedenen Gruppenbildern aus der Zeit, wo Moritz ſtudirte, iſt er ja mehrfach abgebildet — natürlich jünger ausſehend, aber doch unverkennbar derſelbe Erich Rehburg, über den ſich Moritz immer mit großer Wärme ausſprach, wenn er uns ſoviel von Dorpat und der Livonia erzählte."

„Dann iſt es ja ſehr hübſch, daß wir gerade auf ihn als Arzt gefallen ſind," bemerkt Frau von Sandern, „aber jetzt wollen wir Lia zu Bett bringen, das arme liebe Herzchen! Dem Himmel ſei Dank, daß die Sache nicht ſo ſchlimm war, wie es den Anſchein hatte. Hoffentlich verläuft ſie auch ganz ohne weitere Folgen!"

* * *

Thilde Rehburg's Tagebuch.

** Juni.

Ob es häufig nicht ſehr ſchwer iſt, die Frau eines vielbeſchäftigten Arztes zu ſein? — —

Immer mit den eigenen Wünſchen zurückſtehen zu müſſen, ſobald es ſich um das Wohl und Wehe Anderer, Fremder handelt! Stets bereit ſein — weil die Rechte

der Mitwelt ſolches verlangen — den eigenen Rechten an eine Perſönlichkeit zu entſagen, ſie ohne Murren hinzugeben an die Allgemeinheit, eine Perſönlichkeit, die man ſich zum Lebensgefährten gewählt hat, um mit ihm alles zu theilen! — —

Es iſt ja wohl ſehr egoiſtiſch ſo zu fragen, aber iſt es — im Grunde — nicht natürlich und ſelbſtverſtändlich? Wie kann es mit der Einheit einer Ehe beſtellt ſein, ſo wie ich ſie mir denke, in der es der Frau doch nie und nimmer genügen kann, nur eine Hausfrau zu ſein, die es dem Manne, wenn er müde und abgeſpannt heimkehrt, wohlig, bequem und gemüthlich macht, ſondern die ihm Weggenoſſin in tieferem Sinne ſein wollte, und die eben deßhalb einem Berufe, ſei es auch der edelſte, nützlichſte, nicht alles ſo leichten Herzens opfern kann, vor allem nicht die geiſtige Kameradſchaft, mit ihrer Harmonie der Anſchauungen, die man nur erreicht durch ſtetes Fortſchreiten in gleicher Richtung, nach gleichen Zielen, — und die beglückende Vertiefung der gegenſeitigen Beziehungen durch die Pflege gemeinſamer Intereſſen. Arbeit, Thätigkeit nimmt einen Mann ganz in Anſpruch, und ſo ſoll es auch ſein, denn gerade in der vollen Hingabe an eine Pflicht liegt des Mannes Größe, aber wie verträgt ſich die Forderung eines Ausbaues ſeiner innere Welt, der Entwickelung ſeines ſeeliſchen Ichs, mit dem abſorbirenden Muß ſeiner Tagesaufgaben, dem eiſernen Druck des Berufs! Wenn Tag und Nacht jeden Winks gewärtig, in gewiſſerhafter Erfüllung einer Pflicht gegen ſeine Mitmenſchen – einer beſchworenen Pflicht! — ein Arzt kaum mehr Muße und Spannkraft findet für etwas anderes als ſeinen Beruf — droht ihm da, neben körperlichen Gefahren aller Art, nicht eine andere, größere — die in Einſeitigkeit zu verfallen, den Zuſammenhang zu verlieren mit dem, was außerhalb ſeiner Alltagsgedankenatmoſphäre liegt! — —

Verkümmern da nicht geiſtige Beſtrebungen, ſo manche Triebe, die in der Jugend reiche Blüthe trugen, volle Frucht verhießen, und nun langſam verdorren, weil ihnen keine Nahrung wird? —

Stillſtand iſt Rückſchritt, auch in der Welt des Geiſtes. Und wie erträgt es eine tiefempfindende Frau — ſie, die allein kein Paradies betreten, genießen will! — wenn ſie machtlos zuſehen muß, wie ihr Liebſtes ſeeliſch zu Grunde geht!

Stirbt da nicht zugleich auch etwas in ihr ſelbſt? Iſt das nicht überhaupt die heilig ernſte, aber ſchwerſte Aufgabe in einer Ehe, die Verantwortung für eines Anderen Seele?! — — —

Wie wunderſchön ſagt Felix Dahn:

„Ich will Dich nicht auf Händen tragen —
Das kann ein jeder Philiſter ſagen! —
Nein, hoch auf meiner Seele Schwingen,
In immer höh'ren Geiſtesringen,
Sollſt ſtolz Du über Welt und Leben,
Mit mir bis an die Sterne ſchweben."

Ja, das müßte das eigentliche Weſen jeder wahren Ehe ſein, dies Hand in Hand, Herz an Herz, Geiſt mit Geiſt — ſich gegenſeitig fördernd, antreibend, entwickelnd — hochgeſteckten Zielen zuzuſtreben.

So möchte auch ich, eins in Allem, was das Daſein vertieft, bereichert, veredelt — mit dem Geliebten Vollkommenheit ſuchen! — — —

Doch das ſind müſſige Gedanken. Der, dem meine Liebe gehört, denkt nicht an mich — und ich werde niemals eines Arztes Frau!

* * *

„Hollah, Erich!"

„Moritz! Seh' ich recht?"

In dem Abſchiedspfiff der Locomotive eines, vom Tuckumer Bahnhof in Riga, abgehenden Zuges tönen

Anruf und Frage, und die ſich ihm hülfreich bietende Hand ergreifend, ſchwingt ſich ein junger Herr, der mit ſeinen langen Beinen ſchon eine Weile neben dem rollenden Waggon hingeſchritten, auf die Plattform deſſelben.

„Das iſt aber wirklich ein famoſes Zuſammentreffen, Rehburg. Ich wollte eigentlich ſchon mit dem vorigen Zuge an den Strand, wurde jedoch bei Schwarz aufgehalten, wo ich eben ſo unerwartet wie Dich, Rieſen, Axel und Dohmen traf. Erſterer ließ gleich Champagner auffahren, und man kam nicht los vom Erzählen jetziger Erlebniſſe und Feiern von Reminiscenzen an die Studentenzeit! Himmel! war es damals doch ſchön, unſer ungebundenes Burſchenleben! und man möchte manchmal wieder ſingen können: „So leben wir, ſo leben wir, ſo leben wir alle Tage!

In Bilderlingshof hätte ich Dich natürlich gleich aufgeſucht! Daß wir da, netterweiſe, Nachbarn ſind, hörte ich ſchon brieflich von meinen Schweſtern, die in allen Tonarten das Lob der reizenden Menſchen ſingen, welche Zaun an Zaun mit ihnen leben. Deine Couſine Thilde ſehen und ihr Herz an ſie verlieren, war für meine ſchönheitsdurſtige Schweſter Anna eins. Ich freue mich auch ſehr, Fräulein von Rehburg wiederzuſehen! — Aber die Bekanntſchaft mit den Meinigen hat ſich noch nicht gemacht?“

„Doch, Sandern. Vor ein paar Tagen. Deine Frau Mutter war ſo liebenswürdig Mama aufzuſuchen, nachdem ich eines Abends als Arzt in Eurer Villa fungiren mußte. Deine jüngſte Schweſter hatte einen Unfall.“

„Aber davon weiß ich ja nichts. Freilich war ich eben ein paar Tage in Finnland und kam per Schiff über Helſingfors—Reval nach Riga. Da haben mich die letzten Briefe aus Bilderlingshof wohl nicht mehr in Petersburg getroffen. Was iſt Lia denn paſſirt? Doch nichts Ernſtes?“

„Nein, Gottlob nicht, obgleich ich Anfangs recht beſorgt war, weil Dein Fräulein Schweſter den Eindruck ſo großer Zartheit macht. Sie war beim Tanzen ausgeglitten und hatte ſich eine leichte Verrenkung der rechten Schulter zugezogen. Sie trägt den Arm noch in der Binde, doch dauert es, hoffe ich, nicht mehr lange, bis ich ſie aus meiner Behandlung entlaſſen kann. Sie iſt ſchon ſehr ungeduldig — will abſolut anfangen Seebäder zu nehmen!“

„Kann ich mir vorſtellen, Iſt ein eigenwilliges, vom Leben verwöhntes Perſönchen, mein blondes Schweſterchen.“

„Aber auch ein außergewöhnlich liebliches. Und entzückend in ihrer geiſtigen Originalität. Ganz anders als unſere livländiſchen jungen Mädchen.“

Erich's Stimme hat ſehr warmen Klang. Sandern wirft einen forſchenden Blick auf den Studiengenoſſen, der eben in die Taſche greift, um ſich eine Papyros anzuzünden, dann fragt er:

„Sollen wir in den Waggon?“

„Ich denke, wir haben es hier auf der Plattform beſſer, trotz des Rauches der Locomotive. Drinnen aber iſt es fürcherlich. Wieder einmal kein Platz zum Sitzen. Der Zug der ihren Penaten zueilenden Familienväter.“

„Und wohl auch ſolcher, die es werden wollen! Wann bekommt man denn Deine Verlobungsanzeige, Doctorchen? Nachgerade wäre es doch Zeit dazu.“

Ueber Erich's Geſicht fliegt dunkle Röthe.

„Ich bitte Dich, Sandern, wie kommſt Du darauf?“

„Axel und Dohmen deuteten es an.“

Die Falte zwiſchen Erichs Brauen vertieft ſich, ſchärft den Ausdruck des Unmuths in ſeinen verdunkelten Zügen.

„Daß die Menſchen das leidige Klatſchen nicht laſſen können.“

„Na, höre, mon cher — in dieſem Falle doch allzu

natürlich. Es erſcheint eben unbegreiflich, ſelbſt für eine Profeſſorſeele, wie die Deine, daß ſie ungerührt und ungeſtraft in der Nähe eines ſo ſchönen und mit allen Tugenden geſchmückten Mädchens, wie Deine Couſine Thilde es iſt, verweilt ohne Feuer zu fangen und den Verſuch zu machen ſie zu gewinnen. Schon aus purem Neid entſtehen ſolche Muthmaßungen."

Da Erich auf dieſe Bemerkung nichts erwidert, verharren ſie eine Weile ſchweigend — auf die raſch vorbeifliegende Landſchaft blickend.

Nachdem er die Station Thorensberg hinter ſich gelaſſen, iſt jetzt der Zug in voller Fahrt.

Aus den Wieſen ſteigt der Duft friſchgemähten Heu's. Hinter den Tannen des Puhpeſchen Waldes ſteht blutroth die Sonne. Ein wundervoller Sommertag geht wärmeverſchleiert zu Ende! — —

„Welch herrliches Wetter," beginnt Erich auf's Neue das Geſpräch. „War es in Petersburg auch ſchon heiß?"

„Unerträglich. Bis über 20 Grad im Zimmer. Kaum möglich dabei geiſtig zu arbeiten, wenigſtens etwas Vernünftiges zu leiſten."

„Du biſt jetzt wohlbeſtallter Tſchinownik? Findeſt Du Befriedigung in Deinem Beruf?"

„O, ja! Es iſt doch ſehr intereſſant, Frau Juſtitia nach Möglichkeit den Staar zu ſtechen. Nach Neujahr bin ich in das vierte Departement des Senates eingetreten. Und eine Annehmlichkeit hat die Stellung dort jedenfalls, lange Ferien — einige Monate, wenigſtens pour les gros bonnets. Wir jungen Beamten kommen nicht ſo gut weg, aber man kann ſich immerhin einrichten, mit den Chefs und den Kollegen."

„Das laſſe ich mir gefallen. Sich ſo gründlich von des Dienſtes gleichgeſtellter Uhr freimachen zu können, iſt gewiß eine große Annehmlichkeit. Das iſt ja faſt eine Fortſetzung von ſeligen Dorpatertagen,

wo man meiſt ſchon im Mai die Kollegia ſchwänzte und ſich als Sommergaſt nach Hauſe oder zu Verwandten begab.“

„Im Flur und auf der Haide, da ſucht man ſeine Freude, juchhei.“

„Jetzt gedenkſt Du aber Deine Erholungszeit am Strande zu verbringen?“

„Ja, und freue mich ganz ungemein darauf. Du weißt, ich habe ein ausgeſprochenes faible für alles Livländiſche. Und Dir, als alten Kameraden, kann ich es verrathen — ich heirathe nur eine Livländerin. Wir haben ja auch ſehr nette junge Damen in den baltiſchen Kreiſen Petersburgs, aber es iſt doch ein anderes Genre, ſchon angehaucht vom Großſtadtleben, und für mich haben die urechten Töchter Livlands von jeher etwas beſonders Anziehendes gehabt!“

Jetzt iſt es an Erich, den Sprecher anzuſehen, als wolle er ihm auf den Grund der Seele ſchauen. War das vorhin ſo etwas wie ein Terrain ſondiren? Schon in Dorpat und Fellin hat Sandern Thilde offenſichtlich gehuldigt. Und Sandern's haben eine angeſehene Stellung — ſind ſehr wohlhabend. Da giebt es kein Hinderniß für Moritz, um ein reiches Mädchen, wie Thilde Rehburg es iſt, zu werben. — — Etwas wie ein Gefühl jäher Eiferſucht wallt in ihm auf, während er, äußerlich ruhig wie immer, entgegnet:

„Ja, wir haben hier zu Lande ſeltene Mädchen- und Frauencharactere, die nichts anderes ſein wollen, als wirkliche Frauen. Wenn ich an die Bekanntſchaften denke, die ich in Paris, und überhaupt im Auslande gemacht habe, iſt der Unterſchied wohl frappant. Dieſe überhandnehmende Putz- und Genußſucht, das Flirten, der Drang, es dem Manne nachzuthun — davon ſpürt man hier noch wenig, und auch, Gottlob, ſo gut wie nichts von der ſogenannten Frauenbewegung.“

„Du biſt gegen die Emancipation, gegen dies Aus-

leben der eigenen Perſönlichkeit, wie es jetzt in allen Tonarten gepredigt wird?“

„Nicht gegen das Ausleben als ſolches, Moritz, aber gegen die falſche Auffaſſung deſſelben. Mir däucht, man überſieht bei dieſem Lockruf zu Freiheit und Selbſtbeſtimmung eine Gefahr für die Frau, vielleicht die größte aller Gefahren — gerade die, nichts zuzugewinnen — und einzig und allein auf die Erhöhung ihres Werthes als Perſönlichkeit kommt es doch ſchließlich an — ſondern ſich zu verlieren, in dem ſie verflacht, das heißt, in dem ihr das abhanden kommt, was ihre tiefſte Kraft, ihre höchſte Entfaltung bedingte — der Vorzug ihres Geſchlechtes war — ihr Empfindungsreichthum, der ihr ermöglichte, ſich ſelbſtvergeſſend ganz einem Anderen hinzugeben.

Der Inhalt, die Quinteſſenz ihres inneren Lebens iſt doch die Liebe und ſoll es ſein und bleiben, eine ſchöne, große, ſtarke Liebesfähigkeit. Darauf beruht der vollſte Werth der Frauennatur — mag man noch ſoviel deuteln und ſtreiten über Gleichheit und Gleichberechtigung der Geſchlechter. Als Menſch hat der Mann und hat das Weib die gleichen Rechte — als Typus ſeiner Art nur die, welche ihm erb- und eigenthümlich vom Schöpfer, von der Natur verliehen ſind, und ihr Weſensunterſchied muß beſtehen bleiben, wenn wir nicht zu Zwittergeſchöpfen gelangen ſollen, die weder das Eine noch das Andere mehr ganz zu ſein vermögen. Vom ärztlichen Standpunkte aus habe ich Bedenken, die ich als ſchwerwiegend erachte, und die bei der Erziehung zur Emancipation vielfach nicht genügend ernſt genommen werden. Es handelt ſich ja nicht nur um eine oder paar Generationen, ſondern um die Zukunft der Menſchheit, um die Richtung, die man einſchlägt, wenn man vom alten Wege abirrt. Wenn man es ohne die nöthige Beſchränkung und Vorſicht ſo weiter, und zu weit treibt, wird man die Weibesnatur um

das betrügen, was ihr Eigenſtes iſt — ihre Gemüthstiefe und Gefühlswärme — Gott ſchütz, daß man mal ſagen muß — war! — Phyſiſch und pſychiſch wird ihre Weſenseigenart verkümmern, und wehe dem Menſchthum, wenn es keine echten Frauen mehr geben wird, wie keine wahren Männer mehr."

Das lebhaft hin- und hergehende Geſpräch über Raſſenunterſchiede, Charactereigenthümlichkeiten, Erziehungsprincipien — unterbricht der die Billete abfordernde Schaffner.

Der Zug verlangſamt ſeine Fahrgeſchwindigkeit.

„Bilderlingshof. 3 Minuten," rufen die Conducteure.

„So, da ſind ja auch meine Schweſtern, und Deine Couſine Thilde hat ſie begleitet. — Mein Gott, wie iſt ſie noch wunderſchön."

In duftige, helle Sommerſtoffe gekleidet, ſtehen auf dem Perron der Station vier elegante, ſchlanke Mädchengeſtalten, und manch bewundernder Blick aus den Fenſtern der Waggons folgt ihnen, als ſie lächelnd und grüßend näher treten — betrachtet mit Neid und Intereſſe die Herren, von denen der eine drei von den jungen Damen ohne Weiteres abküßt, während er der Vierten mit ritterlicher Verbeugung die Hand ſchüttelt.

Zu Paaren gruppirt, verfolgt man plaudernd den Weg zum Dünenproſpect. Voraus Eliſe von Sandern mit ihrem Bruder, zu dem ſie mit frohen Augen aufſieht. Dann Lia und Erich. Anna und Thilde beſchließen den Zug. Obgleich die Letzteren ſich erſt einige Male geſehen haben, ſo finden ſie doch ſchon großes Gefallen aneinander, und auf dem weiten Spaziergang, den ſie, tags vorher, am Meeresufer, faſt bis nach Majorenhof unternommen, hat Thilde viel Genuß und Vergnügen an der Unterhaltung mit dem klugen, ſympathiſchen Mädchen gefunden. Auch jetzt hat ihre Begleiterin den Arm freundſchaftlich in den ihren geſchoben und redet in ihrer lebhaften Art auf ſie ein, ihr allerlei von

den Kunſtgenüſſen der Reſidenz vorſchwärmend. Aber jetzt verſucht Thilde umſonſt mit voller Aufmerkſamkeit zuzuhören. Wohl wirft ſie hin und wieder eine fragende oder bejahende Phraſe ein, ihr Intereſſe jedoch iſt anderswo gefeſſelt, ihre Gedanken folgen ihren Augen. Sie ſieht nur Erich und an ſeiner Seite Lia, die mit anmuthigen Bewegungen und leichtem, wiegendem Gang neben ihm hinſchreitet. Eine Elfengeſtalt. Alles an ihr iſt mädchenhafte Lieblichkeit, blüthenfriſcher, holdeſter Jugendreiz. Luftiger, roſa Stoff umſchließt die überzarten Glieder, läßt ſie voller und gerundeter erſcheinen. Sie trägt keinen Hut, nur einen roſaſeidenen Sonnenſchirm, und das goldig blonde Haar, ſich natürlich um Stirn und Nacken kräuſelnd, bildet wie einen Glorienſchein um das feine Köpfchen. Und die Augen, die graublauen, faſt ſchwarzen Sterne — Thilde ſieht ſie nicht, aber ſie weiß, wie ſie lachen und ſtrahlen können, und mit welch intereſſirtem Ausdruck ſie an Erich's erzählenden Lippen hängen, wenn er mit ihr ſpricht.

Auch Erich ſcheint gefeſſelt und angeregt, unterhält ſich mit einer bei ihm ungewohnten Lebhaftigkeit. Thilde's Augen werden größer, ſtarrer, haften verzehrend auf ſeinem ſcharfgeſchnittenen Profil. In dieſem Augenblick wendet Lia Sandern den Kopf halb über die Schulter zurück, mit einem: „Anna, ich nehme Dich zum Zeugen. Eben hat mir Doctor Rehburg verſprochen, im nächſten Winter nach Petersburg zu kommen, damit ich ihm die Schönheiten eines Botticelli offenbare. Er ſpricht eben ſolche ketzeriſche Anſichten über die Werke alter Meiſter aus, daß Raphael und noch paar andere große Italiener ſich im Grabe umkehren würden, wenn ſie ihn hören könnten."

„Ihr Fräulein Schweſter verleumdet mich," vertheidigt ſich Erich lächelnd, und indem er ſich Anna Sandern zuwendet, ſieht er gerade in Thilde's Augen. Etwas wie fragendes Staunen tritt in die Seinen.

„Habe ich mich verrathen? — mein Gott!“ durchſchauert es ſie.

„Frieren Sie, Fräulein von Rehburg?“ Anna Sandern fragt es.

„Ja! — es iſt plötzlich kühl geworden. — Die Sonne iſt untergegangen!“

* * *

Immer lebhafter geſtaltet ſich der Verkehr zwiſchen den benachbarten Villen und man findet immer größeres Gefallen aneinander.

Frau von Sandern, eine geborene von Ecken, aus Eſtland, iſt voll freundlichſter Zuvorkommenheit. Sehr geſprächig, unterhält ſie Ina von Rehburg auf das Angenehmſte. Auch die vier Töchter ſind ausnehmend liebenswürdig und geiſtig ſehr angeregt. Trotz ausgeſprochener Familienähnlichkeit hat doch eine Jede von ihnen ihre ſtark ausgeprägte Individualität, aber allen gemeinſam iſt das lebhafteſte Intereſſe für Kunſt, Wiſſenſchaft, Wohlthätigkeitsbeſtrebungen, Arbeit auf dem Gebiet der ſocialen Frage, wie Armen- und Krankenpflege, und dergleichen.

Moritz von Sandern 'repräſentirt ebenfalls in ſympathiſcher Weiſe den Typus des Petersburger Balten, der neben einem weiteren Horizont für das Allgemeine, ſich doch die ſpecifiſche Eigenart voll bewahrt hat, die im Contact mit conträren Elementen nur noch in ſich gefeſtigter und beſtimmter geworden iſt, als bei manchem Vollblut Liv-, Kur- und Eſtländer.

Alle Sandern's ſind viel gereiſt und ſehr beleſen, da ergeben ſich unzählige und ſtets neue Anknüpfungspunkte. Bald verbringt man faſt den ganzen Tag zuſammen. In den Badeſtunden treffen ſich die Damen am Meer. Der Beginn der Ferien, der auch den Familien mit ſchulpflichtigen Kindern geſtattet den dumpfen Stadtwohnungen zu ent-

bis zum Ellbogen. Die Patientin läßt es ruhig geſchehen. Als er in die Nähe der Schulter gelangend — einer runden, ſchneeigweißen Schulter von wundervoller Form — den Oberarm etwas ſtärker faßt, geht ein Zucken durch den ſchlanken, jungen Körper, und ein leiſes Stöhnen durchzittert den Raum.

„Aha! da haben wir die böſe Stelle. — Nun, der Schade wird bald reparirt ſein. — Es iſt, Gottlob, nichts gebrochen! — — Darf ich um ein Glas ſtarken Weines bitten, gnädige Frau?“

Nach kurzer Zeit iſt das Gewünſchte herbeigeſchafft.

„So, mein Fräulein, ſchlucken Sie das gefälligſt herunter.“

Er ſelbſt hebt das Glas bis an ihre blaſſen Lippen, und gehorſam folgt ſie ſeiner Weiſung. Ein leichtes Roth färbt das liebreizende Antlitz und ſie ſieht ihn etwas ſcheu, aber doch offenvertrauend an, während er die Uhr zieht und den Puls prüft.

„Nun, mein gnädiges Fräulein, jetzt tapfer die Zähne zuſammengebiſſen, oder tüchtig geſchrien, wie es Ihnen beſſer paßt! — Wir ſind gleich über den Berg — es iſt ja nur eine leichte Verrenkung!“ —

Ein feſtes Zugreifen, ein paar raſche Bewegungen und nachdem er den Verband leicht und gewandt angelegt, läßt er den Arm vorſichtig niedergleiten.

„Mein Compliment! — Das war brav ausgehalten! Nun wollen wir uns noch ein Gläschen von dieſem ſchönen Madeira genehmigen, zur Feier des Tages —“ ein leiſes Lächeln ſpielt um Lia Sandern's feingeſchnittenen Mund — „und dann wird wohl das Bett die beſte Ruheſtatt ſein. Ich hoffe, Sie werden bald einſchlafen, mein Fräulein, und von Morpheus laſſe ich mir immer gern Konkurrenz machen — der bringt mit ſeinem Mohn oft mehr fertig, als wir mit unſerem Opium! Morgen komme ich gegen ſieben Uhr, ſollte aber meine Gegenwart ſchon früher erwünſcht ſein, ſo

bitte ich mich nur zu benachrichtigen. Selbſtverſtändlich ſtehe ich jeden Augenblick zur Verfügung.“

Als ſeine ſchlanke Geſtalt ſich zur Thüre wendet, folgen ihm viele Blicke — auch die dunklen, faſt ſchwarzen der jungen Patientin, aber nur ihre Mutter giebt dem Ausdruck, was alle Anweſenden empfinden.

„Welch ſympathiſche Perſönlichkeit, dieſer Doctor von Rehburg. Seine Art und Weiſe iſt ausnehmend vertrauenerweckend. So ruhig, feſt und beſtimmt und dabei äußerſt gentlemanlike.“

„Und fraglos iſt er Moritzen's Univerſitätskamerad,“ bemerkt Eliſe Sandern, das junge Mädchen, welches Erich herbeigeholt.

„So in der Nähe geſehen, habe ich ihn gleich erkannt! Auf den verſchiedenen Gruppenbildern aus der Zeit, wo Moritz ſtudirte, iſt er ja mehrfach abgebildet — natürlich jünger ausſehend, aber doch unverkennbar derſelbe Erich Rehburg, über den ſich Moritz immer mit großer Wärme ausſprach, wenn er uns ſoviel von Dorpat und der Livonia erzählte.“

„Dann iſt es ja ſehr hübſch, daß wir gerade auf ihn als Arzt gefallen ſind,“ bemerkt Frau von Sandern, „aber jetzt wollen wir Lia zu Bett bringen, das arme liebe Herzchen! Dem Himmel ſei Dank, daß die Sache nicht ſo ſchlimm war, wie es den Anſchein hatte. Hoffentlich verläuft ſie auch ganz ohne weitere Folgen!“

* * *

Thilde Rehburg's Tagebuch.

** Juni.

Ob es häufig nicht ſehr ſchwer iſt, die Frau eines vielbeſchäftigten Arztes zu ſein? — —

Immer mit den eigenen Wünſchen zurückſtehen zu müſſen, ſobald es ſich um das Wohl und Wehe Anderer, Fremder handelt! Stets bereit ſein — weil die Rechte

der Mitwelt ſolches verlangen — den eigenen Rechten an eine Perſönlichkeit zu entſagen, ſie ohne Murren hinzugeben an die Allgemeinheit, eine Perſönlichkeit, die man ſich zum Lebensgefährten gewählt hat, um mit ihm alles zu theilen! — —

Es iſt ja wohl ſehr egoiſtiſch ſo zu fragen, aber iſt es — im Grunde — nicht natürlich und ſelbſtverſtändlich? Wie kann es mit der Einheit einer Ehe beſtellt ſein, ſo wie ich ſie mir denke, in der es der Frau doch nie und nimmer genügen kann, nur eine Hausfrau zu ſein, die es dem Manne, wenn er müde und abgeſpannt heimkehrt, wohlig, bequem und gemüthlich macht, ſondern die ihm Weggenoſſin in tieferem Sinne ſein wollte, und die eben deßhalb einem Berufe, ſei es auch der edelſte, nützlichſte, nicht alles ſo leichten Herzens opfern kann, vor allem nicht die geiſtige Kameradſchaft, mit ihrer Harmonie der Anſchauungen, die man nur erreicht durch ſtetes Fortſchreiten in gleicher Richtung, nach gleichen Zielen, — und die beglückende Vertiefung der gegenſeitigen Beziehungen durch die Pflege gemeinſamer Intereſſen. Arbeit, Thätigkeit nimmt einen Mann ganz in Anſpruch, und ſo ſoll es auch ſein, denn gerade in der vollen Hingabe an eine Pflicht liegt des Manneslebens Größe, aber wie verträgt ſich die Forderung eines Ausbaues ſeiner innere Welt, der Entwickelung ſeines ſeeliſchen Ichs, mit dem abſorbirenden Muß ſeiner Tagesaufgaben, dem eiſernen Druck des Berufs! Wenn Tag und Nacht jeden Winks gewärtig, in gewiſſerhafter Erfüllung einer Pflicht gegen ſeine Mitmenſchen – einer beſchworenen Pflicht! — ein Arzt kaum mehr Muße und Spannkraft findet für etwas anderes als ſeinen Beruf — droht ihm da, neben körperlichen Gefahren aller Art, nicht eine andere, größere — die in Einſeitigkeit zu verfallen, den Zuſammenhang zu verlieren mit dem, was außerhalb ſeiner Alltagsgedankenatmoſphäre liegt! — —

Verkümmern da nicht geiſtige Beſtrebungen, ſo manche Triebe, die in der Jugend reiche Blüthe trugen, volle Frucht verhießen, und nun langſam verdorren, weil ihnen keine Nahrung wird? —

Stillſtand iſt Rückſchritt, auch in der Welt des Geiſtes. Und wie erträgt es eine tiefempfindende Frau — ſie, die allein kein Paradies betreten, genießen will! — wenn ſie machtlos zuſehen muß, wie ihr Liebſtes ſeeliſch zu Grunde geht!

Stirbt da nicht zugleich auch etwas in ihr ſelbſt? Iſt das nicht überhaupt die heilig ernſte, aber ſchwerſte Aufgabe in einer Ehe, die Verantwortung für eines Anderen Seele?! — — —

Wie wunderſchön ſagt Felix Dahn:

„Ich will Dich nicht auf Händen tragen —
Das kann ein jeder Philiſter ſagen! —
Nein, hoch auf meiner Seele Schwingen,
In immer höh'ren Geiſtesringen,
Sollſt ſtolz Du über Welt und Leben,
Mit mir bis an die Sterne ſchweben."

Ja, das müßte das eigentliche Weſen jeder wahren Ehe ſein, dies Hand in Hand, Herz an Herz, Geiſt mit Geiſt — ſich gegenſeitig fördernd, antreibend, entwickelnd — hochgeſteckten Zielen zuzuſtreben.

So möchte auch ich, eins in Allem, was das Daſein vertieft, bereichert, veredelt — mit dem Geliebten Vollkommenheit ſuchen! — — —

Doch das ſind müſſige Gedanken. Der, dem meine Liebe gehört, denkt nicht an mich — und ich werde niemals eines Arztes Frau!

* * *

„Hollah, Erich!"

„Moritz! Seh' ich recht?"

In dem Abſchiedspfiff der Locomotive eines, vom Tuckumer Bahnhof in Riga, abgehenden Zuges tönen

Anruf und Frage, und die ſich ihm hülfreich bietende Hand ergreifend, ſchwingt ſich ein junger Herr, der mit ſeinen langen Beinen ſchon eine Weile neben dem rollenden Waggon hingeſchritten, auf die Plattform deſſelben.

„Das iſt aber wirklich ein famoſes Zuſammentreffen, Rehburg. Ich wollte eigentlich ſchon mit dem vorigen Zuge an den Strand, wurde jedoch bei Schwarz aufgehalten, wo ich eben ſo unerwartet wie Dich, Rieſen, Axel und Dohmen traf. Erſterer ließ gleich Champagner auffahren, und man kam nicht los vom Erzählen jetziger Erlebniſſe und Feiern von Reminiscenzen an die Studentenzeit! Himmel! war es damals doch ſchön, unſer ungebundenes Burſchenleben! und man möchte manchmal wieder ſingen können: „So leben wir, ſo leben wir, ſo leben wir alle Tage!

In Bilderlingshof hätte ich Dich natürlich gleich aufgeſucht! Daß wir da, netterweiſe, Nachbarn ſind, hörte ich ſchon brieflich von meinen Schweſtern, die in allen Tonarten das Lob der reizenden Menſchen ſingen, welche Zaun an Zaun mit ihnen leben. Deine Couſine Thilde ſehen und ihr Herz an ſie verlieren, war für meine ſchönheitsdurſtige Schweſter Anna eins. Ich freue mich auch ſehr, Fräulein von Rehburg wiederzuſehen! — Aber die Bekanntſchaft mit den Meinigen hat ſich noch nicht gemacht?“

„Doch, Sandern. Vor ein paar Tagen. Deine Frau Mutter war ſo liebenswürdig Mama aufzuſuchen, nachdem ich eines Abends als Arzt in Eurer Villa fungiren mußte. Deine jüngſte Schweſter hatte einen Unfall.“

„Aber davon weiß ich ja nichts. Freilich war ich eben ein paar Tage in Finnland und kam per Schiff über Helſingfors—Reval nach Riga. Da haben mich die letzten Briefe aus Bilderlingshof wohl nicht mehr in Petersburg getroffen. Was iſt Lia denn paſſirt? Doch nichts Ernſtes?“

„Nein, Gottlob nicht, obgleich ich Anfangs recht beſorgt war, weil Dein Fräulein Schweſter den Eindruck ſo großer Zartheit macht. Sie war beim Tanzen ausgeglitten und hatte ſich eine leichte Verrenkung der rechten Schulter zugezogen. Sie trägt den Arm noch in der Binde, doch dauert es, hoffe ich, nicht mehr lange, bis ich ſie aus meiner Behandlung entlaſſen kann. Sie iſt ſchon ſehr ungeduldig — will abſolut anfangen Seebäder zu nehmen!“

„Kann ich mir vorſtellen. Iſt ein eigenwilliges, vom Leben verwöhntes Perſönchen, mein blondes Schweſterchen.“

„Aber auch ein außergewöhnlich liebliches. Und entzückend in ihrer geiſtigen Originalität. Ganz anders als unſere livländiſchen jungen Mädchen.“

Erich's Stimme hat ſehr warmen Klang. Sandern wirft einen forſchenden Blick auf den Studiengenoſſen, der eben in die Taſche greift, um ſich eine Papyros anzuzünden, dann fragt er:

„Sollen wir in den Waggon?“

„Ich denke, wir haben es hier auf der Plattform beſſer, trotz des Rauches der Locomotive. Drinnen aber iſt es fürcherlich. Wieder einmal kein Platz zum Sitzen. Der Zug der ihren Penaten zueilenden Familienväter.“

„Und wohl auch ſolcher, die es werden wollen! Wann bekommt man denn Deine Verlobungsanzeige, Doctorchen? Nachgerade wäre es doch Zeit dazu.“

Ueber Erich's Geſicht fliegt dunkle Röthe.

„Ich bitte Dich, Sandern, wie kommſt Du darauf?“

„Axel und Dohmen deuteten es an.“

Die Falte zwiſchen Erichs Brauen vertieft ſich, ſchärft den Ausdruck des Unmuths in ſeinen verdunkelten Zügen.

„Daß die Menſchen das leidige Klatſchen nicht laſſen können.“

„Na, höre, mon cher — in dieſem Falle doch allzu

natürlich. Es erſcheint eben unbegreiflich, ſelbſt für eine Profeſſorſeele, wie die Deine, daß ſie ungerührt und ungeſtraft in der Nähe eines ſo ſchönen und mit allen Tugenden geſchmückten Mädchens, wie Deine Couſine Thilde es iſt, verweilt ohne Feuer zu fangen und den Verſuch zu machen ſie zu gewinnen. Schon aus purem Neid entſtehen ſolche Muthmaßungen."

Da Erich auf dieſe Bemerkung nichts erwidert, verharren ſie eine Weile ſchweigend — auf die raſch vorbeifliegende Landſchaft blickend.

Nachdem er die Station Thorensberg hinter ſich gelaſſen, iſt jetzt der Zug in voller Fahrt.

Aus den Wieſen ſteigt der Duft friſchgemähten Heu's. Hinter den Tannen des Puhpeſchen Waldes ſteht blutroth die Sonne. Ein wundervoller Sommertag geht wärmeverſchleiert zu Ende! — —

„Welch herrliches Wetter," beginnt Erich auf's Neue das Geſpräch. „War es in Petersburg auch ſchon heiß?"

„Unerträglich. Bis über 20 Grad im Zimmer. Kaum möglich dabei geiſtig zu arbeiten, wenigſtens etwas Vernünftiges zu leiſten."

„Du biſt jetzt wohlbeſtallter Tſchinownik? Findeſt Du Befriedigung in Deinem Beruf?"

„O, ja! Es iſt doch ſehr intereſſant, Frau Juſtitia nach Möglichkeit den Staar zu ſtechen. Nach Neujahr bin ich in das vierte Departement des Senates eingetreten. Und eine Annehmlichkeit hat die Stellung dort jedenfalls, lange Ferien — einige Monate, wenigſtens pour les gros bonnets. Wir jungen Beamten kommen nicht ſo gut weg, aber man kann ſich immerhin einrichten, mit den Chefs und den Kollegen."

„Das laſſe ich mir gefallen. Sich ſo gründlich von des Dienſtes gleichgeſtellter Uhr freimachen zu können, iſt gewiß eine große Annehmlichkeit. Das iſt ja faſt eine Fortſetzung von ſeligen Dorpatertagen,

wo man meiſt ſchon im Mai die Kollegia ſchwänzte und ſich als Sommergaſt nach Hauſe oder zu Verwandten begab."

„Im Flur und auf der Haide, da ſucht man ſeine Freude, juchhei."

„Jetzt gedenkſt Du aber Deine Erholungszeit am Strande zu verbringen?"

„Ja, und freue mich ganz ungemein darauf. Du weißt, ich habe ein ausgeſprochenes faible für alles Livländiſche. Und Dir, als alten Kameraden, kann ich es verrathen — ich heirathe nur eine Livländerin. Wir haben ja auch ſehr nette junge Damen in den baltiſchen Kreiſen Petersburgs, aber es iſt doch ein anderes Genre, ſchon angehaucht vom Großſtadtleben, und für mich haben die urechten Töchter Livlands von jeher etwas beſonders Anziehendes gehabt!"

Jetzt iſt es an Erich, den Sprecher anzuſehen, als wolle er ihm auf den Grund der Seele ſchauen. War das vorhin ſo etwas wie ein Terrain ſondiren? Schon in Dorpat und Fellin hat Sandern Thilde offenſichtlich gehuldigt. Und Sandern's haben eine angeſehene Stellung — ſind ſehr wohlhabend. Da giebt es kein Hinderniß für Moritz, um ein reiches Mädchen, wie Thilde Rehburg es iſt, zu werben. — — Etwas wie ein Gefühl jäher Eiferſucht wallt in ihm auf, während er, äußerlich ruhig wie immer, entgegnet:

„Ja, wir haben hier zu Lande ſeltene Mädchen- und Frauencharactere, die nichts anderes ſein wollen, als wirkliche Frauen. Wenn ich an die Bekanntſchaften denke, die ich in Paris, und überhaupt im Auslande gemacht habe, iſt der Unterſchied wohl frappant. Dieſe überhandnehmende Putz- und Genußſucht, das Flirten, der Drang, es dem Manne nachzuthun — davon ſpürt man hier noch wenig, und auch, Gottlob, ſo gut wie nichts von der ſogenannten Frauenbewegung."

„Du biſt gegen die Emancipation, gegen dies Aus-

leben der eigenen Persönlichkeit, wie es jetzt in allen Tonarten gepredigt wird?“

„Nicht gegen das Ausleben als solches, Moritz, aber gegen die falsche Auffassung desselben. Mir däucht, man übersieht bei diesem Lockruf zu Freiheit und Selbstbestimmung eine Gefahr für die Frau, vielleicht die größte aller Gefahren — gerade die, nichts zuzugewinnen — und einzig und allein auf die Erhöhung ihres Werthes als Persönlichkeit kommt es doch schließlich an — sondern sich zu verlieren, in dem sie verflacht, das heißt, in dem ihr das abhanden kommt, was ihre tiefste Kraft, ihre höchste Entfaltung bedingte — der Vorzug ihres Geschlechtes war — ihr Empfindungsreichthum, der ihr ermöglichte, sich selbstvergessend ganz einem Anderen hinzugeben.

Der Inhalt, die Quintessenz ihres inneren Lebens ist doch die Liebe und soll es sein und bleiben, eine schöne, große, starke Liebesfähigkeit. Darauf beruht der vollste Werth der Frauennatur — mag man noch soviel deuteln und streiten über Gleichheit und Gleichberechtigung der Geschlechter. Als Mensch hat der Mann und hat das Weib die gleichen Rechte — als Typus seiner Art nur die, welche ihm erb- und eigenthümlich vom Schöpfer, von der Natur verliehen sind, und ihr Wesensunterschied muß bestehen bleiben, wenn wir nicht zu Zwittergeschöpfen gelangen sollen, die weder das Eine noch das Andere mehr ganz zu sein vermögen. Vom ärztlichen Standpunkte aus habe ich Bedenken, die ich als schwerwiegend erachte, und die bei der Erziehung zur Emancipation vielfach nicht genügend ernst genommen werden. Es handelt sich ja nicht nur um eine oder paar Generationen, sondern um die Zukunft der Menschheit, um die Richtung, die man einschlägt, wenn man vom alten Wege abirrt. Wenn man es ohne die nöthige Beschränkung und Vorsicht so weiter, und zu weit treibt, wird man die Weibesnatur um

das betrügen, was ihr Eigenſtes iſt — ihre Gemüthstiefe und Gefühlswärme — Gott ſchütz, daß man mal ſagen muß — war! — Phyſiſch und pſychiſch wird ihre Weſenseigenart verkümmern, und wehe dem Menſchthum, wenn es keine echten Frauen mehr geben wird, wie keine wahren Männer mehr."

Das lebhaft hin- und hergehende Geſpräch über Raſſenunterſchiede, Charactereigenthümlichkeiten, Erziehungsprincipien — unterbricht der die Billete abfordernde Schaffner.

Der Zug verlangſamt ſeine Fahrgeſchwindigkeit.

„Bilderlingshof. 3 Minuten," rufen die Conducteure.

„So, da ſind ja auch meine Schweſtern, und Deine Couſine Thilde hat ſie begleitet. — Mein Gott, wie iſt ſie noch wunderſchön."

In duftige, helle Sommerſtoffe gekleidet, ſtehen auf dem Perron der Station vier elegante, ſchlanke Mädchengeſtalten, und manch bewundernder Blick aus den Fenſtern der Waggons folgt ihnen, als ſie lächelnd und grüßend näher treten — betrachtet mit Neid und Intereſſe die Herren, von denen der eine drei von den jungen Damen ohne Weiteres abküßt, während er der Vierten mit ritterlicher Verbeugung die Hand ſchüttelt.

Zu Paaren gruppirt, verfolgt man plaudernd den Weg zum Dünenproſpect. Voraus Eliſe von Sandern mit ihrem Bruder, zu dem ſie mit frohen Augen aufſieht. Dann Lia und Erich. Anna und Thilde beſchließen den Zug. Obgleich die Letzteren ſich erſt einige Male geſehen haben, ſo finden ſie doch ſchon großes Gefallen aneinander, und auf dem weiten Spaziergang, den ſie, tags vorher, am Meeresufer, faſt bis nach Majorenhof unternommen, hat Thilde viel Genuß und Vergnügen an der Unterhaltung mit dem klugen, ſympathiſchen Mädchen gefunden. Auch jetzt hat ihre Begleiterin den Arm freundſchaftlich in den ihren geſchoben und redet in ihrer lebhaften Art auf ſie ein, ihr allerlei von

den Kunſtgenüſſen der Reſidenz vorſchwärmend. Aber jetzt verſucht Thilde umſonſt mit voller Aufmerkſamkeit zuzuhören. Wohl wirft ſie hin und wieder eine fragende oder bejahende Phraſe ein, ihr Intereſſe jedoch iſt anderswo gefeſſelt, ihre Gedanken folgen ihren Augen. Sie ſieht nur Erich und an ſeiner Seite Lia, die mit anmuthigen Bewegungen und leichtem, wiegendem Gang neben ihm hinſchreitet. Eine Elfengeſtalt. Alles an ihr iſt mädchenhafte Lieblichkeit, blüthenfriſcher, holdeſter Jugendreiz. Luftiger, roſa Stoff umſchließt die überzarten Glieder, läßt ſie voller und gerundeter erſcheinen. Sie trägt keinen Hut, nur einen roſaſeidenen Sonnenſchirm, und das goldig blonde Haar, ſich natürlich um Stirn und Nacken kräuſelnd, bildet wie einen Glorienſchein um das feine Köpfchen. Und die Augen, die graublauen, faſt ſchwarzen Sterne — Thilde ſieht ſie nicht, aber ſie weiß, wie ſie lachen und ſtrahlen können, und mit welch intereſſirtem Ausdruck ſie an Erich's erzählenden Lippen hängen, wenn er mit ihr ſpricht.

Auch Erich ſcheint gefeſſelt und angeregt, unterhält ſich mit einer bei ihm ungewohnten Lebhaftigkeit. Thilde's Augen werden größer, ſtarrer, haften verzehrend auf ſeinem ſcharfgeſchnittenen Profil. In dieſem Augenblick wendet Lia Sandern den Kopf halb über die Schulter zurück, mit einem: „Anna, ich nehme Dich zum Zeugen. Eben hat mir Doctor Rehburg verſprochen, im nächſten Winter nach Petersburg zu kommen, damit ich ihm die Schönheiten eines Botticelli offenbare. Er ſpricht eben ſolche ketzeriſche Anſichten über die Werke alter Meiſter aus, daß Raphael und noch paar andere große Italiener ſich im Grabe umkehren würden, wenn ſie ihn hören könnten."

„Ihr Fräulein Schweſter verleumdet mich," vertheidigt ſich Erich lächelnd, und indem er ſich Anna Sandern zuwendet, ſieht er gerade in Thilde's Augen. Etwas wie fragendes Staunen tritt in die Seinen.

„Habe ich mich verrathen? — mein Gott!“ durchſchauert es ſie.

„Frieren Sie, Fräulein von Rehburg?“ Anna Sandern fragt es.

„Ja! — es iſt plötzlich kühl geworden. — Die Sonne iſt untergegangen!“

* * *

Immer lebhafter geſtaltet ſich der Verkehr zwiſchen den benachbarten Villen und man findet immer größeres Gefallen aneinander.

Frau von Sandern, eine geborene von Ecken, aus Eſtland, iſt voll freundlichſter Zuvorkommenheit. Sehr geſprächig, unterhält ſie Ina von Rehburg auf das Angenehmſte. Auch die vier Töchter ſind ausnehmend liebenswürdig und geiſtig ſehr angeregt. Trotz ausgeſprochener Familienähnlichkeit hat doch eine Jede von ihnen ihre ſtark ausgeprägte Individualität, aber allen gemeinſam iſt das lebhafteſte Intereſſe für Kunſt, Wiſſenſchaft, Wohlthätigkeitsbeſtrebungen, Arbeit auf dem Gebiet der ſocialen Frage, wie Armen- und Krankenpflege, und dergleichen.

Moritz von Sandern 'repräſentirt ebenfalls in ſympathiſcher Weiſe den Typus des Petersburger Balten, der neben einem weiteren Horizont für das Allgemeine, ſich doch die ſpecifiſche Eigenart voll bewahrt hat, die im Contact mit conträren Elementen nur noch in ſich gefeſtigter und beſtimmter geworden iſt, als bei manchem Vollblut Liv-, Kur- und Eſtländer.

Alle Sandern's ſind viel gereiſt und ſehr beleſen, da ergeben ſich unzählige und ſtets neue Anknüpfungspunkte. Bald verbringt man faſt den ganzen Tag zuſammen. In den Badeſtunden treffen ſich die Damen am Meer. Der Beginn der Ferien, der auch den Familien mit ſchulpflichtigen Kindern geſtattet den dumpfen Stadtwohnungen zu ent-

fliehen, und eine günſtige Witterung vereinigen ſich, um dem Strande ſein belebteſtes Ausſehen zu geben.

Klein und Groß plätſchert im ſeichten Waſſer herum, nur die Kühnſten wagen ſich bis hinter die zweite und dritte Sandbank hinaus — darunter Thilde, die eine brillante Schwimmerin iſt.

Gerne liegt man auch ſtundenlang im warmen Sande, beobachtet mögliche und unmögliche Badekoſtüme, urkomiſche Angſtſituationen, elegante Toiletten — amüſirt ſich ſtets auf's Neue über das wechſelnde, buntbewegte Bild, welches ſich am Meeresufer entfaltet. Blendender Sand, blaue glitzernde Wellen, kräftiger Meeresodem, würziger Harzduft gehören dazu, und darüber — ſchimmernde Strahlen goldener Sonnenpracht, als ob es keine Nacht und keine Wolken gäbe, keine Stürme und keine Gewitter! — — Köſtliche unvergeßliche Junimorgen! —

Am Nachmittag ſitzt man plaudernd und arbeitend — auch wohl zu gemeinſamer Lectüre vereint — in der einen oder der anderen Villa, vergnügt ſich mit Croquetſpiel, wenn man es nicht vorzieht, den Kaffee im Hornſchen Garten in Majorenhof, oder gar im Dubbelnſchen Kurhauſe einzunehmen, wo Muſikkapellen ihre Weiſen erſchallen laſſen.

Sehr beliebt iſt auch das Bootfahren auf der Aa. Der Fluß fließt breit und ruhig zwiſchen den waldigen Ufern dahin, und es bedarf keiner großen Anſtrengung, um die leichten Fahrzeuge auch ſtromaufwärts zu bewegen. Iſt es Zeit, die Rückfahrt anzutreten, dann überläßt man die Böte der Strömung, lauſcht dem leiſen Plätſchern des vom Kiel durchfurchten Waſſers, oder ſtimmt mehrſtimmigen Geſang an. All die alten Lieder und lieben, bekannten Melodien erklingen und lauer Sommerwind trägt ſie, auf ſeinen Schwingen, empor zum goldig klaren Himmel.

Den größten Genuß aber gewähren der jungen Welt die weit ausgedehnten Spaziergänge am Meeres-

ufer, und Ausflüge, die ſie, oft in Geſellſchaft noch anderer Bekannten unter den Strandgäſten, unternimmt. Daß abwechſelnd Frau von Sandern und ihre älteſte Tochter, Baronin Hellen, ſich freundlich anbieten der Kranken Geſellſchaft zu leiſten, erlaubt es auch Thilde ſich anzuſchließen, ebenſo Erich, wenn er rechtzeitig aus Riga hat zurückkehren können.

Bald zu Fuß, bald im Wagen, zuweilen die Bahn zu kurzer Fahrt benutzend, beſuchen ſie die Nachbarorte und nach allen Richtungen hin erſtrecken ſich ihre Promenaden und „Entdeckungsreiſen", wie ſie im Scherz genannt werden. Iſt aber mal der Himmel allen dieſen Unternehmungen nicht günſtig, weil Gott Pluvius ſeine Schleuſen zu weit geöffnet, oder ſich mit Boreas, oder ſonſt einem Winde aus der Wetterecke verbunden hat, um Sturm und Regen über Meer und Land zu peitſchen, dann ſitzt man wohlgeborgen in einer der heizbaren Villen — Geſellſchaftsſpiele werden vorgenommen, Schach- und Kartenſpiel vertreiben die Zeit, Muſik gewährt Zerſtreuung und Genuß. Richtige kleine Concerte werden arrangirt. Faſt alle Sanderns ſind mehr oder weniger muſikaliſch. Moritz ſpielt Cello, ſeine älteren Schweſtern Klavier. Lia hat einen klaren, hellen Sopran, der in Duetten gut zur Geltung kommt. Beſonders aber Thilde's Geſang wird immer ſtürmiſch erbeten. Sie hat eine trefflich geſchulte Stimme von dunklem Altklang, und einen Vortrag, der, bei aller Einfachheit doch tief zu Herzen geht. So herrſcht auch bei ungünſtiger Witterung Gemüthlichkeit, Behagen, Heiterkeit und Frohſinn, in dem kleinen Kreiſe, der ſich ſpäter noch um einige angenehme Perſönlichkeiten bereichert — Herr von Sandern, Senator und Geheimrath, ſein älteſter Sohn Alex, und Baron Hellen, beide Offiziere im Semenowſchen Leibgarderegiment, die ſich für die Urlaubszeit bei den Ihrigen einfinden.

* * *

Es muß ein Wunderbares ſein,
Um's Lieben zweier Seelen,
Sich ſchließen ganz einander ein,
Sich nie ein Wort verhehlen."

Thilde's Stimme ſchwillt zu immer volleren Tönen an.

„Und Freud' und Leid, und Glück und Noth
So mit einander tragen — ſo mit einander tragen,
Vom erſten Kuß bis in den Tod
Sich nur von Liebe ſagen —"

Ergreifend, in träumeriſchem Gefühl, wiederholt ſie in zarteſtem Piano:

„Sich nur von Liebe ſagen!"

Die Begleitung verklingt — — — — einen Augenblick iſt alles ſtill.

„Bravo, bravo!"

Die lebhaften, raſch begeiſterten Petersburger geben ihrer Bewunderung lauten Ausdruck.

„Bravissimo!" „Da capo!" „Da capo!"

„Heute lieber nicht," lächelt Thilde, „zweimal hintereinander ſinge ich ungern dasſelbe Lied."

„Dann etwas Anderes. Bitte, bitte."

Thilde blättert in ihren Noten, beginnt wieder.

„Läßt Liebesgluth Dich ſtill nicht werden,
In kühler Erden, da ruhſt Du gut."

Von dem herrlichem Alt getragen, füllen die klangvollen Strophen den Raum.

„Dort ohne Lieben und ohne Pein,
Wirſt ruhig ſein, wirſt ruhig ſein!"

Dann kommt es leiſer und leiſer, wie in ſchmerzlicher Reſignation, über ihre Lippen:

„Was Du allhier nicht haſt gefunden,
Wenn es entſchwunden, dann wird es Dir!
Dann, ohne Wunden und ohne Pein —
Wirſt ruhig ſein, wirſt ruhig ſein!"

Als Thilde das Klavier ſchließen will, tönt es von allen Seiten:

„Nein, bitte, noch nicht aufhören, Fräulein von Rehburg.“

„Jetzt hat man ſich gerade erſt eingeſchmeckt, und Sie ſind heute ſo bei Stimme.“

„Sie haben in Ihrer Sammlung ungedruckter baltiſcher Compoſitionen ja noch viele Lieder, die wir nicht kennen.“

Thilde nickt gewährend, ſchlägt ein, in ſchwarzes Leder gebundenes Notenheft auf, und beginnt ein kurzes Vorſpiel, deſſen klagende Akkorde ſogleich das Ohr der Zuhörer feſſeln.

Und dann ſetzt die Stimme ein, dunkel und tief, auf ſchwermüthiger Melodie.

„Du ſtehſt vor mir, der einſt mein Herz
In Leid und Luſt erbebte.
Wie liegt das alles hinter mir,
Als ob ich's nie erlebte!
Und doch iſt dies der ſüße Mund
Des Lächeln mich entzückte.
Es iſt der holde Blick, der mich
Zum Paradies entrückte.
Kann, was das Herz ſo tief empfand,
Gleich einem Traum verſchweben?
Verfliegt das heiligſte Gefühl?
O eitles, eitles Leben!“ — —

Tiefſte Empfindung vibrirt in Thilde's Stimme, und es ſind wirklich Thränen darin, als ſie den Schlußvers beginnt.

„O ſag'? hab' ich Dich je geliebt?
Kaum kann ich mich beſinnen — —
Ich fühle, wie vom Auge mir
Die heißen Thränen rinnen!“

Eine kurze Weile bleibt alles ſtumm. Dann ſagt Frau von Sandern.

„Die Melodie iſt ergreifend ſchön. Von wem iſt dieſes Lied?“

„Die Worte ſind von Friedrich Ruperti, und mein jung verſtorbener Vetter Gebhard Rehburg hat ſie in Muſik geſetzt — kurz vor ſeinem Tode!“

„Und Ihrer Schweſter Martha zugeeignet, wie ich ſehe!“ ſagt Eliſe Sandern, ſich über das Notenheft beugend.

Erich lehnt im Rahmen der Balconthüre und ſeine Blicke haften mit eigenthümlich geſpanntem Ausdruck auf ſeiner Couſine, die noch am Klavier ſteht.

„Verfliegt das heiligſte Gefühl?!!“ murmelt er vor ſich hin. — — „O eitles, eitles Leben!“

Ob Thilde die Blicke gefühlt hat? Es geht wie ein Erſchauern durch die hohe Geſtalt und ſie wendet ſich zu Frau von Sandern.

„Nun wird es wohl genug ſein von dieſem Genre. Jetzt wird Fräulein Lia etwas ſingen, und ich werde mir erlauben, um eins meiner Lieblingslieder zu bitten — „die Mondnacht“ von Schumann, das liegt ihrer Stimme ſo gut.“

Eliſe von Sandern übernimmt die Begleitung und Lia's hoher, heller Sopran ſchwebt klar und rein durch den Raum.

„Es war als hätte der Himmel
Die Erde ſtill geküßt,
Daß ſie im Mondenſchimmer,
Von ihm nur träumen müßt.“

Mit gefalteten Händen hört Ina Rehburg zu. Ihre Seele hat wieder die Flügel gebreitet, fliegt über die ſtillen Lande, über das Meer und ſucht ihn — den verlorenen Sohn. Wie alles ſie aufreißt, die Herzenswunde! Eine ſchöne Stimme hatte er beſeſſen, und das letzte Lied, das ſie ihn ſingen gehört, es war dies Schumannſche. Mein Gott, wie lang iſt das her! Bald zehn Jahre, und es ſchläft nie ein, das

nagende Leid, das tauſendmal ſchlimmer iſt, als körperliche Qual.

„Mein Herzensſohn! mein Liebling!“

Sie ſieht ſich als junge, glückliche Frau, der das Leben lachte — in thatenfroher Gemeinſchaft mit einem geliebten Manne, umgeben von vier, in Kraft, Geſundheit und Schönheit erblühenden Kindern.

Und dann waren ſie gekommen, in raſcher Folge, mit zermalmender Wucht, die Schickſalsſchläge, ihres Daſeins Freuden vernichtend, ihr nur eines laſſend, ihren Erich.

Sie, die alles ſo tief empfand, ſo aus voller, ganzer Seele liebte, was ihr Eigen war — ſie hatte Eines nach dem Anderen fortgeben müſſen! Erſt den Mann, ihr Halt und beſter Freund! — Dann zwei Töchter, ſüße, kleine Mädchen, dahingerafft — im Zeitraum einer Woche! — durch eine tückiſche Infectionskrankheit, endlich den älteſten Sohn. — — Und das war und blieb der herbſte Kummer, der bitterſte Schmerz! Schlecht war er geworden, der ihr Abgott geweſen, ſeitdem ſie ihn auf ſeligen Mutterarmen gewiegt, als ihren Erſtgeborenen, außer Landes gegangen, verſchollen — vielleicht verkommen!....

Er — ihr Ewald, ihr Stolz und ihre Hoffnung! — Schon als kleines Kind ein wildes Bürſchchen, war er ein echter Knabe geworden, in all ſeinem ſtürmenden, wagehalſigem Lebensmuth und tollkühnem Draufgehen. Alles wuchs in ihm auf in nicht zu bändigender Kraft, und man hatte ſich bei der Erziehung leiten zu laſſen von verſchiedenen Principien, mußte wechſeln zwiſchen zielbewußter Forderung und nachſichtiger Geduld. Und doch ohne Erfolg! Brach man ſeinen trotzigen Sinn, dann knickte man auch ein edles Reis, ließ man eine Anlage ſich entfalten, wurde im Uebermaaß ein Fehler daraus. Als Kind wollte er mit vollen Hände geben — und wurde ein Verſchwender! Mit jedem war er gut Freund und Kamerad, Lob und Anerkennung aber machten ihn hochmüthig und eitel.

Keiner Zucht und Ordnung wollte er ſich fügen — eigenwillig und ſelbſtgerecht, verlachte er Autorität. Eine dieſer komplicirten Naturen war er geweſen, die, allen Geſetzen der Vererbung zum Trotz, aus anderem Holz geſchnitzt, aus anderem Thon geknetet ſind, als ihre Geſchwiſter — wie durch eine willkürliche Schöpfungslaune hineingeboren worden in einen Familienkreis, in den ſie nicht zu gehören ſcheinen — undisciplinirbare Naturen. Dieſelbe Milch hat ſie genährt, dieſelbe zärtliche Fürſorge gehütet, in den gleichen Verhältniſſen ſind ſie auferzogen, aber in ihnen erwachen plötzlich andere Inſtinkte und andere Leidenſchaften, die weder Vaters eiſerne Strenge noch Mutters liebende Güte auszuroden oder zu erſticken vermögen.

So war auch Ewald von Rehburg herangewachſen, körperlich ein Bild des ariſtokratiſchen Herrenmenſchen, innerlich ein wüſter Geſell, ein Genußmenſch, der Rechte über Pflichten ſetzte. Und alle Ermahnungen ſeines Vaters, alle Thränen und Gebete ſeiner Mutter hatten ihn nicht zurückhalten können, — auf eine abſchüſſige Bahn gerathen, war er ein Wüſtling geworden — ein Spieler! — — —

Ein Spieler und Verſchwender — Schwäche mit Leichtſinn gepaart!

Alles hatten die Seinigen opfern müſſen, um ſeine Schulden zu bezahlen, die Folgen ſeines ſchlimmen Lebenswandels zu tilgen. Entbehrung und Einſchränkung haben ſie auf ſich genommen, um die Ehre des Namens zu retten. Ihr, in einem der hübſcheſten Theile Livlands belegenes Gut wurde unter dem Werth verkauft, und Erich mußte ein Brodfach wählen, um ſobald als möglich auf eigenen Füßen ſtehen zu können.

Ihre körperliche Widerſtandskraft hat der Gram gebrochen, ihr frühzeitiges Siechthum gebracht, aber trotz allem — das Mutterherz hat Gnade und Vergebung für das ungerathene Kind.

Vielleicht hat er ſchon längſt bereut und geſühnt in hartem Kampf um ſeine Exiſtenz, in Noth, Elend und Verzweiflung — wenn er nur wiederkäme! — — weit offen ſind die Mutterarme! — —

Aber die Jahre vergehen, eins um das andere! — — Alle Nachforſchungen haben zu keinem Reſultat geführt. Conſulate, Geſandtſchaften ſind in Bewegung geſetzt worden, über den Verbleib eines Ewald von Rehburg, haben ſie nichts berichten können. Flüchtig auftauchende Spuren haben ſich immer wieder verloren.

Und doch, ſie fühlt es, ſie weiß es, noch iſt er am Leben, und: „Gieb ihn mir wieder, mein Gott!“ fleht ſie im ſtillen Gebet.

„Laß mich ihn noch einmal ſehen, umfangen, bevor meine Augen ſich zu letztem Schlummer ſchließen.“ — —

* * *

Thilde Rehburg's Tagebuch.

** Juni.

In ſchweren Schauern ſtrömt der Regen. Die Bäume rauſchen wie ein aufgeregtes Meer. Schäumend, ſich überſtürzend brechen ſich die Wogen donnernd auf dem weiten Strand, fluthen faſt bis an die Dünen heran. Grau iſt der Himmel, an dem in wilder Haſt die Wolken fliehen, gejagt vom ſtürmiſchen Weſt.

So möchte ich meinen Gedanken entfliehen, aber ſie ballen ſich immer wieder zuſammen, legen ſich in bleierner Schwere auf meinen Lebensmuth und verdunkeln mir die Welt ringsumher. —

Noch iſt er nicht ausgekämpft, der Kampf um mein Herzensglück! Jetzt weiß ich es! — An dem ſcharfen Gefühl der Angſt und eiferſüchtigen Qual, die ich empfinde, wenn ich Erich und Lia Sandern zuſammen ſehe, ward es mir klar — habe ich es ermeſſen, daß ich noch nicht verzichtet habe, noch nicht verzichten kann. Wenn ich

ihn nicht mein nennen darf, ſoll doch keine andere ihn beſitzen — ſo fordert das ſelbſtſüchtige Herz, und weiſt es weit von ſich, daß, wer wahrhaft liebt, das Glück des Anderen über ſein eigenes zu ſtellen vermag. — —

Was er für Lia Sandern empfindet, ich weiß es nicht, aber wenn er nach der ſchmalen, weißen Mädchenhand faßt, ſich theilnahmsvoll erkundigt, ob ſie noch Schmerzen verſpüre — dann krallt es ſich mir in's Herz in wildem Weh und ich meine, es nicht ertragen zu können, daß vielleicht ein wärmeres Gefühl in ihm erwacht für ſeine junge Patientin, von der ich ſelbſt es eingeſtehen muß — ſo bitterweh auch der Gedanke thut — ſie iſt das liebreizendſte Geſchöpf, das ich bis jetzt kennen gelernt, hat unnennbaren Charme, der körperlich und geiſtig wirkt. Märchenhaft ſchön und tief glänzen die dunklen Augen aus dem blüthenweißen Geſichtchen. Ihre biegſame, gertenſchlanke Geſtalt iſt voll Anmuth, hat weiche, läſſige Grazie. Dabei all die Eleganz, der Schliff der Großſtädterin — tadellos in Manieren, Geſten, Redeweiſe.

So ganz anders, als wir hier ſind, mit unſerer Ungenirtheit in Haltung und Weſen, die Tanten und Gouvernanten ſich, oft ziemlich umſonſt, bemühen, in Wohlerzogenheit umzubilden.

Und mit dieſem beſtechenden Aeußeren einer jungen Dame aus der großen Welt, verbindet ſie eine den gewöhnlichen Durchſchnitt überragende Begabung — eine geiſtige Entwickelung, die weit über ihre Jahre hinausgeht.

Stundenlang kann ſie ſich mit Erich über allgemeine Fragen unterhalten, und es iſt erſtaunlich, bis wohin ihre Kenntniſſe, ihr Wiſſen reichen.

Eine Menge Sprachen beherrſcht ſie vollſtändig, und ſchon mit 18 Jahren hat ſie das große Examen gemacht. Ein Feuergeiſt in einem elfenzarten Körper.

Und es liegt ein eigenthümlich reizvoller Contraſt

zwiſchen dieſer Reife im Urtheil, im Denken — den vorgeſchrittenen Anſchauungen, und der faſt noch kindlichen Erſcheinung, auf welche Heine's Verſe ſo recht paſſen: „Du biſt wie eine Blume, ſo hold, ſo ſchön und rein.“ Eine Blume, die man behüten möchte vor jedem kalten Hauch.

Wird Erich dieſem Zauber widerſtehen? Oder ſoll ihr zu Theil werden, wonach ich mich verzehre, ſo lange ſchon, und was ich mit andächtigen Schauern aus meines Schickſals Händen empfangen hätte, um es zu hegen als ein Kleinod — das höchſte Gnadengeſchenk, das mir das Leben zu geben vermochte — Erich's Liebe! Iſt ſie geſchaffen, ihm die Gefährtin zu ſein, wie er ſie braucht, die zu ihm aufſehen würde und ihm doch der Kamerad wäre, in guten und böſen Stunden? —

Mein Gott, dann gieb mir die Kraft ganz zu entſagen — nur an ſein Glück zu denken! — —

* * *

Thekla Theren's Tagebuch.

** Juni.

Geſtern war wieder ein himmliſcher Tag! Frühmorgens nahm ich mein erſtes Bad im See. Mama iſt zwar der Meinung, daß man nicht vor Johanni baden ſoll, aber erlaubte es ſchließlich doch, weil das Waſſer wirklich ſchon ganz mollig warm iſt. Und es war prachtvoll! Alle meine Künſte verſuchte ich wieder aus. Es ging fein. Wie ein Froſch zu ſchwimmen — unter dem Waſſer und auf der Seite. Auch Binſen hatte ich mir zuſammengebunden, und wenn man die unter den Armen hat, kann man ganz ſchön im Waſſer ſtehen. Dieſe dumme Mia hat noch etwas Angſt und ſchreit, wenn es in's Tiefe geht oder Schlingpflanzen ſich ihr um die Füße legen. Ich aber ſchwimme nächſtens beſtimmt weit hinaus — bis an die Inſel und zurück.

Meinetwegen kann einer der Cerberuſſe — Mademoiſellchen oder Miß — mich im Boot begleiten, aber ausverſuchen muß ich es. Der Puſt geht mir nicht ſo leicht aus, und warum ſoll ich einen Krampf in den Beinen bekommen? Damit wollen ſie mich immer abſchrecken! — Umſonſt! — —

Am Vormittag ſpielten wir raſtlos Tennis und Adalbert und ich gewannen zwei Parthien gegen Max und Lionel! —

Nach Tiſch machten wir uns Alle nach Krakenorm auf — theils im Wagen, theils zu Pferde, um klein Axichen's Geburtstag zu feiern. Er ſah ſüß aus, in einem weißen Kleidchen, das Mama ihm geſtickt hat, und bekam allerlei hübſche Spielſachen. Axel hatte Marie die Ueberraſchung gemacht am Morgen einzutreffen, und ſie war ſtrahlend froh und glücklich. Reizend gemüthlich haben ſich die Geſchwiſter in Krakenorm eingerichtet. Alles iſt jetzt ſo friſch und ſauber, und Beide ſind ſo liebenswürdige Wirthe. So war es furchtbar nett und gemüthlich.

Wenn die Herren ſich nur nicht ſoviel über Politik ereifern wollten. Man kann ganz confus und ganz traurig werden, wenn man auch nur ein Viertel verſteht. Axel hatte allerlei Nachrichten aus Riga gebracht und im Tiſchgeſpräch ſchwirrte es wieder nur ſo hin und her von ſolchen Wörtern, unter denen man ſich abſolut nichts Rechtes vorſtellen kann — lauter Gräuel, die auf ismus endigen — wie Liberalismus, Conſervativismus, Chauvinismus, Peſſimismus, Panſlavismus, Optimismus. Ich habe ſie mir allmählig im Gedächtniß aufgeſpeichert, aber wenn man ſich bemüht, ſie zu verſtehen, fühlt man ſich wie ein Ochs am Berge.

Ich bat einmal Mama, mir ihren Sinn zu erklären, aber ſie meinte, das hätte noch Zeit — ſei eine viel zu unverdauliche Koſt für einen ſechzehnjährigen Kopf.

Schrecklich viel redeten ſie heute auch vom Nationalitätsprincip, Manaſſeiinſcher Reviſion, drohenden Reformen, Ruſſificirung der Schulen. Was das Letztere bedeutet, begreife ich ſchon garnicht. Man hat doch nur einen Vortheil davon, wenn man eine Sprache mehr ſpricht, und warum ſollte die Beherrſchung des Ruſſiſchen unſerem Deutſchthum Abbruch thun?

Mich könnte man zu den Botokuden ſchicken oder ſonſt wohin, und Chineſiſch und Malaiiſch und Eskimoiſch lernen laſſen — ich bliebe trotzdem doch nur Livländerin. Auf die Geſinnung kommt es doch an und nicht auf die Sprache! Schwager Aſtenau und Sandern's leben doch ſchon ſo lange in Petersburg, ſprechen ruſſiſch wie fließendes Waſſer und bleiben trotzdem doch Balten — wollen nichts anderes ſein.

Als wir nach Hauſe ritten, ſprach ich mit Adalbert von dieſer Frage. Er meinte, ich verſtände zu wenig von der Sache, um ſie beurtheilen zu können. Sie läge doch viel tiefer — und Livland gehe ſchwerernſten Zeiten entgegen, aber es habe ſchon manche Stürme durchgemacht und überdauert, und würde wohl — mit Gottes Hülfe — feſt- und beſtehen bleiben! Das denke ich auch — es kommt doch nur ſo, wie Gott will.

* * *

„Nun, Berthachen, haſt Du Dir den Fall überlegt? Willſt Du den Trubel in Riga mitmachen? Ich leſe hier eben von den Vorbereitungen, die man zum Empfang der hohen Gäſte plant, welche am 22. Juni eintreffen ſollen. Die Ritterſchaft veranſtaltet, wie Ihr wißt, einen Raout."

Frau von Theren und ihre älteſte Tochter ſehen ſich an.

„Marie wird ſich wohl kaum entſchließen, ihr Baby zu verlaſſen, aber würdeſt Du mitkommen, Adele?"

„Gerne, Mamachen, aber ich habe ja gar keine elegante Abendtoilette mit.“

„Wenn es bloß daran hapert, ſo könnte ich Dir vielleicht aushelfen. Wir Beide haben den gleichen Wuchs. Du biſt nur ſchlanker und deſto leichter läßt ſich etwas umarbeiten.“

Mit geſpanntem Intereſſe hat Thekla zugehört, abwechſelnd auf Mutter und Schweſter blickend.

„Und ich?“ ſteht ganz groß und deutlich in den glänzenden Augenſternen.

Und als hätte eine geheime Telegraphie, wie ſie liebende Herzen verbindet und Gedanken überträgt, funktionirt, wendet ſich Frau von Theren mit einer Gegenfrage an ihren Mann.

„Würdeſt Du Thekla erlauben mitzufahren?“

„Na, eigentlich iſt ſie wohl etwas lückenhaft für ſolche Feſtivitäten, aber da einem dergleichen vielleicht nicht wieder im Leben geboten wird, ſo könnte man ſchon eine Ausnahme gelten laſſen, wenn ſie große Luſt hat.“

„Große Luſt?! Natürlich, ſchreckliche Luſt! Ach! Du guter Papa, danke, danke.“

Und den Vater feſt umſchlingend, küßt ſie ihn wieder und wieder in überſtrömender Glückſeligkeit.

„Himmel, ſo etwas Hochfürſtliches in nächſter Nähe zu erblicken, muß ja zu intereſſant ſein.“

„Und ich habe es mir immer brennend gewünſcht, den großen Wappenſaal im Ritterhauſe in voller Beleuchtung zu ſehen,“ wirft Frau von Aſtenau ein.

„Das Souper zum Raout wird auch nicht ohne ſein, denke ich mir,“ meint Max. „In ſolchen Dingen läßt man ſich bei uns nicht lumpen.“

„Und Ihr, Profeſſorchen? — Euch lockt es wohl nicht mitzukommen?“

„Ne, Schwager, laßt uns man hier. Will meinen Kiſſinger Brunnen in Ruhe zu Ende trinken, und

werden Euch's Haus behüten, auf die Rotte Korah acht geben."

„Sehr gut! Ausgezeichnet. Können dann viel beruhigter losſchwindeln!" — meint Frau von Theren.

„Alſo abgemacht! Was die Wohnung anbetrifft für die Therenhofſche Karawane, da ſchreibe ich an Reckenſtein's. Sie ſind gewiß ſo liebenswürdig, uns ihr leeres Quartier für die paar Tage zu überlaſſen."

„Und Du, Adalbert, könnteſt nach Tiſch in das Kalnegeſinde reiten und mir die Schneiderin herbeſtellen. Wir aber, Adele, wollen gleich in die Garderobe und alle Ball- und Seidenkleider zuſammenſuchen, zur Beprüfung."

„Gut. Thut das," ſagt Herr von Theren.

„Sollte ſich aber nicht genug Paſſendes finden, ſo kann ich Euch immerhin noch einen Credit auf Scheuber ſpendiren. Dazu wird es noch langen, trotz der ſchweren Zeiten, die uns Landwirthen nachgerade das Leben, mehr als gut iſt, ſauer machen."

„Aha, Schwager Hans, Deine roſa Brillen fangen an in's Graue hinüberzuſpielen," bemerkt Profeſſor Dohrenberg, von ſeiner Zeitung aufſehend.

„Mir, Papachen, iſt es ganz einerlei, was ich anziehe, und wie es ſitzt! — Meinetwegen kann es ein Urgroßmutterkleid ſein — von Anno Puſt oder auch garnichts!" ruft Thekla lebhaft.

„Auf den Raout brauche ich ja nicht zu gehen. Wenn ich nur überhaupt mit bin."

In der nächſten Zeit iſt unter dem älteren Theil der Therenſchen Jugend viel von der Fahrt nach Riga die Rede, denn natürlich bleiben weder Max noch Lionel und Adalbert zurück.

„Aber nach Bilderlingshof wollen wir auch — Thilde Rehburg beſuchen," decretirt Thekla. „Ich ſchwärme für ſie."

„Dafür wird wohl wenig Zeit übrig bleiben," meint der Livone.

„Ihr Damens müßt ja bei ſolchen Gelegenheiten immer ſoviel und lange Toilette machen.“

„Oder etwas eſſen!“ ergänzt Lionel.

„Na, bitte, ſpielt Ihr Euch nicht auf ein paar Diogeneſe heraus,“ giebt Thekla empört zurück.

„Ihr habt erſt recht immer einen Brenner, zu Kroepſch oder Schwarz zu gehen, und bis Monſieur Lionel eine von den vierundzwanzig pikfeinen Kravatten aus ſeiner Pariſer Sammlung kunſtvoll verſchlungen, vergeht ſicher mehr Zeit, als bis ich meine Zöpfe flechte. Wir Damen ſollen partout immer „eitel und naſchhaft“ ſein. Das ſtimmt aber nicht! — Ueberhaupt das mit der Ueberlegenheit der Herren der Schöpfung iſt ein ziemlicher Mumpitz, finde ich! — ſie ſind zum Mindeſten eben ſo eitel, als die Damen, und Bowlen und Delicateſſen ſchätzen ſie merkwürdig hoch. Mir iſt ſo was ganz ſchnuppe, und ein elegantes Kleid iſt immer gräulich unbequem, ſtört einen nur bei Allem.“

„Schneiderin bittet Fräulein Thekla zur Anprobe,“ meldet ein hereintretender Diener.

„Da haben wir es! — Wai, wie langweilig! Gerade jetzt, wo ich Euch vorſchlagen wollte Tennis zu ſpielen oder nach Krakenorm zu reiten, um Marie zu überreden, ſich unſerem Podrett nach Riga anzuſchließen.“

„Reiten? — Tennis ſpielen? Bei 20 Grad Hitze. Du biſt wohl verrückt,“ entrüſtet ſich Max. „Ich danke für dieſes Vergnügen. Mir iſt mein junges Leben zu lieb! Das iſt ja zum Schlagkriegen.“

„Ach, dummes Zeug! Zum Tennisſpielen iſt es nie zu heiß, aber Du, Bruder Max, biſt gräßlich faul und thranig geworden. Das, mein Lieber, kommt vom vielen Biertrinken.“

Huſch! iſt ſie zur Thüre hinaus, bevor noch das Sophakiſſen ſie erreicht, welches der in ſeinen tiefſten Gefühlen Getroffene ihr nachwirft.

Der Hitze wegen beſchließt man durch die Nacht

zu fahren, und trifft am Nachmittag des 20. Juni in Riga ein.

Die alten Reckenſtein's haben die Bitte des lieben „Nachbarn und Gönners“ bereitwilligſt erhört und ihre geräumige Wohnung vollſtändig zur Verfügung geſtellt.

Nachdem man ſich vom Reiſeſtaub geſäubert, fahren Frau von Theren und ihre Töchter — Marie von Rehburg iſt ſchließlich doch mitgekommen! — natürlich ſchnurſtracks zur Schneiderin, während die Herren von Theren ſich zunächſt zu ihren reſpectiven Coiffeuren begeben, und dann nach allen Seiten auf Rekognoscirung vertheilen, um zu erfahren, was denn eigentlich alles „los ſein werde“ — und wer von Landſchen ſchon eingetroffen ſei.

Am nächſten Tage referiren ſie.

„Alſo vor allem, am 22-ſten Morgens, Ankunft des Großfürſtenpaares und Umfahrt durch die Anlagen zur Kathedrale und zum Schloß. Daſelbſt am Vormittag Empfang und Vorſtellung.“

„Das ſtreichen wir Damen aus unſerem Programm,“ bemerkt Frau von Theren. „Dazu braucht man hohe, helle Seidentoiletten und elegante Hüte, erzählte uns die Landräthin Walldorff, die wir bei der Krukowsky trafen. — Was weiter, Adalbert?“

„Am Krautabend großes Zauberfeſt auf der Düna. Illumination, Feuerwerk.“

„Ich liebe es ſchrecklich, Feuerwerk zu ſehen,“ jubilirt Thekla.

„Ein paar von unſeren Herren haben für ein Dampfſchiff geſorgt —“ wirft Herr von Theren ein, und ich habe ſchon Plätze für Euch Alle. Auch für die Feuerwehrparade auf dem Jakobsplatz habe ich Ausſicht, für Silberlinge und gute Worte, ein Fenſter zu kriegen.“

„Am 23-ſten Nachmittags Orgelconcert im Dom und — Finale — Raout im Ritterhauſe mit Souper aus Berlin,“ beſchließt Adalbert ſeinen Bericht.

„Fein!“ ſagt Max mit Ueberzeugung. „Das Letzte iſt das Verlockendſte!“

„Siehſt Du?“ triumphirt Thekla. „Da kommt der wahre Jacob zum Vorſchein. Ich kenne ja meine Pappenheimer.“

„In allen Straßen wimmelt es von Landſchen,“ nimmt Lionel das Wort. „Wo man hingeht, trifft man auf Bekannte und Verwandte. Faſt alles, was ſich Rehburg und Troſtberg benamſet, iſt da, und Ecken's, Walldorff's, Hauſen's, Dohmen's — kurz, eine edle Ritter- und Landſchaft in ihren präſentabelſten Exemplaren.“

„Das freut mich zu hören. Kann der Landesvertretung nur angenehm ſein,“ äußert Herr von Theren.

„Und was haſt Du uns zu erzählen, Max? Du ſollſt ja erſt früh morgens nach Hauſe gekommen ſein?“

Max lacht ſein gemüthliches, breites Lachen.

„Früh iſt gut! Ich habe garnicht zu Hauſe geſchlafen — Du brauchſt aber kein mißbilligendes Geſicht zu machen, Frau Mama, denn denkt Euch, wen ich getroffen habe! Moritz von Sandern, meinen Leib- und Seelenfreund aus Dorpater Tagen. Na, das war ein feines Bild. Als ob Spargel und Rettig ſich grüßen. Er mager, womöglich noch länger und ſpiddiger geworden. Ich mich einer appetitlichen Rundlichkeit erfreuend, aber die Herzen ſind noch immer nahe bei einander. Und ſicher gab es ſeinerzeit kein rührenderes Wiederſehen zwiſchen Oreſtes und Pylades, als da wir uns nach dreijähriger Trennung, tief gerührt, in die Arme ſanken. Er iſt am Strande mit Mutter und Schweſtern, und wir ſollen nur ja hinkommen zu einer großen Familienverkringelung. „Topp! ſagte ich, „aber unter einer Bedingung. Erſt machſt Du alles mit, was ſich unſeren ſtaunenden Augen bieten ſoll, und zweitens kommſt Du danach mit uns nach Therenhof.“

„C'est dit! — Hier hebe ich zu feierlichem Schwur

die Rechte, und es iſt kein Britzkiſches Ehrenwort dahinter!“ war ſeine lachende Antwort.

Und dann küßten wir uns, angeſichts der gaffenden Kaufſtraße, noch dreimal, und ſchoben Arm in Arm zuſammen weiter. Caſtor und Pollux waren reine Waiſenknaben gegen uns und unſere Unzertrennlichkeit, die darauf ihren Anfang nahm. Primo — direct in die Schwarzſche Weinſtube zu einem Wiederſehensſchluck. Einen famoſen, alten Rheinwein entkorkt. Bald waren wir in der Stimmung „Luſtig zieht der Burſch durch's Leben!“ anzuſtimmen, aber ein Staatsbeamter und ein angehender Großgrundbeſitzer dürfen doch gewiſſe Schranken nicht überſpringen. Alſo ſtatt deſſen ganz ehrbarer Bummel auf dem Baſteiberge und in den Anlagen — dann „Rome“. Exquiſites Diner und ein Rothſpohn, von einer Süffigkeit — patent.“

„Gräßlich!“ ruft Thekla in verächtlichſtem Tone, und rümpft das Näschen, das keck in die Luft ſtrebt.

„Immer dieſer „famoſe“ Alcohol in irgend einer Form. Kann man ſich denn nicht ohne ihn des Lebens freuen!“

Ihren vernichtenden Blick mit einem luſtigen erwidernd, erzählt Max vergnügt weiter:

„Hagensberger Theater. Halb Livland da. Den Arm aus dem Gelenk geſchüttelt, bis man ſich durchgegrüßt. Souper mit Rehburg's, Troſtberg's, Walldorf's. Dorpater Reminiscenzen gefeiert — natürlich mit Sect, franzöſiſchem.“ Dies mit einem neckiſchen Lächeln, ſpeciell zu Thekla gewandt, die empört wegſieht.

„Mit einem der letzten Züge an den Strand. Fanden dort, als echte Petersburger, die nicht mit den Hühnern ſchlafen gehen, Sandern's Familie noch wach. Wirklich charmante Menſchen, und beſonders die jüngſte Schweſter von Moritz — das reine Bild. — Einfach zum Verlieben! — — Es wurde muſicirt, dann ſchwatzten wir mit Sandern noch bis zum Morgen-

grauen. Ein köſtliches Bad in Meeresfluthen, Retourfahrt nach Livlands Hauptſtadt, und bei Kroepſch, zur Hebung der Lebensgeiſter nach den Strapazen der Nacht und zur Stärkung für die nächſten Tage, einige tüchtige Schnäpschen — Allaſchſchen Kümmel, Stockmannshöfer Pomeranzen — hübſch reih' um! — nein, bitte, ſeht bloß Thekla's Geſicht! — et me voilà. Sandern wird ebenfalls bald erſcheinen, um Euch ſeine Aufwartung zu machen und um die Erlaubniß zu bitten, mit uns ſpeiſen zu dürfen. Auf alle Fälle habe ich ſchon einen Tiſch im Wöhrmannſchen Park reſerviren laſſen. Es iſt koloſſaler Andrang."

„Sehr gut! Irgendwo muß man ſich doch Atzung ſuchen, ab alſo im Schützengarten oder Park, iſt ja ſchließlich einerlei." meint Herr von Theren.

„Sagt Sandern, ich freute mich ihn um 5 Uhr zu begrüßen, jetzt aber muß ich in's Creditſyſtem."

Es folgen buntbewegte Tage! —

Dank dem herrlichen Wetter verläuft das Programm harmoniſch und genußreich — hinterläßt bei allen Theilnehmern die angenehmſten Eindrücke. Mit der vollen Begeiſterungsfähigkeit ihrer Jahre geräth Thekla aus einem Entzücken in's Andere, und weiß ſchließlich nicht, was ihr am leuchtendſten in der Erinnerung fortleben wird — das Waſſerfeſt, das wunderſchöne Orgelconcert im Dom, oder der Abend in den ſchönen Räumen des Ritterhauſes, wo Livlands Adel ſich zuſammengefunden, um in Ehrerbietung die erlauchten Gäſte zu empfangen. In prachtvoller Toilette hält die hohe Frau Cercle und zieht in leutſeligſter Weiſe die ihr vorgeſtellten Damen in's Geſpräch, und Thekla's Backfiſchherz ſchlägt laut, als die Reihe an ſie kommt. Getanzt wird wenig, aber doch ein Walzer und eine Française, welch Letztere ſich Moritz Sandern ſchon auf dem Diner im Wöhrmannſchen Park geſichert hat.

Am nächſten Tage iſt man wieder unterwegs. Axel

Rehburg und Moritz Sandern haben ſich den Theren's für die Rückreiſe angeſchloſſen.

Max hat natürlich für einen wohlaſſortirten Speiſepaudel — wie man ſie bei Schwarz zu packen verſteht — geſorgt, und es herrſcht eine fidele Stimmung in der Arche Noah, wo Adele Aſtenau, Thekla und vier von den jungen Herren Platz genommen haben. Fröhlich ſchwatzt man über die eben verlebten Tage, während, von vier kräftigen Poſtpferden gezogen, der Wagen auf der Petersburger Chauſſee dahinrollt.

„Der Raout war ſchließlich doch das Gelungenſte," meint Max. „Dieſe kalten Speiſen aus Krebsſchwänzen — exquiſit."

„Es war alles furchtbar amüſant und rieſig intereſſant, aber in der großen Geſellſchaft fühle ich mich doch etwas verloren, und décolleté herum zu laufen finde ich ſchauderhaft ungemüthlich," ruft Thekla aus. „Man hat es ja nicht ſo heiß, aber man kommt ſich ſo komiſch vor mit dem bloßen Hals, und möchte immer an Aermeln herumzupfen, die garnicht da ſind, wo man es ſonſt gewohnt iſt."

„Du kannſt Dich aber ſchon in Balltoilette produciren , Schweſterlein," wirft Lionel ein. „Du haſt ſehr hübſche Schultern und Arme, und auch Deine...."

Purpurgluth überflammt Thekla's Geſicht.

„Das iſt ganz einerlei, wie meine Schultern ausſehen!" brauſt ſie auf. „Ich haſſe ſolche Bemerkungen, und wenn Du nicht aufhörſt, ſpringe ich ganz beſtimmt aus dem Wagen und Ihr müßt im Schritt weiterfahren."

„Nun, dann wollen wir von anderen Beautés ſprechen — es waren wirklich frappant hübſche, elegante Erſcheinungen im Ritterhauſe verſammelt."

„Ja, die Palme gebührt aber unzweifelhaft den beiden Schweſtern, Martha Troſtberg und Thilde Rehburg," bemerkt Frau von Aſtenau.

„Beſonders Letztere ſah wunderſchön aus. Da kam alles zuſammen — der herrliche Kopf, der prachtvolle Wuchs und die geſchmackvolle Toilette, die ihr Martha aus dem Auslande mitgebracht hat. — Daß dieſes ſympathiſche Mädchen noch nicht verheirathet iſt, wundert mich immer wieder.“

„Was nicht iſt, kann werden,“ citirt Max.

„Dieſer Stockfiſch von Erich hat keine Augen, aber Moritz ſcheint tüchtig angebrenzelt....“

„Wirklich,“ fährt Thekla lebhaft dazwiſchen, „Du glaubſt, daß Herr von Sandern Thilde den Hof macht?“

„Ja! Intereſſirt Dich das beſonders?“

Thekla ſieht den Bruder verwundert an. „Natürlich! — denn ich bin ganz weg von ihr. Wenn ich ein Mann wäre, hätte ich nur Augen für ſie.“

„Es haben ſchon Viele zu werben verſucht! — Sie hat eine Unzahl Körbe vertheilt,“ äußert Axel Rehburg, „aber ſie hat doch wohl Jemand im Sinn...“

„Da wünſche ich, daß dieſer Jemand ſich bald ſterblich in ſie verliebt, denn es muß doch gräßlich kränkend ſein, ſich todtzugrämen um einen, der garnicht an uns denkt.“

„Na, das iſt eben das berühmte Hangen und Bangen in ſchwebender Pein ꝛc. ꝛc.“

„Danke für Obſt — das muß gar keine angenehme Schaukel ſein. Da wippe ich mich ſchon lieber auf der Prellſchaukel, wenn ich auch mal auf die Naſe falle.“

„Sich ein wenig plattzudrücken, würde Deiner Naſe ſehr nützlich ſein,“ lacht Adalbert.

„Sie ragt viel zu keck in die Luft, und das beeinträchtigt entſchieden die Schönheit Deines Profils....“

„Was Ihr blos jetzt immer mit meiner Naſe habt — ſie iſt garnicht ſo ſchlimm! Ich habe ſie mir neulich mal im Spiegel angeſehen.“

„Hört! hört! — nicht zu faſſen, nicht zu glauben — Thekla hat ſich leibhaftig vor einen Spiegel geſtellt.“

„Schweſterchen, das iſt gefährlich. Du wirſt coquett! Vom in den Spiegel ſehen bis zur Coquetterie iſt nur ein Schritt! Laſſe Dich rechtzeitig warnen!“

„Ich habe mich ſchon gewundert — Dein Kragen ſitzt heute merkwürdig gerade.“

„Ihr ſeid wirklich ſammt und ſonders unausſtehliche Plagegeiſter,“ wehrt ſich Thekla, hochroth vor Empörung. „Jetzt aber habe ich genug von der Murchelei — Johanna geht, und niemals kommt ſie wieder!“

Und die Wagenthüre öffnend, ſpringt ſie gewandt hinaus.

„Zur Strafe könnt Ihr in Rodenpois eine Zeitlang auf mich warten. — Nein, fahr nur weiter,“ ruft ſie dem Poſtillon zu, der, um ſie einſteigen zu laſſen, ſeine Pferde angehalten hat, „ich gehe zu Fuß — es ſind ja bloß paar Werſt bis zur Station.“

Und ganz vergnügt über ihren Streich, nickt ſie den Geſchwiſtern zu:

„Adieu, adieu! glückliche Reiſe, meine Herrſchaften! — Auf Wiederſehn!“

Lächelnd ſehen ſich die Inſaſſen der Arche Noah an.

„Sie iſt wohl ein prächtiges Geſchöpf — Thekla!“ ſagt Axel.

„Und wird es hoffentlich bleiben,“ ergänzt Adele Aſtenau.

„Ich finde, ſie hat ſich im letzten Halbjahr ſehr nett herausgemacht und entwickelt, und iſt doch noch ganz das richtige Kind, in köſtlicher Unbefangenheit und Friſche. Jeden Sonnenſtrahl genießt ſo eine Mädchenknospe — jede Wolke zieht ſo raſch vorüber, keine Narbe trägt die Seele, keine Enttäuſchung hat Hoffnungsſeligkeit verdunkelt, und man erquickt ſich förmlich an dieſem Jugendfrohſinn, der drückende Sorge nicht kennt, dem jedes Glück erreichbar dünkt. — Gott erhalte ſie noch lange ſo,“ ſetzt ſie, ernſter werdend, hinzu.

* * *

Ein glühend heißer Julitag.

Man ſitzt auf der kühlen, nach Nordweſten gelegenen Veranda, und läßt ſich das Mittagseſſen wohlſchmecken.

„Was giebt es heute für Speiſen, Berthachen? Wünſchenswerth rechtzeitig zu wiſſen, damit man ſeinen Appetit danach einrichten kann," fragt Herr von Theren. „Die rothweißen Waſchſchalen und die Krebshandtücher eröffnen uns ſehr verlockende Perſpectiven auf kulinariſche Genüſſe."

„Purée aus friſchen Erbſen, Krebſe, junge Hühner und Erdbeeren."

„So was laſſe ich mir gefallen," ſchmunzelt der Hausherr. „Das richtige Menu der Jahreszeit. Haſt es gut zuſammengeſtellt — Ehre, wem Ehre gebühret. Wen die Götter mit beſonderer Huld bedachten, dem gaben ſie ſolche Frau zum Ehegeſpons, welche auf die Lieblingsſpeiſen ihres Gatten nach Möglichkeit Rückſicht zu nehmen ſich beſtrebt! — Und ſieh da! — was für Krebſe," ſetzt er hinzu, als die Diener hochgethürmte Schüſſeln hereintragen, auf denen, verziert mit Peterſiliengrün, die rothen Scheerenträger ſich appetitlich präſentiren.

„Das ſind doch mal wieder Portionen, wie in meiner Jugendzeit, und auch keine Zwergexemplare, bei denen es ſich kaum lohnt, überhaupt anzufangen. Wer hat ſie denn gebracht, Frauchen?"

„Die Uppes-Wirthin!"

„Ja, das Akmen-Flüßchen bei ihrem Geſinde war immer ſehr krebsreich. — Eigentlich ſollten wir mal ſelber wieder einen großen Krebsfang unternehmen. Es iſt jetzt gerade der richtige Zeitpunkt dafür. Die Erbſen blühen und die Wieſen ſind abgemäht, — da ſchädigt man nicht das Vieh, das es bei der trockenen Witterung ſowieſo knapp haben wird mit ſeinem Winterfutter. — Ihnen, Sandern" — freundlich nickt der Sprecher ſeinem jungen Gaſte zu, der etwas weiter unten am Tiſch, neben

Thekla, ſeinen Platz hat — „würde es vielleicht auch Spaß machen, ſo eine Expedition mitzumachen.“

„Aber ganz gewiß, Herr von Theren, den rieſigſten Spaß. Ich habe bis jetzt noch nie die Gelegenheit gehabt, ſolchen nächtlichen Zeitvertreib kennen zu lernen. Ihre Söhne aber haben mir viel davon erzählt. — Es muß ja ein großes Vergnügen ſein?“ wendet er ſich fragend an Thekla.

Ihre runden Kinderaugen leuchten auf, die Grübchen in Wangen und Kinn vertiefen ſich.

„Ein himmliſches Vergnügen, beſonders wenn man dabei barfuß im Waſſer herumpantſchen kann!“ giebt ſie lachend zur Antwort.

„Einmal ſind wir im See hier, wo ſich wenige, aber ſehr große Krebſe finden laſſen, von 10 Uhr Abends bis 2 Uhr Nachts mit Fackeln herumgegangen.“

„Alle Achtung! Da iſt Kneipp mit ſeiner neuen Heilmethode des minutenlangen Waſſertretens und Barfußlaufens auf thaufeuchtem Raſen ja nichts dagegen. Und ſie bekamen keinen Schnupfen als Nachfreude?“

„Pfui, nein! Im Sommer iſt ja das Waſſer viel wärmer als die Wieſen.“

„Alſo abgemacht. Sandern zu Ehren wird eine Krebspartie in Scene geſetzt — mit allem Brimborium natürlich! — Lagerfeuern....“

„Und rieſigen Speiſepaudeln mit ſehr vielen Speckkuchen und anderen wunderſchönen Sachen aus Deiner Schafferei — ja, Mamachen?“ wirft Max ein.

„Zu ſchön! Und im Walde ſchlafen, ganz wie die Indianer,“ jubelt Felix, der eben nur Lederſtrumpfgeſchichten im Kopf hat, Friedenspfeifen mit unqualificirbaren Füllungen raucht, und ein paar Skalpe die ihm der Hofsſattler in höchſt ſinnreicher Nachahmung angefertigt hat — am Gürtel trägt, wenn er Abends im Wäldchen als „ſpringender Panther“ auf dem Kriegspfade ſchleicht,

oder Kriegstänze übt und durch ſein Geheul friedlich ſchlafende Krähen aufſtört.

„Weißt Du, Fritzchen, dann machen wir uns mit einem Plaid ein feines Wigwam,“ begeiſtert er ſich weiter: „Mia kann eine kranke Squaw ſein, und Du Medicinmann, der ſie kurirt.“

„Na, nur nicht zu kühn,“ neckt Ulrich den jüngeren Bruder. „Am Ende kommt noch aus irgend einem Buſch ein richtiger Wolf und frißt Euch mit Haut und Haaren auf, ganz ohne Federleſens — mitſammt der Squaw.“

„Ich nehme aber meinen Rivolneeks*) mit und ſchieße ihn gleich mauſetodt,“ replicirt höchſt ſelbſtbewußt der kleine Kerl.

„Mammi, darf ich auch mein kleines Kopfkiſſen mitnehmen, um im Wigwam krank zu liegen?“ fragt Miachen's feines Stimmchen.

„Warum nicht gar Deine Matratze?“ höhnt Felix ganz empört. „Indianerfrauen haben doch gewiß keine Daunenkiſſen — Moos iſt weich genug.“

„Silentium! Still da!“ ruft Herr von Theren mit gemachtem Zorn. „Seit wann wird bei Tiſch ſoviel geplappert. Man verſteht ja ſein eigenes Wort nicht mehr. Wer zuviel redet, bleibt überhaupt zu Hauſe.“

Dieſe ſchreckliche Drohung hat zur Folge, daß es am Katzentiſch eine Weile mäuschenſtill iſt, dann aber wiſpert es hier und wiſpert dort. Das in Ausſicht ſtehende, langentbehrte Vergnügen rumort in den kleinen Köpfen und es herrſcht zuviel innerer Jubel bei dem bloßen Gedanken an eine ſolche nächtliche Exkurſion.

Fängt man auch nicht allzuviel von den beliebten Schalenthieren, ſo iſt das Drum und Dran bei dieſen Unternehmungen doch das Hauptgaudium.

Herr von Theren iſt an den Barometer getreten.

---

*) Revolver.

„Er ſteht auf ſchön. Die Nächte ſind warm, faſt ſchwül. Dazu Mondſchein im Kalender. Dann ziehen die Krebſe gern umher. Ich denke, wenn das Wetter günſtig bleibt, machen wir die Sache gleich morgen. Wir eſſen früher zu Abend und ſind gegen 10 Uhr an Ort und Stelle. Adalbert und Ulrich, Ihr könnt für Pergel, Keſcher und das Uebrige ſorgen. An die Mundvorräthe wurde ſchon erinnert, vergeßt aber auch nicht einen tüchtigen Sack voll friſcher Kartoffeln und ein großes Zibbing mit Tarack. In der Aſche gebackene Kartoffeln mit Butter und dicker Milch — das gehört unbedingt zu ſolch einem Picknick.“

Am nächſten Abend iſt alles bereit.

Schon mit dem Aufbruch beginnt ein luſtiger Trubel auf der Anfahrtſeite des Therenhofſchen Hauſes. Unter Fragen und Rufen, Lachen und Schreien vertheilt man ſich auf die verſchiedenen Fuhrwerke.

„Kinder, habt Ihr auch Jacken mit?“

„Ja, Mamachen.“

„Und Plaids?“

„Aber Mama, wir rüſten uns doch nicht zu einer Nordpolexpedition.“

„Kein Widerſpruch Mamas Wunſch iſt Befehl!“ kommandirt Herr von Theren.

„Wai, wo iſt meine zweite Galloſche? Die hat gewiß Kutzichen weggeſchleppt. Richtig, da läuft es triumphirend damit fort.“

„Bitte, Pappi, laß mich die ſchwarze Maſcha kutſchen?“

„Wo ſoll man die Bierkörbe verſtauen?“

„Körbe mit Bier willſt Du ſagen?“

„Ob das reichen wird? Eine kleine Biertonne wäre am Ende beſſer geweſen!“

„Du meinſt wohl eine Tonne mit Bier?“

„Höre mal, Adalbert, ſtecke dieſe Flaſche in eine von Deinen vielen Taſchen.“

„Danke, damit ſie mir beim erſten Stuckern im Walde herausfällt, oder eine Schmandüberſchwemmung in meiner neueſten Jagdjoppe anrichtet.“

„Binki muß auch mit, bitte, Mama. Hundchen liebes, komm auf meinen Schooß.“

„Wer nimmt die Erdbeeren? Man muß ſie aber balanciren, ſonſt werden ſie zu Mus. — Da, Ulrich, nimm Du ſie. Das entſpricht ganz Deinen, durch die Kletterpaſſion geübten Armmuskeln.“

„Bleibe mir damit vom Leibe. Ich trage ſchon meine Flinte!“

„In der Nacht wirſt Du doch nicht ſchießen?“

„Man kann nicht wiſſen....“

„Na, bitte, Verehrteſter, dann verwechſele jedenfalls im Schummerlicht nicht die Gliedmaßen Deiner Angehörigen mit etwas, dem eine Ladung Schrot von Rechtswegen zukommt.“

Allmählich iſt alles und jeder untergebracht, und nach einſtündiger Fahrt auf holperigen Feld- und Bauerwegen erreicht man das beſtimmte Ziel.

Es iſt eine wunderhübſch gelegene Stelle. Durch einen ſchmalen Wieſengrund ſchlängelt ſich der, über ſein ſteiniges Bett, murmelnd dahineilende Bach.

Von beiden Seiten erhebt ſich ernſter, dunkler Hochwald, und am diesſeitigen Rande desſelben wird ein etwas vortretender Abhang zum Lagerplatz gewählt.

Emſig beteiligt ſich Alles am Sammeln von Reiſig und Tannenzapfen, und bald flammen die Freudenfeuer hoch auf.

„Das zieht die Krebſe an,“ behauptet Felix, der ſich ganz als Sachverſtändiger aufſpielt.

Er hat die ſtürmiſch erbetene Erlaubniß bekommen, Stiefel und Socken auszuziehen, und watet eifrig im Flüßchen herum, trotzdem ihm Max neckend in Ausſicht geſtellt hat, an jedem Zeh würde ihn bald ein Krebs zwacken.

„Ich hab' einen!“ ſchreit er plötzlich, und als die Anderen herzueilen, hält er, ganz puterroth vor Vergnügen, einen ſtattlichen Krebs hoch.

„Er wollte — er wollte — ſchon unter einen Stein ſpicken, aber da packte ich ihn noch fix am Schlafittchen,“ erklärt er in ſtrahlendem Eifer ſeine Heldenthat.

„Ein feiner Krebs, nicht?“

„Werden Sie auch in's Waſſer gehen, Fräulein von Theren?“

„Ich möchte ſchon, aber der Fluß iſt ziemlich tief, und der Grund ſehr ſteinig. Werde mich begnügen müſſen, wie die Anderen mit den Keſchern zu hantiren. Sie können mir helfen. Zu Zweien fängt man die ſcheuen Thiere beſſer.“

Die Nacht iſt dunkler geworden. Wir Irrlichter huſchen die Fackeln am Ufer des Baches hin und her, und der Fang geſtaltet ſich zu einem ſo ergiebigen, daß man bis Mitternacht einen recht großen Sack voll hat. Intereſſirt ſehen die Knaben zu, wie die Krebſe zwiſchen Neſſeln, die man fürſorglich mitgenommen, ſchichtweiſe in einen Korb gepackt werden.

„Das giebt morgen ein feines Gericht,“ triumphirt Felix, „und meinen Erſten werde ich gleich erkennen, er iſt der Größte! Aber jetzt komm, Fritz, nun machen wir unſern Wigwam.“

Unterdeſſen hat ſich die übrige Geſellſchaft um die auf's Neue angefachten, praſſelnden Feuer gelagert, und macht ſich mit Eifer und Appetit an das Vertilgen der guten Dinge, die aus den zahlreichen Proviantkörben zum Vorſchein kommen. Bald knallen die Pfropfen, klingen die Gläſer aneinander, und auch in dem zur Zufriedenheit der Pſeudo-Irokeſen im Dickicht errichteten Wigwam, aus dem verſchiedene „hugh,“ „hugh“, herübertönen, nimmt man gnädig mit dem vorlieb, was die Kochkunſt der Bleichgeſichter zu bieten vermag.

„Schade, daß man Euch bei dieſer Beleuchtung

nicht photographiren kann," bedauert Lionel, der ſich aus London eine Handkamera mitgebracht hat.

„Ihr präſentirt Euch wirklich als eine ſehr pittoreske Gruppe, nur Sandern's Beine würden aus dem Rahmen hinausragen. Keine Plattengröße reicht, um die zu faſſen."

Scherz und Lachen herrſcht in dem fröhlichen Kreiſe, Neck- und Witzworte fliegen hin und her, und manch ein Lied klingt zum klaren Sternenhimmel empor.

Aus den verlöſchenden Scheiterhaufen ſteigen kerzengerade die leichten Rauchſäulen auf. Kühlere Lüftchen wehen. Der Morgen graut.

„Unbequemes Sitzen beeinträchtigt zwar nicht die Freuden eines Picknicks, aber mich däucht, nun wäre es an der Zeit, ſich deſſen zu erinnern, daß es auch Betten auf der Welt giebt, in die alte Knochen und junge Menſchenkinder zu nachtſchlafender Zeit doch eigentlich gehören," meint aufſtehend und die Glieder dehnend Herr von Theren.

„Alſo an's Anſpannen — vorwärts, marſch!"

„Das verſtehen Sie auch?" ſtaunt Sandern, als Thekla ſich zu den Brüdern geſellt und mit gewandten Händen hier einen Riemen feſtzieht, dort eine Schnalle ſchließt.

„Ja gewiß, was denken Sie? — Nur ein Krummholz richtig feſtzubinden, das verſtehe ich noch nicht. Da muß man mit dem Fuße nachhelfen — ſehen Sie, wie es der Kutſcher eben macht."

Dann ergreift ſie die Zügel der ſchwarzen Maſcha und ſchwingt ſich rittlings auf die Droſchke.

„Ne, mein Jungchen, für Dich iſt es im Walde zu dunkel!" wehrt ſie Felix ab.

„Wer will den beſten Stuckerplatz haben?" ruft ſie mit heller Stimme den Andern zu. „Kommſt Du, Bruder Adalbert?"

„Danke, ich gehe lieber das holperige Stück durch den Wald zu Fuß," erwidert der Gefragte.

„Wenn Sie mir erlauben aufzusteigen, Fräulein Thekla....“

„Aber gewiß, Herr von Sandern. Und setzen Sie, bitte, das Dickerchen zwischen uns. Das schläft notorisch allmählich ein und fällt in die Räder, wenn wir nicht aufpassen.“

Langsam, schrittweise geht es durch den dämmerigen Wald, wo verlorene Mondstrahlen über Bäume und üppig wucherndes Unterholz huschen, und wo es geheimnißvoll still ist, wie in einem Dom.

Eine Zeitlang sind Beide stumm.

Thekla hat auf die wurzelreiche Spur, die tief ausgefahrenen Geleise des Weges zu achten, und über Sandern ist mit der gesunden Müdigkeit, die stundenlanger Aufenthalt in frischer Luft giebt, sinnendes Nachdenken gekommen.

Lang ist es her, daß er in warmer Sommernacht den stillen Zauber nordischen Hochwaldes so tief empfunden, und ihn, den Städter, den Vielgereisten, packt der Reiz des livländischen Landlebens mit eigenthümlicher Intensivität.

Und aus diesem Gedankengange heraus sagt er warm:

„Nun bin ich um eine hübsche Lebenserinnerung reicher.“

„Ja, das sind so unsere landschen Sommerfreuden,“ giebt Thekla lebhaft zurück.

„Mir geht nichts darüber, und es freut mich, daß Sie Ihnen zu genügen scheinen. Ich dachte, ein Petersburger, wie Sie, würde sich bald auf dem Lande langweilen und die Amüsements vermissen, die sich in großen Städten bieten, all das Bunte, Laute — Theater, Concerte, geputzte Menschenmassen, in electrischer Beleuchtung erstrahlende Straßen. Die Brüder erzählen immer soviel davon, seitdem sie im Auslande gewesen sind. Max schwärmt für Restaurants, feine, lange Menus, Champagnerfrühstücke. Lionel begeistert sich für elegante

Pariſerinnen, chicvolle Toiletten — mir kann das alles geſtohlen werden.“

Halb beluſtigt, halb gerührt, ruht Sandern's Blick auf Thekla.

„Ja, die eleganten Großſtädterinnen ſehen anders aus,“ denkt er.

Der einfache Matroſenhut ſitzt irgendwo. Das dunkelrothe Sommerkleid iſt practiſch in Farbe und Schnitt, kann aber abſolut keinen Anſpruch auf die Bezeichnung „modern“ machen. Nicht zu kunſtvoller Friſur aufgebauſcht, ſondern zu dickem Zopf geflochten, hängt ihr das blonde, reiche Haar lang über den Rücken. Und doch — Raſſe in jeder Linie! — Stolz und edel iſt die Form des Kopfes, der Anſatz des Halſes. Zierlich ſind die roſigen Ohren, lang und ſchmal die Hände. Kraftvoll und geſchmeidig der junge Körper, erfüllt von ſprühendem Leben.

Trotz aller Einfachheit, eine Tochter aus adeligem Geſchlecht — edles Blut! — —

„Stachelbeeren und Nüſſe, Grütze und Kohl ſchmecken mir hundertmal beſſer, als alle die Delikateſſen, über die Max ganz dicke Augen bekommt, und was man bloß davon haben kann, ſoviel an ſeine Kleider und ſowas zu denken, iſt mir erſt recht ein Räthſel. Denn, wenn man ſich auch aufputzt wie ein Pfingſtochſe, klüger und beſſer wird man doch darum nicht um ein Dittchen. Giebt es was Lieberes, Klügeres, Gütigeres, als Tante Profeſſor, und für ſie giebt es überhaupt keinen Wechſel der Mode — ſeit vierzig Jahren, ſagt Papa.“

Amüſirt hört Sandern zu. Erſt ſechzehn Jahre! — Noch ſo unfertig, und doch ſo beſtimmt in ihres Weſens Art.

Immer beſſer gefällt ihm Thekla, in ihrer urwüchſigen Natürlichkeit und Offenheit, dieſem geſunden Reiz, der noch nichts hat von dem, was er ſchon ſo oft mit innerem Widerwillen in den Kreiſen moderner junger

Mädchen beobachtet hat, die, verſchiedenen Einflüſſen ausgeſetzt, zu früh etwas Wiſſendes haben, nicht mehr dieſen Hauch unberührteſter Mädchenreinheit beſitzen, der unnennbaren Zauber in ſich birgt.

Hier iſt keine Coquetterie, keine Gefall- und Vergnügungsſucht. Sie iſt die Knospe Mädchen, welche entfaltet die Frau ſein wird, die wahre Frau, kein Zerrbild, wo auf Koſten größerer geiſtiger Entwickelung die Schätze des Gemüths verkümmert ſind. — Wie würde ſie ſeiner Mutter, ſeinen Geſchwiſtern gefallen! —

Nun bleibt der Wald hinter ihnen zurück. — Ueber den Wieſen ſchweben die weißen Nebel. Aus den Roggenfeldern weht der Duft reifenden Kornes, und die Schnarrwachtel läßt ihren ſtimmungsvollen Ruf ertönen. Im Nordoſten lichtet ſich der Himmel mehr und mehr!

Auf der glatten Landſtraße ſetzt ſich die ſchwarze Maſcha in Trab, um den Vorausfahrenden nachzukommen. Durch das Geräuſch der raſcher rollenden Droſchke geweckt, öffnet Fritzchen die ſchlaftrunkenen Augen, lehnt ſeinen Kopf dann gleich wieder vertrauensvoll an Sandern's Schulter und ſinkt auf's Neue in Schlummer.

Bei der anſchmiegenden Bewegung des kindlichen Körpers beſchleicht ihn ein weiches Gefühl! — —

Es muß doch ſüß ſein, ſolch ein zärtliches Geſchöpfchen ſein eigen zu nennen!

Feſter ſchlingt Moritz den Arm um den kleinen Kerl und träumt ſich mit wachen Augen in die Zukunft hinein.

„Sind Sie auch ſchon im Einſchlafen?“ fragt Thekla, ſich halb umwendend.

„Nein, gewiß nicht. Ich genieße viel zu ſehr den Stimmungszauber dieſer Sommernacht. Meinetwegen könnte dieſe Fahrt noch Stunden fortdauern.“

So unbefangen Thekla iſt, etwas in ſeiner Stimme frappirt ſie. Sie wird ein klein bischen roth und

knallt mit der Peitſche, als ob es nöthig wäre, die Stute anzutreiben.

„Da aber iſt ſchon Therenhof und gleich ſind wir zu Hauſe.“

„Schade!“ —

Als er ihr von der Droſchke geholfen, hält Moritz Sandern Thekla's Hand etwas länger feſt und — einen eigenthümlichen Glanz in den Augen — ſagt er mit Nachdruck:

„Ich danke meinem Kutſcher für dieſe Fahrt. Ich werde ſie nie vergeſſen!“

* *

Thekla Theren's Tagebuch.

* Juli.

Heute iſt das Wetter ſchauderhaft. Es regnet, regnet! Schon nicht mehr Bindfaden, aber Stricke, Taue. Trotzdem wollte ich einen Spaziergang machen und ging in die untere Etage, um zu ſehen, ob ſich nicht Jemand zum Mitkommen entſchließen würde. Aber ſie waren Alle beſchäftigt.

Adele und Adalbert amüſiren ſich mit dem Billard. Miß und Lionel ſitzen ganz vertieft vor dem Schachbrett, Max, der Faulpelz, rekelt ſich auf dem großen Sopha und ſpielt mit Broſi's weichen Ohren. Mama und Tante Linchen nähen an dem rieſigen Teppich, der von Gut zu Gut geht, um als Geſchenk des ganzen Kirchſpiels den Roggenthalſchen Reckenſtein's zur goldenen Hochzeit überreicht zu werden. (Die Herren müſſen auch alle, wenigſtens paar Stiche daran machen.) — In der Bibliothek aber ſtreiten Papa und Onkel wieder einmal über Landespolitik, roſa und graue Brillen. Seit ein paar Tagen iſt auch Schwager Aſtenau hier und nimmt lebhaft Antheil an den Geſprächen der alten Herren. Sandern war nirgends zu

erblicken, wahrſcheinlich ſchreibt er wieder Briefe. Er muß ein furchtbar guter Sohn und Bruder ſein. An jedem Poſttage gehen Briefe an ſeine Eltern oder Geſchwiſter ab. Moritz Sandern iſt wohl ſehr nett. Er gefällt mir immer mehr. Er hat ſo gute Augen und dann iſt er ſo freundlich zu Thieren. Damit gewinnt man gleich meine Sympathie. Mir gegenüber hat er auch ſo eine liebenswürdig ritterliche Art, neckt mich nicht ſo viel, wie die Brüder, Vettern und Herren aus der Nachbarſchaft, und unterhält ſich oft ganz lange mit mir — ſogar über Politik. Ich habe ihn gebeten, mich über die fraglichen Worte aufzuklären, und er that es in ſo klarer, leichtfaßlicher Weiſe, daß mir jetzt ſo Manches doch nicht mehr blos böhmiſche Dörfer iſt wie früher. Ich glaube, er iſt ſehr klug. Er weiß immer eine treffende Bemerkung zu machen. Dabei hat er ſoviel Humor, daß man vom Stuhl fallen kann vor Lachen, wenn er und Max ſich necken oder Geſchichten aus ihrer Studentenzeit erzählen, wo ſie, wie Max ſagt, „ihre Streiche, über die ſich die guten Bürger Dorpats faſt die Köpfe abſchüttelten, frei nach Wilhelm Buſch ausheckten und in Scene ſetzten.“ Geſtern Abend hatten die Beiden ganz was Feines ausgedacht — Commers mit Damen. Statt Gläſer wurden Viertel- und Halbſtofmaaße genommen — die Lichte in Flaſchenhälſe geſteckt, paar Lampions, die Adalbert und Ulrich irgendwo aufgegabelt, an die Aeſte der Ahornbäume gehängt, und bei dieſer romantiſchen Beleuchtung ſaßen wir Alle — die Krakenormſchen und Seſſenſchen waren ſchon zu Mittag gekommen! — im Kiosk, auf dem großen Spielplatz und es war ſchrecklich luſtig. Vorher hatten die Herren unter Baron Troſtberg's Leitung eine berühmte Bowle gebraut. Ich wollte partout nicht probiren, aber ſie ließen nicht nach mit Zureden — und ich wurde ſchließlich richtig ganz ſchwindlich von den paar Schluck. Und als ich dumm genug war, das zu

ſagen, da ging's los mit Necken. Max brachte mir einen Häring als probates Mittel gegen Katzenjammer — hat's wahrſcheinlich ſelbſt häufig ausprobirt! — Lionel rieth mir, meine Naſe einzupudern, denn ſie ſei ſchon ganz blauroth, und in dieſem Styl ging es eine Weile fort, ſo daß ich zuletzt wirklich wüthend wurde und weglief — ſchnurſtracks in meine alte Karete, wo ich mich ordentlich ausheulte. Dann holte ich mir meinen Lieblingskutz und ſchlich durch die Büſche, ſo daß mich keiner ſehen konnte, bis zu meinen Kletterbaum.

Kutzichen ließ ſich ſo gerne ſtreicheln und krauen, und ich lag und ſah zum Himmel empor. Es war unbeſchreiblich ſchön. Die Sterne blinkten durch das Laub und mir wurde ſo ſehnſüchtig zu Muth, ſo ſchrecklich ſehnſüchtig — ich wußte nur nicht ſo recht wonach! Bowle aber trinke ich bestimmt nie wieder! —

* ■ *

Erich iſt ſehr beſchäftigt. Er hat einige ſchwere Fälle in Behandlung, und es giebt Tage, wo er Abends garnicht an den Strand kommt. Hat er es möglich machen können, ſo iſt er abgeſpannt und müde, ruht meiſt unbeſchäftigt auf einem Schaukelſtuhl oder in der Hängematte.

Dunkle Schatten liegen um ſeine trüben Augen und ſeiner Mutter bereitet dieſer Zuſtand der Erſchöpfung ernſte Sorgen. Immer wieder beredet ſie ihn, ſich einen Stellvertreter zu ſuchen, um ſich ein paar Wochen lang ganz ausſpannen zu können.

„Nimm Dir doch ein Beiſpiel an den Tauſenden von Feriengäſten, die den Rigaſchen Strand bevölkern, in der richtigen Erkenntniß, daß man nach den Strapazen des Winters eine Zeitlang ein ganz anderes Leben führen muß. Als Doctor predigſt Du es ſo vielen..."

„Ja, und ich glaube auch daran, aber...."

„Da giebt es kein aber, mein lieber Junge, wenn man ſo ausſieht, wie Du jetzt. — Man muß vernünftig ſein, nicht nur in Worten, ſondern auch in Thaten. Das Verhältniß zwiſchen Müſſen und Können ſoll unbedingt erhalten werden, weil ſonſt ſchließlich Letzteres für Erſteres nicht mehr ausreicht, plötzlich die nöthige Kraft fehlt, für die übernommene Pflicht.“

Und als er, ſtatt aller Antwort, lächelnd ſchweigt, fährt ſie fort:

„Eigentlich ſollte es Jedem vergönnt ſein, aus der Tretmühle ſeiner Berufsarbeit hinauszuflüchten und irgendwo Sommerluſt zu genießen, am beſten in einem grünen Erdenwinkel auf daß mit der Natur auch die Seele wieder erwache aus ſchweren Winterbanden, und in Ruhe, Frieden und Einſamkeit ſich auf ſich ſelbſt beſinne. Es thut gut nicht nur körperlich, ſondern auch geiſtig unterzutauchen, wie in ein kräftigendes Bad, damit nachher das Blut wieder raſcher pulſire und alles von uns ſich löſe, was uns feſſelte und griesgrämig machte, weil Leib und Seele zu müde geworden. Man haſtet viel zu ſehr in unſerer Zeit, und Ueberbürdung iſt die Folge. Das aber rächt ſich meiſtens ſchwer.“

„Alſo gut, Mamachen, wenn Dir ſoviel daran liegt mich loszuwerden, ſo will ich mir gleich morgen — iſt das raſch genug? — ein Weltrundreiſebillet nehmen. Und wenn ich bei den Botokuden, oder ſonſt einer ſympathiſchen Völkerſchaft angekommen bin, kann ich mich gleich für ein Zeitchen da etabliren, und laſſe Euch vielleicht folgen, wenn ich dort eine großartige Praxis finde.“

Er ſagt es in ſcherzendem Tone, der Mutter Hand ſtreichelnd, aber mit geſpanntem Ausdruck ruht ſein Blick auf Thilde's gebeugtem Kopf, deſſen ſchönes Profil ſich kameengleich gegen die grüne Blätterwand des wilden Weins abhebt.

„Nun, ich denke, an der fehlt es Dir hier wahrlich nicht, aber nothwendig iſt es gerade, daß Du für ein paar Wochen die geliebte Praxis an den Nagel hängſt, von welchem Du Dir die Reiſemütze nimmſt. Sei vernünftig, mein Erich, und erfülle nebenbei Deiner alten Mama einen großen Wunſch.“

„Soll ich, Thilde? Was meinſt Du? Werdet Ihr wirklich hier ganz ohne mich auskommen? In Abweſenheit Eures geſtrengen Doctors nicht etwa leichtſinnige Streiche machen?“

Thilde wird der Antwort überhoben, denn die Gartenpforte hat ſich geöffnet, und mit heiterem Zuruf nähern ſich die Sandern's und Hellen's der Veranda.

„Wie geht es, gnädige Frau?“ „Servus, Fräulein von Rehburg.“ „Bon soir, Doctorchen!“

„Wohin geht denn heute die Reiſe?“ fragt Frau Ina, mit ihrem freundlichen Lächeln die, ſie umringende, junge Schaar grüßend.

„Nur nach Dubbeln, zur Muſik — ſozuſagen, denn im Grunde ihrer Seele haben meine Schweſtern wieder einmal einen Brenner auf Champagnerbowle nach berühmtem Troſtberg-Seſſenſchen Recept,“ erwidert Moritz von Sandern in ſeiner launigen Art.

„Und dabei ſoll ein großartiger Plan berathen werden, den Lia ausgeheckt hat. So ein richtiger Länderpodrett ſoll unternommen werden.“

„Wohin denn?“

„Pour commencer, Ausflug nach den Vogelbergen bei Tuckum, dann Fahrt auf der Aa bis Mitau — man muß doch auch das Gottesländchen etwas kennen lernen, wenn man ſchon ſo nah iſt! Dort Beſuch des einſtigen Herzogsſchloſſes und ſonſtiger Sehenswürdigkeiten der Hauptſtadt Kurlands. Hierauf — über Riga, wo man auch noch ſo einiges mitnimmt, in froher Touriſtenlaune — kurzer Abſtecher nach Kokenhuſen, mit Dünaufer und Perſethal. Zum Schluß, Cremon,

Treiden, Segewold, die Gutmannshöhle ꝛc. Meine Schweſtern wollen partout die livländiſche Schweiz ſehen und mein Neffe Albert ſchnitzt ſchon eifrig an den Alpenſtöcken aus Kadick herum, weil ich ihm weisgemacht, es gäbe da ſchon faſt Gletſcherberge."

„Und natürlich müſſen Ihre Nichte und Ihr Sohn mit!" ruft es im Chor der hellen Mädchenſtimmen.

Und als Thilde lächelnd den Kopf ſchüttelt, umfaßt Anna Sandern ſie zärtlich.

„Aber Liebſte, Sie werden doch nicht „Nein" ſagen?" —

„Wann ſoll denn dieſer Ausflug unternommen werden?" Erich fragt es.

„Wir haben an nächſten Montag gedacht," erwidert Eliſe Sandern. „Sonntag läßt man doch lieber vorübergehen, damit man nicht in überfüllte Waggons geräth."

„Der Termin iſt für mich leider unmöglich. Montag muß ich unbedingt in Riga ſein, wegen einer ſehr ernſten Operation."

„Wir können doch unſere Abfahrt verſchieben. Auf einige Tage früher oder ſpäter kommt es ja nicht an, Herr Doctor," wirft Lia Sandern ein, Erich voll anblickend.

„Gnädiges Fräulein ſind zu gütig, auf meine Perſönlichkeit ſolche Rückſicht nehmen zu wollen."

„Aber es wäre doch viel netter, wenn auch Sie dabei wären. Sie ſollen doch unſeren Cicerone machen."

Ihre leuchtenden Augen ſtrahlen ihn an.

„Denken Sie doch, Keiner von uns kann lettiſch!"

Unterdeſſen ſuchen die Uebrigen Thilde zu bereden.

„Wir bleiben ja nur fünf oder ſechs Tage fort — laſſen Sie ſich doch erbitten, Thilde!"

„Sie ſind Alle ſehr lieb und nett, mich mithaben zu wollen, aber es geht nicht, daß ich meine Tante ſo lange allein laſſe."

„Sie bleibt ja nicht allein. Sie haben doch ſo

überaus zuverläſſige Dienſtboten, und tagsüber kann unſer Kinderfräulein ganz zu ihrer Verfügung ſtehen — vielleicht bleibt auch Mama zurück," äußert die Baronin Hellen.

„Nein, wirklich," beharrt Thilde. „Es thut mir leid, aber Beide können wir nicht fort, und für meinen Vetter wäre eine Erholung entſchieden rathſam."

„Sie ſind und bleiben ein rechter Eigenſinn!" ſchmollt Anna. „Ich hatte mich ſchon ſo rieſig gefreut, alles in Ihrer Geſellſchaft zu genießen."

„Sprechen Sie doch ein Machtwort, gnädige Frau."

In ihrer lebhaft anmuthigen Art umringen die Sandern's Frau von Rehburg's Rollſtuhl.

Erich tritt zu ſeiner Couſine, die ſinnend vor ſich hinblickt.

„Soll ich mich der Geſellſchaft anſchließen?" fragt er halblaut. „Wirſt Du Dich nicht fürchten, mit Mama allein zu bleiben?"

„Nein, gewiß nicht, Erich. Und ich kann doch jeden Augenblick Doctor Feldten zu Rathe ziehen, und Dich benachrichtigen, wenn es nöthig ſein ſollte. Dir aber wird die Ausſpannung gewiß gut thun. Du ſiehſt thatſächlich ſehr angegriffen aus."

„Weißt Du wirklich nicht warum, Thilde?" entfährt es ihm.

Voller Staunen, tief erblaßt, ſieht ſie zu ihm auf. Sekundenlang haften ihre Augen ineinander! — —

„Nun, Doctorchen, kommſt Du?"

„Fräulein von Rehburg, ſoll ich einen Fußfall machen, um ihr grauſames Herz zu erweichen?"

„Wenigſtens zum Concert kommen Sie mit."

„Nicht heute, Anna, ich habe zu arge Kopfſchmerzen."

„Nun denn, auf Wiederſehen, Sie liebe Spielverderberin."

„Vorwärts mit friſchem Muth, Dubbeln ſei's Panier."

Von dem Bretterſtege nicken und grüßen ſie noch einmal über den Zaun zurück.

Ihre Schritte und fröhlichen Stimmen verhallen. Thilde ſteht an einen Baum gelehnt, preßt die Hand auf das wildklopfende Herz.

Welch ein Ausdruck lag in Erich's Augen? — Und was bedeutete ſeine Frage?! — — —

* * *

„Wie blaß Du biſt, Thilde? Fehlt Dir etwas?“

„Nein, liebes Tantchen, nichts Beſonderes. Aber Du weißt, ich vertrage die große Hitze ſchlecht. Und heute iſt es außerdem noch ſo drückend ſchwül. Wir bekommen wohl ein Gewitter!“

Thilde iſt an das Ruhebett getreten und richtet die Kranke zu bequemerer Lage auf.

„Möchte Erich dann nicht gerade unterwegs ſein. Ich ſorge mich ſchon genug um ihn. Er ſtrengt ſich wirklich zu ſehr an, in ſeinem Beruf. Das kann er auf die Dauer nicht aushalten. Pflichtgefühl und Gewiſſenhaftigkeit ſind gewiß große, vielleicht die größten menſchlichen Tugenden, aber man ſoll auch darin nicht in Uebertreibung verfallen. Erich neigt dazu! — — Wenn er ſich entſchließen könnte, wenigſten den hübſchen Ausflug mit Sandern's zu unternehmen, um den ſchweren Eindrücken von Krankheit und Tod, die er täglich vor Augen hat, wenn auch nur für kurze Zeit aus dem Wege zu gehen! — Glaubſt Du, daß er es thun wird?“

Thilde ſteht noch immer im Rücken der Tante. Ein weher Zug legt ſich um ihren Mund.

„Wir wollen es hoffen. Du ſollteſt es ihm noch einmal recht eindringlich nahelegen.“

Plötzlich färbt jähes Roth ihre Wangen und ein leiſes Beben iſt in ihrer Stimme, als ſie fortfährt.

„Da kommt er gerade gegangen. Und wenn Du mich jetzt nicht nöthig haſt, Tantchen, ſo gehe ich etwas ſpazieren. Mir wird Bewegung vielleicht gut thun.“

„Gewiß, Thildchen, verſuche es damit und hoffentlich lindert es Dein Kopfweh. Man ſieht es Dir wohl an, wie es Dich martert.“

„Wenn es nur das wäre!“ denkt Thilde, während ſie durch das Hinterpförtchen des Gartens ſchlüpft.

Es iſt etwas in ihr, das ſie aus Erich's Nähe treibt, eine Angſt ſich zu verrathen. Bevor es ihr nicht gelungen iſt, alle die in ihr aufgewühlten Gefühle niederzuzwingen, will ſie ein Alleinſein mit ihm vermeiden.

Sie verfolgt längere Zeit einen ſandigen Waldweg, erſteigt dann die Düne und ſucht ſich im Schutz eines Badehäuschens einen Platz.

Im Weſten loht das Abendroth. Ein heller Stern ſinkt tiefer und tiefer in den klaren Glanz, und ihr iſt, als möchte auch ſie verſinken in dieſen Weltallsfrieden, nichts mehr wiſſend von Erdennoth und Erdenleid!

„Die Welt iſt vollkommen überall, wo der Menſch nicht hinkommt mit ſeiner Qual! — So weh iſt ihr um's Herz, ſo weh, daß ſie die Hand darauf preſſen möchte, damit es ſtill würde da drinnen, dieſes nagende, folternde Fragen, das ihr ſeit geſtern keine Ruhe läßt.

Immer wieder klingen Erich's, mit ſo eigenthümlicher Betonung geſprochenen Worte in ihr nach. „Weißt Du wirklich nicht warum?“ — Lag darin das Geſtändniß ſeiner Neigung zu Lia Sandern? Wird er ſich mit ihr verloben? Auf dem Ausfluge wird ſich leicht die Gelegenheit zu einer Ausſprache bieten. Tagelang werden ſie zuſammenſein! Und ſie ſelbſt muß zurückbleiben in dieſer marternden Ungewißheit.

Sie krampft die Hände ineinander, ſtarrt mit brennenden Augen vor ſich hin.

Erich als Lia's Bräutigam!! — — —

In ihren ſchmerzenden Schläfen hämmert das Blut. Alles in ihr bäumt ſich auf gegen dieſe Vorſtellungen, aber ſie vermag ihnen nicht zu wehren. Immer wieder ſteht das eine Bild mit ſo grauſam peinigender Deutlichkeit vor ihren Geiſtesaugen — Erich und Lia als Verlobte — Zärtlichkeiten tauſchend!! — Nein, das zu ertragen, iſt ſie nicht im Stande, das mitanzuſehen, vermag ſie nicht!! — —

Dann geht ſie fort, und ſollte ſie eine Lüge erſinnen müſſen, um Erich gegenüber einen triftigen Grund zu haben ſich der übernommenen Pflicht zu entziehen, die kranke Tante plötzlich zu verlaſſen. Ihr würde ſie die Wahrheit ſagen, iſt es ihr doch ſchon jetzt bisweilen geweſen, als müßte ſie ſich hinknien zu der ſtillen Dulderin und flehen: „Gieb mir Deine Kraft der Selbſtbeherrſchung, oder laß mich ziehn — ich kann nicht mehr!“ — —

So ſchwach, ſo feige iſt ſie geworden vor dieſem neuen Schmerz, ſo jämmerlich feige!

Wo iſt ihr hochgemuther Stolz geblieben, der ſie ſo ſtark machte. „Schweigend, klaglos tragen, was das Schickſal auferlegt! Nicht mehr betteln um das, was es verſagt!“

Das hatte ſie ſich vorgenommen. Und jetzt? — Müde, ſterbensmüde iſt ſie. Ruhe — könnte ſie nur Ruhe finden! —

Die Pracht des Sonnenuntergangs iſt verglüht. Dunkler und dunkler iſt es geworden. Im Himmelsblau aber ſchwebt jetzt der klare Mond, und in ſilberglänzender Straße liegt ſein Schimmer auf den glitzernden Wellen des leiſe athmenden Meeres. Und das Feuer des Leuchtthurms von Domesnäs flammt auf und erliſcht in wechſelndem Spiel.

„So iſt es mit unſeren Hoffnungen,“ denkt ſie. „Bald ſchimmern ſie hell wie Sterne, in Zweifels Nacht, und Zuverſicht kommt über ein müdes Herz, daß es

das Ziel ſeiner Wünſche erreichen wird — dann, plötzlich, iſt der tröſtende Lichtfunken verſchwunden, und alles dunkler als vorher.“

Immer tiefer verſinkt ſie in ihre Herzensnoth — kann ſich nicht trennen von ihren grübelnden Gedanken. Plötzlich zuckt ſie zuſammen. — —

Unter den Geſtalten der am Ufer des Meeres Luſtwandelnden, hat ſie Sandern's erkannt, und mit ihnen, an Lia's Seite — ſie ſieht es deutlich im Licht des hellen Mondſchein's — geht Erich! — —

Welche unausſprechliche Marter ſie, gerade jetzt, wieder nebeneinander zu ſehen, als gehörten ſie ſchon zuſammen, und als ſtehe ſie außerhalb — einſam und allein! — — im Schatten.

Sie kommen immer näher, ſie wenden ſich der Düne zu! O, nur jetzt ſie nicht treffen! —

Flüchtigen Fußes, raſch, eilt ſie nach Hauſe, und in ihrem Zimmer angelangt, ſinkt ſie auf einen Stuhl.

Haltloſes, verzweifeltes Schluchzen erſchüttert den jungen Körper, und Thränen, ſo bittere, wie ſie ſie nie geweint, entſtrömen ihren Augen! — — —

* * *

Ein leichter Schritt. Kleiderrauſchen.

„Gute Nacht, Erich!“

Er iſt aufgeſprungen, der leſend auf der Veranda ſaß.

„Du willſt Dich ſchon zurückziehen, Thilde? Es iſt eigentlich ſchade, an ſolch ſelten ſchönem Abend ſo früh zur Ruhe zu gehen. Und Du warſt heute, glaube ich, faſt den ganzen Tag im Zimmer, bei Mama. Sollten wir nicht noch einen kleinen Spaziergang machen? Der Mond ſcheint ſo zauberhaft hell.“

Sie ſieht an ihm vorbei. So ſehr ſie ſich auch zu beherrſchen ſucht, der gequälte Ausdruck kommt wieder in ihre Augen.

„Nicht heute, Erich. Ich bin zu müde! Nochmals gute Nacht.“

Sie ſtreckt ihm die Rechte entgegen. Ihr ſchönes Geſicht iſt ſehr bleich.

Mit forſchendem, fragendem Ausdruck haften ſeine Augen darauf. Es iſt, als wolle er etwas ſagen, dann wiederholt er nur, „Gute Nacht,“ und führt ihre Hand an ſeine Lippen.

Mit zuſammengezogenen Brauen blickt er der ſchlanken Geſtalt nach, bis ſie in der Hausthüre verſchwindet — dann greift er wieder nach der Zeitung. Aber nach einer Weile wirft er das Blatt auf den Tiſch, löſcht die Lampe aus und ſteigt die Stufen zum Garten hinab.

Lange geht er die Kieswege auf und ab.

Es iſt eine wundervoll warme, weiche Nacht, eine Nacht, die Sehnſucht auslöſt, Erinnerungen wachruft, Wünſche entfacht! — — —

Im Hauſe erliſcht ein erleuchtetes Fenſter nach dem andern, nur von Thilde's Balcon fällt heller Schein auf die Bäume.

Aus der Nachbarvilla erklingt Muſik und Gelächter — dann wird es auch da dunkel und ſtill.

Vom Meere her tönt leiſes Wellenrauſchen. Der Nachtwind hält Zwieſprache mit den Föhrenwipfeln, und auf den Bretterſtegen hallt hin und wieder der Schritt eines Heimkehrenden.

Auch er müßte zur Ruhe gehen, aber ſeine Gedanken ſind noch ſo wach, und eine drängende Unruhe iſt in ihm, eine faſt fieberhafte Erregung. Iſt es die Nachwirkung der Tagesereigniſſe — der jähe Tod einer jungen Patientin nach einer ſchweren Operation, der er aſſiſtiren mußte, und die dadurch ausgelöſte Qual über die Unzulänglichkeit alles ärztlichen Wiſſens und Könnens im Kampfe mit den unerbittlichen Mächten des Vergehens — mit Krankheit und Tod? — —

Oder iſt es etwas Anderes, etwas Heimlicheres, ganz

Intimes, einzig und allein ihn und die tiefſten Tiefen ſeiner Natur in Schwingung Verſetzendes? Nicht Mitgefühl allein mit Anderer leidvollem Erleben und grauſamem Verhängniß, aber prüfendes Taſten an Wunden und Narben, die er, kaum dreißigjährig, ſchon im Lebenskampf davongetragen, geſpanntes Schauen auf eigene Schickſalswege, wo ihm ſchon manche Hoffnung zertrümmert liegt! Sollen es immer nur vernichtete ſein? Wird ein neidiſches Geſchick ihm ſtets den Freudenbecher aus der Hand ſchlagen, bevor er ihn an die dürſtenden Lippen geſetzt? Soll auch ihn der Tod treffen, unvermittelt, bevor er das Mannesleben voll ausgelebt, beſeligende Gemeinſchaft gefunden mit eines Weibes treuliebendem Herzen, den Zweck des Daſeins erfüllt? — Wird er von hinnen gehen müſſen, dereinſt, nichts hinterlaſſend, als ein raſch verwehtes Andenken bei fremden Menſchen? Keine Erben ſeines Namens und ihm heiliger Standes- und Landestraditionen?! — Es hat wohl Jeder ſolche Tage, an denen man getrieben wird Wünſche und Erfüllung, Begehrtes und Erreichtes, wie auf eine Waage zu legen — wo man Rede und Antwort ſtehen muß eigenen Glücksforderungen, die, immer wieder zurückgedrängt, doch nach einem Spalt ſuchen in der Verpanzerung, mit der Naturen, wie die Seine ſich das Herz umpreſſen, wenn Erfahrungen und Enttäuſchungen es zu früh und zu tief verletzt! — Stunden, wo man, aus ſeinen Alltagsgedanken herausgeriſſen, von einer inneren Macht wie gezwungen wird, ſtill zu ſtehen und rückwärts zu blicken auf das bisherige Leben, Entſchlüſſe zu faſſen für das Kommende. — Sein bisheriges Leben!?! — — —

Sonnige, glückdurchwärmte Kindheit im geliebten Vaterhauſe. Schuljahre in Birkenruh. Köſtliche Ferienzeiten auf dem elterlichen Gut. Aber doch ſchon langſam ſich verdichtend zu trübenden Schleiern, den heiteren Knabenſinn verdüſternd — immer dunklere Schatten,

welche die Ereigniſſe, die den Ruin ſeiner Familie herbeiführten, vorauswarfen. Und dieſes Mittragen, dieſer Einblick in ſchwere Verhältniſſe zu einer Zeit, wo ſein junges, hoffnungsgeſchwelltes Herz ſich mit allen Fibern nach frohgemuther Sorgloſigkeit ſehnte, hatte tiefe Spuren in ſeinem Character hinterlaſſen, ihn frühreif, ernſt und grüblerisch gemacht.

Er ſah die Sonne in Anderer Lebensgärten ſcheinen — drohend, wie düſterer Gewitterhimmel, lagerte es über ſeinem Jugendland. Und weil er nicht zeigen wollte, wie tief er empfand, wie grauſam er litt, war er hart geworden, innerlich, und. nach Außen hin verſchloſſen und unzugänglich. Und nur einem Gefühl hatte er Raum gegeben, einer zärtlich ſchwärmeriſchen Neigung zu ſeiner Couſine, Nora von Rehburg, mit der er ſich von Kindheit auf beſonders gut geſtanden.

Anſtrengende Studienjahre in Dorpat folgten, heimlich durchglüht von dieſer heißen Jünglingsliebe. Und neben dem Streben nach Wiſſen und Erkenntniß, neben dem Wunſch, ſich, ſobald als möglich, eine geſicherte Stellung zu erringen, lohte in ihm der Drang, das geliebte Mädchen herauszuretten aus häuslichen Verhältniſſen, unter denen ſie litt, und er malte ſich aus, wie er in dieſer Gemeinſchaft mit einer Schweſterſeele, der ſeinen ſo tief verwandt, geneſen würde, neuen Glauben findend, neues Vertrauen in die Zukunft und die Menſchheit. — —

Erregter flüſtert es in den Wipfeln der Bäume, lauter rauſcht das Meer. Wetterleuchten zuckt, und es grollt in leiſem, fernem Donnern, aber noch ſpielt der Mondſchein mit ſilbernen Lichtern auf dem Waldesboden.

Und plötzlich taucht die Erinnerung an eine andere Mondnacht in ihm auf! Eine eiſige, froſtklare Winternacht! Er ſchreitet neben Nora durch Riga's menſchenleere Straßen, und das Geſtändniß ſeiner Leidenſchaft ringt ſich ſchwer über ſeine Lippen. Sie aber hat nur

eine Abweiſung für ſeine werbenden Worte. Er ſieht ihre erſchreckten großen Augen, ihr todtenblaſſes Geſicht, die zuckenden Lippen, als er ihr zugerufen: „Du liebſt einen Andern, Nora — wen?“ — ſich ſelbſt damit den ſcharfen Stachel eiferſüchtigen Weh's noch vergiftender in's Herz ſtoßend. Um ſich nicht zu verrathen — beſonders ſeiner, ſchon damals kranken, Mutter gegenüber — hatte er ſeine Abreiſe nach Paris beſchleunigt, wo er ſeine mediciniſchen Studien in der Klinik eines berühmten Nervenarztes fortſetzen wollte. Mitten in die Vorbereitungen hinein war die Nachricht gekommen, daß Nora's Vater geſtorben. Er hatte der Beerdigung beigewohnt, und es war eine doppelte Qual für ihn geweſen, Nora in ihrem tiefen Schmerz zu ſehen, und kein Recht zu haben, ſie in die Arme zu nehmen, der Verwaiſten Beſchützer, Halt und Troſt zu ſein. Aber ſich gewaltſam beherrſchend und zuſammennehmend, all das leidenſchaftliche Begehren zurückdrängend — hatte er ſich in brüderlicher Weiſe bemüht, Nora mit Rath und That zur Seite zu ſtehen, und ſie hatte ihm mit einem Blick gedankt, den er nie vergeſſen wird.

In dumpfer Verzweiflung hatte er die Stunden und Tage weitergelebt. Todt war alles in ihm geweſen, lange Zeit. Er war untergetaucht in das Leben der fremden Großſtadt, immer tiefer eingedrungen in das Studium des erwählten Specialfaches. Andere Umgebung, andere Verhältniſſe, neue Eindrücke und neue Bekanntſchaften hatten ihre Wirkung ausgeübt, und nach dem Geſetz, das auch in der Welt der Gefühle regiert — alles, was nicht genährt wird, ſtirbt! — hatte langſam, aber ſtetig die Heilung des Herzenswunde begonnen, und auch an ihm hatte ſich des Dichters Wort bewährt „Du ſehnſt nicht mehr, wenn Du auch nie vergißt!“

Sein Jugendtraum war ausgeträumt — die flammende Ueberſchwänglichkeit erloſchen, und es war etwas über ihn gekommen, wie eine kalte Gleichgültigkeit.

Nur Ruhe! Nur keine neuen Enttäuſchungen mehr heraufbeſchwören.

Der Menſchheit würde er dienen, ſeiner Pflicht leben, und für ſeine Mutter! —

Aus Frankreich zurückgekehrt, hatte er ſich in Riga niedergelaſſen, war bald ein geſuchter Arzt geworden, den ſein Beruf vollauf in Anſpruch nahm, und deſſen erfolgreiche Bethätigung ihm Gegengewicht bot für Vieles, was an Sorge und Prüfung noch immer auf ſeinem Lebenspfade lag, hauptſächlich bedingt durch das ernſte Leiden ſeiner Mutter. Bei derſelben hatte er ſeine Couſine, Thilde von Rehburg vorgefunden, die ſich angeboten hatte, der Kranken, während ſeiner Abweſenheit, Geſellſchaft zu leiſten. Zwar hatte ſie ihn bald danach gebeten, ſich nach einer anderen Pflegerin umzuſehen, da, für das nächſte Halbjahr, ihre verheirathete Schweſter ihrer bedürfe, aber ſchon in der kurzen Spanne Zeit, die ſie noch in Riga geblieben, hatte er Gelegenheit gehabt, die ſeltene Pflichttreue und nimmermüde Geduld zu beobachten, mit der ſie das übernommene Liebeswerk durchführte. Nicht, daß ſeine Mutter eine ſchwer zu behandelnde, launiſche Kranke geweſen wäre, aber die Pflege erforderte doch Aufopferungsfähigkeit, Selbſtverleugnung, ein Hintenanſetzen der eigenen Perſönlichkeit.

Mit Bedauern hatte man ſich getrennt, und als einige Monate ſpäter ein älterer Kollege Erich dringend zu dem Verſuch einer Kur in einem deutſchen Badeort gerathen, von der ſich Beſſerung im Zuſtande ſeiner Mutter erhoffen ließ, — hatte er im Auftrage derſelben Thilde geſchrieben und ſie gefragt, ob ſie nicht die Kranke in's Ausland begleiten könne und wolle. Er ſelbſt dürfe ſeine eben begonnene Thätigkeit in einem Hoſpital nicht auf längere Zeit unterbrechen, würde aber die Damen hinausbringen, und vielleicht auch abholen, damit den Beſuch eines Aerztekongreſſes verbindend. Thilde hatte ſich einverſtanden erklärt, und auf's Neue — mit

ſteigender Bewunderung — hatte er ihre ſtetsbereite Opferwilligkeit und beharrliche Ausdauer anerkennen müſſen. Das war im vorigen Sommer geweſen. Im Auguſt — alle drei zuſammen — nach Riga zurückgekehrt, hatten Mutter und Sohn die Befürchtung gehegt, die liebe Reiſebegleiterin würde wieder zu Troſtberg's zurückkehren, aber als Thilde geſehen, wie der junge Arzt, immer mehr in Anſpruch genommen, oft ganze Tage vom Hauſe abweſend ſein mußte, hatte ſie ihrer verheiratheten Schweſter, auf die Frage, wann man ſie in Serramois erwarten könne, mitgetheilt, ſie werde zur Weihnachtszeit einige Wochen bei ihr verbringen, dann aber zu Tante Ina zurückkehren, da Erich ihr nur wenig Zeit widmen könne.

So war der Winter in gemüthlichem Zuſammenſein verfloſſen und um die drei Hausgenoſſen hatte ſich das Band gegenſeitiger Achtung und freundſchaftlicher Werthſchätzung feſter geſchlungen. Und immer ſtärker hatte Erich den ruhig ſtillen Zauber empfunden, den Thilde's Weſen ausſtrahlte. Mehr noch als ihre Schönheit, der Wohllaut ihrer Stimme, ihr ganzes anziehendes Aeußere, hatte ihr reiches Innenleben, das ſo wenig aufdringlich, doch fühlbar in allen ihren Handlungen zu Tage trat, ihn entzückt — die angeregt lebhafte und doch gehaltene Art und Weiſe und die harmoniſche Ausgeglichenheit ihres Characters ihn, den Stürme aller Art von Jugend auf gerüttelt, wohlthuend berührt. Aber mit Abſicht hatte er ſich blind gemacht gegen die Bilder, die Phantaſie lockend ihm zeigte — ſich taub geſtellt gegen das leiſe Raunen innerer Stimmen, die immer häufiger geflüſtert, ſolch ein Weſen als Lebensgefährtin neben ſich zu haben, müßte manch ſchweren Druck von Herz und Seele nehmen, trübe Tage licht, einſam leere Stunden reich ausgefüllt erſcheinen laſſen. Dann aber war der Augenblick gekommen — im April, an dem Tage, als ſeine Mutter ihm Nora's Brief zu leſen ge-

geben — wo plötzlich der Gedanke in ihm aufgezuckt, daß er für Thilde nicht nur Sympathie und verwandtſchaftliche Zuneigung empfindet — nicht nur Dankbarkeit für alle die liebevolle Fürſorge und aufopfernde Pflege, die ſie ſeiner Mutter angedeihen läßt, ſondern daß unter dem Deckmantel dieſer Gefühle andere, tiefere ſich in ſein Herz geſchlichen, in's Wachſen gekommen, und nun wie junge Triebe, die auch Grabſteine zu ſprengen vermögen, mit unwiderſtehlicher Macht an's Licht ſtreben! —

Eine neue Liebe! — — Und doch mit anderen Empfindungen untermiſcht als da, in ſeiner Jugendſchwärmerei, ſoviel Mitleid ſich mit der Liebe paarte. Ein Drang war in ihm geweſen, Nora an ſeinem Herzen zur Ruhe zu betten, wie man ein krankes Kind in die Arme nimmt, um es zu tröſten, — in ſich gefeſtigt, eine ganze, vollausgeprägte Perſönlichkeit, würde Thilde neben ihm ſtehen, ein Kamerad für gute und ſchwere Stunden! —

Durfte er aber die Hand ausſtrecken nach dem Kleinod dieſer Frauenſeele, beglückende Wärme der Zuſammengehörigkeit ſuchen, für ſein einſames Herz, nach der — allen Sophismen zum Trotz — ſeine tiefinnerſte Natur nie aufgehört hatte ſich zu ſehnen. Konnte er Thilde zumuthen, vielleicht noch lange, Pflegerin zu ſein? Und war es für ihn denkbar, ſeine alte, ſchwache Mutter zu verlaſſen, um egoiſtiſch eigenes Glück zu ſuchen — ſie fremden Händen anzuvertrauen, gerade jetzt, wo ihr Zuſtand ſich fortgeſetzt verſchlimmerte? — Unmöglich war ihm das eine und das andere erſchienen, und er hatte ſich gehütet etwas von ſeinem Fühlen zu offenbaren, ihm Nahrung zu geben, war ſtillſchweigend ſeiner Pflicht, ſeinem Beruf nachgegangen.

Doch ſeit der Fahrt mit Sandern hat ſich die innere Marter in's Unerträgliche geſteigert. Mehr als einmal noch hatte er den ſcharfen Stich der Eiferſucht empfunden, der ihn bei dem Gedanken durchzuckt, Sandern's

Wahl ſei auf Thilde gefallen, und es hatte ſeiner ganzen Selbſtbeherrſchung bedurft, um mit keinem Blick, keinem Wort zu verrathen, was in ihm tobte, bis zu dem Tage, wo ihm die Frage entſchlüpft war: „Weißt Du wirklich nicht warum, Thilde?“

Seitdem kämpft Rückſicht und Ueberlegung einen verzweifelten Kampf mit der, aus ihrer Erſtarrung erwachten Leidenſchaft. Ungeduld, keine Hinderniſſe mehr kennend und anerkennend, drängt vorwärts, ungeſtümer Wunſch läßt ſich nicht mehr zügeln, hat nur ein Ziel im Auge — ſeine Sehnſuchtsträume zu offenbaren, ſtürmiſch um Gegenliebe werbend, zu flehen: „Sei mein.“

Welche Antwort aber würde Thilde für ihn haben? Wird ein plötzlicher Ausbruch ſeiner Gefühle ſie erſchrecken, ſie verletzen, oder ahnt ſie etwas von dem, was in ihm vorgeht? —

Er blickt zu ihrem Balcon empor, von dem noch immer der Lichtſchein auf die Bäume fällt. Sie ſagte ſich müde und iſt doch nicht gleich zur Ruhe gegangen! Hält ſie das heraufziehende Gewitter wach, oder ſind es auch Gedanken? Und woran denkt ſie in ihren einſamen Stunden, wenn hinter der klaren Stirn die Wünſche wach werden, die Träume gaukeln?!

Von ſicherem Empfinden für das Rechte, Gute und Edle geleitet, ſpricht ſie ſich häufig offen und ohne Scheu über ihre Anſchauungen aus, aber ihre ſelbſtbeherrſchte Art und Weiſe erlaubt nur ſelten, faſt nie, einen Einblick in die ſie perſönlich betreffenden Gefühle und Empfindungen. Was erſehnt, erhofft ſie vom Leben?

„Mein Lebenszweck iſt liebe Tanten zu pflegen,“ hat ſie, vor Jahren einmal, Axel lächelnd erwidert, der ſie damit geneckt, es könne für ein ſchönes, reiches Mädchen doch kein Daſeinszweck ſein, immer nur Körbe auszutheilen und Männerherzen unglücklich zu machen.

„Männerherzen werden nicht ſo leicht unglücklich — verſtehen ſchon, ſich wieder zu tröſten und ſind nicht ſo dankbar, wie gute, alte Tanten!“

War das ernſt gemeint geweſen? Warum wies ſie ſo viele Bewerber ab? Will ſie wirklich unverheirathet bleiben? — Träumt ihr Mädchenherz nicht von Liebesglück, von Mutterſeligkeit?....

In dieſem Augenblick erliſcht oben das Licht! — Erich aber iſt, als ſchaue er in das Heiligthum dieſes dunklen Mädchenſtübchens, und deutlich ſteht ihr ſchönes, bleiches Geſicht vor ihm mit dem räthſelhaften Ausdruck, den es heute Abend trug, ſo traurig, ſo gequält!

Erſt heute?! — Nein, auch geſtern — und früher — oft ſogar — wenn auch nicht ſo unverſchleiert. Ueberhaupt, ſie iſt verändert ſeit einiger Zeit. Stiller, befangener. Etwas Scheues, wie Abwehrendes iſt in ihr Weſen getreten. Nicht mehr ſo offen blickt ſie ihn an. Und in den letzten Tagen weicht ſie ihm aus! — Warum?! — —

Näher und näher, lauter, grollt das Gewitter. Heller, blendender, in raſcher Folge, leuchten die Blitze! —

Er achtet nicht darauf. Weiter, immer weiter grübeln ſeine Gedanken. —

Schon mehrere Mal, in dieſem Sommer, hat er in ihrem Geſicht dieſes Fremde bemerkt, etwas, was früher nicht darin erſchien.

Es war ein Ausdruck faſt körperlichen Schmerzes, der die feinen, dunklen Brauen zuſammenzog, die Augen größer erſchienen ließ, in ihrer Starrheit. Wann? — Bei welcher Gelegenheit? — —

Er reiht Erinnerung an Erinnerung, Thatſache an Thatſache. Ja, ſo war's. — Immer, wenn er und Lia Sandern zuſammen waren, plauderten, ſcherzten, disputirten.

Und jetzt ſoll er die Sandern's auf dem projectirten Ausfluge begleiten — — — wäre es möglich, daß...

Jäh fährt ein Windſtoß durch den Wald. Aechzend beugen ſich die Wipfel tief, ſchnellen wieder empor. Das Unwetter bricht los. Rauſchen erfüllt die Luft. Ununterbrochen rollt der Donner. Bläuliches Licht erhellt immer wieder die tiefdunkle Nacht! —

Und plötzlich iſt es ihm, als falle eine Binde von ſeinen Augen und grelle Erkenntniß blendet ihn faſt. Er ſelbſt hätte ſich um ſein Glück gebracht — er ſelbſt!

O, um die tiefe Verſchwiegenheit einer keuſchen, ſtolzen Mädchenſeele!! — —

Hier und dort flammt es in zuckendem Schein. Krachend droht der Himmel zu berſten. Unaufhaltſam ſtrömt der Regen.

Erich aber hört und ſieht nichts! Das Geſicht in die Hände vergraben, horcht er auf die Stimmen ſeines Innern.

Laut ſchlägt ihm das Herz in der Bruſt! —

Thilde's Schönheit berauſcht ihn — Liebesgluth erfüllt ihn ganz.

Wie Feuer loht es in ſeinen Adern. Schauer fiebernder Erwartung durchrieſeln ihn. Und Hoffnung nimmt ihn auf ihre Flügel.

Nun wird er den Becher der Wonne an die dürſtenden Lippen ſetzen — Seligkeit ihn emportragen zu unerreichten Höhen des Empfindens, und die Sonne des Glücks, alle dunklen Schatten verſcheuchend, ſtrahlend aufgehen über ſeinem Leben!! — —

* * *

Thilde Rehburg's Tagebuch.

** Juli.

Was habe ich heute erlebt?! — —

Mein Herz pocht noch in wilden Schlägen, während ich es niederſchreiben will! — — —

Tagsüber von Schmerzen geplagt, hatte Tante Ina erſt ſpät Abends Ruhe und Schlaf gefunden, und trotz der ſtürmiſchen Nacht trieb es mich auf die Düne, um meinen müden, gedankenheißen Kopf im Winde zu kühlen.

Gewitter nach Gewitter war vorbeigezogen, und das aufgepeitſchte Meer warf ſchaumgekrönte Wellen an den Strand. Wie ſchwarze, zerriſſene Schleier flogen, über den Mond, die Nebelwolken dahin. Von den Bäumen ſchauerten die Regentropfen.

Plötzlich, wie aus der Erde gewachſen, ſtand Erich da.

Im Brauſen des Windes, im Grollen der Brandung hatte ich ſeine Schritte nicht gehört. Er mußte mir nachgegangen ſein, denn ohne ein Wort zu ſagen, legte er mir ſorgſam ein Tuch um die Schultern. Eine Zeitlang ſtanden wir nebeneinander, ſchweigend.

Beklemmend legte es ſich mir auf die Bruſt, denn ich fühlte es deutlich — etwas Entſcheidendes war nah! Im Beſtreben, unbefangen zu erſcheinen, obgleich mir das Herzklopfen faſt den Athem benahm, bemerkte ich:

„Das Gewitter hat die Luft ſtark abgekühlt. Nun werdet Ihr aber für den projectirten Ausflug eine ſehr angenehme Temperatur haben.“

Erich verharrte unbeweglich. Er ſchien auf meine Worte kaum hingehört zu haben.

Plötzlich meine Hand erfaßend und ſie mit feſtem Druck umſpannend, kam es erregt über ſeine Lippen:

„Thilde! Willſt Du mir verſprechen, ſpät Abends nicht mehr allein auf die Düne zu gehen? Die Nächte werden ſchon zu dunkel!“

„Aber Erich....!“

„Ich bitte Dich darum, Thilde, ſonſt kann ich während meiner Abweſenheit keine ruhige Minute mehr haben.“

Seine Stimme hatte ſolchen Klang, daß ich überraſcht zu ihm emporſah, während er hinzuſetzte:

„Denn ich habe mich entſchloſſen fortzufahren. Aber nicht den Ausflug, den Sandern's planen, werde ich mitmachen, ſchon in Tuckum mich von der heiteren Geſellſchaft trennen. Zu eines Freundes Grab, beim ſtillen Paſtorat, werde ich pilgern, und um Gaſtfreundſchaft bitten in Derbiten."

„Alſo nicht Lia," durchzuckte es mich. „Nora will er aufſuchen, noch einmal um ſie werben! Das alſo war es, was ihn innerlich ſo erregt und ruhelos machte. Seine Jugendliebe iſt noch nicht todt. Und ich dachte, er hätte ſchon längſt abgeſchloſſen mit dieſem Gefühl, wie Männer es vermögen, wenn ſie ſich anderen Hoffnungsträumen zuwenden."

„Und wenn ich wiederkomme, Thilde, bald, hoffe ich, dann will ich eine Schickſalsfrage an Dich richten, und Du ſollſt entſcheiden, ob ich Recht hatte, als ich zu ſehen geglaubt, daß wir keinen Leuchtthurm mehr brauchen, um uns Richtung und Ziel zu weiſen, weil wir den Hafen gefunden, wo unſer Glücksſchiff vor Anker geht. — Wirſt Du mir das erlauben, Thilde?"

Was hatte er geſagt? Sprach er wirklich zu mir?

Der Boden ſchien unter meinen Füßen zu ſchwanken — mein Herzſchlag ſtockte.

„Wirſt Du mir das erlauben?"

In bebenden Lauten klang es ganz nah an meinem Ohr. Ich zitterte an allen Gliedern. Umſonſt verſuchte ich meine Faſſung wiederzugewinnen — keinen Laut vermochte ich hervorzubringen.

„Ich flehe Dich an, Thilde — — ein Wort nur — ein Wort!"

Aus jagenden Wolken brach hell der Mond, ſein Geſicht ſcharf beleuchtend. Geſpanntes Forſchen war darin, und die Augen flammten!

Schon einmal hatte ich ſie ſo geſehen — aber ihr Fragen galt einer Anderen!! — — —

Es war auf einem Subſcriptionsballe, dem letzten,

den ich mitmachte, kurz bevor Erich ſeine Reiſe nach Paris antrat, ich Tante Ina's Pflege übernahm. Erich tanzte den Cotillon mit Nora. Ich ſaß ihnen ſchräg gegenüber. Unauffällig beobachtete ich ihn — ſie Beide! Ich hatte Muße dazu, denn Axel, mein Tänzer, hatte bald hier, bald dort Anordnungen zu treffen, war wenig an meiner Seite.

Sie hatten ſich anfangs lebhaft unterhalten, dann war Nora verſtummt, und träumeriſch hatten ihre Augen — an mir vorbei — lange in eine Richtung geſehen, dahin, wo, eifrig plaudernd, die Baronin Lideck und Graf Rieſen ihre Plätze hatten. Erich aber hatte den Blick nicht gewandt von Nora's blaßem Profil, und plötzlich ſich zu ihr niederbeugend, alles um ſich vergeſſend, hatte er etwas gefragt, und ſo ganz hatte ſich meine Aufmerkſamkeit in mein Gehör concentrirt, daß es bis zu mir herübergeklungen war, als ich mit Graf Rieſen an ihnen vorübertanzte, das mit leidenſchaftsheißem Klang in der Stimme geflüſterte, beſchwörende „Nora."

Und was ich ſeit der Derbitenſchen Hochzeit geahnt, in dieſer Minute wurde es Gewißheit. Dunkel war es vor meinen Augen geworden, — hätte mich nicht Graf Rieſen's ſtarker Arm gehalten, ich wäre zu Boden geſunken, in einer Anwandlung von lähmender Schwäche.

Jahre ſind darüber hinweggegangen, — die Erinnerung an jenen Augenblick brennt noch jetzt in meinem Herzen.

„Spanne mich nicht auf die Folter, Thilde."

Auf's Neue hatte er nach meiner Hand gehaſcht, küßte ſie wieder und wieder mit zuckenden Lippen.

Ich entriß ſie ihm heftig. Er ſprach von Folter — er! — Und plötzlich überkam mich all das, was ich um ſeinetwillen gelitten, all die Qual der zurückgedämmten Liebe brach hervor, wilder Trotz erfaßte mich.

„Meinſt Du wirklich mich, Erich?"

Er wurde bleich bis in die Lippen.

„Welche Frage, Thilde? Was giebt Dir ein Recht, ſie zu ſtellen?“

„Daß ich um Deine Liebe zu Nora weiß — lange ſchon.“

„Und nun mißtrauſt Du mir? — meinen Gefühlen?“

Ich ſchämte mich meiner Regung, und mich zu äußerer Ruhe zwingend, ſagte ich leiſe:

„Nicht Dir, Erich! — Es iſt ja wohl möglich, daß ein neues Gefühl in einem Mannesherzen erwacht, wenn ihm das erſte keine Glücksgewährung brachte — auch ein Baum grünt wieder, wenn ihn die Axt nicht ganz gefällt! — aber für ſpröden Mädchenſtolz iſt es nicht leicht, eines Mannes zweite Liebe zu ſein. Denn in jeder Mädchenſeele ſchlummert wohl — als heimlich ſüßes Begehren — der Wunſch, die Eine und Einzige geweſen zu ſein, für den, dem ſie ſich hingiebt — in ungetheiltem Gefühl. Vielleicht iſt dieſe Forderung thöricht, zu ideal, und die Realität des Lebens lehrt ſich begnügen, aber mir ſcheint es doch die feſteſte Grundlage einer wahren Ehe zu ſein, wenn ſie ſich aufbauen kann auf dieſe tief innerliche Treue, auf ein Empfinden, das nie in die Irre gegangen. — Und zu plötzlich...“

„Ja, ich habe Nora geliebt,“ unterbrach er mich ungeſtüm, „geliebt mit der ganzen Ueberſchwänglichkeit des Jünglings. Unnennbares Mitleid hatte ich für ſie, die im Schatten aufwuchs, im Schatten ihrer eigenen Perſönlichkeit, die zu groß war für die ſie umgebenden Verhältniſſe, und deren Charakter ich mir ſo verwandt glaubte. Sie aber ſagte es einmal „Du und ich, Erich, brauchen ſonnige Naturen, um zu geſunden.“

Und ſie hatte Recht. Das galt auch für mich. Ich aber verſchloß mich jeder neuen Regung, ich ſargte meine Träume ein! — Ich ſah die Sonne des Glücks in Anderer Gärten ſcheinen — daß ſie mir Früchte reifen würde, das glaubte ich nicht mehr. Aber dann, übermächtig wuchs es auf in mir, und was ich jetzt

empfinde, Thilde, iſt heiße, drängende Leidenſchaft, — mit der vollen, flammenden Gluth des gereiften Mannes liebe ich Dich — Dein ganzes ſüßes Ich.“

Er lag zu meinen Füßen. Seine Arme legten ſich um meine Geſtalt. Was er noch alles ſtammelte, ich kann es nicht wiederſagen, nicht niederſchreiben. Ich erkannte Erich nicht wieder, den ernſten, verſchloſſenen, ſonſt ſo gehaltenen Manne. Worte ſchlugen an mein Ohr, wie ich ſie noch nie vernommen, zärtliche Liebesworte ſtrömten über mich hin, übten ihren gefährlichen Zauber aus. Bitten umſchmeichelten mich, zogen mich in ihren Bann.

„Warum muß ich überhaupt noch warten, Thilde? Gieb mir gleich die beſeligende Zuverſicht, daß ich werben darf um Deine Liebe.“

Mit dem ganzen Aufgebot meines Willens bezwang ich meine Erregung, und meine Stimme meiſternd, ſagte ich feſt und beſtimmt:

„Nicht ſo, Erich, ich bitte Dich. Heute kann und ſoll die Entſcheidung nicht fallen. Zu plötzlich und unerwartet kommt mir dieſe Offenbarung Deines Gefühls. Ganz richtig haſt Du empfunden, als Du den Entſchluß faßteſt, auf einige Zeit fort — nach Derbiten zu fahren...“

„Ja, um mit Onkel Eberhard, als Deinem Vormund zu ſprechen! — Aber ich darf Dir ſchreiben, Thilde?“

Es war ſchwer, ſeinen bittenden Augen zu widerſtehen.

„Wenn Du jetzt nichts mehr ſagſt, Erich — ja.“

Heiße Küſſe brannten auf meinen Händen, dann ſtürmte er davon.

Ich aber ſank auf die Bank nieder, und Unausſprechliches fluthete durch meine Seele.

Welch eine Urgewalt in Mannesleidenſchaft! — Verſengend und belebend, wie Flammengluth — ſchreckend und lockend! — —

Mädchenempfinden fühlt den Bann, aber bebt davor zurück, wie vor allem Entfesselten! — — —

Nun graut schon der Morgen! — Schlafen konnte ich nicht! — — Mit gefaltenen Händen habe ich am offenen Fenster gesessen und in die Nacht hinausgeträumt!!

Immer wieder klangen Erich's stürmisch bittende Worte in mir wieder! — — —

Er liebt mich! — mich?! — —

O, hätte er doch früher gesprochen! Durch die Zweifelsqual der letzten Tage war alles in mir wie erstarrt — ich hatte entsagt, für immer entsagt!

Sie lag im Sterben, meine Liebe! — —

Aus dunklen Tiefen meiner Seele war es emporgequollen, in Bitterkeit, Demüthigung und Weh! — —

Nun braucht mein wundes Herz Stille und Ruhe, um zu neuem Glückshoffen zu erwachen! — —

* * *

Thilde Rehburg's Tagebuch.

* Auguſt.

Unſere Ausflügler ſind fort. Auch Frau von Sandern — in ihrer jugendlichen Rüſtigkeit noch ſo gut im Stande, der Kamerad ihrer Kinder zu ſein — hatte ſich entſchloſſen mitzufahren! — Und Tante und ich genießen die Stille!

So lieb und angenehm uns der Umgang mit den Sandern's geworden — in der Stimmung, in welcher ich mich befinde, ſuche ich Einſamkeit, um zu ſinnen, wie alles ſich gefügt! — Hat das Leben doch Erfüllung, nicht nur Verheißung?! — Sollen die Pforten zur Seligkeit, an denen ich rüttelte, mit fordernden Händen — ſich mir weit öffnen? — Werde ich ſeine Braut heißen, ſein Weib werden?! — Soll er ſprudeln dürfen, der Quell des Empfindens, um ihn zu laben, ein ganzes

Leben lang? — Wird es über meine Lippen gehen, das kurze, inhaltsſchwere:

„Mein Erich!“ — — —

Heute erhielt ich Erich's erſten Brief! — —

Tief griffen mir die drängend-zärtlichen, leidenſchaftsheißen Worte an's Herz. —

So wahres, inniges Gefühl offenbart ſich darin — ſo eine große, tiefe Liebe ſpricht aus ihnen, daß mir die Augen feucht wurden.

Ich flüchtete mit meinem Schatz in mein Zimmerchen — habe ihn wieder und wieder geleſen, und dann kam es in Zuverſicht und Vertrauen über mich — Glück iſt glücklich machen!

Gott gebe mir die Kraft, Erich immer nur glücklich zu machen! — —

Morgen telegraphire ich nach Derbiten: „Komm!“ — — Einen Tag ſpäter.

Die Depeſche ging ab — aber ſie lautete anders. Doctor Feldten ſetzte ſie auf, hatte ſie unterſchrieben.

Tante Ina war in der Nacht ſchwer erkrankt. Die leichte Erkältung — wahrſcheinlich eine Folge des Wetterſturzes in der vergangenen Woche — hatte ſich auf die Bruſt geworfen.

Doctor Feldten befürchtet eine Lungenentzündung!!

Vierundzwanzig Stunden ſpäter war Erich da.

Es wurde eine Conſultation berufen.

Mit tiefernſten Geſichtern umſtanden die Aerzte Tantes Lager. Die Schwäche war groß! — Rauher Huſten erſchütterte den zarten, gebrechlichen Körper. Das Herz drohte ſtill zu ſtehen!! — —

** Auguſt.

Schwere Wochen liegen hinter uns. — Alles Perſönliche trat zurück vor der zagenden Angſt, ſie zu verlieren, aber gerade dieſe gemeinſame Sorge um die ge-

liebte Kranke, hat uns innerlich einander ſo nahe gebracht. — Und dann kam ein Tag, wo wir uns in die Augen ſehen konnten mit dem ſtummen: „Sie iſt gerettet,“ — das Herz ſo voll in dem beglückenden Bewußtſein, daß Gott ſie uns erhalten — unſere Mutter!! — —

„Jetzt ſind wir über den Berg!“ meinte Doctor Feldten, den Arm um Erich's Schulter legend.

„Nur noch Ruhe und gute Pflege iſt von Nöthen.“

„Die habe ich ja!“ ſagte Tante Ina, mit ihrem ſchönen Lächeln uns Beide ſo lieb anſehend.

Erich aber ergriff ſchweigend meine Hand, und ſein langer Kuß ſagte mehr als tauſend Worte.

Der Strand leert ſich mehr und mehr!

Auch Sandern's ſind fortgefahren. Ich konnte ſie nicht auf den Bahnhof begleiten, aber ſie kamen alle Abſchied nehmen.

Als ich Lia umfaßte, fühlte ich etwas wie Abwehr in ihr, und um ihren Mund legte ſich ein herber Zug. Arme Lia! Ich leſe in ihrer Seele. Bis jetzt hat ihr das Schickſal nur Blüthen gereicht — keine Dornen, die bis auf's Herzblut ritzen! — Nun muß auch ſie es lernen, daß Liebe Leid iſt! — — Aber ſie iſt noch ſo jung — das Leben liegt vor ihr, ſie wird verwinden!! — — —

* * *

Thilde Rehburg's Tagebuch.

** Auguſt.

Tante Ina's Geneſung macht raſche Fortſchritte. Heute Nachmittag bat ſie ſelbſt um etwas Muſik.

„Welches Lied willſt Du hören, Tantchen?“ fragte ich.

„Bitte, Mamachen, laß mich wählen,“ entſchied Erich, während er das Pianino öffnete.

„Etwas Hoffnungsvolles, Jubelndes muß es ſein!“

Er blätterte in meinen Noten, nahm ein Schumannheft heraus und ſchlug das „Frühlingslied“ auf.

Herzensjubel klingt ja darin, aber mir ſchnürte die Erregung die Kehle. Erich's Blicke lagen ſo unverwandt auf mir, daß ich es garnicht ſo recht hinausjauchzen konnte, das frohlockende, glückstrunkene „Sie iſt Deine — ſie iſt Dein!“

Und doch ſtrahlten ſeine Augen verrätheriſch, als er mir nachher dankte.

Was Tante Ina wohl gedacht haben mag? Ob ſie etwas ahnt? Mit ihrem feinen Empfinden wohl mehr, als wir glaubten. —

Mit ihrem lieben, klugen Lächeln ſagte ſie nach dem Abendeſſen:

„Wollt Ihr nicht mal wieder einen tüchtigen Spaziergang machen? Ihr armen Kinder habt es die letzte Zeit ſchwer genug gehabt!“

„Biſt Du einverſtanden, Thilde?“

So ſehr er ſich zu beherrſchen wußte, klang doch ſeine Stimme heiſer.

Nun kam die Entſcheidung! — — Ich fühlte, wie ich erröthete, aber ich ſagte tapfer:

„Gewiß, Erich! Wollen wir abwandern, wenn Tante Ina es erlaubt.“

Erich beugte ſich zu ſeiner Mutter herab — ſeine Lippen berührten ihre Stirn, als wolle er Abſchied nehmen.

Ihre ſchmale Hand ſtrich liebkoſend über ſein dunkles Haar. — Es war wie ein Segen in der Bewegung! — — —

* * *

Silbergrau, glitzernd wie flüſſiges Metall, breitet ſich das Meer.

Leiſe rauſchen die Föhrenwipfel. In leuchtender Klarheit wandelt das Nachtgeſtirn durch das dunkle Blau.

Und unendlicher Friede weht aus der Höhe, liegt über der ſtillen Welt! —

Thilde und Erich ſtehen auf der Düne.

Er haſcht nach ihrer Hand.

„Wie oft habe ich in dieſem Sommer des Dichters Wort nachempfunden.

„Ich bin der Sturm, der fährt dem Norden zu, Du biſt die mondbeglänzte Meeresruh.“

Aber ich frage nicht mehr weiter mit ihm:

Wie ſtimmt ein ſolches Ich zu ſolchem Du?“ Ich habe die Ueberzeugung — und fühle es wie ſelige Zuverſicht mich anwehen aus dieſem Bewußtſein — daß wir uns Ergänzung ſein können, ſein werden, in den tiefſten Tiefen unſerer Naturen — Ergänzung und Vollendung. Und dieſe Hoffnung umſtrahlt mich wie Himmelslicht! — — Kannſt Du dieſe Zuverſicht nicht theilen, Thilde?“

Wortlos blickt ſie zu ihm auf. — Was ihre Lippen nicht formen, nicht ſagen können — ihre Augen verrathen es ihm. Aus den wunderſchönen Sternen ſtrahlt ihm, zum erſten Mal unverſchleiert, ihre ganze Seele entgegen, in überſtrömender Liebesempfindung! — —

„Thilde!....“

Jauchzend, glückdurchzittert, beſitzergreifend klingt der Laut durch die Stille der Nacht. Er umſchließt die geliebte Geſtalt, und in der Seligkeit dieſer Minuten verſinkt ihnen ringsum die Welt!....

Arm in Arm wandeln Thilde und Erich am Strande entlang. Als ſie an ein Lieblingsplätzchen kommen, raſten ſie eine Weile.

„Erinnerſt Du Dich, Thilde, wie Du mir, im Mai, an dieſer Stelle ein ſchönes Gedicht „Das Glücksſchiff“ vorlaſeſt, und ſo peſſimiſtiſche Bemerkungen daran knüpfteſt — über den thörichten Jugendglauben, man könne es ſich beſtellen?“

Sie nickt lächelnd.

„Und jetzt iſt es doch gekommen — das Glücksſchiff?“

„Ja, Erich — Gott hat es geſandt. Ihm wollen wir danken!“ ſagt ſie mit feuchten Augen und ſchmiegt ſich feſter an ſeine Bruſt.

Und ihn überſtrömt eine mächtige Welle tiefinneren Jubels, als könne er vor lauter Glückſeligkeit wieder beten lernen zu einem himmliſchen Vater, der die Geſchicke der Menſchen wunderbar lenkt.

„Mein Herzensliebling,“ flüſtert er leiſe, „lehre Du mich ihm näher kommen, immer näher! Allein vermag ich's nicht!“ — —

* * *

Thekla Theren's Tagebuch.

** Auguſt.

Nun leert ſich Therenhof immer mehr und mehr. Adele fuhr, Anfang Auguſt, mit ihrem Manne in die Wolmarſche Gegend, um Bruno's Verwandte zu beſuchen. Ulrich mußte nach Birkenruh — Adalbert nach Dorpat zurück. Max und Lionel wollen in der nächſten Woche nach Neubad und zu einer Hochzeit im Fellinſchen. Sie erwarteten noch Sandern, der ſich ihnen anſchließen ſollte, aber ſtatt ſeiner kam ein Brief an Max, worin er ſein Bedauern ausdrückte, daß er ſein Verſprechen nicht erfüllen könne, weil er ſeine Schweſter Lia in ein deutſches Bad begleiten müſſe. Sie habe wahrſcheinlich die Seeluft, den Strandaufenthalt nicht vertragen — ſei ſehr elend und blutarm geworden! — Schade! — Ich hatte mich ſo gefreut, mit ihm Riezchen und Nüſſe zu ſuchen, von denen es viele, viele giebt. Mit ſeinen langen Armen könnte er ſo ſchön die Nußſträucher herunterbiegen. Und weite Ritte, zu allerlei hübſchen Punkten in dieſer Gegend, wollten wir auch unternehmen.

Es kommt überhaupt ſo Vieles anders, als man es ſich gedacht.

Die Eltern haben mit Onkel und Tante Profeſſor einen Plan beſprochen, von dem ich nicht weiß, ob ich mich über ihn freuen ſoll oder nicht.

Miß bekam vor paar Tagen die Nachricht, ihre Mutter ſei ernſtlich erkrankt und wünſche ihre Rückkehr nach England. Da bleibe ich ohne Gouvernante, denn Miß Mabel gab mir auch Muſik und Zeichenſtunden, und ſtatt daß eine Andere herkommt, ſoll ich, wie früher Eliſabeth und Marie, für den Winter zu den Verwandten nach Dorpat. Und das ſchon in vierzehn Tagen! — Onkel Max und Tante Linchen ſind ſo ſchrecklich gute Menſchen, die ich zärtlich liebe, aber mir iſt doch bang, auf ſo lange von Hauſe, von Mama fortzufahren. Wenn ich wenigſtens meinen Lieblingskutz mitnehmen dürfte. Er iſt ſo ein reizendes Hundchen geworden — ſchon ganz manierlich und ſtubenrein. Ob ich es wage, Tante Linchen um die Erlaubniß zu bitten? — Aber alte Herrſchaften ſind ſo eigen mit Möbeln und Sachen, und hin und wieder kaut ſo ein Hundebaby doch noch an allerlei herum, was es feſtkriegt.

* * *

Thekla Theren's Tagebuch.

* September.

Großes Halloh gab es am Kaffeetiſch, als Papa in den Poſtſachen eine Verlobungsanzeige fand und ſie vorlas. Meine angeſchwärmte Thilde Rehburg hat ſich mit Doctor Erich Rehburg verlobt! — — Alſo er war der Rechte!

Alle finden, daß ſie famos zuſammenpaſſen und ſehr glücklich werden müſſen. Ich freue mich furchtbar

für ſie, aber mir ſelbſt iſt heute ſo gräßlich traurig zu Muth.

Vorbei die Ferien — zu Ende der ſchöne Sommer! — — Der letzte Abend hier! Morgen geht's nach Dorpat! — Vor dem Gutenachtſagen nahm Mama mich noch in ihr Zimmer, und hatte ſoviel liebe Worte und Ermahnungen für mich, daß ich ganz weich wurde. Ich ſchluckte an meinen Thränen und verſuchte ſehr tapfer zu ſein — verſprach ihr alles. Aber als ſie gegangen war, habe ich ordentlich losgeheult. Jetzt erſt kam mir voll zum Bewußtſein, wie nöthig ich mein Mamachen habe, um mich glücklich und zufrieden zu fühlen, und wie ſehr ich an allen Geſchwiſtern hänge. Lieber Gott, erhalte ſie alle geſund! Zu Weihnachten ſehe ich ſie wieder!

Adieu, mein liebes, liebes Therenhof! Auf Wiederſehn im Jahre 1887! — —

* * *

Ein goldig klarer Septembermorgen, herb und friſch. — —

Die Wagen ſetzen ſich in Bewegung.

„Schreibe bald, Theklachen."

„Ja, Mamachen — auf Wiederſehn!"

„Auf Wiederſehn, Kind!"

„Adieu, Aline."

„Gute Fahrt, Schwager."

„Danke für den ſchönen Sommeraufenthalt."

„Iſt der Speiſepaudel nicht vergeſſen?"

„Nein, nein — er iſt auf dem Bock."

„Adieu, adieu."

„Auf Wiederſehn!" „Auf Wiederſehn!" — — —

Nur noch als dunkler Punkt iſt der Wagen am Ende der Allee zu erblicken. Ein weißes Tuch winkt. Jetzt eine Biegung des Weges — nun iſt er verſchwunden!....

In Thränen ausbrechend, lehnt Frau von Theren den Kopf an die Schulter ihres Mannes.

„Nun ſind ſie alle fort! —“

„Kopf hoch, Berthachen — ſie kommen ja wieder.“

Frau von Theren blickt in die Weite, über den See.

„So Gott will — ja! Eine aber kehrt nie mehr zurück. Einzig ſchön waren dieſe Sommerwochen, aber wie tief habe ich ſie vermißt, unſere ſüße Eliſabeth.“

„Sie iſt uns *vorausgegangen*, Bertha,“ ſagt Herr von Theren bewegt. „Dahin, wo wir alle gelangen werden, denn wir ſind auch nur Gottes Sommergäſte hier auf Erden, und „wohl dem, deß Saat hier keimt, zur Ernte für die Zeit, der Unvergänglichkeit.“ — Die Arbeit ruft, Frauchen! Nach des Sommers Genuß und Erholung heißt es wieder wirken und ſchaffen — unſeres Lebens Wahlſpruch erfüllen „*Bete und arbeite*.“ Und Gott gebe die Kraft und den Segen dazu!“

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google